GESCHICHTE DER DEUTSCHEN DICHTUNG VON DER ÄLTESTEN BIS AUF DIE NEUESTE ZEIT

Wolfgang Menzel





Geschichte

der

Deutschen Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit

von

Wolfgang Menzel.

Neue Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig 1875.

Verlag von Louis Zander,

(früher Verlag von A. Krabbe in Stuttgart.)

Inhalt.

Deutsche Dichtung.

Neuntes Buch.

Die Natürlichkeitsperiode.

1.

Einfluß der Schweizer und Engländer.

Die Unnatur der Renaissance- und Rococozeit, der classischen Affectationen wie der französischen Moden, des pedantesken Schwulstes wie der Boudoirphilosophie, befremdete und beleidigte das germanische Nationalgefühl zuerst da, wo theils die Natur in ihrer majestätischen Herrlichkeit, theils uralte germanische Freiheit vorwalten, in der Schweiz und in England. Einfache, sittenreine Männer dieser Länder wiesen von der in der Hof- und Schulluft verderbten Poesie wieder hin auf den ewig jungfräulichen Reiz der Natur.

Johann Grob von Herisau in Appenzell, der sich Reinhold von Frauenthal nannte, hinterließ ein 1700 gedrucktes „poetisches Spazierwäldlein", welches mir hauptsächlich deßwegen bedeutend erscheint, weil hier zum erstenmal die oberdeutsche Natur mit ihrem Mutterwitz und Behagen, der Unnatur der Schule gegenüber, sich selber zum Bewußtseyn kommt.

In großer Einfachheit, aber mit der besten Laune stellt sich uns der Dichter als ein Mann der Prosa und des praktischen Lebens dar, der durch die herrlichen Alpen nur — als Weinhändler reist, um im Veltlin Wein aufzukaufen, im Veltlin, das er viel reizender findet, wie Graubündten, es der schönen Magd einer häßlichen Frau vergleichend. Mitten in den Alpen und während er seinem Geschäft nachdenkt, im düsteren Engpaß des Hirschsprunges

tritt ihm plötzlich Apollo entgegen im Glanz seiner Gottheit, aber „die Harfe verkehrt auf den Lenden“ und mahnt ihn an seinen Dichterberuf. Der Reisende wird aber nicht verlegen, sondern sagt dem Gott, wenn ich erst meinen feurigen Veltliner daheim haben werde, wird mir das Dichten schon wieder kommen. — Ueberall verräth sich des Appenzellers munterer und praktischer Verstand.

Ein Wort, das meinem Mund entwichen,
Ist auf der Stelle nicht mehr mein,
Es wird von andern ausgestrichen,
Es muß oft mein Verfolger seyn.
Zum Redeverkehren ist keiner faul,
Wer ruhig will leben, der halte das Maul.

Feinde, sagt der Dichter, nützen uns mehr als Freunde.

Bei Freunden wird viel Zeit auf Spiel und Scherz verwandt,
Bei Feinden nimmt man bald das Betbuch in die Hand.

Wer, sagt er unter anderm, zu rasch will reich werden, dem geht es, wie einem, der sich zu rasch wärmen will und sich verbrennt. — Vom Pöbel sagt er: derselbe ist

Ein Hof, worinnen man mehr Thier' als Menschen schaut,
Ein fauler, tiefer Teich, der gleichwohl Sturm erreget,
Ein blindes Pferd, das oft den Reiter von sich schmeißt,
Ein Hund, der Brocken nimmt und gleich den Geber beißt.

Wer sind die vier Hoffärtigsten in der Welt?

Ein alter Schulregent, der halb Latein versteht,
Ein ausgefreite Magd, die gleich zur Trauung geht,
Ein neuer Bauernschulz, ein Bettler, so besoffen.
Ob diesen zweien wird nichts Stolzers angetroffen.

Vortrefflich ist die Schilderung eines allzudicken Mannes S. 194. Auch spottet er der fremden Trachten, der neuen Moden. Ueberall ist bei ihm Natur und er ist hierin ein Vorbild Hallers, aber ungezwungener und viel heiterer als dieser.

Albrecht von H a l l e r aus dem berühmten Berner Patriziergeschlecht, ausgezeichneter Naturforscher und Anatom, gab 1729 einen „Versuch schweizerischer Gedichte“ heraus. Das erste und älteste Gedicht enthält „Morgengedanken“ von wirklich lichter Frische eines neuen Dichtermorgens. Es ist ein Durchfühlen der Morgenlandschaft mit der Andacht

eines frommen Christen und zugleich eines Naturforschers, denn als solcher verräth sich hier schon der siebzehnjährige Jüngling. Sein berühmtestes Gedicht sind „die Alpen“.

Er ging dabei nicht sowohl auf prächtige Naturschilderungen aus, als auf das Lob altschweizerischer Einfachheit und Naturwüchsigkeit. Er preist seine Landsleute vor allen Völkern der Welt glücklich, weil sie die alte Naturkraft und reine Sitte bewahrt hätten. Er beschreibt ihre Schwingfeste, ihr häusliches Leben, das Käsebereiten, die winterlichen Geschäfte. Erst nachdem er das Volk geschildert, entwirft er ein aufsteigendes Bild des Gebirges.

Ein rührendes Gedicht bewahrt das Andenken seiner verstorbenen Gattin Marianne. Hallers übrige Gedichte behandeln meist ernste und abstrakte Dinge. Eines seiner gedankenreichsten Gedichte ist ferner das „über den Ursprung des Uebels“.

Der Dichter versetzt sich in die Alpen und überblickt die reiche Landschaft. Welche Größe der Schöpfung! Aber wie kam das Uebel in die Welt? Nachdem er die Schöpfung der Engel geschildert, die alle vollkommen gewesen, fährt er fort: „Die Kenntniß ihres Lichts gebar die Finsterniß“. Sie verloren ihre Unschuld, indem sie ihre ganze Größe und Herrlichkeit inne wurden u. s. w. Bekannte Sätze, aber schön von Haller vorgetragen.

Noch ein Gedicht, „über die Ewigkeit“, enthält den kühnsten Ausdruck des Grauens, das den Denker faßt, wenn er in diesen Begriff sich vertieft.

Haller schrieb in spätern Jahren auch einige politische Romane, die insofern bedeutsam sind, als sich schon in ihnen der streng conservative Geist aussprach, der später in seinem als Staatsrechtslehrer berühmten Enkel zum vollsten Durchbruch kam.

Albrecht von Haller schrieb den Roman Usong, worin er als geborner Republikaner den Satz durchzuführen bemüht ist, daß auch ein absolut regierender Despot den Staat beglücken und dessen sittliche Zwecke erreichen könne. In dem „König Alfred“ stellte er ein ähnliches Musterbild constitutioneller oder beschränkter Monarchie auf, während er in dem „Fabius und Cato“ der Aristokratie das Wort redet gegen die Demokratie.

Durch Hallers Alpen angeregt, gab Tralles 1750 zu Breslau ein Gedicht über das schlesische Riesengebirge heraus und widmete es Hallern.

Dasselbe enthält einige sehr ausgemalte Naturschilderungen in der Manier von Brockes, z. B. des Nebels, der aus Bläschen in Eiskristall und dann in

Schnee übergeht, der Wasserfälle rc. Auch die Schilderung der weiten Aussicht über die schlesische Ebene ist nicht übel, dagegen schildert er in gar bescheidener Weise die Gebirgsbewohner nur als ein armes, aber genügsames Volk, und ist weit entfernt, ein Ideal daraus machen zu wollen, wie Haller aus seinen Schweizern.

Hallers Jugendfreund war der berühmte Johann Jakob Bodmer, Professor und Großrath in Zürich. Obgleich dieser Bodmer nur ein schwacher Poet war, so erwarb er sich doch als unermüdlicher Kritiker das große Verdienst, Gottsched und den französischen Geschmack vom Standpunkt gesunder Natur und Moral aus zu bekämpfen und endlich auch zu besiegen. Er stützte sich dabei auf den neuen in England aufgekommenen Geschmack und auf die alten Griechen, deren edle Natürlichkeit in der Renaissance zu baarer Affectation und Unnatur geworden war. Er setzte mithin der Gallomanie die Anglo- und Gräkomanie zugleich entgegen. Den Kampf allein aus dem nationalen und kirchlichen Bewußtseyn heraus durchzuführen, war er nicht Manns genug, der junge schwache Sproß eines bessern Geschmacks bedurfte noch der fremden Stütze.

In England wirkten dieselben Elemente wie in der Schweiz dem französischen Geschmack entgegen, alter gesunder Sinn und Freiheitsgefühl, zugleich aber auch das religiöse Gewissen, welches die immer ärger gewordene Freidenkerei in Frankreich abstieß. Milton in seinem berühmten Gedicht vom verlornen Paradiese erreichte zwar den großen Dante nicht, war aber der erste Protestant, der aus der gänzlich verholzten und ausgetrockneten Orthodoxie wieder eine prachtvolle Blüthe der Poesie hervorzauberte. Durch ihn wurde Klopstock in Hamburg, von dem sogleich die Rede seyn wird, zu seinem „Messias“ angeregt. Bodmer ahmte Klopstock in einem Epos von Noah nach, aber ohne dessen idealistischen Flug, mehr als Naturbeschreiber. In Bezug auf Naturschilderung war aber in England Thomson mit seinem Gedicht „die Jahreszeiten“ vorangegangen. Vor allen nahm sich Bodmer als Kritiker den berühmten englischen Journalisten Addisson zum Muster, der ohne eignes Dichtergenie den größten Einfluß auf den Geschmack übte durch die von ihm vertheidigten Grundsätze des Natürlichen.

Im Kampf wider Gottsched hatte Bodmer, im innigen Verein mit Breitinger, schon 1721 eine feste Stellung eingenommen in einer literari-

schen Gesellschaft in Zürich, die ihre kritischen Grundsätze durch eine periodische Schrift „Discurse der Maler“ ausbreitete. Die Verfasser hatten sich nämlich die Namen berühmter alter Maler beigelegt. Alsbald wehrte sich Gottsched und seine Leipziger Schule mit Händen und Füßen für den französischen Geschmack gegen die neue Züricher Schule und es begann ein lebhafter Federkrieg, in Folge dessen Bodmer noch eine lange Reihe kritischer Betrachtungen, Briefe ꝛc. herauszugeben Gelegenheit fand, die Gottscheds engherziges Geschmacksregiment zu Grunde richteten.

Bodmers eigene Dichtungen sind: 1747 Pygmalion (mit seiner lebendig gewordenen Statue), kleine Elegien und Lehrgedichte, dann 1752 „der Noah“ ein Epos in Hexametern, dem Klopstocks schon 1748 erschienene ersten Gesänge des Messias zum Vorbild dienten, fortgesetzt in einem zweiten Epos „die Sündfluth“.

Im Noah stehen die frommen Noachiden der verderbten Menschheit gegenüber und werden empfindsam genug aufgefaßt. Den größten Fleiß aber wendet Bodmer auf die Naturschilderungen. Der feierliche Einmarsch der Thiere in die Arche hat viel Komisches. Da heißt es

Nach ihm folgte das Federheer: Zuerst das Geflügel
Mit krummhackigten Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel.
Dann die Arten des Spechts mit converen klemmenden Schnäbeln,
Dann die, so schwimmen, mit Schnäbeln wie sägende Zähn' eingeschnitten,
Die in einander schließen, und Häutchen an Klauen zu schwimmen.
Andre mit langen cylindrischen Schnäbeln ꝛc.
Dann die vom Hühnervolk mit conischem, krümmendem Schnabel,
Endlich beschlossen den Zug die Vögel vom Sperlingsgeschlechte,
Mit dem conischen abgestutzten Schnabel ꝛc.

Bodmer nimmt an, ein großer Komet habe sich der Erde dermaßen genähert, daß er all ihr Wasser an sich gesogen und auf eine Seite getrieben habe, wodurch die Sündfluth entstanden sey. Der nasse Tod überrascht die Menschen mitten in ihren Schandthaten und Lüsten. Schön ist die Scene, wie eben einige edle Söhne im Angesicht des Vaters durch einen Tyrannen sollen ans Kreuz geschlagen werden, als plötzlich die Sündfluth Märtyrer und Henker verschlingt. Was später Babel wurde, ist hier vor der Sündfluth die ungeheure Stadt Thamista, in welcher der Riesenkönig Og gebietet. Dieser hat sich ein großes Schiff, den Leviathan, bauen lassen, in das er mit allen Genossen seiner Lüste flüchtet und sich so sicher wähnt. Hier sitzen sie und zechen und höhnen bei vollen Bechern die Sündfluth. Die große Stadt geht allmählig unter, nachdem sie lange das überschwemmte Land noch siegreich überragt.

Aber auch Og geht unter: eine der schönsten und großartigsten Schilderungen in diesem Gedicht. In dem engen Raum des Schiffs rücken alle Laster näher an einander und beginnen mit einander zu ringen. Erst erfüllt eine allgemeine Orgie das Schiff, diesen Wollüsten folgt Neid, Eifersucht, brutale Rauflust und ein allgemeines Gewürge erfüllt das Schiff mit Blut und Leichen, bis Og ganz allein lebendig übrig bleibt. Aber auch über ihn stürzt ein Berg und begräbt ihn, als er eben ans Ufer treten will.

In seiner Calliope 1768 vereinigte Bodmer die Sündfluth, fünf alttestamentliche Idyllen von Jakob und Joseph, sodann „Colombona", ein Epos, welches die Entdeckung Amerikas durch Columbus schildert, gleichfalls in Hexametern, aber zu sehr voll langweiliger Monologe und Dialoge, während die Beschreibung des Meers und der neuen Welt zu sehr vernachlässigt ist. Dann folgen Uebersetzungen aus der Ilias, der Koluthos (Raub der Helena), und Stellen aus dem Parcifal und aus den Nibelungen, seltsamerweise in Hexameter gebracht. Die Calliope enthält ferner noch drei merkwürdige Dichtungen Bodmers.

Zuerst Zilla, in Hexametern, eine Nachahmung des verlornen Paradieses von Milton, aber von eigener Erfindung. Hier heißt das erste Weib Zilla und der erste Mann, Zadik, läßt sich nicht von ihr verführen, sondern bleibt Gott treu. Als nun Zilla ganz in die buhlerischen Schlingen des Satan gefallen, der ihr vorspiegelt, Gott zu seyn und sie zu göttlicher Würde zu erheben, schafft Gott dem Zadik eine neue, ganz reine und unschuldige Zilla, die ihm treu bleibt und ihn beglückt, während ihr verfinstertes Ebenbild zwar ihre Sünde bereut, aber zur Strafe, wie Kain, flüchtend umherirrt.

Inkel und Yariko, die rührende Geschichte des treulosen Engländers, der in der Gefangenschaft von einem wilden Mädchen gepflegt, dasselbe nachher als Sklavin verkauft und sich freut, da sie von ihm schwanger ist, ein paar Thaler mehr zu bekommen. Der Contrast der durch ihre Unschuld sittlichen Barbarei mit der die Cultur begleitenden Unsittlichkeit kann nicht frappanter ausgedrückt werden, als in diesem Gedicht, das Gellert in seinen Fabeln abgekürzt wiedergab und Pelzel 1770 in ein Schauspiel umarbeitete.

Auch Monima ist ein sehr interessantes Gedicht. Diese dem König Mithridates verkaufte Griechin klagt aufs rührendste über das traurige Schicksal einer gebildeten und edeln Hellenin im Harem eines Barbaren, der, nur ihren Körper suchend, ihren Geist verachtet. Die Ehre einer Königin ist ihr so verleidet, daß sie, als Mithridates auf der Flucht ihren Tod befürchtet, und sie sich mit ihrem Diadem erdrosseln will, es aber abreißt, sarkastisch ruft: auch dazu taugst du nicht einmal?

Die Töchter des Paradieses 1768 in Hexametern habe ich nicht ge-

funden. Auch nicht den in Hexametern episch behandelten Conradin von Schwaben und die Gräfin Hedwig von Gleichen 1771. Wilhelm von Oranse (Bearbeitung des Wolfram in Hexametern) 1774, Hildebold und Wibrade und Maria von Brabant 1776, deßgleichen Sigowine und Adalbert 1776, alle in Hexametern; deßgleichen Telemach und Nausikaa, Evadne und Kreusa 1777.

Bodmer schrieb noch eine Menge epische Dichtungen in Hexametern und noch mehr Schauspiele. Man ist kaum mehr im Stande, alle seine Dichtungen einzeln aufzutreiben.

In den „Apollinarien" 1783 wurden die kleinen epischen Dichtungen classischen Inhalts gesammelt (Meleager, Orpheus, Medea, Philemon und Baucis ꝛc). Macarie, die sich opfernde Tochter des Hercules, erschien besonders. — Die Schauspiele haben biblischen Inhalt (der Tod Adams, der keusche Joseph, Isaaks Opfer), oder antiken (Ulysses, Electra, Patroklus, Oedipus, Cicero, Cato, Brutus, Timoleon, Octavius, Gracchus, Nero, Patus, Aristomenes ꝛc.) aber auch romantische und moderne Stoffe (Johanna Gray, Friedrich von Toggenburg, Heinrich IV., die Cherusker, der Hungerthurm von Pisa, Arnold von Brescia, Wilhelm Tell ꝛc. Ich kenne sie nicht alle, aber die ich kenne, sind ohne Werth. Bodmer pickirte sich, es besser machen zu wollen, und setzte daher dem Weiße einen „neuen Romeo", Lessing einen „Odoardo Galotti" entgegen. Nie war ein Dichter von so geringer Befähigung erpichter darauf, alle andern zu übertreffen.

Johann Jakob **Breitinger** war noch weniger Dichter als Bodmer, schrieb aber 1740 eine kritische Dichtkunst, gab Boners Edelstein heraus „Fabeln der Minnesinger", mit Bodmer die schwäbischen Minnesinger und vieles andere, da er und Bodmer immer Hand in Hand arbeiteten.

Ein Schüler Bodmers, Heinrich **Lange** in Halle, schrieb „Thyrsis und Damons freundschaftliche Briefe" 1745, die Historie vom gehörnten Siegfried, eine rohe Satire auf die Herrnhuter, und ein Lehrgedicht von Cometen. Bedeutender war sein erster Versuch, in horazischen Versmaaßen zu schreiben.

Lehrgedichte in Hallers und der Engländer Manier erschienen noch öfter. In dem „Versuch in moralischen und Schäfergedichten" von **Zernitz** 1748 findet sich ein langweiliges Lehrgedicht vom Endzweck der Welt. **Withof** schrieb Lehrgedichte gegen die „moralischen Ketzer" d. h.

die Philosophen, ein Gedicht von der Redlichkeit rc. Seine Werke erschienen gesammelt als „akademische Gedichte“, 1782. Thienemann besang 1753 die Vorsehung, dann Johanne Charl. Unzerin 1753 den Nachruhm. Ludwig von Heß, schwedisch-pommerischer Beamter, der zu Hamburg privatisirte, schrieb 1746 eine Satire „Glückseligkeit der ungerechten Richter“ und später noch mehr satirische Schriften, die ihn auch wieder von Hamburg vertrieben, unter andern Juno abortans und crater Helenae. G. Hier. Bohn schrieb 1753 „die schwache Wissenschaft der heutigen Aerzte.“ In demselben Jahr erschien anonym eine „Bibergailiade“ in Alexandrinern, Satire auf die Klatschgesellschaften.

Angeregt von Thomson und Haller zugleich begann Senator Barthold Heinrich Brockes in Hamburg 1732 sein „irdisches Vergnügen in Gott“, welches erst 1740 mit dem 9. Bande schloß.

Beschreibungen und moralisch-religiöse Betrachtungen der Natur, zum Theil sehr steif und langweilig, zuweilen aber auch von homerischer Schönheit. Alles zerfällt in einzelne Bilder. Das größte Talent hatte Brockes für die Auffassung flüchtiger Naturerscheinungen, die Wechsel des Lichts und der Schatten, das Spiel der Wolken, der Wellen, der Sonne und des Windes im Laube rc. In fast unzähligen Gedichten wiederholt sich dieser optische Reiz. Beispiele: Theil 2 S. 7 die Schilderung bewegter Wolken, 5. 270 des bunten Farbenspiels an einer Saifenblase, 1. 142 eines Gewitters, 1. 34 eines Wasserspiegels, 7. 92 des stillen, 7. 87 des stürmisch bewegten Meeres; 1. 48, 209; 5. 10, 11; 8. 37 der Lichteffecte im Laubwald, 2. 179; 6. 70; 7. 123 in einem wallenden Kornfeld, 1. 321 des Schnees im Winter, 1. 358 des lebendigen, leckenden, fressenden Feuers. — Auch die Pflanzenwelt wird aufs lieblichste geschildert, wie im Frühling die Pflanzen hervorkeimen z. B. 1. 4, oder wie sie im Herbst welken 1. 263; 8. 228, wie das Getreide 1. 110, wie das Obst 1. 267 geerntet wird. So auch einzelne Pflanzen, z. B. die Kaiserkrone 1. 64, die Rose 1. 83, der Weintraube 1. 269, 281, 284, einer Kirschenblüthe im Mondschein 2. 38, das Moos 2. 91. In der kleinlichen Ausmalung überaus treu, wenn auch weniger poetisch, sind die Beschreibungen der Erdbeere 1. 98, Nelke 1. 248, Lilie 2. 109, des Kürbisses 2. 306, der Quitte 2. 422, des Kastanienbaums 3. 593, der Balsamine 5. 218, des braunen Kohls 6. 211, der Klette 8. 129.

Wie einzelne Pflanzen, so werden auch einzelne Thiere von Brockes mit Meisterschaft gemalt. Bei der Schilderung ausländischer Thiere benutzte Brockes die berühmten Stiche von Riedel, nach dessen Blättern er eine ganze Reihe von Thieren vortrefflich beschreibt. Am besten gelang ihm die mütterliche Leopardin 4. 247, der lauernde Hirsch 6. 219, das ruhende Wildschwein

6. 227, die Füchsin mit den Jungen 6. 233, das säugende Reh 6. 234. Nicht übel ist auch der Biber aufgefaßt, 6. 247.

Unter den Vögeln preist Brockes am meisten die Nachtigall und bezeichnet die Mannigfaltigkeit ihrer Töne mit großem Geschick, 1. 23, 65, 68. Sehr gut und ächt niederländisch ist die Beschreibung des Hühnerhofes, 4. 162 und des schönen Pfau 4. 164, 165. Gut auch die Beschreibung der Fische 1. 36; 2. 129; 7. 104. Komisch die des Frosches 2. 61, das Gequack des Frosches soll lauten: merk es, merk es! Nämlich: Mensch! merke die Wunder Gottes auch in mir! Sehr schön ist der weiße Schmetterling 1. 221, gut auch die grüne Fliege 5. 120. Der Mensch ist in seinen natürlichen Eigenschaften am wenigsten berücksichtigt. Theil 3 S. 167 finden wir eine Schilderung des Schlafes, nebst Dank für diese Gabe, und 6. 623 eine sehr weitläuftige Beschreibung der menschlichen Hand und aller in ihr liegenden Talente.

Der Natur huldigte auch der Freiherr Bachoff von Echt in seinen Gedichten „der Herbst" und „die Landlust", beide von 1748. Auch Bohn in Lübeck schrieb 1754 eine „Landlust".

Triller, ein Arzt in Wittenberg, ahmte in 5 Bänden „poetischer Betrachtungen" 1750 das irdische Vergnügen von Brockes nach, aber fast nur seine Fehler ohne seine Vorzüge. Besonders widrig ist seine versificirte Beschreibung des thierischen Organismus, des Ernährungs- und Zeugungsprozesses, der Krankheiten 2c.

Nathanael Reichel schrieb 1755 „poetische Gedanken über den gestirnten Himmel", als Vorbild der spätern Urania von Tiedge, mit steter Rücksicht auf die Atheisten, welche Gott und die Unsterblichkeit leugnen, und voll Ehrfurcht vor der Majestät Gottes in dem größten seiner Werke.

Johann Christian Cuno aus Berlin wurde Soldat, heirathete eine reiche Wittwe in Amsterdam, diente lange in Ostindien und ließ sich später in der Gegend von Durlach nieder. In seiner Ode über seinen Garten von 1749 spricht sich seine Freude an der schönen Natur in der Weise von Brockes aus. Die Holländer hatten seinen guten Geschmack aber so gänzlich verdorben, daß er, als er 1762 wagte, dem Messias von Klopstock eine zu Amsterdam gedruckte Messiade entgegenzusetzen, dieselbe folgendermaßen begann:

Ich stimmte sonst verzogne Saiten
Auf längst verlegtem Dichterspiel;

Die Sittenlehre war mein Ziel
Nebst Blumen, die zum Schöpfer leiten.
Jetzt weckt ein größrer Gegenstand
In meiner Brust ein stärker Feuer.
An stat des Rohrs, an stat der Leier,
Füllt die Trompete mir die fast zu küne Hand.

Im Uebrigen verbirgt sich in dieser geschmacklosen Form mancher tiefe Gedanke und viel Eigenthümliches, es erscheint z. B. Satan in der Gestalt des von den Juden fälschlich erwarteten Messias dem Hohenpriester, um ihn gegen den wahren Messias aufzureizen; während der Engel am Grabe sitzt und die Wächter schlafen, schleicht die „Verwesung" heran, erzeugt vom Tode und von der Sünde, die alles Fleisch frißt, und deren Beschreibung so meisterhaft ist, als wäre sie von Milton.

Naumann, ein Nachahmer Bodmers und Klopstocks, schrieb 1752 ein Epos „Nimrod". Ein anderer, Friedrich Ewald von Kleist, preußischer Major, der in der Schlacht bei Kunnersdorf den Heldentod fand, ahmte Thomson in dem berühmten Gedicht vom „Frühling" nach (1749):

Dasselbe ist in Herametern mit einer eigenthümlichen Vorschlagsylbe geschrieben und wimmelt von zierlichen kleinen Naturbeschreibungen, die der Dichter auf seiner sogenannten Bilderjagd im Wald und Felde sammelte.

Kleist war ein großer, martialisch aussehender Mann, was man nicht glauben sollte, wenn man seine sanften Lieder liest. Allein er hat auch Heldenlieder geschrieben.

Vortrefflich ist seine Ode an die preußische Armee von 1757, worin der ganze Unmuth und Stolz eines preußischen Kriegers über die allgemeine europäische Verschwörung gegen Friedrich den Großen sich ausspricht und der edelste Muth gegenüber den zahllos sich um Preußen aufthürmenden Gefahren. Auch das Gedicht Cissides und Paches athmet diesen Muth, so wie auch das Trauerspiel Seneca, wo der verblutende Seneca gleichsam als Vorbild des verblutenden Dichters selbst anzusehen ist.

Von Palthen (Versuch zu vergnügen, 1759) ahmte ebenfalls Thomson nach, suchte aber, wie die holländischen Maler dieser Zeit, die Natur in den gemeinsten Dingen, wie Viehstücken, plumpen und gemeinsinnlichen Bauernstaffagen 2c.

Ungleich feiner waren die „Blicke in das Landleben" des Freiherrn Eberhard von Gemmingen (1752), in denen einige schöne Landschaftsbilder ausgemalt werden, sonderlich eins vom Ufer der Nagold im Schwar-

wald. Sehr langweilig sind die „Spaziergänge" des Joachim Christian Blum zu Frankfurt an der Oder, weil sie nur moralische Betrachtungen enthalten, die der Dichter auf Spaziergängen anstellte (1774).

Hirschfeld, Justizrath in Kiel, schrieb 1767 ein „Landleben", worin er vom Genuß der Natur und Landschaft handelte, später „den Winter", eine moralische Betrachtung, und einige andere moralische Schriften. Seine „Gartenkunst" von 1779 hat das Verdienst, zuerst wieder nach dem Beispiel der Engländer von der französisch-holländischen Künstelei zur Natur, zum Verständniß landschaftlicher Schönheit zurückzukehren. Ganz unbedeutend ist Tscharners „Wässerung der Aecker" 1754, ferner „der Landbau", ein Lehrgedicht von Rössig 1779; „den Fels" von Weisenhahn 1774 konnte ich mir nicht verschaffen. „Die Weser" von Curtius ebenfalls nicht. „Der Harz" von Dannenberg 1781 enthält nur eine trockene Beschreibung der Bergwerke in Hexametern. Aber Valerius Neubeck, ein schlesischer Arzt, schrieb 1796 ein berühmt gewordenes Lehrgedicht „die Gesundbrunnen", worin er Naturbetrachtung Belehrung und Sentiment glücklich vereinigte. Schon 11 Jahr früher hatte er eine „Zerstörung der Erde nach dem Gericht" geschrieben, die ich nicht kenne.

Einen weit höheren Flug als alle diese Naturdichter nahm schon zu Bodmers Zeit der Quedlinburger Friedrich Gottlieb Klopstock, der als dänischer Pensionär in hohem Alter erst 1803 zu Hamburg gestorben ist. Er ließ bereits 1748 die ersten Gesänge seines weltberühmten „Messias" in den Bremer Beiträgen abdrucken. Im Allgemeinen Bodmers antigottschedischer Richtung folgend, erkannte er richtig, daß der deutschen Literatur nur durch zwei Potenzen aufzuhelfen sey, durch eine feurige Religiosität und durch eine eben so feurige Vaterlandsliebe. Obgleich fast jeder Dichter damaliger Zeit seinen weltlichen Liedern geistliche voranschickte, so waren die letztern doch meist handwerksmäßig gekünstelt. In den eigentlichen Kirchenliedern, Cantaten und Oratorien hatte sich das Bedürfniß nach einer innigern und lebendigern Erfassung des christlichen Stoffes kund gegeben. Klopstock glaubte nun, das Höchste in dieser Richtung zu erreichen, wenn er die Evangelien selbst in einem neuen lyrisch-epischen Feuer verklärte. Er wollte das Heiligste und Größte in der schönsten Sprache darstellen. — Eben so glühend war seine Vaterlandsliebe und

er griff in dieser Beziehung in die zweite schlesische Schule zurück, und machte, wie Lohenstein, den Hermann zum Hauptgegenstand seiner patriotischen Poesie, wie den Messias zu dem der religiösen. Aber Klopstock verirrte sich auf dem Wege zu diesen beiden hohen Zielen in das fremde Gebiet der Classicität. Er brauchte zu seinem Messias die Versart Homers, zu seinen Gesängen altdeutscher Barden die des Horaz.

Was man Klopstock am meisten vorzuwerfen hat, ist, daß er die Gemüthseitelkeit in die deutsche Poesie einführte. Gottsched war eitel auf sein vermeintliches besseres Wissen, auf seinen vermeintlich besseren Geschmack; auch den schlesischen Dichtern hatte es nicht an einer Ueberschätzung ihrer Talente gemangelt; aber Klopstock war der erste, der mit seinem Herzen wichtig that und gerade mit dem am meisten prahlte, was das bescheidenste seyn soll. Das Beispiel dieses berühmten Mannes wurde nun bis zur Ungebühr nachgeahmt. Fast alle Widerlichkeiten der sentimentalen Poesie in Deutschland führen auf diese Quelle zurück.

Vom Messias sagte schon Lessing, er werde von Jedermann bewundert, aber nicht gelesen, und Herder, er fasse Christum und die Apostel (man kann hinzusetzen, sogar den Teufel) zu weichlich und sentimental auf. Ich möchte ihm am meisten vorwerfen, daß er von den Thatsachen der Offenbarung und der kirchlichen Tradition abweicht und sich willkührliche und unpassende Erdichtungen gestattet. Fries tadelte formell die räumlichen Mißverhältnisse im Gedicht und verglich den Messias mit einer großen leeren Leinwand, auf der man nur hie und da zerstreute Sterne, ganz unten in einer kleinen Ecke aber das gelobte Land sehe.

Im Eingang huldigt Klopstock der Prädestinationslehre. Nicht nur Gott Vater und Sohn contrahiren ausführlich über die Mission des letztern, sondern auch von den Aposteln heißt es, ihren schon lange vorhergeschaffnen Seelen seyen Stühle im Himmel neben den vierundzwanzig Aeltesten gesetzt gewesen, ehe diese ihre Seelen in den irdischen Leib eingezogen seyen. Also fällt das Naive der Fischer und Zimmerleute, die durch Christus zum Apostelamte erweckt werden, ganz weg. — Erst nachdem der Dichter auf dem festen Boden der Erde angelangt ist, hat er in wundervoller Sprache Scenen von hoher Schönheit ausgemalt. Man denke nur an das Bild, wie der Heiland vor Kaiphas steht, mitten unter dem Toben seiner Feinde so ruhig, „als säh er den Abfall einer Quelle". Auch die Einmischung der bösen Welt ist nicht selten tiefpoetisch gefaßt. Wie z. B. Adramelech vor des Heilands Blick zurückbebt, indem er ihn belauert, im fünften Gesange, ist sehr schön. Eben so

wie der reuige Abadonna ihm am Oelberge naht. Viele Episoden sind aufs sinnvollste dem Ganzen eingeflochten, Nebenpersonen ist eine Bedeutung gegeben, die dem Ganzen, ohne es zu stören, einen wahren poetischen Reichthum verleiht. Die Bilder sind oft von homerischer Schönheit, die Sprache immer würdig und begeistert. Allein das Gedicht ist im Ganzen zu lang, die Begeisterung ermüdet durch die endlosen Exclamationen. Und die Einmischung der über- und unterirdischen Gewalten wird namentlich beim Tode Jesu gar zu willkührlich, phantastisch, durchaus unevangelisch. Wie erhaben ist in der Bibel die Vorstellung der Finsterniß beim Tode Jesu. Wie aber hat Klopstock dieselbe motivirt? Es ist kaum glaublich: Er ersinnt einen Kometen namens Adamida, der alle noch ungeborne Seelen enthalten soll und sich geschwind vor die Sonne schiebt, um dieselbe zu verfinstern. Dann steuert aber Engel Gabriel diesen Irrstern zur Erde, damit die Ungebornen noch den Tod Jesu sehen können. — Völlig verfehlt ist der Charakter Abadonnas als eines reuigen, weinenden, sentimentalen Teufels. Nicht ganz passend erscheint auch die Einmischung Adams und Evas. Wenn Klopstock die Eva sich weinend über den Leichnam des Heilandes ausstrecken und dessen Angesicht magdalenenhaft mit ihren blonden Haaren bedecken läßt, so ist das gewiß ein originelles Bild, allein es stört den ernsten Eindruck, den die Pietabilder sonst auf uns zu machen pflegen und machen sollen. Hieher gehört Maria, nicht Eva. — Am weitesten aber entfernt sich Klopstock von der biblischen und kirchlichen Poesie, indem er Christi Höllenfahrt nicht in die Zeit des Begrabenseyns, sondern erst hinter die Auferstehung verlegt. Auch befreit Christus nicht die Propheten, (denn diese sind bei Klopstock schon lange selig), sondern verwandelt plötzlich alle Teufel in — Todtengerippe. Das sollen sie fortan bleiben und der sublime Gedanke des Dichters ist, daß Tod und Teufel eigentlich Eines seyen, oder daß sich wenigstens unsere aufgeklärte Neuzeit die Vernichtung als die einzige Strafe, die den Sünder treffen könne, vorzustellen habe. — Dazu kommt auch noch die seltsame Vorstellung, daß das Innere der Erde von einer Centralsonne ausgefüllt sey, in welcher die Seelen der jung verstorbenen Kinder wohnen und friedlich von einem Engel geleitet werden, also im ganz Innern der Erde kein Platz für die Hölle übrig bleibt.

Klopstocks biblische Dramen sind 1) der Tod Adams, 2) David, 3) Salomo.

Der Tod Adams ist in poetischer Prosa geschrieben und voll O und Ach sentimentaler Exclamationen und Rührungen:

Adam. Ach, ich habe so sanft geschlummert.

Seth. O ihr Engel, er lächelt! Kommt, kommt, komm Eva, komm Haman und Selima, kommt ihr Mütter. Wir alle sind hier, segne uns, mein Vater!

Das Trauerspiel „David“ ist in Jamben geschrieben und handelt von Davids Uebermuth und von der Strafe der Zählung des Volks durch die Pest. Das Trauerspiel „Salomo“, gleichfalls in Jamben, handelt vom Götzendienst dieses Königs und seiner reuigen Rückkehr zu Jehovah.

Abbt verspottete diese Dramen und sagte vom Salomo, es handle sich hier eigentlich nur darum, ob der katholische Caplan oder der reformirte Hofprediger bei Hofe speisen solle? Gröber war der Hohn, den Gottscheds Anhänger Triller in seinem „Wurmsamen“ über Klopstock ausgoß.

Ein Dämon aus der scythischen Wüste streut Wurmsamen umher, aus welchem die neumodischen Epen in Herametern hervorwachsen.

Die geistlichen Lieder Klopstocks leiden an Empfindelei. „Der Ewigliebende, von einer Klarheit zur andern Klarheit, der Weg zum Unendlichen, der Geist der Auserwählten, der Wehmuth Thräne“, das ist nicht ächter Kirchenstyl. Wenn daher Klopstock, wie er sagt, im Sinn hatte, allein ein ganzes Gesangbuch zu schreiben, so würde es wohl nirgends eingeführt worden seyn.

Klopstocks Oden erklären dem deutschen Reim den Krieg, als einer Barbarei, aus der sich die deutsche Muse, an der Hand der griechischen, emancipiren müsse. Er selbst dichtet daher nur in alcäischen, sapphischen choriambischen rc. Versen und in Herametern. In einer Ode an Voß sagt er: der gute Genius sey allein bei den Alten gewesen, statt dessen sey in die neuern Sprachen ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Red' ist der Wohlklang, Rede das Sylbenmaaß,
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag
Was der, was sagt es, sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Es ist merkwürdig, daß weder Klopstock noch Voß merkten, wie das Gepolter rein auf ihrer Seite war. Eben so unangenehm fällt es auf, daß Klopstock, wenn er nun doch griechisch singen wollte und die Muse, den Genius, Apollo und sonstige griechische Götter anrief, nicht in dieser griechischen Illusion blieb, sondern sie beständig durch die Anmaßung störte, er sey ein Barde, stimme die nordische Telyn, singe ein Bardiet,

wetteifere mit andern Barden, Braga begeistere ihn, Iduna umschwebe ihn 2c. Seinen Stolz, die deutsche Sprache und Poesie wiedergeboren zu haben, drückt Klopstock in der schwülstigen Weise aus:

So ertönt, so strömt der Gesang, Thuiskon,
Deines Geschlechts. Tief lags, Vater, und lang
Im säumenden Schlaf, unerweckt
Von dem Aufschwung und dem Tonfall

Des Apollo, wenn der Hellänen Dichter,
Phöbus Apoll Lorbeern, und dem Eurot
Gesänge des höheren Flugs
In dem Lautmaaß der Natur sang.

Die Oden wimmeln von sprachlichen ohrzerreißenden Härten, indem sie gerade dem Ohr zu schmeicheln sich rühmen, z. B. aus der Ode „unsere Sprache“:

Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert!) o feyere, dich
Wagte der geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln! Die Adler entflohen und du bliebst,
Die du warest!

Aus der Ode „die Maaßbestimmung“:

Dich Harmonie, der gehorchend, sich zu Mauern
Felsen wälzen! Der Baum, zu schatten,
Wandelt ins Sonnengefild!

Zaubert so gar der Meister nicht stets. Hat das Urtheil
Etwa den Theil, und das Theilchen nicht mit scharfem
Blick gemessen? Bemerkt es Ausart
In das zu groß und zu klein?

Die nicht? Genau das Maaß nicht gedacht; und der Umriß
Ründet sich nicht mit der Biegung, der es glücket.

Aus der Ode „Delphi“:

Schon noch einst, wo gleichen sich darf, wer nur lärmt,
Gar den Erguß des Erfinders noch mit Schlamm trübt,
's Kind dem Manne, da rags von hohen
Ohren, nicht leerer, hervor?

Gegen diesen krampfhaften Unsinn ist der schon früher von Andern gerügte klopstockische Comparativ eine unschuldige Kleinigkeit. Klopstock

pflegte nämlich, bloß um des Metrums willen, aus dem Positiv der Beiwörter den Comparativ zu machen und z. B. zu sagen: der stillere Abend statt der stille Abend, auch wo keinerlei Vergleichung mit einem weniger stillen Abend stattfand. Neben diesem unerlaubten Mißbrauch der Sprache fällt in Klopstocks Oden besonders unangenehm die wechselseitige, schon bis zur Lobassekuranz gediehene Anposaunung der damaligen Poeten auf. Wie Klopstock von seinen Zeitgenossen und jüngern Anhängern über alles Maaß gepriesen wurde, so gibt er ihnen auch das Lob reichlich zurück und seine Oden wimmeln vom Preise Gleims, Gellerts, Cramers, Hagedorns, Stolbergs, Ramlers 2c. Neben den Poeten wird auch die Muse, die Leyer 2c. gepriesen: kurz, der Sänger preist vor allem sich selbst, seines Gleichen und den Gesang. Die entsetzliche Geschmacklosigkeit der Oden auf die Leyer ging zwar nicht von Klopstock aus, wurde aber doch durch ihn mehr als je in Deutschland eingebürgert. Unzertrennlich damit verbunden sind die Anrufungen an die allegorischen Personen derjenigen Gefühle, die der Dichter ausdrücken soll. Anstatt ein frohes Lied zu singen, ruft der Dichter die Freude an:

Komm und lehre mein Lied, jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich!

Statt begeistert zu dichten, wird die Begeisterung angerufen:

O Begeisterung! sie erhebt sich, feuriges Blicks
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ström! denn du schonest deß umsonst,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.

Auch darin gab Klopstock den nachfolgenden deutschen Dichtern ein böses Beispiel, daß er an die Stelle des reinen Ausdrucks des ächten Gefühls hohle Exclamationen setzte. Man lese z. B. die Ode „der Erbarmer“!

O Bewundrung, Gottes Bewundrung,
Meine Seligkeit!
Nein, wenn sie nur bewundert,
Hebt sich die Seele zu schwach!

Erstaunen, himmelfliegendes Erstaunen!
Ueber den, der unendlich ist!

O du der Seligkeiten höchste,
Ueberströme du meine ganze Seele 2c.

Leider ist in dieser Andachtsgluth die Aufmerksamkeit des Dichters immer auf sich selbst gerichtet. Klopstock kokettirt mit seiner werthen Person. Ich bete, ich bewundre, ich sehe, ich staune, ich hebe mein Auge auf, ich fühle 2c., immer ich und ich und ich!

Ich legte meine Hand auf den Mund, und schwieg
Vor Gott!
Jetzt nehm' ich die Harfe wieder aus dem Staub auf,
Und lasse vor Gott, vor Gott sie erschallen!

Wenn ich erkenne,
Wie ich erkennet werde! 2c.

In der Ode „Teutone" preist er sich selbst als den Liebling Deutschlands, dem die Göttin Teutone zulächelt, und den die Geister seiner Gesänge zur Unsterblichkeit emportragen. Unter dem unpassenden Namen „Vaterlandslied" schrieb Klopstock das berühmte Lied:

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug ist blau und sanft mein Blick,
Ich hab ein Herz,
Das edel ist, und stolz und gut.

Jahn verlangte, jedes deutsche Mädchen sollte dieses herrliche Lied auswendig lernen. Mir aber scheint dieses Lied unwahr, eine eitle Prahlerei, eine Koketterie mit der deutschen Jungfräulichkeit zu seyn. Welches Mädchen wird wohl so frech mit ihrer Tugend und Nationalität dahergeprahlt kommen!

Aedone und Aedi, Mutter und Tochter in Klopstocks „Lehrstunde", welches Gedicht von Nauman in Musik gesetzt wurde und seiner Zeit beliebt war, sind ein non plus ultra von Sentimentalität.

Die Mutter gibt der Tochter Unterricht im Singen; die naive Tochter verlangt immer schönere, immer süßere Lieder zu hören und endlich entschließt sich die Mutter, ihr ein Liebeslied zu singen, wozu die Nachtigall flötet. Der Schluß ist allgemeine Auflösung in Wonne. Klopstocks Sprache ist in dieser Dichtung von Götheschar Wärme; nur sollte statt der Mutter ein Liebhaber den Unterricht ertheilen.

Von der Natur ist in Klopstocks Oden wenig die Rede, außer wo er die Sterne commandirt, nach dem Tact seiner schwülstigen Oden Gott

zu beweisen. Dreimal jedoch besingt er das Schlittschuhlaufen, das er gern trieb, freilich weniger schöne winterliche Landschaftsbilder, als wieder confuses Posaunen im hohen Odenton. Das einzige wahre Naturbild ist das berühmte Mondlied.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner stiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin!

Eine Anzahl der spätern Oden ist politischen Inhalts. Er preist die Reform Josephs II. Er begrüßt die französische Revolution als die Aurora der bessern Zukunft. Aber bald ekelt auch ihn der Greuel der Jakobiner an und er klagt bitter über die verlorene Hoffnung der Freiheit.

Klopstock schrieb drei patriotische Schauspiele, die er selber Bardiete zu nennen beliebt (barditus nach Tacitus), also Bardenspiele. 1) Hermanns Schlacht, 2) Hermann und die Fürsten, 3) Hermanns Tod.

Alle drei sind in Prosa geschrieben mit untermischten Chören und Arien der Barden. Die Prosa hat viel von Macphersons Ossian geborgt, dazu aber noch eine Menge O und Ach, so daß die altgermanischen Helden nicht selten reden, wie Geßners Schäfer. Man höre z. B. wie Hermann über den Tod seines Vaters klagt: „Hast du ihn gesehen, Brenno? Du antwortest mir nicht? Dein Blick wird ernster! Rede, rede, Brenno, bei Wodan, rede! Redet, wer hat meinen Vater gesehen? Warum seyd ihr so bestürzt? Will mir Keiner sagen, ob er meinen Vater gesehen hat? — Du weinst, Brenno? Ich habe dich nie weinen gesehen. — Todt ist er? ach mein Vater! o Wodan, Wodan, du gabst mir der Freuden viel. Aber dieser Schmerz — ach mein Vater! ach mein Vater! Ist er todt? ꝛc."

Das Bardiet „Hermann und die Fürsten" lehrt, wie trotz Hermanns Eifer und Muth durch die Uneinigkeit der deutschen Fürsten der Sieg verloren geht. Es ist Schade, daß Klopstock diesen fruchtbaren Stoff nicht mit mehr Geist und Witz ausgearbeitet hat. Der einzige treffliche Sarkasmus, der dem zürnenden Hermann entfährt, ist: „Wohlan denn, wenn es die Fürsten nicht wollen, so wollen es die Götter auch nicht, und ich unterwerfe mich." Dieselbe Uneinigkeit und Vaterlandsvergessenheit motivirt „Hermanns Tod." Klopstock macht hier seinem jungen Freunde Stolberg das Compliment, unter Hermanns Freunden schon einen Stolberg, als Ahnherrn des Hauses, anzuführen.

Zuletzt schrieb Klopstock noch ein wunderliches Buch in Prosa „die deutsche Gelehrtenrepublik", worin er vorschlug, das ganze gelehrte und schriftstellende Deutschland zunftmäßig zu organisiren, das Genie und das

Gute zu belohnen, Dummheit und Bosheit unwirksam zu machen. Als ob die Geisterwelt je einen Zunftzwang ertragen könnte!

Klopstocks begeistertster Freund war Johann Andreas Cramer, Kanzler in Kiel, der „Er und über ihn“ schrieb und ihn im aufgeblasenen Odenton sklavisch und geistlos nachahmte. Eine seiner längern Oden an Luther erlangte unverdienten Ruhm. Johann Adolf Schlegel (des Elias Bruder und der August Wilhelm und Friedrich Vater) ging in seinen geistlichen Oden von Gellerts Manier zu der Cramers über.

Unter dem Einfluß Klopstocks entstand 1760 die „Lutheriade“ des v. Derschau, obgleich nicht in Hexametern, sondern in Alexandrinern geschrieben.

Neben Luther, als er die Völker vom Joche Roms befreit, glänzt hier Moritz von Sachsen, als der die Fürsten vom Kaiser emancipirt. Schon ganz modern bureaukratisch aufgefaßt.

Conrad Arnold Schmid schrieb 1761 Gedichte auf die Geburt des Erlösers, welche vergessen sind, während seiner witzigen „Jugendgeschichte und Vision des h. Blasius“ noch rühmlich gedacht wird. Das war aber nur ein Scherzgedicht zu Ehren seines alten Freundes Gärtner, als derselbe am Stift St. Blasien in Braunschweig Canonicus wurde.

Friedrich Hudemann gab zu Bützow und Wismar 1765 einen „Lucifer“ heraus, ein Epos in Hexametern, matt, geistlos, voll falscher Empfindsamkeit.

Die Erde ist noch nicht geschaffen. Gott will sie schaffen. Lucifer wird darüber wüthend und empört sich gegen Gott, unterliegt aber dem Erzengel Michael. Sie führen förmliche Schlachten im leeren Raum aus, die Heere ziehen sich zurück, avanciren wieder rc. wie Regimenter. Michael ist des Siegs nicht sicher, Gabriel muß ihm zu Hülfe kommen. Endlich sind die Rebellen besiegt und Gott beginnt die Schöpfung, Tag für Tag, nach dem Wortlaut der Genesis, aber vom Dichter mit wenig Phantasie ausgeführt. Wie Bodmer in der Noachide gibt er kleine Thierbilder; der Schöpfer selber redet z. B. die Gänse, indem er sie schafft, also an:

Schwebt in der Fluth und der Luft, ihr stets geschwätzigen Gänse,
Schneidt mit dem Schnabel das Gras in wackelnder Leibesbewegung.

Schließlich wird das erste Menschenpaar geschaffen und die Geschlagenen in der Hölle fordern den Satan auf, die Eva zu verführen. Das sündige Pärchen wird aus dem Paradiese verbannt, aber Christus selber tröstet sie:

„alle Sünden sind euch vergeben und völlig getilgt, wenn ihr bereut. Gleich nach eurem Tode sollt ihr in den Himmel kommen ꝛc.“

Diese widrige Sentimentalität macht die ganze tiefe Bedeutung des Sündenfalles zu nichte. Derselbe Dichter schrieb auch noch einen auferstandenen Messias und behandelte Kains Brudermord und die Tochter Jephthas als Trauerspiel.

Casparson, einer schwedischen Familie entstammt, Professor in Kassel, ließ sich durch Klopstock und die Schweizer für das Altdeutsche begeistern, gab den Wilhelm von Oranse heraus, und schrieb in Klopstocks Manier Bardenstücke: Thasnilde 1768 und Theutomal (Thusneldens Sohn) 1771. Karl August Küttner in Mitau schrieb 1773 Oden und 1791 eine „Kurona“, Dichtungen aus der nordischen Vorzeit. Friedrich Hahn aus Zweibrücken schrieb ein „teutonisches“ Gedicht an Minnehold (Müller).

Auch der galante Gerstenberg warf sich in Klopstocks Manier; 1766 schrieb er „den Skalden“, ein kleines Epos in gereimten Jamben, worin ein Skalde den Fall der alten deutschen Götter beklagt. Ganz in der Bardenmanier ist das lange Melodrama „Minona oder die Angelsachsen“ gedichtet, 1785.

Die keltischen Britten sind von den Römern unterjocht, werden aber durch die Angelsachsen befreit. Minona, die Schwester des brittischen Königs von Morven, deren Gesänge wie Geisterstimmen die Handlung durchtönen, liebt den heldenkräftigen Edelstan, Herzog der Angeln, der die Römer überwältigt und ihren gedemüthigten Anführer Aurelius sammt der heißblütigen Aezia, die ihn liebt und Minona aus Eifersucht ermorden wollte, heimschickt. Zuletzt stürzt auch noch der Sieger Edelstan die blutigen Altäre der Druiden und macht die edle Menschlichkeit gegenüber dem Priesterthum geltend. Nun sollte man meinen, es sey leidenschaftliches Interesse genug in diesem Stück, damit Sprache und Handlung rasch seyn könnten; aber die Reden werden zu breiten Parlamentsreden und Zeitungsartikeln.

Ins ärgste Extrem des Schwülstigen und Grauenhaften sprang der sonst so leicht tändelnde Gerstenberg über in der Tragödie Ugolino (1768).

Die bekannte Episode aus dem Dante, Ugolino und seine Kinder im Hungerthurme schmachtend. Was Dante weise verschwiegen, malt Gerstenberg breit aus, behaglich wühlend im Gräßlichen. Der Knabe Anselmo bittet (Theil I. S. 505) den Vater, er solle ihn nicht fressen, wenigstens nicht, so lange er noch lebe. Um das bestialische Anpacken der Kinder gewissermaßen zu verthei-

digen, läßt Gerstenberg den Ugolino in eine Art Raserei fallen, in der er sich einbildet, sein Sohn sey der verhaßte Feind, gegen den er nun mit Recht wüthen darf. In dieser schäumenden Wuth faselt Ugolino trivialen Unsinn und das Schreckliche wird lächerlich. S. 509: „Teufel, Teufel! du mein Richter? Weißt du, was der Tod des Verhungerns ist? Hungertod? ha, ha, Hungertod! — Hungertod, dein Name ist Tartarus!"

Karl Friedrich Kretschmann, Advokat in Zittau, dessen Werke 1784 erschienen, ahmte Klopstock und Ossian zugleich nach in „Ringulfs Klage", worin Ringulf über Hermann des Cheruskers Tod ungefähr jammert, wie Ossian über Fingal. In demselben Ton klagt er über Kleists Tod. Daneben ahmte er aber auch Gellert nach und benutzte dessen „alten bösen General" zu einem breiten Lustspiel. — Daniel Jenisch, Prediger in Berlin, schrieb eine „Borussias" in Hexametern voll Schwulst und Pathos, worin er die Thaten Friedrichs im siebenjährigen Kriege verherrlichte, stürzte sich aber, weil seine Poesie keinen Anklang fand, 1804 in die Spree.

Einen merkwürdigen Nachahmer fand Klopstock in dem josephinischen Oesterreich. Michael Denis, Bibliothekar in Wien, genoß den ungeheuersten und übertriebensten Ruhm als angeblicher Morgenstern des bessern Geschmacks in Oesterreich, als erster Lichtträger in das mittelalterliche Dunkel des katholischen Deutschland. Aus seinen Liedern geht hervor, daß er ein gutmüthiger Oesterreicher und höchst loyaler Unterthan, aber ein schwacher und unglaublich eitler Geist war. Durch Anagramm seinen Namen in Sined verkehrend, nahm er nicht den mindesten Anstand, seine eigenen Lobgedichte auf Maria Theresia und Joseph II. in unzertrennlicher Verbindung mit seiner Uebersetzung des Macphersonschen Ossian (in Hexametern) unter dem pomphaften Titel „Ossians und Sineds Lieder", in einer Prachtausgabe in Quart erscheinen zu lassen. Wien, 1784. Er selbst sagt darin, Ossian habe ihm, dem deutschen Barden, seine Telyn hinterlassen. — Den Inhalt seiner eigenen Lieder bildet immer Denis selbst. Was er auch sonst besingen mag, voran steht immer er selbst als Barde. Von sich, über sich, zu sich spricht er, oder von seiner Harfe. Da besingt er seine eigene Geburt, wie die eines Gottes, und bedauert seinen Vater, daß er den Ruhm des Sohnes nicht mehr habe erleben können.

Wenn damals in Frankreich die Dichter alle antike Götter anriefen, um Ludwig XV. bei der Toilette und bei Tische zu bedienen, oder seinen Maitressen aufzuwarten, so glaubte Denis patriotischer zu handeln, indem er, ähnlich den Ossianischen Geistern, sämmtliche in Walhalla versammelte altdeutsche Helden und Barden herbeikommen ließ, um die Wiege und den Thron der Habsburger in Wien zu umschweben. Doch trotz all dieses geschmacklosen Schwulstes ist etwas Rührendes in Denis Liedern zum Lobe der Maria Theresia. Seine Devotion nimmt nicht selten den Ton der Zärtlichkeit an. — Das patriotische Epos „Rüdiger von Stahremberg oder das belagerte Wien" von Huber (1788) konnte ich mir nicht verschaffen.

Ein noch merkwürdigerer Nachahmer Klopstocks war Franz von Sonnenberg, gebürtig aus Münster, der in Jena privatisirte und sich nach der Schlacht bei Ulm (1805) aus Verzweiflung am Vaterlande aus dem Fenster stürzte. Seine glühende Seele verräth sich auch in seiner großen Epopöe „Donatoa", in Klopstockschen Hexametern.

Der Genius der Erde klagt, daß die Erde nun schon so alt geworden und die Menschen so verdorben seyen. Gott beschließt, den Donatoa, den erstgebornen Engel, den des Todes, zu rufen. Unterdeß berathen sich die drei Personen der Gottheit, worauf der Sohn den Todesengel umarmt und zu seiner Bestimmung einweiht, nämlich, die böse Welt zu vernichten, damit eine bessere an die Stelle trete. Donatoa fliegt über die Erde und sieht unter sich die sündenvollen Städte der Menschen, auch Rom, die verderbteste von allen (Sonnenberg war Katholik). Erzengel Michael erbittet für die Menschen noch eine Frist und weiset auf eine Gegend hin, wo noch reine Unschuldsmenschen leben. Das ist der Greis Eliora, der das längst vergessene Christenthum predigt, seine Tochter Herkla und ihr Geliebter Heroal. Endlich kommt Satan mit allen Mächten der Hölle, entschlossen, sich dem Tode entgegen zu stellen, um die Menschheit als sein Volk zu retten. Das ist der genialste Gedanke des Gedichts. Mit den Bildern nimmt es übrigens der Dichter nicht sehr genau, denn Satan erscheint hier geflügelt und fährt doch auf einem Wagen mit Rossen. Satan hofft, Gott selbst zu überwinden. Einstweilen begnügen sie sich mit der Erde, über welche sie den Abdul zum Alleinherrn setzen, weil Despotismus das beste Mittel ist, die Menschen zu verschlechtern. Dann wieder Liebesscenen zwischen Herkla und Heroal. Die Liebenden werden selbst bedrängt, während Abdul erst die alte Welt erobert, dann mit Donatoa um den Besitz von Amerika kämpft. Heroal tritt an die Spitze der Amerikaner für die Freiheit gegen Abdul. Er unterliegt und wird der verlorenen Schlacht entrückt in

ein Thal, wo er unerwartet seine Herkla wiederfindet. Indem sie sich entzückt umarmen, sterben sie im Kuß und ihre Seelen schweben zum Himmel auf. — Die Dreieinigkeit wiederholt den Beschluß der Weltvernichtung. Adami, der Genius der Erde, nimmt rührenden Abschied von Selenoa, dem Genius des Mondes. Die Mondkinder schlummern nur ein. Die Menschen aber werden vertilgt durch furchtbare Ungewitter, Erdbeben, Empörung des Meeres ꝛc. Donatoa überschüttet sie mit allen Schrecken der Natur. — Aber die Todten stehen bald wieder auf. Adam und Eva genießen das Schauspiel, alle ihre Kinder auf einmal übersehen zu können. Zuerst werden die guten Menschen abgefunden und alle selig. Während dieses Gerichts aber dauert die Zerstörung anderer Welten fort. Nicht nur Erde und Mond, alle Planeten und Sonnen gehen unter und kommen vor das Gericht. Hier aber ist das Urtheil viel summarischer. In Bausch und Bogen werden ganze Sterne und Sterngruppen abgefertigt. Nachdem alles in der Natur todt ist, kommt der Himmel selber dran, die Engel müssen sterben. Michael stirbt schön, Gott selbst drückt ihm die Augen zu. Endlich ist außer Gott nur noch Donatoa übrig, auch er, der personificirte Tod, muß nun sterben. Gott deckt ihn mit den Trümmern des Himmels zu und ist nun ganz allein auf den Gräbern der Welt. Aber Gott weckt alles Leben wieder auf, jetzt gereinigt, sündenlos. Die Hölle selbst wird gereinigt und ausgeputzt und zum Himmel gemacht. Satan sieht es mit Schaudern und Ingrimm; alles ist von ihm abgefallen, alles fromm und bekehrt und selig, nur er allein noch personificirt die Hölle. Da rafft er sich noch einmal zusammen, verstellt sich und spielt den Bekehrten, Gott aber durchschaut seinen Trug und verdammt ihn, — ins Nichts zu verschwinden.

So endet dieses merkwürdige Gedicht, das nahezu 20,000 Verse zählt und wegen seiner breiten Manier trotz der großartigen Anschauung des Ganzen doch den Leser ermüdet. Am meisten aber gereicht dem Gedicht die falsche Sentimentalität zum Vorwurf, in welcher Teufel und Hölle wie in Zuckerwasser aufgelöst werden.

2.

Romane in englischer Manier.

Je mehr in den französischen Romanen und Schauspielen die Liederlichkeit überhand nahm, um so entschiedener wandte sich der ernste, kalte und stolze Engländer von der unreinen Berührung mit ihnen ab und erfand eine neue Gattung moralischer Familienromane, in denen er seinem strengen Pflichtgefühl und seiner Frömmigkeit Genüge that, aber auch ein

wenig Prüderie zur Schau trug. Der Schöpfer dieser neuen, meist sehr bändereichen englischen Romane war Richardson, der aber an feinem Geist und poetischem Gefühl von Goldsmith übertroffen wurde. Guten Humor brachten Fielding und Smollet hinzu. Der Schöpfer einer eigenen Gattung empfindsamer Reisen wurde Sterne, der zum erstenmal einen Zug Shakespeares in den Roman übertrug, die echt humoristische Paarung von Weinen und Lachen, tiefer Rührung und Sarkasmus.

Bei der Stammverwandtschaft zwischen Engländern und Deutschen und dem gleichen Bedürfniß beider, sich dem Einfluß der französischen Sittenverderbniß zu entziehen, war es natürlich, daß bald viele deutsche Dichter auf den englischen Ton eingingen.

Johann Timotheus Hermes, Superintendent in Breslau, ahmte Richardson nach, zuerst in der Geschichte der Miß Fanny Wilkes (1766), dann in dem langen Roman, der seinen Ruf begründete, „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ 1769.

Sophie von Hohenwald, die Tochter eines englischen Schiffers, wird bei einer Dame in Memel erzogen, die eine Tochter in Sachsen verheirathet, aber lange keine Nachricht von ihr hat. Sophie entschließt sich, hinzureisen, um ihr Nachricht zu bringen, und dabei ihre eigne Neugier zu befriedigen, da sie gerne die Welt sehen möchte. Nun begegnen ihr unterwegs eine Menge Abentheuer. Sie wird mit vielen interessanten Charakteren bekannt, die sich freundlich und feindlich zu ihr verhalten. Sie verliebt sich in einen gewissen Herrn Lesse, mit dem sie zufällig in einem Bette zusammenkommt, jedoch in allen Ehren, und entsagt seinetwegen dem braven Seemann, Cornelius Puf, der sie aus mehreren Gefahren errettet. Ein russischer General Tschernoi stellt ihr nach und entführt sie nach Danzig, Puf aber befreit sie wieder. Der obligate Bösewicht des Romans und ihr eigentlicher böser Dämon ist ein gewisser Schulze. Endlich da Lesse sie aufgibt, muß sie einen armen Schulmann heirathen, der sie anfangs plagt, mit dem sie zuletzt aber glücklich wird. Die Haupthandlung wird durch ungeheuer viele Nebenpersonen, Episoden und moralische Excurse fast ganz verschwinden gemacht.

In dem Roman „Für Töchter edler Herkunft“

ist ein Prälat heimlich verheirathet, muß aber seinem habgierigen Bruder das Verschweigen des Geheimnisses mit dem größten Theil seines Besitzes abkaufen. Da wäre nun wenigstens Anlage zu etwas Romantischem, das aber in der Ausführung durchaus vermißt wird. Was Töchter edler Herkunft daraus lernen sollen, ist schwer zu errathen.

In dem Roman „Zwei literarische Martyrer und deren Frauen" kommt im Anfang des 2. Theils eine einzige hübsche Scene vor,

wie ein Reisender ein unschuldiges Mädchen beschützt und sich dann unter einer Weide sitzend mit ihr unterhält. Ein Johanniswürmchen umkreist ihren schönen weißen Arm. Ihr Halstuch ist von dem Postillon etwas mit Branntwein beschüttet worden. Der Geruch ekelt sie, der Reisende bietet ihr ein anderes Tuch an und sie steckt das ihre vor ab, um das seinige umzulegen. Eine echte Scene wie aus Gerricks Reisen. Im Uebrigen ist dieser Roman unendlich widrig durch seine Verworrenheit, durch das häufige Verlieben, das zu nichts führt; durch die Nahrungssorgen und das ewige Vorzählen von Thalern, die der Held oder die Heldin zu wenig haben.

Genug, Hermes (den ich noch persönlich kannte, da er erst 1821 im höchsten Alter gestorben ist) war zu zerstreut und confus, als daß seine Sittenpredigten einen tiefern Eindruck hätten machen können.

Wielands Freundin, Sophie von Laroche, gab ein Jahr nach „Sophiens Reise" (1771) einen Roman unter dem Titel „das Fräulein von Sternheim" heraus.

Hier ist es wieder eine Sophie, die ihre Tugend mitten unter Nöthen bewahrt. Aber die Laroche packt den Gegenstand mit großer Energie an. Sophie von Sternheim wird durch den diabolischen Lord Derby um Alles gebracht, durch eine falsche Trauung betrogen, durch einen Diener des Bösewichts zuletzt in einen Thurm geworfen, den sie nur sterbend wieder verläßt, aber bei alledem bleibt sie immer gleich edel, gleich tugendhaft und läßt sich nicht aus dem Gleichmuth einer schönen Seele herausbringen.

Die Verfasserin hat sich nicht sowohl Richardson und Hermes, sondern den jüngern Crebillon zum Muster genommen, in dessen orphelins ein Don Juan der englischen Aristokratie mit unnachahmlicher Kunst eine edle Dame verführt. In den spätern Romanen der Laroche wird jene erste Energie vermißt. Sie erscheint darin lehrhaft, tugendkokett, langweilig. In dem Roman „Schönes Bild der Resignation" zerfließt sie in O und Ach. Ein empfindsamer Georg steht hier mit getheiltem Herzen zwischen zwei für ihn betenden Mädchen. Es lohnt nicht der Mühe, alle ihre Romane: Melusinens Sommerabende, Briefe an Lina, Liebehütten ꝛc. zu analysiren.

Johann Jakob Dusch, Professor in Altona, begann 1754 mit langweiligen Lehrgedichten, ging allmählig in die Nachahmung Kleists als

Naturbeschreiber über, unterbrach diese geistlosen Sachen mit einigen komischen Epopöen im Geschmack des Pope und Zachariä (den Schooßhund, das Toppée), übersetzte Pope und Hume, und endete mit Romanen in englischer Manier, nachdem er 1780 in „der Stärke der edleren Liebe" den griechischen Roman des Heliodor matt nachgeahmt hatte. Am berühmtesten wurde sein „Karl Ferdiner" (1776).

Karl liebt zwei gleich vortreffliche Frauenzimmer zugleich, kann sich deßhalb nicht entschließen, welche er heirathen soll, läßt sich mit der Einen ein, verschiebt aber den Hochzeittag und läßt sie am Ende sitzen, um der Andern nachzugehen, die ihrerseits die Großmüthige spielen und ihn Jener lassen will. Wie in Göthes Stella, widerliches Zeug! Ein so wankelmüthiger Mann verdient nicht, als ein interessanter Romanheld dargestellt, sondern ausgepeitscht zu werden.

Noch widriger ist „die Pupille", ein Roman in Briefen von 1798.

Die Helden des Romans sind die Pupille, ein verwaistes, sehr schönes Mädchen Namens Minna und ihr Geliebter Waller. Die Katastrophe ist ein Maskenball, auf dem Waller in der Trunkenheit seine Minna entehrt, sich aber einbildet, es sey eine Andere gewesen, während auch Minna glaubt, es sey bei ihr ein Anderer gewesen. Ein boshaftes Paar nährt den Irrthum, bis er sich aufklärt und Waller und Minna ein glückliches Paar werden. Die unschöne Art, wie Caroline sich bei dieser Geschichte benimmt, entfremdet ihr das Herz ihres Liebhabers Felsberg.

Müller von Itzehoe, Buchhändler, später Privatmann, ahmte die komischen Romane des Fielding nach. Sein berühmtester Roman „Siegfried von Lindenberg" erschien 1779 mit Kupfern von Chodowiecki. Müller schilderte darin einen jungen Pommerschen Edelmann als einen noch ganz ungeleckten jungen Bären, aber voll Gutmüthigkeit. Leider glaubte er manches von Don Quixote auf ihn übertragen zu müssen, wodurch die Naturwahrheit dieses pommer'schen Sittengemäldes wieder Noth litt.

Siegfried ist nur Cornet, aber reicher Gutsbesitzer. Aus Langeweile läßt er sich einmal durch den Schulmeister (Ludimagister Schwalbe) den gehörnten Siegfried vorlesen und bekommt Lust zu solchen Geschichten. Der Schulmeister überredet ihn, seine eigenen Thaten, wie die jenes ältern Siegfried, mittelst eines Wochenblattes der Welt zu verkünden, und wirbt in der nächsten Stadt ein brodloses Genie, den Herrn Fix, dieses Blatt nebst dem Druck zu übernehmen. Hier lernt er aber auch den braunen Mann, das Muster eines schlichten, vernünftigen Mannes und Familienvaters kennen. Nun wird die kleine erbärm-

liche Chronik des Pommerschen Dorfes in den Nummern des neuen Blattes preisgegeben. Die darin vorkommenden Aufschneidereien läßt sich der ehrliche Junker aber nicht gefallen. Um die Welt zu sehen, geht Siegfried auf Reisen, von Ludimagister und Fix begleitet, aber schon am nächsten Stadtthor kehrt er wieder um, weil er incognito hat reisen wollen und die unverschämte Wache am Thor seinen Namen wissen will. In einem Wirthshaus begegnet er zum erstenmal der schönen Elise, einer reisenden Dame, die zum Glück in seiner Nähe wohnt und der er bald seine Aufwartung macht. Der Schulmeister fällt aus der Rolle, indem er sich von seinem bösen Weibe jämmerlich durchprügeln läßt, welchen Exceß der Junker streng bestraft. Fix macht sich nützlich, indem er den Junker aus den Händen von Räubern befreit. Endlich kommt auch noch der braune Mann wieder, macht den Junker auf seine begangenen kleinen Thorheiten aufmerksam und bildet ihn zum praktischen Manne aus, in welchem Geschäfte ihm Elise gern behülflich ist, die dem treuherzigen Junker Herz und Hand gibt.

Unter dem braunen Manne verstand Müller sich selbst, gab daher später noch mehrere Romane „aus den Papieren des braunen Mannes" heraus. Seine Sprache ist affectirt natürlich, in Siegfried noch gehaltener, später allzu vertraulich und aufdringlich. In dem „Herrn von Waldheim" schildert er wieder einen derben Landjunker mit seinem Sohn und verhöhnt nebenbei einen orthodoxen Geistlichen als Kuppler. Im „Emerich" stellt er eine gesunde ländliche Natur der städtischen Corruption gegenüber und greift wiederum die Orthodoxen heftig an. Hierin zeigt er eine Wahlverwandtschaft mit Nicolai. In „Friedrich Beck" häuft der Verfasser neue Abentheuer, in „Ferdinand" sogar Greuel, was zu seiner ersten Manier nicht mehr paßt.

Als ein gutes Sittengemälde war der 1784 von Helene Unger (Frau eines Berliner Buchhändlers) geschriebene Roman „Julchen Grünthal" berühmt, weil in demselben das damalige Unwesen der französischen Moden und frivolen Sitten gegeißelt wird.

Julchen ist die wohlerzogene Tochter eines Amtmanns auf dem Lande und wird, um „Welt" zu bekommen, in eine weibliche Pensionsanstalt der Residenz geschickt, wo sie statt der vaterländischen Sitten und gesunden Verstandes- und Herzensbildung nur die französische Unnatur und Corruption findet und bald, in dem Strudel derselben fortgerissen, als gemeine Buhlerin endet.

Eine viel schwächere Nachahmung ist „Lottchens Reise ins Zuchthaus", worin die Schwächen und Thorheiten eines Mädchens geschildert

werden, welche sie zuletzt ins Zuchthaus bringen. Vgl. allgemeine deutsche Bibliothek 35, 182.

Johann Gottlieb Schummel, Professor in Breslau, hatte seinen ausgezeichnet guten Styl an Wieland und Lessing gebildet. Es ist mir nie gelungen, seiner ältesten Sachen habhaft zu werden. „Lustspiele ohne Heirathen, Wittenberg 1772. Kinderspiele und Gespräche, Leipzig 1776. Fritzens Reise nach Dessau das. 1776. Wilhelm von Blumenthal das. 1780. Das blinde Ehepaar, Breslau 1788. Reise durch Schlesien, 1792.

Ich kenne nur seine „empfindsamen Reisen durch Deutschland“ von 1771.

Eine geistlose Nachahmung der empfindsamen Reisen von Yorik (Sterne), voll von Langweiligkeiten und Gemeinheiten, wie man sie einem sonst so feinen Geiste, wie Schummel, nicht hätte zutrauen sollen. Der Reisende schildert, wie er von einer Stiefmutter mißhandelt, in die weite Welt gegangen sey, wie eine gutmüthige Bäckersfrau ihn beschenkt, dann ein Kaufmann ihn zu sich genommen habe, dessen schon ältliche Frau ihn verführen wollte, wobei er sich wie der keusche Joseph benahm. Durch eine Erbschaft plötzlich reich geworden, geht er auf Reisen und kommt zuerst nach Leipzig, wo er mit verschiedenen Frauenzimmern ziemlich geistlose Abentheuer besteht, indem er sich einer Kranken, dann einer Gefallenen erbarmt und endlich die Bäckersfrau wiederfindet, die er als „Mutter“ zu sich nimmt. Im dritten Theil entschließt sich Einer großmüthig, ein Mädchen zu heirathen, die von einem Andern schwanger ist. Auch wird sich einer Kindsmörderin erbarmt und werden die Leiden eines Geistlichen unter einer Masse von Gemeinheiten seiner Umgebung geschildert. Auch ist ein Lustspiel eingeflochten, „die unschuldige Ehebrecherin oder viel Lärm um nichts.“ Der dumme Töffel will des Nachts zur Magd, verirrt aber in die Schlafstube der Frau, welch letztere nun des Ehebruchs beschuldigt wird, bis erwiesen ist, daß Töffel in der Angst sich verirrt hat und die Frau von nichts wußte. Diese Albernheiten werden nun noch pretiös in einem kurzgehackten Style vorgetragen, so daß man vor-Verdruß oft kaum weiter lesen kann.

Besser ist Schummels „kleiner Voltaire“.

Die Geschichte des Augustin, Sohn eines reichen und angesehenen protestantischen Prälaten und einer vortrefflichen Mutter. Auf der Universität kommt dieser Jüngling in Gesellschaft von Freigeistern und wird Mitglied eines geheimen Ordens, dessen Zweck Beseitigung des Christenthums und Cultus der Natur, Emancipation des Fleisches ist. Man liest in diesem Klub nur atheistische und obscöne Schriften, namentlich aus der französischen Schule. Einst besucht der alte Vater den Sohn, als derselbe gerade ein Mädchen be sich hat. Schnell wird dieselbe ein wenig maskirt und für einen kranken Stu-

denten ausgegeben. Der arglose Vater tröstet den vermeintlichen Kranken, faßt seine Hand und meint, er habe große Hitze. Man kann sich denken, wie der Klub nachher darüber lachte (S. 456.). Eine Krankheit der Mutter führt den Sohn zurück. Er sieht sie sterben, die ihn aufs innigste zur Besserung ermahnt. Eine Heirath führt ihn auch wirklich auf bessere Wege, aber seine junge Frau stirbt; er trifft mit einem alten Ordensgenossen, der als falscher Spieler reich geworden, wieder zusammen, geht mit ihm auf Reisen, wird in Italien im Ehebruch ertappt und vergiftet. — Der Roman ist etwas breit und mit viel Gelehrsamkeit durchspickt, doch in den gelehrten Notizen wird die Seite der Literatur, gegen welche Schummel seine Angriffe richtet, gut beleuchtet. Die zweite Auflage ist von 1785, die erste muß also älter seyn.

Am besten ist Schummels „Spitzbart", eine tragikomische Geschichte für unser Jahrhundert (1779).

Inspector und Pastor Spitzbart, Pastor in Rübenhausen, hat ein „Ideal einer vollkommenen Schule" herausgegeben, voll von Basedow'scher Schwärmerei. Weil aber dieser pädagogische Schwindel damals Mode war, so zieht ihm sein Buch den Ruf auf das Directorat einer größeren Schulanstalt zu, und triumphirend zieht er, als der gefeierte Pädagog, in die Stadt ein, in der er Wunder thun soll. Nun ist er aber im höchsten Grade unwissend und unpraktisch und fängt alles verkehrt an. Das gute Alte schafft er ab und kann nichts Besseres dafür bieten. Das Leichteste macht er sich schwer. Befehle, die er gegeben, nimmt er aus Noth selbst wieder zurück. Gute Lehrer stößt er vor den Kopf, schlechte zieht er hervor ꝛc. Endlich spielt ihm seine eigene Familie die schlimmsten Streiche. Der die ganze Menschheit erziehen will, kann nicht einmal seine eigenen Kinder erziehen. Seine Tochter Fiekchen wird schwanger, sein Söhnchen Israelchen ist der gottloseste Bube unter der Sonne, den er am Ende in fremde Zucht geben muß. So schwer muß er für seine Eitelkeit büßen, bis ihn der Kummer über die Tochter tödtet. — Das Buch ist in sehr gutem Styl und in der besten Laune geschrieben. Das häusliche Leben des alten Mannes und die Schulscenen sind trefflich geschildert. Unter den letztern besonders die Versuche des Idealisten, die sokratische Methode als die Hebammenkunst des Geistes, in der Schule einzuführen.

Geringer ist wieder „die Revolution in Scheppenstedt", 1794.

Die französische Revolution findet Nachahmung in Scheppenstedt. Gastwirth Springer regt die Köpfe auf. Der Fürst befiehlt, die Leute machen zu lassen, in der Absicht, durch die zu erwartende Dummheit der Scheppenstedter alle Nachbarn abzuschrecken und die Gefahr durch Karikirung ihres Scheines abzuwenden. Die guten Spießbürger schmücken sich nun mit Kokarden, errichten Klubs und Freiheitsbäume, überlassen sich der Führung von

Thoren und Spitzbuben und werden auf einmal durch fürstliche Truppen überfallen und ins alte Geleis gebracht.

Johann Karl Wezel von Sondershausen, der als Privatmann lebte und in hohem Alter († 1819) noch wahnsinnig wurde, schrieb bald nach dem siebenjährigen Kriege Schauspiele und Romane, die sich durch viel Natürlichkeit und oft durch guten Humor auszeichnen, aber eine gewisse Linie des Gemeinen doch nicht hinter sich lassen.

Sein vierbändiger Roman Tobias Knaut (1773) ist sichtbar dem Tristram Shandy und auch ein wenig dem Candide nachgeahmt.

Die Körper= und Seelenbildung Knauts wird bis in den Zeugungsakt verfolgt. Knaut ist der Sohn eines Dorfschulmeisters, zwerghaft, bucklig, phlegmatisch, wird in der Jugend mißhandelt, läuft aber davon, um Soldat zu werden, weil er von diesem Stande viel Schönes gehört hat, ohne zu bedenken, daß er zu einem Helden zu klein ist. Unterwegs betrügt ihn eine Zigeunerin, die ihm, während er badet, die Kleider stiehlt. Nackt im Teiche wird er von zwei Fräulein gefunden, unter denen Adelheid ihm besonders Mitleid widmet. Durch sie bekommt er Kleider und ein Reisegeld. Nachher hat er das Glück, dieselben Damen aus einer Wassersnoth zu retten und wird dadurch noch weiter gefördert. Ein Herr Seelmann nimmt sich seiner an, erzieht ihn, bildet ihn zum Philosophen und hinterläßt ihm sein ganzes Vermögen. Inzwischen stärkt den kleinen Knaut eher sein angeborenes Phlegma, als sein Glück und seine Philosophie. Was in Voltaires Candide Reflexion ist, die beste Welt des Magister Panglos, erscheint bei Knaut nur als natürliche Gutmüthigkeit. Als er hört, Jemand habe das Bein gebrochen, freut er sich, daß er nicht beide gebrochen hat. Einmal verzehrt er eine Schüssel voll Eicheln, um zu beweisen, auch bei solch roher Kost könne man glücklich seyn. Als ihn ein lebenslustiger Freund das erstemal in ein Bordell führt, findet er dort Fräulein Adelheid wieder und heirathet sie auf der Stelle.

In diesem Roman ist bei aller Natürlichkeit doch etwas Ungesundes. Der Zug echt deutscher Gutmüthigkeit erscheint zu sehr karikirt Es beleidigt unser Gefühl, unsre Volksthümlichkeit zu einer solchen Personification verschrumpft zu sehen. Der deutsche Michel ist eine bessere Figur, weil er wenigstens drein schlagen kann. — In einem andern Roman, Belphegor (1776) zeichnet Wezel den nämlichen Charakter noch einmal, aber nicht mehr in Glück, sondern unter fortwährenden Schlägen des Mißgeschickes. Hier hat er Candide bis in Einzelnheiten copirt, ohne gleich Voltaire das Widrige und Schaudererregende durch Witz und köstliche Laune zu neutralisiren.

Belphegor wird von der schönen Akante mit so derben Fußtritten aus dem Hause gestoßen, daß er das Hüftbein zerbricht. Der Grund ihres Zorns ist seine Empfindsamkeit. Sie will nicht Seele, nicht Geist, sondern Fleisch und Geld, und hat sich bereits dem reichern Fronal hingegeben, der als Belphegors Freund es für diesen selbst heilsam hält, von seiner thörichten Liebe loszukommen. Belphegor geht in die weite Welt, um Akante zu vergessen, findet sie aber überall wieder, denn sie ist nur die personificirte Ungerechtigkeit der Welt überhaupt. Ueberall sieht er nur Böses geschehen, den Gerechten und die Unschuld leiden. Das boshafte Schicksal zwingt ihn, um sein Leben zu retten, selber Böses zu thun. Einmal soll er gehenkt werden, als ein Erdbeben ihn befreit. Einen Trost findet er erst, indem er seinen alten Freund Medardus wiedersieht, der bei allem Elend gelassen bleibt und nicht höher schwört, als bei dem Apfelwein seiner Heimath, den er in Ruhe trinken möchte. Nach einiger Zeit gesellen sich auch Akante und Fronal zu ihm, die sich beide rein waschen, als hätten sie nur Belphegors Bestes gewollt. Akante wird hier ganz der Papsttochter in Candide nachgebildet. Sie erzählt, wie sie mit Papst Alexander VI. gebuhlt habe, dann als Maitresse eines Markgrafen aus Eifersucht der Nase und rechten Hand beraubt und im ganzen Gesicht geschunden worden sey, welche Mängel sie indeß durch Kunst wieder ersetzt habe 2c. Plötzlich kommt eine Wasserhose und entführt in ihrem Wirbel Belphegor und Medardus nach der Türkei, wo sie blutige und schreckliche Abentheuer erleben, Sklaven werden 2c. Dann gerathen sie nach Afrika unter die heidnischen Neger, zu Menschenopfern 2c. Gar phantastisch ist ein Amazonenstaat geschildert. Hier haben die Weiber überaus lange Brüste und in der Kunst, sie über die Achsel zu werfen oder nachlässig fallen zu lassen, besteht ihre höchste Kokefterie. Zu Gesellschaftern haben sie nur Affen, deren Schwanz ein natürlicher Spiegel ist, worin sie sich gern beliebäugeln 2c. Aus der Gewalt dieser Damen befreit, findet Belphegor endlich ein Paradies der Unschuld und glaubt zum erstenmal, es gäbe doch noch Glück auf Erden, aber am andern Morgen ist die Gegend von Feinden verbrannt und verheert, sind die unschuldigen Menschen alle ermordet. In einer gemeinen Straßenhure findet er seine Akante wieder, läßt sich von ihr gutmüthig beschwatzen und verzeiht ihr alles. In ihrer Gesellschaft kommt er in das Wunderland der weisen Zwerge, lediglich eine verkleinerte Copie der Menschenwelt, so daß auch sie ihn nicht befriedigt. Da reißt ein Erdbeben den Boden, auf dem er mit Akante steht, vom Festlande los und treibt ihn als schwimmende Insel in den stillen Ocean. Von Hunger gequält späht nun derselbe Belphegor, der eben erst die ganze Menschheit verflucht und sich in die entlegenste Einsamkeit gewünscht hat, ängstlich nach Menschen aus, nach einem Schiff oder einem gastlichen Ufer. (Die einzige geistreiche Ironie im ganzen Roman.) Sie landen unter Kannibalen, werden nackt an einen Pfahl gebunden und man zwickt ihnen Stück vor Stück das Fleisch ab, doch werden sie abermals gerettet. Akante wird, als sie

einen Ehemann verführen will, todtgeschlagen. Belphegor aber, mit Medardus und Fronal wieder vereinigt, findet endlich Ruhe in einer bescheidenen Einsamkeit am Apfelweinkruge des Medardus.

Peter Marks, eine Ehestandsgeschichte, 1779, mit vortrefflichen Kupferstichen von Chodowiecki.

Marks heirathet ein schönes, aber so einfältiges Mädchen, daß sie auch in der Ehe noch mit Puppen spielt. Sie stirbt in der ersten Niederkunft. Da heirathet er eine überaus kluge Dame, die ihm aber bei jedem Wort widerspricht und ihren Mops lieber hat als ihre Kinder. Auch sie stirbt. Nun heirathet er eine Kokette, die ungeheuren Aufwand macht, bis sie an französischen Versen erstickt, die ihr ein Liebhaber in ein Stück Torte versteckt hatte. Zum viertenmal heirathet er eine Geizige, die vor Aerger stirbt, als er es nach langen Demüthigungen zum erstenmal wagt, sich ihr zu widersetzen. Seine fünfte Frau ist eine Reiche, aber so übermüthig und freigeistisch, daß sie an einem Bußtage durch ihren Putz und freches Betragen das Volk reizt und mißhandelt wird, ein Affront, der sie tödtet.' Endlich findet er in einem einfachen Mädchen die sechste Frau, mit der er glücklich ist.

Die wilde Betty, eine Ehestandsgeschichte, 1779, mit schönen Kupfern von Chodowiecki, ist das Seitenstück zu Marks.

Betty ist in England geboren. Ihre Mutter heirathet zum zweitenmal in Deutschland. Betty ist ungeheuer wild, plagt die Knaben im Dorfe, tummelt sich allen zuvor, ist daher sonnverbrannt und schmutzig. Endlich scheuert und striegelt man ihr den Schmutz ab und verheirathet sie an einen Criminalrath, einen bleichen kalten Pedanten, der sie streng hält. Sie erholt sich in Späßen mit ihren Mägden und läßt sich sogar von einem Officier ein Reitkleid schenken und reitet; aber der Herr Gemahl versteht keinen Spaß. Sie wird den Eltern zurückgeschickt und entschließt sich, reuig wieder zu ihm zu gehen. Nochmals mit einem Liebhaber ertappt, wird sie von ihrem Mann vor Gericht gestellt, er stirbt aber und der Prozeß wird niedergeschlagen. Sie heirathet einen Kapitain, der ein solcher Trinker ist, daß er sich ein Faß Wein sogar im Schlafzimmer hält, bis er einmal todt davor liegen bleibt. Nun nimmt sie zum dritten Mann einen Landedelmann, der vorher ausschweifend gelebt hat, und den jetzt eine frömmelnde Schwester bekehren will. Der Edelmann überrascht aber einmal die Schwester, indem sie einen Frömmler bei sich im Bett hat und peitscht diese durch. — Ein durchaus elendes Machwerk ohne alles Zartgefühl. Eine wilde Natur, wie diese Betty hätte ungleich geistvoller aufgefaßt werden müssen.

Hermann und Ulrike, komischer Roman, 1779.

Hermann wird als hübscher junger Knabe von einer Gräfin aufgenommen,

um als Amor bei einem Fest zu figuriren, dann im Hause behalten und erzogen, und verliebt sich in das Fräulein Ulrike, mit der er aufwächst. Die Sache wird entdeckt, er wird verstoßen, und auch das Fräulein, eine entfernte Verwandte des gräflichen Hauses, muß fort. Die Liebenden finden sich im Hause eines Kaufmanns wieder, er als Lehrling, sie als Erzieherin. Da sie aber von ihm schwanger wird, werden sie abermals verstoßen und getrennt. Er treibt sich nun als Spieler umher, ist aber so treu, mit dem gewonnenen Gelde ein idyllisches Hüttchen in der Schweiz zu kaufen, auf dem er sich mit Ulriken niederläßt. Aus diesem kleinen Elysium wird aber Ulrike durch ihre vornehmen Verwandten heimlich entführt und muß plötzlich aus einer Schweizer Bäuerin eine Hofdame werden. Doch auch dießmal findet Hermann sie wieder, weiß sich beim Hofe einzuschmeicheln, wird ein vornehmer Mann und heirathet endlich die vielgeprüfte Geliebte. Im Grafen Ohlau soll Wezel den Grafen Günther von Schwarzburg-Sondershausen aufs treueste portraitirt haben. Weber, Deutschland III. 241.

Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit, 1782.

Der beste Roman Wezels, obgleich von widerwärtigem Inhalt. Wilhelmine ist dem reichen Kaufmann Arend in Hamburg verheirathet, plagt ihn aber mit ihrer Empfindelei, so daß er sich an eine französische Operntänzerin Pouilly hält, die seinem Geschmack besser zusagt und ihn amusirt. Durch Vermittlung eines klugen Arztes, der den Kaufmann vor der habgierigen Tänzerin warnt und der Frau zuredet, den Mann weniger ihre Reizbarkeit merken zu lassen, werden die beiden Eheleute mehreremale wieder versöhnt, allein auf die Länge kann es Arend bei der pimplichen Frau nicht aushalten und läßt sich immer wieder durch die muntere Französin verlocken. Auf den Rath des Arztes versucht es Wilhelmine mit Eifersucht und nimmt einen gewissen Webster zum Hausfreund an, allein auch das Mittel schlägt nicht an. Arend ist schon so tief gesunken, seiner Frau ihren Schmuck, sogar ihren Trauring entwenden zu lassen und damit seine Buhlerin auszuzieren. Wilhelmine, die aus Trauer sich gar nicht mehr schmückt, geht zum ersten- und letztenmal zu der Pouilly, um sie zu rühren, daß sie ihr ihren Mann zurückgebe, findet aber nur Hohn und Uebermuth und als sie mit Erschrecken ihren eigenen Schmuck an der ruchlosen Person gewahr wird, entreißt sie ihr den gestohlenen Trauring. Nun ist keine Versöhnung mehr möglich. Arend vernachläßigt alle Geschäfte, ist tief verschuldet, lebt außer dem Hause mit der Pouilly und als er ihr nichts mehr zu geben hat, mit noch gemeineren Buhldirnen. Unter diesen Umständen gibt Wilhelmine der Stimme des Herzens Gehör und folgt Webstern, den sie liebt. Aber um keinen Preis läßt sie sich bewegen, ihren Mann vor Gericht zu laden, und eine Scheidung zu erzwingen. Aus Empfindsamkeit und Schwäche zieht sie es vor, Hamburg zu verlassen und in der Abgeschiedenheit des Thüringer-

waldes mit Webster heimlich getraut zu leben. Man begreift nicht, wie Webster und der kluge Arzt eine so unvorsichtige Wahl gut heißen können. Wilhelmine fühlt sich zwar in Websters Armen höchst glücklich, allein dieses Glück wird ihr unaufhörlich gestört durch den Gedanken, sie lebe in Bigamie. Dazu kommt noch, daß Arend ihr einen Brief schreibt, worin er auf seinen Ansprüchen beharrt, und ihre Rückkehr fordert. Das kann ihre zarte Natur nicht aushalten. Sie kränkelt, fällt in Irrsinn und stirbt. Arend kommt, als sie schon begraben ist, jammert und möchte sie aus der Erde wieder herauskratzen. — Die psychologische Wahrheit dieses Romans ist ergreifend, aber es empört, so viel Jammer zu sehen, der durch einfachen Verstand hätte vermieden werden können.

Wezels Lustspiele (von 1778) haben viel Natürliches, sind aber zum Theil allzu frei.

Rache für Rache. Ein lustiger Graf macht einem jungen Herrn weiß, das schöne Fräulein Lottchen sey — ein verkappter Jüngling. Er glaubt dieß und wird sehr unartig gegen das Fräulein, welche die Ursach davon nicht begreift, was zu einigen sehr heitern Scenen führt.

Ertappt! Ertappt! Zwei junge Liebende werden erkannt als Bastarde zweier alten adeligen Herren, die über diese Entdeckung ihrer Jugendsünden sehr beschämt sind.

Eigensinn und Ehrlichkeit. Hermann, der Hofmeister, liebt nur das Kammermädchen, bekommt aber die Gräfin selbst. Es kostet den Dichter Mühe, zu beweisen, daß er diese Wahl nicht aus Eigennutz trifft.

Der blinde Lerm. Ein Edelmann von wunderlicher Laune will seiner Nichte, einer jungen Wittwe, nur unter der Bedingung wieder zu heirathen erlauben, daß sie in der neuen Ehe drei Kinder bekäme. Eine Nebenbuhlerin verleumdet nun ihren Anbeter, er sey abälardisirt und erst ein fingirter Brief, wornach eine Pariser Operntänzerin von ihm in guter Hoffnung seyn soll, beruhigt und erfreut den alten Onkel dergestalt, daß er die Hände der Liebenden zusammenfügt. Das damalige Publikum konnte viel aushalten. — Die übrigen Stücke sind ganz unbedeutend. Ebenso das Trauerspiel „der Graf von Wikham", in dem am Schluß der sterbende Liebhaber noch so viel Kraft behält, die untreue Geliebte zu erstechen und mit ihr zu sterben.

Karl Philipp Moritz, geb. zu Hameln, gest. als Professor und Akademiker in Berlin 1793, schrieb vielerlei Unbedeutendes, nur seine unter dem Titel „Anton Reiser" 1785 erschienene eigene Lebensbeschreibung ist interessant, weil aufrichtig und naiv in der englischen Manier.

Reiser, ein gänzlich verwahrloster Knabe, wurde Hutmacherlehrling, nachher Schauspieler ꝛc. Seine Abentheuer wie seine spätern Auszeichnungen ge-

währen weniger Interesse, als die Schilderung seiner Seelenzustände und das Schulleben seiner Jugend.

Ein noch viel merkwürdigerer Selbstbiograph war Stilling (eigentlich Johann Heinrich Jung), daher auch oft Jung-Stilling genannt, aus dem Nassauischen, ein Schneidergesell, Schullehrer, dann, nachdem er Medizin studirt, berühmter Augenarzt in Heidelberg und zuletzt noch Professor der Staatswissenschaften († 1817). Mit dem edelsten Muthe sich mitten im Reich der Aufklärung und Religionsspötterei für Christum zu bekennen, verband er eine seltsame literarische Kokketterie. Seine Schriften wurden in vielen Kreisen der Frommen gelesen. Gesammelt in Stuttgart, bei Scheible 1838, in 14 Bänden. — Am bekanntesten ist seine Selbstbiographie oder „Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter.“

Die treuherzige Art, in der er seine gedrückte Jugend beschreibt, das Idyllische der Armuth, die Genremalerei aus der dörflichen Schulmeister- und Schneiderwelt hat vielen Reiz und das fromme Gottvertrauen etwas Erhebendes. Es liegt sogar eine tiefere nationale Idee in diesem Buche, sofern es deutscher Muth und Fleiß, deutscher Geist ist, der sich aus so tiefer Niedrigkeit und Beschränktheit zum Hohen emporarbeitet, wie das Samenkorn aus Erde und Mist. Doch wird man beim Lesen dieser Geschichten ein drückendes Gefühl nicht los, dasselbe, wie es Anton Reiser einflößt; und dieses drückende Gefühl nimmt in dem Maße zu, in welchem der Autor in glücklichere Verhältnisse kommt und nur noch seine Erfolge und seine Freude zu schildern hat. Das Drückende ist die Kleinlichkeit, der Pedantismus, die geheime Eitelkeit des Mannes, der sich selbst denn doch gar zu wichtig vorkommt und der Mit- und Nachwelt auch das Unbedeutendste aus seinem Leben, sogar aus der Kinderstube seiner Kinder erzählen zu müssen glaubt. Seine Anhänglichkeit, man darf wohl sagen seine Schwärmerei für seine Gattin hat etwas Rührendes, aber sie wird fast komisch, wenn man liest, wie ihm eine Frau nach der andern stirbt und er eine nach der andern heirathet, Christine, Selma, Elise, und für jede neue wieder eben so schwärmt, wie für die frühere. Das hat denn auch auf seine Romane eingewirkt, in denen ein wahrer Luxus von christlicher Kuppelei und Ehesegen herrscht.

Die ganze Eigenthümlichkeit Stillings tritt hervor in seiner „Geschichte des Herrn von Morgenthau“. Von 1779.

Der junge Candidat Streitmann lernt den Herrn von Morgenthau, einen erst dreißigjährigen aber sehr ernsthaften und geheimnißvoll orakelnden Edelmann, kennen und bewundern, zuerst bei der Leiche einer Bettlerin, in der die

verstoßene Schwiegertochter des bösen Herrn von Haberklee erkannt wird. Morgenthau läßt sie begraben und nimmt sich der verwaisten Kinder an. Da kommt auch der Gatte der Verstorbenen, der junge Haberklee, als abgerissener Bettler. Sein alter böser Vater will ihn holen, aber Morgenthau verwehrt es ihm. Der Alte bekommt einen Schlag von seinem Pferde, Morgenthau verpflegt ihn und bringt es dahin, ihn zum Christen zu bekehren. Denn Morgenthau ist selbst der frömmste Christ. Nachdem er manches Gute von Johannetten, Streitmanns Schwester, gehört hat, geht er einmal incognito zu ihr und zwar des Nachts, als schon alles im Hause schläft. Sie ist schon in Negligé, macht ihm auf und nimmt keinen Anstand, als er sie unter dem angenommenen Namen Adam ersucht, einen Spaziergang im Mondschein mit ihm zu machen, dieß zu thun. Gleich bei dieser ersten Zusammenkunft schmelzen ihre Seelen in einander. Einige Jahre später zieht er als Herr von Morgenthau auf und holt die freudig überraschte Braut, deren Eltern, alte Pfarrersleute, er ebenfalls zu sich nimmt. Aus dieser einen Heirath folgen andre, der junge Streitmann wird Pfarrer und heirathet eine Seelenschwester, deren Bruder wieder eine andre, der junge Haberklee diese und so fort. Es ist eine recht himmlische Kuppelei. Dazwischen werden theologische Gespräche geführt, die falsche Orthodoxie vom wahren Christenthum unterschieden und der schale Deismus verdammt. Ein Verbrecher wird hingerichtet und vorher bekehrt. Adelstolz wird gedemüthigt und bekehrt. Der waltende Geist ist ein etwas männlich gesteiftes Herrenhuterthum, mit amerikanischem Freimuth. Um den freien, nur an Christo gebundenen Geist Morgenthaus noch glänzender ins Licht zu setzen, macht ihn der Dichter zu einem Prinzen, der am Schluß des Romans auch wirklich auf den Thron gelangt, troß seiner Mißheirath mit der Pfarrerstochter.

Etwas später schrieb Stilling die Geschichte Florentins von Fahlendorn, 1781.

Ein verwaister Knabe, dessen Eltern todt, dessen Schloß verbrannt ist, bettelt sich durch die Welt, wächst heran, fällt Werbern in die Hände und muß in Amerika als Soldat dienen, wird aber durch alle diese grausamen Schicksale nur geprüft und geläutert, so daß er, in seinem Stande rehabilitirt und zu großem Besitze gelangt, an der Seite des eben so geprüften und gefühlvollen Fräuleins Rosalie, seiner Jugendliebe, ein frommes Herrnhuterleben führt, ein großes Waisenhaus gründet ꝛc. Die Begebenheiten und selbst die Charaktere sind Nebensache, die Hauptsache sind die lyrischen Ergießungen; die Hymnen in Prosa, in denen irdische und himmlische Liebe bis zur Ununterscheidbarkeit in einander fließen.

In dem Roman „Theodor von Linden" 1780, werden verschiedene Personen geprüft, bekehrt und am Ende gibt es eine Menge Hochzeiten

zugleich. In „Theobald oder der Schwärmer“ unterscheidet Stilling den ächten Frommen von den Frömmlern. In seinem berühmten „Heimweh“ von 1794 kokettirt er aber selber etwas zu viel mit der Frömmigkeit. Es ist ein allegorischer Roman.

Christian Ostenheim ist der Christ, der seine wahre Heimath im Osten, d. h. bei Christo suchen soll. Als er herangewachsen, weihen ihn seine Eltern in wunderliche Mysterien der sogenannten Felsenmänner ein, d. h. von fest auf Gott Vertrauenden und im Glauben Wurzelnden. Er wird auf Reisen geschickt und muß unterwegs allerlei Prüfungen seines Glaubens und seiner Tugend bestehen. Wenn er dabei strauchelt, so kommen ihm die geheimnißvollen Felsenmänner allzeit rasch zu Hülfe. Die Verführer sind nur immer Allegorieen der Weltlust, der bösen Neigungen und Sünden, so wie die Felsenmänner Allegorieen der christlichen Tugenden. Zur Belohnung für seine Ausdauer wird er mit der wunderbar schönen Urania verlobt, die ihn anfangs freilich mit der Larve eines Todtengesichts zurückschreckt, das sich aber später in ein Angesicht voll himmlischer Schönheit verwandelt. Diese Urania stellt die Wahrheit vor, so wie Christian, der von nun an Eugenius (der Wohlgeborene) heißt, den Glauben. Verschiedene Versuchungen, ihn wieder von Uranien abzulocken, mißlingen. Einmal wird der Jüngling von einer reizenden Dame im Bett überrascht, steigt aber muthig heraus, packt sie und wirft sie unbarmherzig zur Thüre hinaus. Solche Heldenthaten machen ihn nun nach und nach fähig, das höchste Ziel zu erreichen. Er beginnt die Reise zur Heimath, in den Orient. In Aegypten wird er im Innern einer Pyramide in die ältesten Geheimnisse der ägyptischen Weisheit eingeweiht. Damit soll nichts anderes als das geschichtliche und menschheitskundige Studium gemeint seyn, das der Christ durchmachen muß, um die hohe Bedeutung des Messias auf Erden gehörig zu verstehen. Auch zu den Persern kommt er, um ihnen ihren Lichtgott Ormuzd als Christum zu deuten. Endlich wird er Fürst von Salyma und richtet eine christliche Monarchie ein, die ein Surrogat für das Reich Christi im himmlischen Jerusalem seyn soll, und in welchem die menschliche Schwäche noch einige Unordnung veranlaßt, die aber bald wieder gehoben wird. Die Polizei und Censur in diesem Staat ist sehr aufmerksam. So unumschränkt die Gewalt des christlichen Fürsten nach unten ist, so hängt er doch nach oben von einem Zwölfergericht ab, dem hohen Rath von Vespera, unbekannten Obern, dem er verantwortlich ist und Rechenschaft ablegen muß. Das sind die apostolischen christlichen Urkunden. — Die Erklärung gab Stilling in seinem „Schlüssel zum Heimweh“. Die Allegorie hat etwas an sich so Kühles und Langweiliges, daß man sich hüten sollte, ein warmes christliches Herz mit diesem Eismantel zu bedecken. Hier aber spielt Jung noch dazu mit den christlichen Wahrheiten Versteckens, mystificirt die Leser und tän-

delt in das ernste Christenthum die Geheimnißkrämerei der Freimaurer hinein. Das alles macht einen unerquicklichen Eindruck.

Noch mehr verfehlt ist „der graue Mann“, eine Fortsetzung des Heimweh,

worin Ostenheim die letzten Zeiten verkündet. Das Buch wurde in der Zeit nach Napoleons Sturz vollendet, daher ist auf die Meinung Rücksicht genommen, derzufolge Napoleon der Antichrist seyn sollte. Aber Stilling behauptet, der wahre Antichrist sey der Papst.

Die kleineren Erzählungen Stillings handeln von Gottes wunderbaren Fügungen in Rettung von Armen und Unglücklichen, Bekehrung von Sündern, im Zusammenbringen von Menschen, die sich zu lieben bestimmt sind, in Bestrafung von Verbrechern ꝛc. Er bearbeitete auch biblische Erzählungen und machte Gedichte. Unter den letzten findet sich eines auf seine drei Frauen, deren er sich fast muhamedanisch freut, als könne er sie, die er nach einander gehabt, einst alle zugleich haben. Endlich verfiel er auf Geisterseherei, schrieb eine „Theorie der Geisterkunde“ voll interessanter Beispiele und „Scenen aus dem Geisterreiche“.

Gespräche im Himmel. Die Seligen freuen sich der neuen Herrlichkeit, beschäftigen sich aber doch mehr mit Erinnerungen an die Erde. Da werden ganze Kapitel aus der Kirchengeschichte abgehandelt. Noch öfter wird einzelner frommen Männer gedacht, deren Ankunft im Elysium oder deren „Verklärung“ besonders gefeiert wird. Das ist eine Art Kultus des Genius, wie er wenigstens unter den Frommen nicht vorkommen sollte. Ein eitles Auskramen persönlicher Verdienste. Da umarmen sich und disputiren mit einander Lavater und Heinrich Heß, jener unter dem Namen Israel, dieser Jesanjah genannt. Abgeschmackte Lobhudeleien, die sich die himmlischen Brüder wechselseitig spenden. Hin und wieder aber schlagen doch tiefere Gedanken vor. So z. B., daß die Verdammten vermittelst einer nur jenseits zu erlangenden Geistersprache oder unmittelbaren Einsicht alle Laster an Andern erkennen und einander mit unsäglichem Abscheu fliehen möchten und nicht können.

Im Anhange ein episches Gedicht in achtzeiligen Stanzen: Chrysäon oder das goldene Zeitalter, der Versuch einer Schilderung des tausendjährigen Reichs. Selmar blickt in ein paradiesisches Thal mit einem Tempel, wünscht dort hinein zu kommen, muß aber erst viel Prüfungen bestehen. Endlich kommt er hinein und findet im Garten den Hausvater Gottfried, der ihm über den Antichrist und das nach seinem Sturz angebrochene goldene Zeitalter Nachricht gibt. Dann kommt er nach der Hauptstadt Antiochia, wo eine vortreffliche Kinderzucht und Schule eingerichtet ist und wo er ein Concert hört, den sinn=

bildlichen Ausdruck der hier herrschenden vollkommenen Harmonie. Weiter besteigt er das Gebirge Libanon, findet hier seine auferstandenen Eltern wieder und empfängt aus den Händen des Apostel Paulus das Abendmahl. Endlich kommt er noch nach Jerusalem, sieht den Heiland selbst und — erwacht aus seinem Traum.

Theodor Gottlieb von Hippel, ein Ostpreuße, studirte Theologie, wurde aus Liebe zu einem adeligen Fräulein Jurist, Advokat und starb als Bürgermeister und sehr reicher Mann in Königsberg. Er war ein Sonderling, spielte den Republikaner von Grundsatz und ließ sich adeln, war sehr häßlich und ließ sich oft malen. Er schrieb ein Lob der Ehe und heirathete nie. Als Dichter war er der gefühlvollste Mensch, liebenswürdig edel zum bewundern, als Geschäftsmann aber hart und eiskalt. Sein Hauptwerk sind die: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie, in 4 Bänden, Berlin 1778 mit Kupfern von Chodowiecki. Er wollte zuerst sein, dann seines Vaters, dann seines Großvaters Leben beschreiben, daher der Titel, hat aber doch nur sein eigenes beschrieben, mit Erinnerungen an das väterliche vermischt. Unter den handelnden Personen finden wir treue Portraits von Hippels Eltern und Freunden, dem Philosophen Kant 2c. wieder. Im Allgemeinen ist nicht zu verkennen, daß er Swift und Sterne sich zum Muster genommen, allein seine deutsche Natur bricht durch die Nachahmung des fremden Musters gleichsam verstohlen, aber mit einer unwiderstehlichen Macht hindurch. Sein Gefühl ist unendlich tiefer, als das seiner englischen Vorbilder. Man sieht, wie hier die schönste, liebenswertheste Seele, durch Ungunst der Umgebung, durch ein hartes Schicksal wie die zarte Blume durch den rauhen Nord erfror, und die eiskalte Reflexion, zuletzt der Egoismus des Geschäftsmannes und alten Junggesellen übrig blieben.

In den Lebensläufen wird wie in Sternes Tristram Shandy in breitester Weitläuftigkeit eine Jugendgeschichte erzählt. Der Vater ist Pastor in Kurland, ein Ausländer, der aus seiner Heimath ein tiefes Geheimniß macht, aber täglich davon redet, wie ganz anders, wie viel schöner es in seiner südlichen Heimath sey. Die Mutter ist eine biedere Hausfrau, streng lutherisch, bewandert in den geistlichen Liedern, aus denen sie in allen Fällen Trost schöpft, und dabei echt weiblich naiv. Der Sohn heißt Alexander und hat eine Jugendgespielin, die kleine Mine. Er wird todtkrank, sein Krankenlager, die Sorge seiner treuen Eltern, sein rührendes Testament lassen die tiefsten Blicke in die menschliche Seele thun. Er wird wieder gesund, zum Staunen und heim-

lichen Verdruß des unfähigen Arztes. Er widmet sich der Theologie, bei seiner ersten Predigt sieht er nur auf sein aufgeblühtes ihm gegenüber sitzendes Minchen. Es ist äußerst merkwürdig, wie der Dichter hier die altlutherische Frömmigkeit verbindet mit der modernen Empfindsamkeit. Nie fällt es ihm ein, des Heiligen zu spotten, vielmehr hat man es oft an Hippel getadelt, daß er zu viel christliche Erbauung einmische, und so fällt es ihm eben so wenig ein, es unpassend zu finden, daß der junge Prediger nur sein Minchen im Auge hat. Einst ist er mit Minchen im Walde und umarmt sie aufs zärtlichste, da überrascht ihn sein Vater, der dabei fast mehr in Verlegenheit kommt, als die jungen Leute selbst. Diese Scene ist unübertrefflich wahr geschildert. Der bestürzte Vater will nicht zürnen, weiß nicht was er sagen soll und fragt Minchen: ist Ihr Herr Vater nicht da. Sie antwortet: nein, er ist auch nicht da gewesen! Der Sohn, dem das Mädchen schon entschlüpft ist, hält in seiner Ueberraschung noch immer den Arm gebogen, wie er sie umfaßt gehalten. Bald darauf stirbt Minchens Mutter und bei ihrer Leiche schwören sich die Liebenden ewige Treue.

Dazwischen kommen nun freilich ellenlange Excurse über allerlei theologische, akademische ꝛc. Fragen vor. Am bemerkenswerthesten sind die Lehren, welche des Autors sterbende Mutter ihm hinterläßt, ein langer, langer Lehrbrief, noch viel mehr enthaltend, als Wilhelm Meisters Lehrbrief bei Göthe. Dazu kommen Dialoge zwischen dem Pastor und einem Edelmann, die zu des Autors Zeiten mehr Bedeutung hatten als jetzt, sofern er den Kantianismus dem strengen Lutherthum zu vermitteln sucht.

Der Autor muß Minchen verlassen und auf die Universität gehen. Mittlerweile kommt Minchen in die Dienste eines hochadeligen Hauses und ein junger Edelmann trachtet sie zu verführen. Da es ihm nicht gelingt, so hofft er sie mürbe zu machen durch Furcht und Schrecken, indem er sie des Diebstahls anklagen läßt. Sie flieht und stirbt im tiefsten Elende. Zu spät erfährt es der Autor und findet sie schon todt.

Mit dem Tode Minens schließt der zweite Band. Die beiden spätern Bände enthalten wieder anziehende Abhandlungen, z. B. über das Gewissen, die weitläuftige Geschichte des Todes seiner Mutter, Scenen aus dem kurländischen Landleben, Gespräche des Pastors mit dem Edelmann ꝛc. Dann gewinnt die eigentliche Geschichte erst wieder Leben. Der Autor wird Soldat und zieht mit der russischen Armee in den Türkenkrieg. Bei Bukarest wird er schwer verwundet und begibt sich zum Behuf der Heilung nach Pyrmont. Nachdem er wieder genesen, verliebt er sich in das Fräulein Tine, als er sie betend erblickt. Sie ist Braut mit einem Andern, aber die Heirath zerschlägt sich und sie wird seine Gattin. Die Art, wie er Minen in Tinen sieht und beide verwechselt, ist allzu empfindsam und stört außerordentlich den reinen und tiefen Eindruck, den uns sein Verhältniß zu Minen hinterlassen.

Unter den Episoden ist eine lange des dritten Bandes zu bemerken. Sie

handelt von einem frommen Grafen, der sich in den Tod verliebt und alle seine Zimmer mit den phantastischen Emblemen des Todes ausgeschmückt hat. Dieses Grafenhaus und das Ordenswesen im nachfolgenden Werke scheint nicht ohne Einfluß auf Göthe's Wilhelm Meister geblieben zu seyn, der ebenfalls in adelige Höfe allerlei hineingeheimnißt.

Als Hippel reich geworden war, richtete er sich einen großen Garten ein, in dem er unter anderm auch einen förmlichen Kirchhof haben mußte. Offenbar versetzte seine Einbildungskraft in diesen Kirchhof die, die er in seiner Jugend geliebt hatte, und mitten unter Geldmachen und weltlichem Egoismus blieb er einer tiefen Jugendempfindung treu.

Wir vergessen alle Capricen seines Humors und hören immer nur den, durch alles hindurchklingenden süßen, tiefen Klageton. Er drückt, ohne daran zu denken, den Schmerz eines unterdrückten Volkes aus. Wenn man seine Lebensläufe, eine Idylle der Ostseeufer, liest, glaubt man zuweilen, man höre den Wind an einem dunkeln Novembertage über die Stoppelfelder Kurlands in geheimnißvollem Wehlaut hinziehen. Welche heitere Bilder der Dichter uns auch vorführt, wie viele deutsche Gelehrsamkeit er in muthwilliger Ironie herbeiwälzt, um, wie Jean Paul, Witz auf Witz mit ihr zu treiben, der Hintergrund aller Vordergründe bleibt bei ihm immer die Melancholie jenes nordischen Strandes und seines armen Volkes. Das gastliche Haus des Edelmannes, die idyllische Wohnung des Pastors, der die ganze deutsche Literatur und Bildung an jenem öden Nordstrand angesiedelt, können uns vergessen machen, wo wir sind; immer aber verräth es sich wieder; blickt die bleiche Hörigkeit mit flehender Miene zur halbgeöffneten Thür herein, und streicht der kalte Wind seewärts her über ein armes frischgegrabenes Grab. Die Geschichte des liebenswürdigen, von einem lüsternen Edelmann bis zum Tode verfolgten Mädchens in den Lebensläufen gehört zu dem Rührendsten, was je geschrieben worden ist, und man muß sich wundern, daß sie nie vom Liberalismus ausgebeutet worden ist, da sie wahrhaftig näher läge, als die Atar Guls, Parias und so viele andere poetisch verherrlichte Opfer der Kastentyrannei, von denen ungleich mehr die Rede ist. Das Bezaubernde an Hippels Darstellungen ist übrigens etwas, was ihn von den modernen Dichtern des menschlichen Elends auffallend unterscheidet, nämlich die Bescheidenheit. Während Trotz und Prahlerei, oder wüthender Haß und

Fanatismus alle neuen Dichtungen des Proletariats charakterisirt, tritt die Armuth und Unterthänigkeit bei Hippel nur in stillster Demuth auf und wagt fast keinen Schmerzlaut, nur eine Thräne, und sie stirbt ohne Verwünschung, nur mit einem Seufzer. Warum merken denn die neuern Dichter nicht, daß diese Oekonomie der Klage unendlich tiefer die Seele des Lesers ergreift, als der pathetische Bombast, in dem sie sich gefallen?

Die Kreuz- und Quergänge des Ritters A bis Z von Hippel, zwei Bände, Berlin 1793 haben einen ganz andern Charakter als die Lebensläufe. Sie verspotten erstens den Adel in der ausführlichen Auseinandersetzung der Ahnen- und Familienverhältnisse des Helden, und sodann die Maurerei, in deren verkünsteltsten Grade der Autor stufenweise aufgenommen wird, um zuletzt der Natur zurückgegeben zu werden und in einer glücklichen Ehe die Alfanzerei zu vergessen. Uebrigens ist seine Geburt und Taufe wie in Sternes Tristram in ungemeinem ausführlichen Humor vorgetragen.

Hippel schrieb auch ein Lustspiel „der Mann nach der Uhr", worin er einen gutmüthigen Pedanten charakterisirt, sodann Schriften über weibliche Bildung und bürgerliche Verbesserung der Weiber, über Gesetzgebung, eine Spottschrift auf den Arzt Zimmermann und eine Selbstbiographie. Seine Werke erschienen in 12 Bänden gesammelt, Berlin 1827.

Einige bedeutende Geister in Deutschland gefielen sich damals in nur kurzen Abhandlungen, Fragmenten, Aphorismen, worin sie, halb in Swifts, halb in Sternes Manier, frappante Sätze mit absichtlicher Dunkelheit, unvollendet, halb mit mystischem Tiefsinn, halb ironisch vortrugen. Hinter dieser Maske versteckte sich namentlich der berühmte Magus aus Norden, ein lange anonym gebliebener Schriftsteller, der es in seinem Leben nicht weiter brachte als bis zum Amt eines Packhofverwalters in Königsberg. Johann Georg Hamann war nur ein rhapsodischer Philosoph, aber tiefsinniger als die Systemmacher seiner Zeit. Er hielt mehr von den Offenbarungen der innersten Menschennatur in Stimmungen, Neigungen, Einfällen, Entschließungen, als von den Berechnungen der s. g. Vernunft. Eben so hoch standen ihm Erfahrung, Geschichte und Offenbarung, die alle unverrückbar seyen gegenüber den Kunststückchen der sogenannten Vernunft. Er sah daher mit souverainer Verachtung, wie auf die Vernunftpedanterei des Philosophen Kant, so

auf die frivole Sophistik des eiteln Lessing herab und züchtigte insbesondere den frechen Juden Mendelssohn. Doch konnte ihm dieser edle Muth im Zeitalter der Aufklärung nur schaden. Herder, Jacobi nahmen sich seiner an, von den Meisten war er gehaßt oder wurde absichtlich ignorirt. Erst nach seinem Tode hat man ihn recht zu würdigen angefangen und sogar überschätzt. Jean Paul hat wohl recht, wenn er seine Werke mit einem dunkeln Nachthimmel voll Sterne vergleicht, unter denen sich noch viele unaufgelöste Nebel finden; aber verborgene Offenbarungen in ihm zu suchen, wäre thöricht. Er hatte keine Weisheit als die längst offenbarte des Christenthums.

Matthias Claudius, Revisor in Wandsbeck, schrieb 1763 Tändeleien, im verliebten Geschmack des Gerstenberg, aber 1778 seinen berühmten Asmus omnia secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, 4 später 7 Bände, worin der gesunde Menschenverstand im Gewande naiver Einfalt die vornehmen Narrheiten und Eitelkeiten der Zeit verspottet, zugleich aber auch das natürliche Gefühl oft in wehmüthige und tief rührende Klagen ausbricht. Der Gedanke an den Tod geht durch das ganze, oft so launische Buch durch, so daß man an dem Gelächter fast erschrickt, als ob es von einem Grabe herkäme. Die große Wirkung des Buchs liegt nur darin, daß der tiefste Schmerz über die Selbstentwürdigung, wie über die Leiden des Menschen in Spaß und burleske Gemeinheit eingekleidet ist. Sein Vorbild war Yoriks sentimentale Reise von Sterne. Aber er mahnt schon an Jean Paul, indem er sein eigenes Doppelwesen in zwei Hauptfiguren spiegelt, seine volksthümliche Natürlichkeit und Einfalt im Asmus, seine gelehrte Bildung im Vetter Andres.

Die ersten Bände des Asmus sind die besten, die letzten werden breit und verlieren sich in historisch-philosophische Betrachtungen ohne Humor. Sie enthalten 1) Volksthümlich empfundene Lieder, von denen einige wirklich wahre Volkslieder geworden sind, vor allen das weltberühmte Rheinlied:

Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Reben ꝛc.

Man hat in neueren Jahren behauptet, Claudius habe das Lied nicht selbst gedichtet, sondern nur aufgenommen, und es sey von Sander aus Baden verfaßt. Allein die Beweise ist man schuldig geblieben. Das Lied ist so ganz im Geiste des Claudius empfangen, daß man nicht berechtigt ist, einem Andern etwas Aehnliches zuzutrauen. Sehr beliebt wurde auch das Lied:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am Himmel hell und klar ꝛc.

Ein gar hübsches Lied ist das von Philinen, einem jungen Mädchen, welches nicht begreifen kann, warum ihr Liebhaber so wild und scheu zugleich ist, weil ihr das Wesen männlicher Liebe noch fremd ist. Es ist bisher wenig beachtet, Philine überschrieben (I. 34), hat aber eine psychologische Tiefe und hohen natürlichen Reiz. — Urians Reise um die Welt:

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was verzählen ꝛc.

hat zwar insofern Bedeutung, als diese burleske Manier wesentlich auf Bürger und Blumauer Einfluß übte und auf Kortum (Jobsiade) ꝛc. und eine stehende Gattung von Liedern begründete; allein es ist im Ganzen wenig Witz darin. In demselben Ton werden von Claudius kleine Familienscenen geschildert. Das Tändelnde des Vater Gleim vereinigt sich hier mit der Haushahngrandezza des alten Voß. Eine durchaus verfehlte, gemachte und widrige Manier. So z. B. IV. 93 und 94. Ein Kind reflectirt:

Der Storch bringt nun ein Brüderlein —
Er kommt damit ins Fenster herein
Und beißt Mama ein Loch ins Bein,
Das ist so seine Art.

Mama liegt wohl und fürchtet sich,
O lieber Storch, ich bitte dich,
Beiß doch Mama nicht hart.

He, he, da kommt Papa herein,
Nun wird er wohl gekommen seyn.
Aber du weinest ja.
Hat er dich auch gebissen, Papa?

Gleich darauf S. 94 besingt Claudius die Geburt seiner nachherigen Frau und hätte sie gar zu gern in den Windeln gesehen.

Das Tragische dagegen tritt im Asmus oft höchst rührend hervor, z. B. in der nur kurzen Betrachtung über die Schönheit einer Leiche I. 7. In den kurzen Schmerzliedern, Klage um Anselmo's Tod I. 13. Im Liede am Grabe des Vaters I. 139. Einen tief rührenden und zugleich furchtbaren Eindruck machen die vier wahnsinnigen Brüder im Irrenhause IV. 125. Doch hat sich Claudius auch in diesen tragischen Parthieen verleiten lassen, zu tief ins Natürliche zu malen, z. B. in dem wahrhaft ekelhaften Liede für Schwindsüchtige IV. 106.

In der Masse zerstreut finden sich einige treffliche Satiren, z. B. das

Concert der Kapaune, zur Verspottung der falschen Empfindsamkeit seiner Zeit IV. 67. Das kleine Epigramm auf Adam: dein erster Schlaf war deine letzte Ruh (weil Eva daraus entstand) I. 67, vor allem der köstliche Spott über Göthe's Werther I. 52.

Nun mag ich auch nicht länger leben,
Verhaßt ist mir des Tages Licht;
Denn sie hat Franze Kuchen geben,
Mir aber nicht.

Am eigenthümlichsten ist Asmus darin, daß er zugleich fromm und liberal ist, zugleich gegen die falsche Aufklärung eifert und doch Opposition macht gegen Fürsten- und Adelswillkür im Namen des dritten Standes. Er vertrat den Bauernstand gegenüber den Herren. Eine furchtbare Anklage enthält in spielenden Worten das Schreiben eines parforce gejagten Hirsches an den Fürsten, III. 93, zum Theil auch der Neujahrswunsch des alten lahmen Invaliden Görgel, III. 28. Die beste ist wohl die Audienz des Asmus beim Kaiser von Japan, III. 49. Die Frömmigkeit tritt bei Claudius überall hervor. Am schönsten in dem kleinen Beispiel vom Wasserfall in Nordamerika IV. 83. Ein Europäer untersucht und mißt aus, während der Indianer nur ehrfurchtsvoll den großen Geist anbetet. In demselben Sinn vertheidigt Claudius den Jacobi gegen die Angriffe von Mendelssohn und Lessing. Zugleich gibt sich Claudius Mühe, durch Naturbetrachtungen (wie Brockes) zur Religiosität zu stimmen. Hier fällt er aber auch wieder ins Triviale hinab. So heißt es I. 6: die Juden seien doch recht böse Menschen gewesen, daß sie im Angesicht des freundlichen Mondes einem gerechten und unschuldigen Mann (Christus) hätten Leid thun können. Als ob die empfindsame Betrachtung des Mondes allein sie davon hätte abhalten sollen.

Ein guter Humorist war auch Abraham Gotthelf Kästner, Professor der Mathematik und Physik in Göttingen. Seine vermischten Schriften erschienen zuerst Altenburg 1783 und mit vielem Einzelnen vermehrt in 4 Bänden, Berlin 1841.

Sie enthalten 1) Epigramme, in denen nicht bloß Witz, sondern auch eine edle, insbesondere patriotische Gesinnung vorherrscht, z. B. in denen auf Kepler, die Schlacht bei Roßbach, Friedrich den Großen rc. 2) Oden, Lieder, Elegien. Gut ist die Parallele zwischen schönen Wachsfiguren und geistlosen Mädchen. Ein philosophisches Lehrgedicht von den Kometen ist nur gelehrt, nicht witzig. Unter den wenigen Fabeln ist die von der Eule die beste. 3) Miscellen, Anecdoten, Einfälle in Prosa. Einmal, sagt Kästner, konnte ich ein neues theologisches Werk nicht in den Bücherschrank bringen, es fiel immer wieder heraus, weil — unbemerkt ein Neues Testament in kleinem Format in der Ecke stand, von dem es zurückgestoßen wurde. 4) Reden und kleine Auf-

säße, darunter bemerkenswerth das gerechte Urtheil über Gottsched in einer Vorlesung von 1767. — Alt und in der Manier von Swift ist die schon 1744 in den Belustigungen des Verstandes und Witzes gedeutete Schilderung der Mondregentinnen, eine Satire auf den philosophischen Streit der Zeit, indem die eine Regentin Atome und die andere Monade heißt, jene der Ausdruck der französischen Atomistik, diese des Leibnitzianismus.

Einer der angesehensten Vertreter des englischen Geistes in Deutschland war der Göttinger Professor Georg Christoph Lichtenberg, ein kleiner, buckliger Mann, aber sehr munter und geistreich. Er lehrte Naturwissenschaften und schrieb in diesem Fach. Außerdem aber zeichnete er sich durch eine Menge kleiner Aufsätze und Aphorismen aus, die nach seinem Tode in 9 Bänden gesammelt erschienen unter dem Titel „Vermischte Schriften von Lichtenberg" Göttingen 1800. Hier zeigt er sich als ein überaus feiner Menschenkenner und witziger Kopf. Sein Styl ist leicht und klar, wie der von Lessing, dem er auch in Scharfsinn am nächsten steht. Andrerseits neigt er im leichten Scherz wieder mehr zu Wieland.

In seinen „Bemerkungen über sich selbst"

entfaltet Lichtenberg die geheimsten Falten der menschlichen Seele, mit der Aufrichtigkeit Rousseau's, aber nicht mit dem armen Sündergefühl Rousseau's, sondern mit dem Vergnügen eines Anatomen, der im feinsten Nervensystem neue Entdeckungen macht. Die Analyse der unbewachten Empfindungen und geheimsten Bestimmungen der Meinung und des Willens gelingt ihm am meisten. Er geht damit bis ins Kindesalter zurück und berührt hier Saiten, die in neuerer Zeit zuerst wieder Bogumil Goltz angeschlagen hat.

In der Abhandlung „über die Macht der Liebe"

verfolgt er mit derselben Schärfe der alles analysirenden Lanzette die geheimsten Empfindungen der Zärtlichkeit. Dieß ist wohl einer der originellsten und merkwürdigsten Aufsätze von ihm. Aber ich gestehe, sie ist mir unbehaglich, eine solche Vivisection des noch schlagenden Herzens.

In den „philosophischen Bemerkungen" gesteht Lichtenberg offen, er sey kein Christ, er weissagt der Philosophie den Sieg über die Kirche und verzweifelt nicht, in einigen Jahrhunderten werde geläuterter Spinozismus die allgemeine Weltreligion geworden seyn. Also mußte auch dieser sonst so feine Geist dem Vorurtheil der Zeit huldigen. — Von ausgezeichnetem psychologischem Interesse ist Lichtenbergs Abhandlung

„über die Bedienten" im 4. Bande, mit Kupfern von Chodowiecki. In demselben Bande findet sich auch eine humoristische Abhandlung vom Nutzen der Prügel. Die letzten Bände sind fast ganz mit Abhandlungen über einzelne Zweige der Naturwissenschaft angefüllt, voll feiner Bemerkungen aber meist nur Gelegenheitsschriften seiner Zeit. Das Witzigste liegt verborgen in den kleinsten Aufsätzen und Aphorismen. Hier nur eine Auswahl:

Band I. S. 95: Bittschrift der Wahnsinnigen. S. 344: Gespräch zweier Zwillinge im Mutterleibe. S. 369: Nachahmung der englischen Croth-readings, oder Zusammenstellung von Zeitungsnachrichten, so daß über die Spalte hinübergelesen wird und zum Anfang des einen der Schluß des andern Artikels kommt, z. B.: Heute wurde Madame N. mit Zwillingen entbunden — wer auf zehn Exemplare pränumerirt, bekommt das elfte gratis. — Band III 231: Anschlagzettel im Namen des Zauberers Philadelphia. Als dieser Taschenspieler nach Göttingen kam, kam ihm Lichtenberg mit einem witzigen Anschlagzettel voll komischer Aufschneidereien zuvor und Philadelphia sah sich genöthigt, abzureisen, ohne seine Kunst producirt zu haben. S. 589 Fragment von Schwänzen, d. h. von Zöpfen, die hier als Schwänze der Menschenthiere physiognomisch aufgefaßt werden.

Unter den kleinen epigrammatischen Witzen ist zu bemerken I. 191: Ein Dreigroschenstück ist immer besser als eine Thräne. II. 141: Mädchen fangen schon an, sich dumm zu stellen, ehe sie noch klug sind. S. 159: Ob Mädchen auch im Dunkeln erröthen? Eine Frage, die sich nicht beim Licht ausmachen läßt. S. 363: Wenn Jemand dem größten Schelm in Deutschland 100,000 Louisd'or aussetzte, wie viel Bewerber würden sich melden? II. 49: Wenn es einmal in der Welt keine Barbaren mehr gibt, ist's um uns geschehen. 106: Es gibt einen Zustand, in dem man die Gegenwart einer geliebten Person eben so wenig verträgt, als ihre Abwesenheit. 109: Zuweilen gefällt einem ein Gedanke, wenn man liegt, aber nicht mehr, wenn man aufsteht. 411: Sujet für einen Maler, zwei Mädchen, die in einen Brunnen sehen, aus dem die Kinder kommen sollen, und durch ihr eigenes Spiegelbild getäuscht werden. 422: Warum schielen die Thiere nicht?

Das witzige Hauptwerk Lichtenbergs sind seine Erklärungen der Kupferstiche von Hogarth, voll Geist und Gelehrsamkeit.

Friedrich Dominik Ring, Geh. Hofrath in Karlsruhe, schrieb im lit. Anzeiger von 1799 Nr. 148 eine hübsche Abhandlung über Uebersetzermißgriffe mit vielen sehr komischen Beispielen, und Nr. 149—151 eine andre über den deus Risus der Alten.

Eine der beliebtesten komischen Dichtungen wurde das in Knittel-

versen und in der Manier des englischen Hudibras geschriebene Epos des Johann Arnold Kortum, Arzt zu Bochum in der Grafschaft Mark, die Jobsiade, zuerst 1784 in Münster gedruckt.

Jobs, ein ganz gemeiner, aber munterer Bursche, sollte studiren, lebte aber faul und lüderlich, so daß er im Examen durchfiel. Dieses Examen ist der Glanzpunkt des Gedichts. Fragen: Wer waren die Apostel? Antwort: Große Bierkrüge (die man auf Universitäten so nennt). Wer war der heilige Augustin? Der Pedell (weil dieser wirklich so hieß). Wie viel gibt es Engel? Er kenne nur den blauen (ein Wirthshaus). Was glaubten die Manichäer? Ich würde sie bezahlen, aber ich habe sie geprellt &c. Bei jeder Antwort heißt es:

Ueber diese Antwort des Candidaten Jobses
Geschah ein allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspector sprach zuerst: hm, hm,
Darauf die andern secundum ordinem.

Als Jobs heimkehrt, stirbt sein Vater vor Verdruß, er selbst muß Schulmeister werden, sinkt bis zum Nachtwächter herab und stirbt. — Später erschien ein zweiter Theil, worin er wieder auflebt und zu Ohnewitz Pfarrer wird. Das Leben eines gemeinen, nur dem Schlendrian folgenden Landgeistlichen, ist darin nicht übel geschildert, der zweite Theil aber ist matter als der erste.

Kortum schrieb auch einen Märtyrer der Mode, die magische Laterne und Amors Hochzeitfeier, die ich mir nicht habe verschaffen können. Andre geistliche Humoresken waren Weppens Kirchenvisitation 1781 und städtisches Patronat 1787, und Walders Stutzperücke 1785, Pastor Rindvigius 1798.

Levin Sander von Itzehoe schrieb seit 1783 eine Menge komische Erzählungen und Humoresken, auch ein Paar Lustspiele und Uebersetzungen aus dem Dänischen.

Eines der besten und auch volksthümlich gewordenen Bücher jener Zeit waren die „wunderbaren Reisen und Begebenheiten des Freiherrn von Münchhausen", 1787 angeblich aus dem Englischen, aber am wahrscheinlichsten verfaßt von Bürger, der nur ältere Jägerschwänke mit neuen vermehrte. Vgl. Theil II. 89, III. 396, wozu noch die mendacia ridicula in des J. P. Lange deliciae acad. von 1606 nachzutragen sind. Ob Bürger den Minister Münchhausen damit ärgern wollte, ist gleichgültig. Das Buch hat nur Werth als Volksbuch voll lustiger Jägerlügen.

Der edle Freiherr von Münchhausen dressirt sein Pferd so gut, daß er damit auf einem Theetisch herumtanzt, an welchem Damen sitzen. Er reitet durch eine vorbeifahrende Kutsche durch und begrüßt die darin sitzenden Damen im Durchflug. Er bindet sein Pferd im Schnee an einen Pfahl, erwacht des Morgens, nachdem der Schnee geschmolzen ist, unten an einem Kirchthurm, sieht sein Pferd oben am Thurm hängen, schießt den Zügel mit einer Pistolenkugel durch und reitet weiter. — Im Sumpf versunken zieht Münchhausen sich selbst und damit zugleich das Pferd, auf dem er sitzt, am Zopf heraus. — Einen Bären fängt er, indem er Honig an eine Deichsel streicht, an der sich der Bär fortleckt, bis er wie am Spieße daran steckt. — Ein Jagdhund läuft sich auf langer Jagd die Beine kurz ab, auf der Rückkehr aber wieder lang an. — Eine gehetzte Häsin wirft Junge, die nachsetzende Hündin auch und die kleinen Hündchen helfen gleich die Häschen jagen. — Bei einer Belagerung setzt sich Münchhausen auf eine Kanonenkugel, indem sie abgeschossen wird, beobachtet aus der Höhe den Feind und kehrt auf einer feindlichen Kugel, die ihm entgegenfliegt und auf die er sich geschwind setzt, zu den Seinen zurück. — Ein Waldhorn an der Wand fängt plötzlich zu blasen an, weil die darin erfrorenen Töne aufthauen.

Ich schließe hier noch einige Satiren der Zeit an. Die „Geschichte einer Laus“ 1782 ohne Angabe des Druckorts, ist eine matte Sammlung von Charakteristiken und Intriguen des französischen und englischen Hofes, welche eine Laus, die sich auf den Köpfen und Perücken des Hofvolkes umgetrieben, beobachtet haben soll. Nur der cynische Geist eines Rabelais könnte so etwas mit dem gehörigen Witz ausbeuten. Noch geringer ist C. G. F. Hoffmanns „Leben und Wanderungen eines Flohes“, 1803. — „Der blaue Esel“, Berlin und Leipzig 1786, soll beweisen, daß ein Esel eigentlich vernünftiger seyn könne, als die Menschen. Den philosophirenden und moralisirenden Esel durch zwei dicke Bände hindurch zu begleiten, erweckt Langeweile. Humor dieser Art muß kürzer gehandhabt werden.

Johann Karl August Musäus, Professor in Weimar († 1787) ist merkwürdig als Romanschriftsteller durch den leichtfertigen, spöttischen, gemein familiären Ton, den er in die Literatur einführte, und der einerseits in Spieß und Cramer rc., andererseits in Kotzebue Nachahmer und eine weite Verbreitung fand. Bisher war noch kein deutscher Autor in so tiefem Negligée erschienen. Die schlechten Bücher, die er geschrieben hat, sind jetzt vergessen und viele Literarhistoriker sprechen von ihm, ohne sie gelesen zu haben. Nur seine berühmten deutschen Volksmärchen kennt

Jedermann und nur nach ihnen pflegt er, viel zu günstig, beurtheilt zu werden. Es ist wahr, in diesen Märchen fällt seine medisante und salope Manier weniger unangenehm auf, als in seinen langen und langweiligen Romanen, weil diese Märchen überhaupt viel kürzer sind und weil der ächten Volkssagen entnommene Stoff schon durch sich selbst interessirt.

Außer den Volksmärchen sind das beste, was Musäus geschrieben „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier", ein moderner Todtentanz, dem berühmten Basler nachgebildet, aber mit modernen Motiven. So erscheint der Tod als Vulkan, der die Liebenden im Netze fängt; als eine Buhlerin, die einen galanten Herrn beschleicht; als Schulvisitator; als Werber ꝛc. Auch löst er als Reformator ein Kloster auf, sucht einen im Luftball hoch oben auf ꝛc.

Die moralische Kinderklapper des Musäus (Erzählungen für Kinder) ist dem Französischen des Monget, die Oper „das Gärtnermädchen" einem französischen Roman entnommen.

Der deutsche Grandison, Roman von Musäus, ist ein schlechtes Produkt, dem Müllerschen Siegfried von Lindenberg einigermaßen ähnlich.

Ein bornirter Landedelmann will die wenigen Romane, die er liest, auch spielen. So spielt er anfangs den Robinson und isolirt sich auf einer Insel in einem Teiche. Später liest er den Grandison und will aus seinem Neffen einen zweiten Grandison machen. Derselbe wird nach England geschickt, wo er erst entdeckt, daß Grandison nie wirklich existirt hat. Seine Geschichte bricht ab. Die des Onkels aber wird vollendet. Derselbe will sich mit einem jungen Fräulein verheirathen, die aber am Hochzeitstag mit einem jungen Offizier davonläuft. Matt erfunden und in einem widrig spöttischen Ton durchgeführt.

Die Straußfedern, ein Bändchen kleiner Erzählungen von Musäus, zweite Auflage, Mannheim 1802 enthalten vier Geschichten ohne Ueberschrift.

Nur zwei sind bemerkenswerth, die von einem Grafen, der sich bei einem Maskenball in Wien durch eine gemeine Grabennymphe, die er für eine vornehme Dame hält, prellen läßt, und die eines gewissen Walther, der sich dem Bösen ergibt, unter der Bedingung, nur dem Wein und der Liebe zu leben, und nachdem er eine anständige Heirath gemacht, vom Teufel gemahnt wird und mit Wahnsinn und Selbstmord endet. Ein kleiner Anfang der spätern Callot-Hoffmannschen Manier.

Die physiognomischen Reisen von Musäus sind das unerträglichste Buch, das vielleicht je in Deutschland geschrieben wurde.

Zwei Bände hindurch wird man ununterbrochen mit einem Styl gemartert, der sich in vertraulichen Abkürzungen, kleinen Flüchen ꝛc. gefällt. Anfang: „Hätts weiß Gott! nimmer gedacht, daß es so kommen würde, wies nun kommen ist, daß ich in der Buchschnützlergilde sollt' zünftig werden. Hab' die Buchmacher schier nicht anders gedacht, als die Hutmacher ꝛc.“ Das Ganze ist eine Satire auf Lavater, dessen physiognomisches System hier spottend widerlegt wird, indem durch alle drei Bände das Thema durchgeht, der Schein trügt.

Musäus war in Weimar der Lehrer des jungen Kotzebue. Leicht möglich, daß von diesem Lehrer die widerliche Spottlust, die plumpe Spaßmacherei und der familiäre Ton auf Kotzebue übergegangen ist.

Ein späterer Anhänger der englischen Schule war Ulrich Hegner, geboren 1759 zu Winterthur, Arzt und Senator daselbst, deßen Werke 1828 erschienen. Sie bestehen 1) in geschichtlichen Relationen, die mit malerischem Auge als Genrebilder aufgefaßt sind, und zwar: „auch ich war in Paris“, die Schilderung seiner Reise dahin zur Zeit des Consulats 1801, und „Salys Revolutionstage“, meisterhaft gemalte Idyllen aus der Zeit der Schweizer Revolution von 1798. 2) Eigentliche Romane, die Molkenkur 1812 und als Fortsetzung Suschens Hochzeit. 3) Ein Werk über die Kunst: Hans Holbein der Jüngere, 1827.

Die Molkenkur. Ein alter norddeutscher Oberst, der sich in Gais im Appenzeller Lande durch eine Molkenkur vom Podagra heilen will, schreibt fleißig an seine Schwester daheim, deren blühende Tochter Chlotilde mit dem Kammermädchen Suschen ihn begleitet hat. In Gais findet er einen alten Professor aus Zürich, einen offenen, wahrheitsliebenden und vielerfahrenen Mann, den er bald lieb gewinnt und durch den er viel über die Schweiz erfährt. (Hegner spricht sich bei diesem Anlaß über manche Mängel der Schweiz aus, während er andererseits auch ihre Tugenden, sonderlich des Landvolks hervorhebt. Am meisten tadelt er die Koketterie mit Schweizernatur, Schweizertracht ꝛc., die nur eine Speculation auf die Albernheit von Fremden sey.) Eine vornehme Chanoinesse, deren junge Begleiterin, ein reiches Mädchen aus der Schweiz, Chlotildens poetische Freundin wird (indem beide dichten), faselt viel über die Erziehung des Menschengeschlechts, wird aber von einem alten Schulmeister beschämt. Eine feine Satire auf das Unwesen der Mustererziehungsanstalten in der Schweiz, welche Hegner, wie es scheint, auf eine direktere Weise doch nicht anzugreifen wagte. Ein junger Schweizer Pfarrer

verliebt sich in Suschen und auf ihrer Hochzeit wollen alle einander befreundet gewordene Gäste wieder zusammenkommen. — In Suschens Hochzeit (zwei Bändchen) wird die Geschichte fortgesetzt. Der alte Oberst fährt mit Suschen nach Schaffhausen, unterwegs stürzt der Wagen, der alte ehrliche Diener des Obersten wird verwundet und Suschen zerreißt sich ihr Kleid auf eine ärgerliche Weise. Aber der dadurch herbeigeführte Aufenthalt in Schaffhausen ist Ursache, daß Suschen mit Pfarrers Gustav zusammentrifft, dem Jugendgespielen Chlotildens, Pfarrerssohn von ihrem Heimathsort. Er hat ausstudirt und soll in Welschland einige Zeit verweilen, um französisch zu lernen. Der Zufall führt ihn zu Suschen und mit ihr zurück zu Chlotilden. Ein gewisser Sommerthal wird sein Nebenbuhler, aber Chlotilde bleibt ihm treu. Der Oberst ist in großer Verlegenheit, er selbst würde am Ende das Adelsvorurtheil gegen den Pfarrersohn ablehnen, aber seine Schwester, Chlotildens gnädige Mama, wird die Tochter nie einem Bürgerlichen geben, der alte Professor und die Chanoinesse sind den jungen Liebenden günstig. Nach verschiedenen Zwischenfällen (Händel mit zwei Engländern, Stoß durch einen wilden Stier, ein Sturz in den Rhein, eine mißlungene Alpenreise, eine Feuersbrunst 2c.) langt die Nachricht an, Chlotildens Mutter sey todt. Nun ist sie frei und Chlotilde wird Braut, wie Suschen. Eine der hübschesten Parthien des letzten Bandes ist die mißlungene Alpenreise. Die Gesellschaft will den Sonnenaufgang sehen, wird aber durch das Klagegeschrei einer armen Wöchnerin in einer Hütte aufgehalten, indem die Damen Hülfe leisten.

Heinrich Hirzel gab in „Eugenias Briefen", zweite Auflage 1811, Gemälde der Alpennatur, des Familienlebens, der Freundschaft, mit viel eingestreuten Bemerkungen über Welt und Leben, worin er ein vortreffliches Herz, doch weniger Geist als Ulrich Hegner verrieth. Derselben Classe gehören auch noch die beliebten Genfer Novellen von Rudolf Töpffer (gesammelt 1837) an, in denen die Alpenwelt den Hintergrund bildet und deren kleine Lebens- und Familienbilder von klarem Verstande und äußerst feinem Gefühl zeugen.

3.

Wiedergeburt der deutschen Schaubühne.

Der lange Kampf zwischen dem Renaissancetheater und dem deutschen Fastnachtspiel hatte, wie wir oben sahen, mit einem Siege des französischen Rococogeschmacks geendet. Wie aber dieser letztere überall durch die

Anglomanie und Natürlichkeitssucht wieder verdrängt wurde, so geschah das auch auf dem Theater.

Das Theater kam aber überhaupt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in eine nie vorher gekannte Aufnahme. Es begann, wenigstens bei den Gebildeten, die immer mehr gering geachtete Kirche zu ersetzen. Man fing an, für das Theater, als für eine Schule der Humanität, zu schwärmen. Sein größter Förderer war Lessing.

Gotthold Ephraim **Lessing**, geboren 1729 zu Kamenz in der Lausitz, wo sein Vater Prediger war, sollte Theologie studiren, hatte aber keine Lust, sondern schloß sich zu Leipzig an Weiße an und begann Schauspiele zu dichten. 1760 wurde er Sekretär des General Tauenzien in Breslau, machte sich aber schon 1765 wieder frei und ging nach Hamburg, wo er die berühmte Dramaturgie schrieb; 1769 wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel, wo er 1781 starb. Seine sämmtlichen Werke erschienen in 30 Bänden zuerst 1771—1794.

Lessing gehörte zu den ersten Geistern des Jahrhunderts. Als Dichter ist er von höchster Bedeutung für das Schauspiel, weil er zuerst eine durchaus natürliche, tiefe und feine Charakteristik der Personen einführte und damit die herkömmlichen theils vom französischen Theater, theils noch aus dem deutschen Possenspiel entlehnten Schablonen durchbrach. Er that das auf eine einfache, ihm eigenthümliche Weise, er verließ die Gallomanie, ohne in die Anglomanie zu fallen. Er blieb von jedem fremden Einfluß frei, macht daher einen überaus erquicklichen und erfrischenden Eindruck. Es thut wohl, den deutschen Geist in dieser jugendlichen Kraft aus den zerfallenen Gräbern aller alten Moden emporsteigen zu sehen.

Lessings jugendliche Lustspiele sind unbedeutend und verrathen selbst in den Namen noch die Nachahmung des Plautus und Moliere.

Zuerst charakterisirt er 1747 „den jungen Gelehrten“ als einen capriciösen Narren. Sodann im „Misogyn“ einen aus schlimmer Erfahrung eingefleischten Weiberhasser. Im „Schatz“ bearbeitet er, wetteifernd mit Destouches, den Triumnus des Plautus. Eigenthümlicher sind „der Freigeist“ und „die Juden“ von 1759. Hier offenbart Lessing zum erstenmal, wie sehr er das Christenthum unterschätzte. Sein Freigeist ist so sehr gegen die gesammte Geistlichkeit eingenommen, daß er sich wundert, einmal einen tugendhaften zu finden, und sein Jude wird als Erretter eines Baron dargestellt, der ihm zum

Dank seine Tochter anbietet, bis er erfährt, jener sey ein Jude, und nun aus dem Dank nichts mehr werden kann.

Eine neue Bahn schlug Lessing mit dem in Prosa geschriebenen Trauerspiel „Miß Sara Sampson“ ein, 1755, wobei ihm jedoch die englischen Muster gekränkter Tugend von Richardson vorschwebten.

Der lüderliche Mellefont verliebt sich in die tugendhafte Sara und entführt sie, was sie jedoch nur unter der Bedingung zugibt, daß er sie sofort heirathe. Diese Heirath aber verzögert er jetzt; seine frühere Geliebte Marwood, von der er schon ein Kind hat, sucht ihn abzuhalten, und da sie ihre Absicht vereitelt glaubt, gibt sie der armen Sara Gift. Zur Sühne ersticht sich Mellefont. — Zwar verleugnet Lessing auch hier seinen scharfen Geist nicht, die Charaktere sind trefflich gezeichnet, aber das Ganze ist unerquicklich. Die Marter eines edeln Mädchens unter so niederträchtiger Umgebung erscheint empörend.

Seltsam ist das kleine Trauerspiel Lessings „Philotas“ von 1759, nur in einem Act.

Philotas, der junge Sohn des Königs von Macedonien, ist in der Schlacht verwundet und gefangen worden. Der Sohn des Siegers aber, des Königs Aridäus, ist von den Macedoniern gefangen worden. Nun sollen beide Knaben gegeneinander ausgelöst werden, aber Philotas überlegt, wenn er sich umbringe, so müsse Aridäus seinen Sohn unter den für Macedonien günstigsten Bedingungen lösen. Also ersticht er sich. — Man hat dieses kleine feurig geschriebene Stück sehr gepriesen, allein ich finde die dem Knaben in den Mund gelegte Reflexion durchaus unerträglich und das Ganze hochgeschraubt.

Lessings Genie für das Drama emancipirte sich erst in seiner lieblichen „Minna von Barnhelm“ von 1763.

Minna, eine reiche Erbin in Sachsen, hat im siebenj. Kriege den preußischen Major Tellheim kennen und lieben gelernt. Sie haben Ringe mit einander gewechselt. Aber als er nach beendigtem Kriege zurückgesetzt wird und zu mittellos geworden ist, um seinem Stande gemäß als Bräutigam aufzutreten, läßt er nichts mehr von sich hören und lebt mit seinem Bedienten Just in einem Wirthshaus in Berlin höchst kümmerlich, als abgedankter auf halben Sold gesetzter Officier. Sein vormaliger Wachtmeister Werner hat ein kleines Gut und bringt ihm den Ertrag desselben, den er aber nicht annehmen will. Die Wittwe eines Officiers, dem er Geld geliehen, will es ihm wiederbringen, aber er verleugnet die Schuld und läßt ihr das Geld. Der schurkische Wirth gibt ihm keinen Credit mehr, und er muß — Minnas Ring ihm versetzen. Eben aber ist Minna in demselben Gasthof abgestiegen, denn sie ist gekommen,

um Tellheim zu suchen. Der Wirth zeigt ihr den Ring, den sie sogleich an sich nimmt. Mit Hülfe ihres lustigen Kammermädchens Franciska ist sie nun bemüht, den stolzen Geliebten zu kirren, was ihr aber nicht eher gelingt, als bis die Kränkung und Zurücksetzung, die ihn betroffen hat, durch den König selbst gehoben und wieder gut gemacht wird. Denn so zart er ihre hingebende Liebe aufnimmt, so geht ihm doch die Ehre über alles, und er will nicht von den Wohlthaten einer reichen Frau leben. Minnas Onkel kommt dazu, das Glück aller ist vollständig, der wackere Werner heirathet Franciska.

In diesem Stück spiegelt sich der Geist des preußischen Heeres auf die glänzendste Weise. Das zugeknöpfte Wesen des preußischen Officiers, in dessen harter Schale der edelste Diamant der Ehre sich birgt, kann nicht wahrer, nicht liebenswürdiger dargestellt werden. Das ist Mannheit ohne alle Prätension. Und diesem strengen und schweigsamen Mann gegenüber die Fülle weiblicher Liebe, Anmuth und Geschwätzigkeit in der reizenden Minna!*) Hier ist alles Seele, warmes Leben.

Der Minna, diesem mackellosen Spiel der Grazien mit Ehre und Liebe, ließ Lessing 1772 das vielbewunderte, aber auch oft getadelte Trauerspiel „Emilia Galotti“ folgen, eine Uebertragung der römischen Virginia auf moderne Verhältnisse.

Emilia, Braut des Grafen Appiani, stürzt am Hochzeitsmorgen entsetzt in das elterliche Haus, indem ihr in der Kirche der regierende Fürst von Massa Carrara seine Liebe erklärt hat. Auch der Bräutigam erscheint heute trübsinnig. Da kommt der raffinirte Marinelli, der geheimste Rathgeber des Fürsten, um Appiani zum Gesandten zu ernennen und schleunigst zu entfernen. Appiani merkt die Falle und lehnt den Antrag ab. Aber als er noch an demselben Tage mit der Braut aufs Land reist, wird er unterwegs von dazu bestellten Banditen erschossen und die Braut von dazu bestellten fürstlichen Dienern in das Lustschloß des Fürsten gerettet. Vater und Mutter kommen an, aber auf Marinellis Rath erklärt ihnen der Fürst, wegen Untersuchung des Mordes müsse die Tochter von ihnen getrennt bleiben. Die abgedankte Maitresse des Fürsten, Gräfin Orsina, die vor Eifersucht vergeht, gibt dem alten Odoardo Galotti ihren mitgebrachten Dolch und mit diesem ersticht der alte Vater seine Tochter Emilia, um sie vor der Schande zu retten. — Alle Charaktere in diesem Stück sind mit Meisterhand gezeichnet. Aber man tadelt die fast epigrammatische Kürze im Dialog.

*) Ein Lustspiel „der Jungfernstieg“, gedruckt zu Hamburg 1746 zeigt uns die Kehrseite der Minna von Barnhelm.

Ein reicher Hamburger Kaufmann hat einen Narren gefressen an den tapfern (preußischen) Kriegshelden und will seine Tochter nur einem solchen geben. Da verstellt sich ein gemeiner Abentheurer als sey er ein zum Krüppel geschossner Officier, wird aber, ehe er zum Zweck kommt, durch den Geliebten des Mädchens entlarvt.

A. W. Schlegel über dramatische Kunst III. 391 sagt, Lessing habe, um den deklamatorischen Schwulst zu vermeiden, die kalte und lauschende Beobachtung des Komikers ins Trauerspiel eingeführt, und die Leidenschaften in Emilia Galotti seyen mehr scharfsinnig und witzig charakterisirt, als beredt ausgedrückt. Daran ist wohl etwas Wahres, aber es hindert nicht, daß Lessings Trauerspiel einen tiefen und ergreifenden Eindruck macht.

Dieses schöne Trauerspiel ist vorzüglich merkwürdig als die erste öffentliche Regung sittlicher Opposition gegen die damalige Lüderlichkeit der Höfe, als die erste Mahnung des Liberalismus an die Throne.

Eben so geistvoll, wie Lessings Schauspiele, sind seine kleinen Liedchen, Epigramme, Fabeln. Den größten Ruhm aber und die umfassendste Macht über die Geister in Deutschland erwarb er sich als Kritiker. Obgleich er anfangs seinen Wein in das Wasser Nicolais goß und diesem faden Berliner die Literaturbriefe schreiben half, und auch später sich noch oft mit unbedeutenden Kleinigkeiten abgab und seinen Scharfsinn an deren Betrachtung verschwendete, kann man doch keine Seite von ihm lesen, ohne durch die Classicität und Klarheit seiner Sprache entzückt zu werden. Unter seinen kritischen Leistungen sind am berühmtesten seine hamburgische Dramaturgie und seine durch Winkelmanns Begeisterung für die Antike veranlaßte Schrift über Laokoon. Wo Lessing es nur mit der Kunst zu thun hatte, war er so unbefangen als möglich und trug mehr als jeder andere zur Verbreitung eines guten Geschmacks bei.

Neben Lessing schrieb auch Karl Franz Romanus in Dresden 1761 Lustspiele im Style des Terenz und Plautus (die Brüder, Crispin, der Vormund ꝛc.) und Joachim Wilhelm Brawe einige leidenschaftliche Trauerspiele. Brawe starb schon im 20. Jahre als Student (1758), aber seine Stücke hatten ihn schon berühmt gemacht.

Der Freigeist. Henley verführt seinen frommen und tugendhaften Nebenbuhler Cleondon aus Eifersucht mit teuflischer Arglist, bis sie alle dabei zu Grunde gehen. Brutus, der Mörder Cäsars, wird von den Triumvirn verfolgt und von einem gewissen Marcus, seinem eigenen Sohn, der ihn nicht kennt, getödtet. Dieses in Jamben geschriebene Stück ist voll von jugendlichem Feuer.

Eben so ganz in Lessings Manier geschrieben erschien „Amalia“, Trauerspiel. Frankfurt und Leipzig 1766.

Amalie ist mit Charles heimlich vermählt, dessen Vertrauter Sanville ihn

aber betrügt, indem er Amalie für sich behalten will und deßhalb Charles Vater gegen die Liebenden aufhetzt. Zwar erkennt der Vater sein Unrecht, aber zu spät, Amalie wird das Opfer der ausgestandenen Angst und stirbt. Sanville fleht die Sterbende noch um Verzeihung.

Eben so „Lucie Woodwill" von Johann Gebhard Pfeil (1760), „der Freiherr von Bardenfels" von Major von Trautzschen (1772), die Schau- und Trauerspiele von Anton v. Klein seit 1769.

Johann Christoph Unzer aus Wernigerode, Professor in Altona, schrieb 1775 ein merkwürdiges Trauerspiel „Diego und Leonore".

Diego ist ein deutscher Protestant, der in Lissabon lebt, und in den sich die katholische Portugiesin Leonore zum Sterben verliebt. Ein ruchloser Mönch, der selbst nach ihren Reizen gelüstet, stürzt sie ins Verderben. Diego fällt in die Hände der Inquisition und nichts kann ihn retten. Da entschließen sich die Liebenden, durch Gift ihr Leben zu enden. Die sterbende Leonore aber fleht ihren Geliebten an, damit er mit ihr selig werden könne, ihren Glauben anzunehmen, und jetzt erst bricht dem bisher Standhaften das Herz, und er, der allen Schrecken der Inquisition getrotzt, wird ihr zu Liebe noch unmittelbar vor dem Tode katholisch. Eine originelle Wendung, verstößt aber gegen das erste ästhetische Gesetz, nach welchem, wenn Glauben und Liebe kämpfen, der erste siegen muß. Die Liebe steht über allem, nur nicht über der Religion, nur nicht über der Vaterlandsliebe, nur nicht über der Ehre und nur nicht über der Mutterliebe. Außerdem über allem.

Desselben Dichters „neue Emma" wiederholt die bekannte Liebesgeschichte Eginhards und Emmas. Seine „Drossel" ist nach Boccaccio bearbeitet. Auch schrieb er einen tragischen Roman „die Geschichte der Brüder des grünen Bundes", worin der Günstling eines Fürsten als unglückliches Opfer schlechter Menschen elend zu Grunde geht.

Helfrich Peter Sturz aus Darmstadt, in dänischen Diensten, beschrieb seine Reisen ꝛc., hinterließ aber auch ein Trauerspiel „Julie", abgedruckt in seinen Schriften, 1779.

Diese Julie liebt den armen Belmont und soll den reichen Woldemar heirathen. Ihr Vater stellt ihr vor, wie unbesonnen und vergänglich in der Regel die erste Liebe sey, wie man die Vernunft fragen müsse ꝛc. Sie läßt sich durch nichts von ihrem Belmont abbringen. Ein roher Oheim versucht es mit Härte, Einsperren und Mißhandeln; es gelingt ihm eben so wenig, sie umzustimmen. Woldemar richtet die zärtlichsten Bitten an sie, allein sie gibt ihm so rührende Beweise von der Tiefe ihrer Liebe zu Belmont, daß er selbst sich zum Vertheidiger dieser Liebe umwandelt, ihr freiwillig entsagt und sie

sogar aus dem Hause entführt, um sie vor ferneren Mißhandlungen zu schützen. Nun kommt aber Belmont verkleidet zurück, sieht in dieser Entführung ein innigeres Einverständniß, überfällt den vermeintlichen Nebenbuhler und wird von ihm im Zweikampf erstochen. Julie sinkt um, man weiß nicht, ist sie todt, oder wird sie zum Wahnsinn erwachen. — Die Motivirung der Katastrophe ist schlecht. Die Entführung war nicht mehr nöthig, sobald Woldemar sich dem Vater erklärt; auch Belmonts Mißverständniß war mit zwei Worten zu lösen. Trotz dieser zwei Fehler (die auch in Schillers Kabale und Liebe vorkommen) hat das Stück etwas Rührendes, was besonders im Charakter und Benehmen der zärtlichen Julie liegt. In ihrer Ueberreizung hat sie viel Aehnliches mit Lessings Emilia, so wie Sturz auch in der Gemessenheit der Sprache sich Lessing zum Muster genommen zu haben scheint.

Neben Lessing war für Hebung des deutschen Theaters am thätigsten der aus Mecklenburg gebürtige Friedrich Ludwig Schröder, Theaterdirector in Hamburg, einige Zeit auch in Wien. Der größte deutsche Schauspieler seiner Zeit, wirkte er zugleich als dramatischer Dichter auf den Geschmack wohlthätig ein, indem er, wie Lessing, der Natur und den Engländern huldigte. Nebenbei war er ein Reformator des Freimaurerordens, den er von seinen französischen Verirrungen zur englischen Einfachheit zurückführte. Sein Leben ist ausführlich beschrieben von Meyer, Hamburg 1819. Seine Schauspiele herausgegeben von E. von Bülow, Berlin 1831 in 4 Bänden, mit einer Vorrede von Tieck. — Als Schauspieldichter hat zwar Schröder wenig Originelles geschaffen und meist nur mehr oder weniger frei übersetzt, aber er hat den deutschen Bühnen ein vortreffliches Repertoir gegeben, indem er hauptsächlich englische und von den französischen Stücken nur die bessern, feinern und witzigen wählte. Naturwahrheit galt ihm vor allem, doch wollte er ihr die Poesie nicht opfern; in seinen Familiengemälden ist daher weit mehr Leidenschaft, Verwicklung, Ueberraschung und poetisches Wunder, als in den spätern von Iffland, Kotzebue ꝛc. Unter seinen geistreichen Bearbeitungen ausländischer Originale zeichnen sich besonders aus: der Ring, stille Wasser sind tief, die heimliche Heirath, die Wankelmüthige, der vernünftige Narr. „Der Fähndrich", von seiner eigenen Erfindung, zeichnet sich durch die Wärme der Charakteristik aus.

Ein alter reicher Offizier, Baron Harrwitz, verbirgt unter dem alten Polterer ein ungemein gutes Herz, stürmt die Leute öffentlich an und thut ihnen heimlich wohl, ist dabei äußerst zerstreut und ein heimlicher Kum-

mer nagt an ihm. Niemand weiß ihn zu behandeln, als sein Arzt, der auch das Werkzeug seiner Wohlthaten ist. Er hat eine Tochter Sophie, um die sich ein Hauptmann bewirbt, die aber einen armen Fähnrich lieber hat. Dieser wohnt im Hause zur Miethe und ist in seiner Armuth stolz und etwas störrisch, zufahrend rasch, und doch von großer Herzensgüte, gerade so, wie der alte Baron. Dieser Alte steckt einmal bei Tisch einen silbernen Löffel in Gedanken in die Tasche und nun wird der arme Fähnrich beschuldigt, ihn entwendet zu haben. Als der Irrthum entdeckt ist, beeifert sich der Baron, den Jüngling noch zärtlicher zu behandeln, als zuvor, da er ihm schon durch den Bedienten heimlich Geld hat zufließen lassen. Der Alte selbst ist es, der, nachdem er die heimliche Liebe Sophiens zum Fähnrich bemerkt, ihre Hände in einander legt. Nur ein Hinderniß gibt es noch. Der Fähnrich hat eine heimliche Bekanntschaft. Da entdeckt es sich, es sey nicht eine Geliebte, sondern seine arme alte Mutter, für die er alles gethan. Diese Mutter aber ist die vom alten Baron Verlassene, um die er sich so schwere Gewissensbisse gemacht, und der Fähnrich ist sein Sohn. Zum Glück aber erklärt sich nun auch, daß Sophie nur seine angenommene Tochter ist, und so werden sie denn noch ein Paar.

Von ähnlicher Charakteristik und meist von spannenden Scenen ist Schröders „Vetter aus Lissabon“.

Wagner, ein Kaufmann, hat sich durch seine zweite Frau (nachdem er ihre Hand durch Vorspiegelung, er sey reicher als er wirklich war, erschlichen hatte) beherrschen und sein Vermögen vergeuden lassen. Aus Scham und angeborner Schwäche wagt er keinen Widerstand. Zugleich wird seine Tochter erster Ehe, Sophie, als Aschenbrödel mißhandelt. Das Geld ist zu Ende, der Vater muß ins Gefängniß, die ungerathenen Kinder zweiter Ehe, Charlotte und Wilhelm, gehen mit einem Abentheurer durch. Ein reicher Kanzleirath, der um Sophie geworben, läßt sie sitzen, weil sie heimlich verheirathet gewesen und ein Kind hat. Die Hoffnung auf einen reichen Vetter aus Lissabon scheitert auch, da ihm ein Brief meldet, er sey plötzlich um all sein Vermögen gekommen. — In dieser äußersten Noth tritt ein Herr Sievers, der im Hause wohnt und bisher über die üble Wirthschaft strengen Tadel ausgesprochen und sich deßwegen den Haß der Hausfrau zugezogen hat, als Retter auf. Er selbst nämlich ist der Vetter aus Lissabon, der unter fremdem Namen seine Verwandten eine zeitlang beobachtet und geprüft hat. Er heirathet Sophie, verzeiht der Hausfrau, nachdem sie Besserung versprochen, und läßt die Geflüchteten arretiren und bessern.

Ein recht guter Schauspieler und Schauspieldichter war Heinrich Beck, welcher seit 1788 einige beliebte Stücke im Geschmack Schröders und der Engländer schrieb: das Herz behält sein Recht — alles aus

Eigennutz — Verirrung ohne Laster — die Quälgeister — die Schachmaschine. Der „Bettelstudent“* von Paul Weidmann (1775) machte durch seine gute Laune Glück auf der Bühne.

Zwei Brüder aus Breslau, Christoph Gottlob und Gottlieb Stephanie, wurden Lustspieldichter, aber nur der jüngere erlangte einigen Ruhm. Derselbe diente im siebenjährigen Kriege als preußischer Husar, wurde von den Oesterreichern gefangen, nahm bei ihnen Dienste, stieg zum Offizier, wurde aber plötzlich Schauspieler und Schauspieldichter und half das Nationaltheater in Wien in Aufnahme bringen. Seine Schauspiele erschienen zuerst 1771, vollständig 1789.

Es sind großentheils Soldatenstücke, voll Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg, aber nicht so geistvoll wie Lessings Minna. Mehrere Stücke, worin die Werber und ihre Listen eine Rolle spielen, der berühmt gewordene „Deserteur aus Kindesliebe“, die „Kriegsgefangenen“, die „Wölfe in der Heerde“, ein Stück, worin soldatische Brutalität auf dem Lande in ihre Schranken zurückgewiesen wird, der „Oberamtmann und die Soldaten“, worin ein braver General den Retter spielt, die „abgedankten Offiziere“, die sich laut und bitter über ihr Schicksal beklagen, aber durch einen großmüthigen Minister befriedigt und beschämt werden. Dazu noch ein Rührstück „die Liebe für den König“, die Flucht und Rettung Karls II. in England darstellend (später von Kotzebue benützt); ein gutes Lustspiel „der Spleen“, worin zwei Engländer, die eben ins Wasser springen wollen, zusammentreffen und den Selbstmord verschieben, bis einer des andern Tochter heirathet. Als Vorbilder Kotzebues kann man „das Mädchen in der Irre“ und „den Ostindienfahrer“ ansehen. Das erstere schadet durch Leichtsinn ihrem guten Ruf, wird deßhalb von ihrem Bräutigam verlassen, aus Mitleid und Rührung aber nachher doch noch von ihm angenommen. Der Ostindienfahrer, eine offene und derbe Natur und sehr reich, freit ein armes Mädchen in Holland. Die übrigen Stücke übergehe ich. Am längsten erhielt sich auf der Bühne seine komische Oper „Doctor und Apotheker“.

Auch Friedrich Aloysius, Graf von Brühl, polnischer Kronfeldzeugmeister und Sohn des berühmten Ministers, schrieb 1785 theatralische Belustigungen, worin noch die Erinnerung des siebenjährigen Krieges lebt.

Die Brandschatzung, bezüglich auf die Großmuth des preußischen Offiziers, welcher auf Friedrichs des Großen Befehl die Güter des Grafen plündern sollte, sie aber großmüthig schonte. — Die Rache. Ein alter Soldat, dem ein feindlicher Offizier muthwillig als schon Gefangener die Hand abgehauen, reißt eben diesen Offizier edelmüthig aus dem tiefsten Elend. — Ein Jeder

reitet sein Steckenpferd. Zwei Offiziere entlarven einen Betrüger, der schon im Begriff ist, die Hand eines edeln Mädchens zu erschleichen. — Der „Bürgermeister“, abermals ein edler Retter. — „Edelmuth stärker als Liebe“. Major Tiefenau ist verabschiedet und vernachlässigt, wie Lessings Tellheim. Sein treuer Reitknecht Herold liebt die Tochter seiner Wirthin, läßt sich aber dennoch abermals bei den Soldaten anwerben, um mit dem Angeld seines Majors Schulden zu bezahlen. Inzwischen wird der Major vom König wieder anerkannt und hochgestellt und Herold wieder frei.

Der Roman „Henriette oder der Husarenraub“, von Beuvius (1779) versetzt uns lebhaft in den siebenjährigen Krieg, ist aber trotz des Interesses, welches man von dem verlornen und wiedergefundenen Mädchen nimmt, im Ganzen langweilig, hauptsächlich wegen der Briefform. Ein Pendant dazu ist Sattlers „Friederike oder die Husarenbraut“.

Hatte man, seit der englische Geschmack auffkam, der französischen Tragödie und den Alexandrinern entsagt, so fühlte man sich doch immer noch angezogen vom französischen Lustspiel. Das heitere und geistreiche Paris schuf deren immerwährend und ist heute noch unerschöpflich in dieser Gattung von Erfindungen. Dem Geschmack der deutschen Höfe sagten die etwas frivolen Lustspiele der Franzosen eben so zu, wie die Gedichte Wielands. Unter den vielen Dichtern, welche französische Lustspiele und Operetten auf die deutsche Bühne brachten, war der Epigrammatist Johann André in Offenbach besonders thätig, seit 1772. Sam. Gottl. Bürde in Breslau, der Milton und Goldsmith übersetzte, bearbeitete auch Voltaires Alzire und schrieb einige dramatische Sachen ohne Bedeutung. Auch Joh. Chr. Bock in Dresden übersetzte viel für die Bühne.

Wie sich 1746 Gottsched seine deutsche Schaubühne, eine Sammlung der seiner Schule angehörigen Stücke (meist nach französischen Mustern) herausgegeben hatte, so erschienen jetzt neue Sammlungen von Stücken des veränderten Geschmacks: ein Theater der Deutschen seit 1776 in 16 Bänden, eine deutsche Schaubühne seit 1789 in 72 Bänden, gesammelte Schauspiele in 13, Lustspiele in 16 Bänden.

Im bürgerlichen Schau- und Lustspiel ging man aus der Moral und Humanität je mehr und mehr zur Philisterei und Empfindsamkeit über.

Hin und wieder kam eine kräftige Charakteristik in den deutschen Stücken vor.

So Hilaria in dem Lustspiel „Triumph der guten Frauen“ (Theater der

Deutschen, Berlin und Leipzig 1767. V.), die verlassene Frau des treulosen Nikander verkleidet sich als Mann, geht ihrem Gatten nach, stört seine neuen Liebeshändel und bringt ihn endlich zur Reue. Ein lebendiges Bild, aber voll Thorheiten. Nikander ladet seine Frau, die er für einen Mann hält, „auf ein hübsches Mädchen" ein.

4.

Die Gräkomanie.

Bodmer war der erste, der die antiken Dichter rein von allem Schnörkel der Renaissance aufzufassen und wiederzugeben versuchte. Mit wenig Talent freilich, aber mit richtigerem Blick als selbst der viel geistreichere Wieland, der die griechische Anmuth noch viel zu sehr mit französischer Ueppigkeit würzen zu müssen glaubte. Aber der erste Anstoß war gegeben und man fuhr fort, die klassischen Dichter des Alterthums in ihrer reinen Eigenthümlichkeit zu erkennen, zu übersetzen, nachzuahmen. Samuel Gotthold Lange, Pastor in der Nähe von Halle, ahmte 1746 in den „horazischen Oden" horazische Versmaaße nach, wenn auch ohne Geist, weshalb ihn Lessing mißhandelte. Mehr noch als die römischen, zogen die griechischen Dichter an. Es war ein natürliches Bedürfniß des guten Geschmacks, dem Perücken und Reifröcke immer wunderlicher wurden und den es unwiderstehlich hinzog zur schönen Naturwahrheit der Hellenen. Allein es war doch nicht möglich, die deutsche Natur in die griechische umzusetzen und je echter man Grieche seyn wollte, um so mehr fiel die Unechtheit auf. Die Natürlichkeit, die man suchte, war gerade die größte Unnatur. Denjenigen, der die ionischen Formen am strengsten durchführen wollte (Voß), hatte die Natur zu einem mehr als böotischen Bauern gestempelt. Das rauhe Klima des Nordens so wenig wie der keusche Sinn des Volkes paßt zur griechischen Nacktheit. Selbst der weiße Marmor verwittert im Eiswinde, der von der Ostsee herweht.

Der Uebergang vom falschen Classicismus der Renaissance und Rococozeit zur echten und treuen Auffassung des Antiken wird bezeichnet durch die Verdrängung des Alexandriners und das Aufkommen des Hexameters, hauptsächlich seit Klopstock. Das ist in der That ein äußeres Kennzeichen. Indeß war Klopstock viel zu sehr Schwärmer für das Chri-

stenthum und Deutschthum, als daß seine classischen Formen mehr als eben nur Formen hätten seyn können. Auch sein niedersächsischer Landsmann und Nachahmer Johann Heinrich Voß, der es übernahm, die Herrschaft dieser Formen in der deutschen Dichtung durchzuführen, blieb beim Formellen stehen, denn man müßte vor Homer und Plato erröthen, wollte man behaupten, Voß sey auch in den Geist der alten Griechen eingedrungen. Selbst sein Fanatismus gegen das christliche Mittelalter war nur mit einem dürren Rationalismus gepaart und ging keineswegs etwa aus einer Fülle heidnischen Schönheitsgefühles hervor. Es ist charakteristisch, daß er schon die Einführung des Christenthums in Deutschland mit diesem Hasse begrüßt. Der heidnische Wodan sey ein viel reinerer, vernünftigerer, humanerer Begriff gewesen, als der christliche Jehovah. Von Karl dem Großen sagt Voß in der Ode „Deutschland“, die er Stolberg zueignet (III. 29):

Die Sklavenfessel klirrt in das Eigenlob,
Die uns der Frank' einst (wecke den Mönch, der ihn
Als Großen pries) um Hals und Knöchel
Schlang, da mit triefendem Stahl der Herrschsucht,
Für Gott, der Heuchler, mordet' ein fromm Geschlecht,
Die Priester austilgt', und dir, o Wittekind,
Statt Wodans unsichtbarer Gottheit
Wurmige Götzen gebot zu feyern.

In einem „Gesang an die Deutschen“ beginnt Voß mit einer gräßlichen Schilderung der mittelalterlichen Finsterniß:

Der Geisteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd auf Deutschlands dumpfen Gauen 2c.

In dem „Penseroso“ sagt Voß:

Und bet', o heilige Natur!
Dich an mit Zeno, Epicur,
Pythagoras und Sokrates
Und Plato und Diogenes:
Dich, Weltgeist, hehr und unbekannt,
Den Weisen minder nur, genannt
Jehovah, Jupiter und Thot,
Zeus, Oromazes, Tien und Gott.

Fünf Fabeln widmet Voß „den Lichtscheuen“, worin der Papst als Oberuhu auftritt. Doch einen Cultus erkennt der Deist an, den der Frei-

maurer. Ihm widmet er mehrere Festlieder. Politik treibt Voß nicht; nur verstohlen verknüpft er ein paarmal die politische Freiheit mit der Glaubensfreiheit, während er mit großer Ostentation seine Loyalität kund gibt, den Kaiser Alexander anposaunt und die schöne Marseillaise der Franzosen in einem eckelhaft servilen deutschen Philisterliede parodirt. In einem Liede, „die Anschwärzer", schwärzt er selbst die Gläubigen an, als seyen sie allein die Revolutionäre, die Freigeister aber alle loyal:

Bekämpft sey, was ihr trachtet,
Papstthum und Barbarei.
Kein Volk, wo Dummheit nachtet,
Bleibt Gott und Fürsten treu!

In der „Warnung an Stolberg" wird die christliche Kirche von der Bekehrung an bis auf Luther als ein Reich der Dummheit, des Truges und der Bosheit, als „grauser Hildebrand unmenschliche Frohn" aufgefaßt, von der erst Luther „zum Licht zwangloser Vernunft" und die classischen Studien durch den „Anhauch griechischer Luft" befreit hätten. Die langen Jahrhunderte unserer nationalen Größe und Herrlichkeit warf dieser pedantische Schulmeister als nichtswürdig weg.

Nichts geht über seine Anmaßung in dem die Homerübersetzung einleitenden Gedicht an Stolberg. Hier erscheint ihm der alte Homer selbst und weiht ihn ein, für Deutschland zu werden, was er für Hellas gewesen. Und das dedicirt Voß boshaft an Stolberg, der vor ihm eine Uebersetzung desselben Homer gewagt hatte, die nun durch die Voßische vernichtet werden sollte. Voß hat den Homer, Hesiod, Orpheus, Theokrit, Bion, Moschus, Aristophanes, Aratus, Virgil, Horaz, Tibull und Lygdamus (in Verbindung mit seinen Söhnen auch den Aeschylos und Shakespeare) übersetzt. Insbesondere sein Homer erlangte ungeheuern Ruhm, weil er wirklich möglichst treu übersetzt und zugleich gut skandirt ist. Allein dieser Correctheit der Verse opferte Voß jede Grazie der Natürlichkeit und des Wohllauts auf. Unter dem Hammerschlag seiner Hexameter wird das zarteste Gefühl zerknickt. Man vergleiche zum Beispiel die liebliche Anrede der Gäste: „woher kommt ihr? und welcher Leute Kind seyd ihr?" die bei Homer so einfach, landüblich und gemüthlich klingt, mit der Uebersetzung von Voß:

Woher der Männer und wer die Erzeuger?

Kann man pedantischer, thorschreibermäßiger, inquisitorischer fragen? — Eben so verschwindet bei Voß jede virgilische Anmuth. Statt Mutter sagt er Gebärerin, statt Amme Säugerin. Zum verkünstelten Horaz paßt er etwas besser, aber der romantische Shakespeare ist in dieser Voßischen Radebrechung ganz ungenießbar. Ueberhaupt ist es bezeichnend für die Voßischen Uebersetzungen, daß alle Dichter, die er überträgt, mögen sie noch so verschieden seyn, alle zu kleinen Voßen werden, alle wie er reden müssen und ihre Eigenthümlichkeit ganz verlieren.

Karl Wilhelm Ramler, Professor in Berlin († 1787) übersetzte den Horaz, Catull, Martial, Batteux Einleitung in die schönen Wissenschaften und gab Sammlungen von Sinngedichten und Fabeln heraus, auch eine lyrische Blumenlese. In seinen eigenen Gedichten ahmt er hauptsächlich den Odenton des Horaz nach.

Auf dem Titelkupfer der Ausgabe von 1800 sitzt er mit einem merkwürdigen, halbängstlichen, halbpedantischen deutschen Philistergesicht vor einer Lyra da, die ihm eine recht niedliche, etwas soubrettenartige Muse hält. Wie groß aber immer der Contrast zwischen den Zeiten seyn mag, so hatte doch das 18. Jahrhundert mit seinen absoluten Fürsten und ihren poetischen Lobrednern in vieler Beziehung etwas mit dem augusteischen Zeitalter gemein, und was Horaz für den Augustus war, konnte Boileau für Ludwig, Ramler für Friedrich seyn. Boileau war es aber mehr im französischen Geschmack, Ramler dagegen schreibt sclavisch den Formen des Horaz nach, Klopstock folgend, sucht er nicht nur die antiken Versmaße, sondern auch die Construktion, den ganzen Gedankengang und die Bildersprache der Römer nachzuahmen, unter Beiziehung des mythischen Apparates und der antiken Namen. Singt er von Liebe, so ist es in alcäischen, sapphischen, choriambischen Versen und seine Damen heißen wie bei Horaz Chloe, Lalage, Delia ꝛc. In der achten Ode besingt er den Tod einer Wachtel, ganz so wie Catull den des Sperlings. Doch ist die Zärtlichkeit bei ihm nicht die Hauptsache, er ist dazu viel zu ernst. Seine meisten Oden sind Gelegenheitsgedichte auf das königliche Haus und auf vornehme Gönner, ganz wie bei Horaz. Andere enthalten allgemeine Betrachtungen und Lehren, ebenfalls wie bei Horaz. Dazu eine Menge ernster Cantaten.

Die 39. Ode von Venus Urania, bezeichnet den horazischen Ton des Ganzen und zeigt zugleich, wie der Dichter im französischen Allegoriengeschmack ausschweift.

Göttin Liebe, dir weiht heute dein Agathon,
Unsers Gineas Sohn, seinen vollendeten

Tempel: zeuch in dein Haus, Venus Urania,
Erstgeborne des Himmels ein!

Freude hüpfe voran, Unschuld begleite dich
Unauflöslich vereint folge dir, Arm in Arm,
Holde Sanftmuth und nie täuschende Wahrheit und
Unbestechliche Treue nach. ꝛc.

Die Klopstocksche Eitelkeit schlug auch bei Ramler stark vor. Eine Cantate, Dankopfer für Friedrich Wilhelm II., beginnt er mit den Worten:

Mein Geist beginnt erhabene Gesänge.
Monarch, dir ist mein Lied geweiht,
Dir meine Zunge, dir mein Meistergriffel.

Die sehr zahlreichen Oden Ramlers auf Friedrich II., bei den verschiedensten Gelegenheiten, sind von schönem Enthusiasmus durchglüht, wenn gleich die antike Sprache ganz und gar nicht dazu paßt.

In der 15. Ode wird Friedrich mit Herkules und seinen zwölf Arbeiten verglichen. Leider verdirbt Ramler den guten Eindruck gerechten Lobes durch unvernünftiges Schmeicheln. So sagt er in der 31. Ode, die zum Triumpheinzug des Königs in Berlin nach dem siebenjährigen Kriege gedichtet war: „Schäme dich, Camillus, schäme dich, Cäsar, daß ihr triumphirtet. Hier ist ein weit größerer Held ꝛc.“ Bekanntlich wollte aber Friedrich der Große selbst damals von einem Triumph nichts wissen und zog bei Nacht in einem schlichten Wagen ein.

Unter den Cantaten sind einige rein antik mythologisch, z. B. Ino, Pygmalion, Cephalus und Prokris, immer mit viel Exclamation. Einige allegorisch z. B. das Opfer der Nymphen Sprea, Pregolla, Wiadrina, Wissula, (der huldigenden preußischen Flüsse). In einem Singspiel „Cyrus und Cassandane“ soll der reisende Cyrus den reisenden Großfürsten von Rußland (Paul I.) bedeuten. — Einige Cantaten sind christlich, z. B. der durch Grauns schöne Composition berühmt gewordene Tod Jesu.

Christ. Aug. Clodius, Professor in Leipzig, dessen vermischte Schriften 1780 erschienen, wurde schon von Göthe verspottet wegen des hohlen Pathos seiner Oden und seiner geschraubten Prosa. Er hat nichts Großes geschrieben, nur lauter kleine Dialoge, Erzählungen, Gedichte, Briefe, Fabeln geringen Werthes. — Mehr reines und edles Gefühl verrieth der im Odenton mit Ramler wetteifernde Jesuit Karl Mastalier in Wien (Gedichte und Oden 1785).

Wenn Gleim der deutsche Anakreon, Ramler der deutsche Horaz, Voß der deutsche Homer, Wieland der deutsche Lukian seyn sollte ꝛc., so

stellte in dieser Reihe der Gräkomanen Joh. Gottl. Willamow den deutschen Pindar vor. Seine Dithyramben erschienen 1766, dialogische Fabeln 1791. Er liefert übrigens den Beweis, wie schlecht es mit solchen spätern Copien alter Originale bestellt ist, da er in den Tönen und mit dem Schwunge des hellenischen Sängers nichts zu besingen wußte, als die allerhöchsten Geburtstage, großfürstliche Genesungen von den Pocken und Siege russischer Generale.

Nur eine Ode auf Friedrich den Großen und eine auf Johann Sobiesky machen hievon eine Ausnahme. Diesen Fürsten zu besingen, war wohl eines Pindars werth. Mitten unter den pindarischen Erinnerungen, antiken Göttern rc. fällt es Willamow zuweilen ein, sich einen Sohn Teuts und Barden zu nennen, wie es in der Klopstock'schen Schule Sitte war. Aber das macht die Schmeicheleien, die er den Russen widmet, noch widriger.

> O daß der Barde, der entzückt
> Sein Saitenspiel dir weiht,
> Held Romanzov rc.

Wenn deutsche Barden russischen Epaulettes nachschleichen, so ist das ekelhaft. Doch faßt Willamow die russische Natur großartig auf. Der ganze Druck der russischen Winteratmosphäre verräth sich in der schönen Ode an das Schicksal.

> Im furchtbaren Gewand heiliger Dunkelheit,
> Wie vom stürmenden Pol sich eine Mitternacht
> Dick um Eisberge lagert,
> Sitzt das Schicksal, ein mächtger Gott.
>
> Hoch vom ehernen Thron hängt von der schweren Hand
> Stets die Wage des Glücks; um ihn herum entstehn
> Künftige Tage der Menschen
> Und erwarten gebückt ihr Loos.
>
> Hingeraffet vom West wölkt sich ein lautes Heer
> Eitler Wünsche zum Thron unbewußt ihrer selbst.
> Doch die mächtige Wage
> Gibt den Ausschlag und sie sind hin.

Willamow hat sich auch an rein antike Stoffe gemacht, namentlich an bacchische Scenen. So besingt er auch das Erwachen Ariadnens in des Bacchus Armen. Ferner ein Wunder des Gottes, wie er das öde Burgund in ein fruchtbares Weinland umschafft. In den „Himmelsstürmen" schildert er den Titanensturz, nur mit zu viel Exclamationen.

Alle diese Dichter kokettirten und prahlten nur mit der angeblich

echten Classicität. Die wirklich echte fand erst der große Johann Joachim Winkelmann. Sohn eines armen Schusters in Stendal wurde er Sekretair des sächsischen Ministers von Bünau, lernte in Dresden die vom König August von Polen gesammelten Antiken kennen und studirte mit dem regsten Eifer die alten Classiker. Ihm nun ging das erste reine Verständniß der plastischen Ideale der Alten auf und wie keiner vor ihm erklärte er der überraschten Welt schon in seiner ersten Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" 1755 den Zauber des menschlich Schönen in jenen Idealen. Im Zeitalter der häßlichsten Moden war dieser Zug zum Schönen instinctartig. Winkelmann, ein echter Norddeutscher, männlich schön, selber von dem edeln „Gewächs", das er an den Hellenen pries, konnte die Verzerrung der Menschen nicht länger ertragen. Es wäre freilich noch besser gewesen, wenn er das männliche Ideal in Thaten gesucht hätte, aber als Mann der Schule in dem Zeitalter bloß geistigen Lebens suchte er es nur in den Marmorresten der griechischen Sculptur, nur in der schönen Form. Der Einblick in den verlornen Himmel der griechischen Götter sollte hinreichen, uns über die Gegenwart zu trösten.

Durch Winkelmann wurden vornehmlich Lessing, Göthe und Herder begeistert, die Männer, die damals in Deutschland das feinste Schönheitsgefühl besaßen. Was Klopstock durch sein prahlerisches Pathos, was Wieland durch seine frivole Auffassung des Alterthums nimmer erreichen konnte, das erreichte Winkelmann durch seine einfache, aber tiefe Ergründung des griechischen Schönheitsideals. Er weckte eine allgemeine Begeisterung. Um aber in Italien unter den Antiken leben, um mit ihnen ganz Grieche, also Heide werden zu können, wurde Winkelmann katholisch und ließ sich in Rom von Cardinal Albani anstellen. Auch eine von den vielen Unnaturen der Zeit. Er zog aber das für Schönheit schwärmende Deutschland hinter sich her. Es wurde Mode, nach Italien zu reisen, um dort die noch erhaltenen antiken Kunstwerke zu studiren. Tausende sind bis auf den heutigen Tag nach Rom gewallfahrtet, um im Vatican nicht den Oberhirten der abendländischen Kirche, sondern die marmornen „Götter Griechenlands" zu suchen.

Inzwischen darf man nicht außer Acht lassen, daß auch durch große musikalische Componisten der Sinn für antike Schönheit lebhaft geweckt

wurde. Neben den biblischen Stoffen der Oratorien hatten schon längst classische Operntexte geglänzt. In dem Maaß aber, wie die geistliche Musik durch Bach und Händel sich veredelte, nahm auch die Composition zu antiken Stoffen einen ungleich tieferen Ernst und reichere Fülle des Ausdrucks an. Die Opern Glucks (Iphigenia, Alceste, Helena, Orpheus) hatten eine nicht minder große Wirkung, wie die Schriften Winkelmanns. Auch die Opern von Benda (Ariadne auf Naxos, Text von Brandes; Medea, Text von Gotter, 1775). Seitdem mehrten sich die deutschen Tragödien nach antiken Mustern: Polyxena von Bertuch 1775, Kephalus und Prokris von Ramler, Achilles Schatten von Berger 1777, Elektra von Dalberg 1780, Andromeda und Perseus von Braun 1780, Orpheus und Euridice von Riehl, 1787.

Lessing, von Winkelmann mächtig angeregt, drückte nach seiner kritischen Weise seine Begeisterung für die Antike nur in einem scharfsinnigen und gelehrten Werke „Laokoon" aus, der viel phantasiereichere und productivere Göthe aber, der sicher zugleich von Gluck und Benda angeregt war, dachte sogleich daran, mit den classischen Dichtern der Alten selbst in Darstellungen zu wetteifern. Uebrigens verband auch er mit der Liebe zu den alten Heiden den Haß gegen die Kirche des Mittelalters, wie Voß, blieb aber nicht so ganz in seichtem Rationalismus befangen, sondern griff aus dem Alterthum den Prometheustrotz gegen die Götter auf, um ihn anzuwenden auf das stolze Ich gegenüber den christlichen Autoritäten und Geboten.

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal?
Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten
Wie ich!

Dieselbe Grundidee hat Göthe später im Faust durchgeführt, die Un-

antastbarkeit des Menschlichen durch das vermeinte Göttliche. — Davon abgesehen vertiefte sich Göthes Schönheitssinn in die antike Tragödie, wie Winkelmann in die antike Plastik. Beiden strahlte ein wunderbar reiner Glanz entgegen, von dem jedes angeborne barbarische Gefühl in ästhetischer Andacht sich gefangen gab. Was Winkelmann versagt war, was lange nach ihm erst Canova und Thorwaldsen versuchten, mit fester Hand die antiken Götterideale selber in Marmor nachzubilden, das wagte Göthes nie versagende Kraft in Nachahmung der großen Tragiker der Alten. Jedoch nur einmal (1787) in seiner Iphigenia. Darin eint sich sophokleische Reinheit und Klarheit allerdings schon mit etwas wärmerer Färbung, jedoch ohne die euripideische Unreinheit. Mit Recht hat zwar schon Julian Schmidt bemerkt, wie sehr Göthe in seiner Iphigenia auch die reine griechische Form erstrebt hat, „würden die Alten diesen Inhalt: das in sich reflectirte Herz, das seines Widerspruchs mit sich und der Allgemeinheit bewußt ist, nicht verstanden haben und die Lösung des sittlichen Conflictes widerspricht seiner Voraussetzung.“ Allein der moderne Leser unterscheidet nicht so genau und wird in Göthes Iphigenia immer einen so hohen sittlichen Adel und eine so vornehme Simplicität bewundern, wie bei Sophokles selbst. Aber je weniger Göthe ein Sophokles war, je gewisser er sich hier nur künstlerisch auf einen ganz fremden Boden versetzt hat, um so mehr muß die Virtuosität seines schönen Talentes überraschen. Die Behauptung, er habe nach Ueberwindung des innern Kampfes oder des prometheischen Standpunktes in der Iphigenia die wiedergefundene Harmonie und den heiligen Frieden seines Innern abgespiegelt, ist absurd. Göthe hat erst nach der Iphigenia den zweiten Theil des Faust und manches andere noch sehr Unruhige geschrieben. Es war ihm überhaupt nie um Beruhigung, sondern nur um geistiges Schaffen zu thun, und der Dämon in ihm legte, wie er selber sagt, in seinen Werken nur eine Schlangenhaut nach der andern ab. Die Iphigenia zu schreiben trieb ihn lediglich nichts, als das Bewußtseyn und der Stolz seiner schaffenden Dichterkraft in einer Zeit, in welcher alles für die Antike begeistert war. Er wollte das Größte in diesem Gebiete durch die Iphigenia leisten, wie er das Größte auf dem empfindsamen Gebiet durch den Werther und auf dem Gebiet der philiströsen Poesie durch die Dorothea leistete.

Amalie v. Imhoff suchte in dem Epos „die Schwestern von Lesbos“ (1801) der Götheschen Iphigenia nahe zu kommen, weshalb man auch eine Zeitlang Göthe selbst für den Verfasser hielt. Ideale Weiblichkeit in der Entsagung und Hochstellung über die Leidenschaft darzustellen, ist ihr auch wohlgelungen.

Kleinere Schöpfungen Göthes im griechischen Style waren die beiden von äschyleischem Geist eingegebenen Dramen von Prometheus und Pandora, die heitere freie Bearbeitung der Vögel des Aristophanes, das etwas langweilige Erwachen des Epimenides, wodurch er das Erwachen des deutschen Volks im Jahr 1813 feiern sollte; aber gerade, weil man ihn dazu aufforderte und er es nicht gern that, fiel das Werk so kühl und nüchtern aus. Im Elpenor, welcher unvollendet blieb, wollte Göthe eine ächt antike Tragödie vom Vatermord und Blutrache des Sohnes ausführen. Auch begann Göthe ein homerisches Epos „Achilleis“ und beabsichtigte eine „Nausikaa“ zu schreiben. Seit Göthe in Süditalien geweilt und die weiche Luft Großgriechenlands geathmet, schrieb er reizende Elegien ganz im Geist der Anthologie. Hier unterhält sich Pausias mit seinem Blumenmädchen. Hier erblickt der Dichter (in der Elegie Euphrosyne) die antiken Heroen und Heroinen und rühmt sich der Poesie, welche eben so ewige Gestalten dem ewigen Ruhm liefere, wie die wirkliche Geschichte. In den römischen Elegien, wozu noch die reizende Idylle „Alexis und Dora“ gehört, ahmt Göthe freilich mehr dem Tibull und Properz nach, indem er seine in Rom verlebten kleinen Liebesabentheuer in antiken Formen schildert. Seit 1795 ließ Schiller die „Horen“ erscheinen, 1797 erließen Goethe und Schiller gemeinsam die „Xenien“, Blitze des jovischen Doppeladlers, der im Reich der Geister zu herrschen begann. Das alles hatte antiken Zuschnitt. Göthe schwärmte für die Alten nicht ohne feindseligen Hinblick auf die damals aufsprossenden ersten Keime der romantischen, d. h. christlichen Poesie.

Auch der geschmackvolle Herder, den wir erst später nach dem ganzen Umfang seiner Leistungen werden kennen lernen, war groß im Classischen. Er übersetzte viel aus Horaz, Persius, Pindar, der Anthologie &c. und dichtete selbst viele Oden und Elegien im antiken Versmaaß, meist lehrhaften Inhalts. Am zartesten sind seine Auffassungen von Amor und Psyche, Amphion und die Paramythien. Die letztern sind eigentlich Fa-

beln, in denen aber statt der Thiere Götter handeln, liebliche kleine (erst von Herder erfundene) Mythen von der Aurora, Sphinx, Flora, vom Tode (an Lessings Grab), vom Fest der Grazien, von der Minerva als Schutzgöttin der Frauen, von Kalligeneia als Mutter der Schönheit. Dazu kleine dramatische Fragmente, charakteristische Scenen aus der Mythe der Alkestis, Ariadne, des Philoktet rc. Bezeichnend ist sein entfesselter Prometheus, worin er nicht, wie Göthe, einen Gott trotzenden Titanen, sondern den mit Gott versöhnten Förderer der Humanität erkennt. Hieher gehört auch die seltsame Scene vom Tode des Brutus. In ihm sieht Cassius den letzten Römer und mit ihm die Freiheit sterben. So dichtete derselbe Herder, der in hohem Odenton die russische Katharina besang.

Eine ganz eigenthümliche Abzweigung der classischen Dichtung bildeten die antiken Stoffe in moderner Balladen- oder Romanzenform. Sie gefielen außerordentlich und gelten heute noch in der Schule vorzugsweise als die besten Memorirstoffe. Der Beifall, den sie fanden, erklärt sich aber durch die Verwandtschaft so vieler antiker Sagen mit den heimathlichen Sagen, welche den Stoff der beliebtesten Volkslieder bilden. In der That eignet sich der griechische Stoff, den Göthe so meisterhaft in der „Braut aus Korinth" bearbeitete, ganz eben so zur Ballade, wie der deutsche Stoff zu Bürgers Lenore. In antiken Balladen errang Friedrich Schiller, von dem wir später erst ausführlicher reden, eine hohe Meisterschaft. Ursprünglich ein wildes Genie und durchaus naturalistisch, wandte sich Schiller unter Göthes Einfluß in Weimar dem antiken Geschmack zu, wobei er theils die antike Schicksalsidee festhielt, z. B. im Ring des Polykrates, in der Zerstörung von Troja (der schönen Uebersetzung des zweiten Buchs der Aeneide), der Cassandra, der Klage der Ceres, der Kraniche des Ibykus, theils den herrlichen Mannesmuth pries, wie in der Bürgschaft, theils sich hingerissen zeigt für die Schönheit der griechischen Form und des Idealen im griechischen Leben. Im „eleusischen Fest" erhebt sich die ganze althellenische Bildung wie eine aufgehende Sonne aus der alten Nacht der asiatischen Barbarei, und in den „Göttern Griechenlands" wagt es Schiller sogar, dieselbe Bildung als eine untergehende Sonne wieder verschlungen zu denken von der neuen Nacht der (christlichen) Barbarei im Mittelalter. Dieses schöne melancholische Gedicht, welches den Untergang der heiteren griechischen Götterwelt beklagt,

ist mit Recht vielfach angefochten worden. Es war des großen Schiller nicht würdig, sich so zärtlich in das griechische Heidenthum zu verlieben, und sich von dem unendlich höhern Ideal der christlichen Weltanschauung wie scheu abzuwenden. Als Graf Stolberg das Gedicht Schillers tadelte, antwortete dieser mit einer feierlichen Ausstoßung Stolbergs vom Parnaß. Ohne Zweifel übte dabei Göthe großen Einfluß auf Schiller, gerade in der Zeit, in welcher Göthe den antiken Geschmack auf alle Weise hob, um den romantischen nicht aufkommen zu lassen.

Ganz in diesen Ton ging auch August Wilhelm Schlegel ein, in den schönen Balladen von Arion, Pygmalion, Ariadne. In seinem Prometheus vermissen wir die einfache Größe des kleinen Götheschen Gedichts. In der „Erfindung des Küssens" steigt Schlegel zu Wieland hinab. In der „Kunst der Griechen", ein Lehrgedicht in Distichen, schließt er sich ganz der Ansicht Göthes an, dem er auch dieses Gedicht gewidmet hat. In der großen Elegie „Rom" mischt er die Erinnerungen seines Aufenthalts in Italien mit der Bewunderung der antiken Denkmäler. Schlegel versuchte sogar seine Tragödie „Jon" der Götheschen Iphigenia an die Seite zu stellen, 1803. Göthe selbst protegirte diesen Jon, weil er seiner Iphigenia zur Folie dienen mußte. Obgleich von schöner Sprache getragen, ist Jon doch ein schwächliches Produkt.

Jon, der zarte Jüngling, wächst unter der Hut der Pythia im delphischen Tempel auf, bis zwei Mütter sich streiten, welche ihn geboren habe. Apoll entscheidet für den Kreusa, indem er sie an die süße Schäferstunde erinnert. Das ist der ganze Inhalt, von einem schweren Unglück, von einer höheren sittlichen Kraft ist hier nirgends die Rede.

Die Tragödien, welche historische Stoffe aus dem classischen Alterthum entlehnten, führen aus der Steifigkeit der Schule Gottscheds allmählig zur politischen Schwärmerei der Sturm- und Drangperiode hinüber. So Graf Stolbergs Timoleon und Dyks Coriolan, beide von 1785, die vielen Stücke von Collin, Cramers Themistokles, Seumes Miltiades, beide von 1805 rc.

Nach Göthes Iphigenia wuchs die Zahl der antikisirenden Tragödien immer mehr an. Ihre Strömung theilt sich in zwei Arme. Die Einen hielten sich an mythische Stoffe, die Andern an geschichtliche. Von der erstern Art waren: Menöceus von Bouterwek 1788, Theseus

von Rambach 1791, Pygmalion von Herklot 1794, Iphigenia in Aulis von Lewezow 1805, Niobe von W. v. Schütz 1807, Achill auf Skyros von Zimmermann 1808, Ino von Pfeiffer 1809.

Einige Dichter faßten am Alterthum vorzugsweise das furchtbar Erhabene, das unbarmherzige Schicksal, die colossale Leidenschaft und den heroischen Untergang der Helden auf, aber mit romantischer Gluth, ja fast Ueberschwänglichkeit. Unter ihnen steht der geniale Maler Müller von Kreuznach, mit seiner schon 1778 erschienenen „Niobe" voran. Ich kann von ihnen erst später handeln.

Johann Apel, Senator in Leipzig, wollte Göthen noch übertreffen und in drei Tragödien je den Aeschylos, Sophokles und Euripides wiedergeben, zu welcher Trilogie noch ein Satyrspiel kommen sollte. Er wurde aber nur mit dem ersten und dritten Stück fertig. Im ersten „Polyidos" von 1805

wird der Sohn P., nachdem ihm das Orakel verheißen, er werde als König begraben werden, fälschlich eines Mordes beschuldigt und wirklich mit königlichen Ehren, aber — lebendig begraben. Zum Beweise, wie das schreckliche Schicksal mit dem Menschen spiele.

In den „Aitoliern" wird Meleagers tragischer Tod behandelt. Apel hielt es aber bei der strengeren antiken Manier nicht aus, sondern fiel ins Sentimentale und Weinerliche. Seine „Kallirhoe"

soll dem Dionysos geopfert werden, weil sie dessen Priester nicht lieben will, der zärtliche Priester tödtet sich an ihrer Statt, nun will sie sich aber an Großmuth nicht übertreffen lassen und tödtet auch sich selbst.

Von gleicher Art ist sein balladenähnliches Gedicht Olenos und Lethäa.

Das Volk opfert der Venus, König Olenos aber sagt: was nützt es todten Göttern zu opfern, ich opfere meiner lebendigen Lethäa, dem schönsten Wesen der Natur. Da erzürnt die Göttin und verwandelt seine Königsburg in einen Tempel und Lethäa versteinert zum Götterbilde, als dessen Priester nun Olenos ihr sein Leben lang opfert.

Vorzugsweise sentimental war „Kyllenion oder ein Jahr in Arkadien" von Herzog August von Gotha 1805 verfaßt. Karl Philipp Conz, Professor in Tübingen, der den Tyrtäus, Aeschylos ꝛc. übersetzte und ein Trauerspiel Conradin schrieb, hat auch recht gute lyrische Ge-

dichte geschrieben (erste Ausg. 1792), worin das „Maigewitter" und „die silberne Hochzeit" das beste, desgleichen viele Romanzen, worin alte deutsche Sagen behandelt sind. Auch den guten Schwank:

Hermotimus, ein Magier, pflegte des Nachts seinen Körper zu verlassen und als Geist in der Welt herumzuschwärmen, bis sein Weib einmal, ärgerlich darüber, daß er ihr nicht Gesellschaft leiste, seinen Körper verbrannte. Als er nun nach Hause kam, fand er den Leib nicht mehr und tobte wüthend im Hause und in der ganzen Stadt umher. Aber sein Weib kümmerte sich nicht um ihn und heirathete einen Anderen, der die ganze Nacht hübsch bei ihr blieb. Die Bürger der Stadt beschlossen, den Poltergeist zu sühnen und errichteten ihm einen Altar mit Kultus und Opfern, seine Frau aber lachte dazu.

Am unpassendsten waren die empfindsamen Verarbeitungen antiker Stoffe in den Romanen von Meißner, Feßler, Lafontaine, Bouterwek, Rambach (Cicero und seine Familie) der Frau Naubert, der Frau Karol. Pichler 2c. Indeß hatten schon die Franzosen Fenelon, Marmontel, Florian 2c. das Beispiel dazu gegeben. Dazu gesellten sich die sentimentalen Romane, in welchen die Neugriechen, wie die Italiener, als romantische Helden auftreten, seit dem Vorgang von Lindau in seiner Heliodora, oder die Lautenspielerin in Griechenland (1799).

Friedrich Matthison, aus dem Magdeburgischen, Lektor und Reisegefährte der Fürstin von Dessau, später in württemb. Diensten, stellte eine Mischung aus Salis und Ramler dar. Eigenthümlich ist diesem Dichter die Landschaftsmalerei. Er verstand sehr gut in wenig Worten die italienischen und Schweizerlandschaften hinzumalen, die er gesehen. Aber er stört den einfachen Eindruck solcher Landschaftsbilder durch das fatale Einmischen antiker Götter, und noch mehr durch die erkünstelte Empfindsamkeit. Hierin erreicht er fast den unerträglichen Salomon Geßner. Außerdem folgt er in der Neigung zu Nebelgestalten dem Jacobi. Am meisten indignirt an ihm die Eitelkeit, mit der er sich selbst die himmlische Seligkeit und unsterblichen Ruhm zuerkennt, und die innerliche Verlogenheit seiner Poesie, indem er, wie ihm schon Gleim vorwarf, von der sanften Melancholie, mit der er vor der Welt kokettirt, gar nicht beschwert wurde, sondern es sich allezeit wohl seyn ließ. Er zerfloß in Thränen, wie ein Schooßhund, wenn er sich zu dick gefressen hat.

Bezeichnend ist die Anekdote von König Friedrich von Württemberg, der

ihm einmal, als er ihn nach einem großen Diner im Garten belästigte, um ihn los zu werden, befiehlt, an einem gewissen Platz in der Mittagshitze stehen zu bleiben, bis er ein Mondscheingedicht vollendet haben würde. Als derselbe König das große Jagdfest zu Bebenhausen abhielt, bei dem die Bauern, die treiben mußten, kaum weniger geplagt waren, als die Hirsche, gab Matthison als Hofdichter eine pomphafte Beschreibung des Festes heraus, worin er den dicken Herrn mit dem fernhintreffenden Apollo verglich, ein non plus ultra von poetischer Schweifwedelei.

Nun ist nicht zu verkennen, daß gerade die Sentimentalität den reinsten und edelsten Charakter voraussetzt, wenn sie nicht anwidern soll. Bei Hölty ist sie rührend, aber bei Matthison und Kotzebue ist sie eckelhaft. — Auch die „Erinnerungen" des Dichters, ein Werk in Prosa, das manche schätzbare Nachrichten über seine Zeit und Zeitgenossen enthält, stecken voll von persönlichen Rücksichten und Eitelkeiten. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Zürich 1826 in 8 Theilen.

Unter seinen berühmten Gedichten stehen die Landschaftsbilder oben an, zuerst „der Genfer See", worin aber die Landschaft gar nicht gemalt wird, sondern der Dichter sich von der sokratisch milden Freude bekränzen läßt und an Platos und Xenophons Hand einhergeht, um sich im Geist mit Rousseau, Bonnet ꝛc. zu unterhalten. Um den See und seine Umgebung zu schildern, weiß er nichts besseres, als zu sagen, die Aussicht vom Aetna und Stromboli sey weniger schön, und wenn er zugleich ein Weiser, wie Haller, ein Seher, wie Geßner, ein Held, wie Anson, ein Maler, wie Claude Lorraine wäre, so würde er an nichts denken, als immer nur wieder an den Genfer See. Endlich wünscht er sich ein Grab an diesem See, umschattet von Trauerweiden und Rosen, ohne ein Marmordenkmal, „da ihn der eitlen Größe Schimmer nie geblendet."

Die berühmte „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben,"

> Schweigend in der Abenddämmrung Schleier
> Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
> Nur daß hier im alternden Gemäuer
> Melancholisch noch ein Heimchen zirpt ꝛc.

ist frei von den antiken Reminiscenzen, die Seufzer über die Vergänglichkeit der Dinge sind aber affectirt, wie schon aus der Widmung des ganzen Liedes erhellt.

> Hier ꝛc., wo der Vorwelt Schauer mich umwehn,
> Sey dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht.

Der Dichter soll uns wehmüthig stimmen, aber nicht von der Wehmuth reden. Der „Herbstabend" ist wieder viel zu classisch:

Hespers bleiche Trauerkerze
Lodert an des Tages Ernst ꝛc.

Am besten gelingen dem Dichter die etwas nebelhaften Abendbilder aus der norddeutschen Landschaft, z. B. „das Kloster“.

Der Westgewölke Purpursaum ergraut
Aus Eichendunkel steigt der Mond empor,
Die Winde seufzen bang im Haidekraut,
Der Elfen Tanz weht leis am Weidenmoor ꝛc.

Aber lächerlicherweise „lehnt hier die Melancholie an Grabestrümmern“. Aehnlich die Landschaftsbilder im „Todtenopfer“:

Die Berge stehn so düster
Von Nebelduft umflort,
Durch banges Rohrgeflüster
Rauscht schwach das Bächlein fort ꝛc.

Das „Mondscheingemälde“:

Der Vollmond schwebt im Osten
Am alten Geisterthurm ꝛc.

Auch hier wieder ein Mühlenbach und Binsen an seinen Ufern. In einem andern Landschaftsgemälde „Melancholie“ wiederholt sich das oben schon gebrauchte Bild vom Abendstern, der als Grablampe leuchtet:

Der Abendstern blickt auf die Veilchenmatten
Blaß wie der Schmerz auf Sarkophage schaut.

In den Erinnerungen an Italien schlägt auf eine widrige Weise das Kokettiren mit den Dichtern und Philosophen des Alterthums vor, die Matthisson als seinesgleichen ansieht, und deren Namen er in alle Verse einwebt. Daneben giftiger Haß gegen die Kirche. Nur als Staffagen in seinen Mondscheingemälden mag er Kirchen und Kapellen leiden; den Gottesdienst in der Kirche aber haßt er, der nur die Götter Griechenlands und den eingebildeten eigenen Genius anbetet. So verhöhnt er im campo vaccino den frommen Kapuziner, der hier auf den Trümmern des classischen Alterthums predigt, als eine lächerliche Carikatur Ciceros. In demselben Geist ist seine „Nonne“ gedichtet, der er affectirte Thränen nachweint, weil sie das Recht der Natur nicht befriedigt und keinen Mann gehabt habe. Dahin gehört auch die abgeschmackte Vergötterung des elenden Rousseau. Doch wagt Matthisson nur ein einzigesmal dem antiken Satyr zu opfern in einem üppigen „Faunenliebe“. Im Uebrigen ist er mehr prüde als lasciv. Der classische Zopf hängt durch die ganze Sammlung hindurch. Von Friederike Brun sagt Matthisson:

Du rührst im Grazienschleyer
Die lesbische Leyer.

Indem er sich Agathon zu seyn wünscht, preist er, wie dieser im Myrthenhain, wo Psyche und Amor sich umarmen, von Hebes Blumen umduftet, den Grazien opfert.

In einer sapphischen Ode an die Nachtigall, die ein Muster von Schwulst ist, (z. B. heißt es da:

elysisch
Hallten, gleich Harmonikatönen, ihre
Silberakkorde) S. 51.

muß Diana den Wagen lenken, reicht der Sohn Cytherens dem Vogel Götterspeise und Nektar. In dem Gedicht aus Tibur S. 55 weiht der Dichter dem venusischen Schwan das dunkelglänzende Haar der keuschen Daphne und sprenkt opfernd milden Albanerwein.

In einem fürstlichen Geburtstagsfestgedicht S. 188 läßt er Parzen, Musen, Horen und Dryaden um Franzens Altar den Kreis schließen. Unter seinen classischen Gedichten ist nur eins wirklich schön, Elysium S. 38, in welchem die Psyche, in Elysium angelangt, Vergessenheit trinkt. Ganz hübsch ist auch „das Lied aus der Ferne" S. 175, worin der Geist eines verstorbenen Freundes den Freunden vorübergeht. Gar nicht übel ist ferner die Charakteristik der Elementargeister S. 124.

Das berühmte Gedicht an Adelaide S. 53 ist so gekünstelt und affectirt als möglich, von jeder wahren Empfindung baar. Ein gewisser Wohllaut ersetzt bei ihm, wie das Prunken mit classischen Namen, den Geist.

Eine wahrhaft eckelhafte Eitelkeit spricht aus den Gedichten Wunsch S. 115 und die Vollendung S. 159. In dem einen schwebt er als unsterblicher Geist und Seliger empor zu Xenophons und Platons Weisheit und zu Anakreons Myrthenlaube, im andern gelangt er zu „göttlicher Vollendung".

Karl Victor von Bonstetten, ein Berner Patrizier, nahm als Matthisons Freund Theil an dessen Ruhm, obgleich er außer einigen philosophischen und ethnographischen Studien nur einen Versuch in der Idyllenmanier Geßners geschrieben hat. Einen ebenso unverdienten Ruf genoß Matthisons Freundin Friederike Brun, Schwester des gelehrten Bischof Münter, ein sentimentaler und eitler Blaustrumpf, unnatürlich in die Höhe geschraubt durch eben so eitle Männer, insbesondere durch Matthison, lächerlich verliebt in ihre Tochter Ida, die sie selbst in ihren Schriften zu einem Weltwunder erzogen zu haben sich rühmte. Man hat von ihr viele schwache empfindsame lyrische Gedichte und prosaische Schilderungen ihres Aufenthalts in Italien. Ohne allen Werth, empfindsame Phrasen und alberne Wichtigthuerei.

Auch der preußische Gesandte in Neapel, von Ramdohr, schrieb

seit 1787 außer über das Schöne in Natur und Kunst, moralische Erzählungen, eine etwas schwärmerische Venus Urania und „die vier weiblichen Systeme der Glückseligkeit" (1807).

5.

Die philisterhafte Natürlichkeit.

Das philisterhafte Behagen fand seinen bequemen Ausdruck in der Poesie bereits in den Gelegenheitsgedichten der Pegnitzer, der Schlesier und der Leipziger. Doch stellte man damals die gemeine Wirklichkeit der Familie und Häuslichkeit noch tief unter die eigentliche Poesie, die man sich noch von Göttern und Heroen nicht getrennt denken konnte. Erst die neue Begeisterung für Natur und Natürlichkeit machte den Philistern Muth, sich selbst und ihre nächste Umgebung mit dem poetischen Object zu identificiren. Der poetische Zauber, den zuerst Thomson, Haller, Brockes, Kleist in Wald und Wiese und im Garten kennen gelernt, zog nunmehr durch alle Thüren und Fenster in die Wohn-, Studier- und Kinderstube ein. Das Haus mit Haushund und Hauskatze, der Schlafrock und die Schlafmütze, die gemüthliche Pfeife und Tabaksdose, alles wurde auf einmal poetisch. Es bedurfte nicht einmal mehr interessanter Unglücksfälle oder wunderbarer Fügungen, um einen Familienroman, ein Familiendrama, eine Familienidylle poetisch zu machen, das Familienhafte, Alltägliche, Gemeine schon an sich galt als Poesie. Der Hauspapa im Kreise der Seinen oder unter den übrigen Philistern sitzend, mit allen seinen kleinen Schwachheiten, wurde das Ideal der in Rede stehenden Poesie.

Gleim, den wir schon kennen, darf als der poetische Urphilister betrachtet werden. Er nennt sein gastliches Haus immer nur sein „Hüttchen". Das Wohlwollen, das er zahlreichen Freunden und namentlich jüngeren Dichtern bewies, wurde von allen Seiten erwiedert und er wurde als „Vater Gleim" der Großpapa der damaligen deutschen Dichterwelt. Aus seinem weiten Freundeskreise aber, der noch ganz formlos war, ging allmählig ein engerer förmlicher Freundesbund hervor, der berühmte Göttinger Hainbund, dessen Mitglieder zwar in ihren Richtungen mannigfach divergirten, die jedoch im philisterhaften Freundschaftsenthusiasmus lange harmonirten.

In Paris erschien 1765. der erste Almanac des Muses. Nach diesem Vorbilde gab Boie in Göttingen, in Verbindung mit Gleim, Klopstock, Gotter &c. 1770 den ersten deutschen Musenalmanach heraus. Indem sich aber mehrere junge Dichter damals in Göttingen zusammenfanden, stifteten sie daselbst einen Dichterbund, 1772, der, von den Grundsätzen Bodmers und Klopstocks ausgehend, nach Natürlichkeit und Wahrheit strebte, zum Theil sogar mit patriotischer Gesinnung der deutschen Vorwelt gedachte, vorzugsweise aber die alten Classiker zum Muster nahm und in Gleims Weise auf eine übertriebene und affectirte Weise für Freundschaft schwärmte, daher auch im wechselseitigen Loben und Bewundern der Mitglieder das Unglaubliche leistete.

Die Seele des Bundes war der Mecklenburger Bauernsohn, Johann Heinrich Voß, der sich durch Fleiß aus der Niedrigkeit emporgearbeitet hatte. Er studirte zu Göttingen, wurde Rector in Eutin, zuletzt Professor in Heidelberg. Eine gewisse Steifigkeit, Zähigkeit und Grobheit der Bauernnatur, die er sein Lebenlang nicht ablegte, wäre ihm nicht übel angestanden, wenn er nicht die Marotte gehabt hätte, theils es den Hellenen an Feinheit nachzuthun, theils als zärtlicher Familienpapa empfindsam zu schwärmen. Als einen echten nordischen Barbaren ergriff ihn die Schönheit der griechischen Sprache und Poesie mit einer unwiderstehlichen Zaubergewalt, aber gleichsam wider seinen Willen, und riß ihn in lächerlichen Zuckungen umher, ohne daß er je im Stande gewesen wäre, seine angeborne Bärenhaut fallen zu lassen und plötzlich in voller hellenischer Anmuth dazustehen. Von seinen berühmten Uebersetzungen des Homer &c. wie überhaupt von der Gräkomanie war schon oben die Rede. Hier haben wir es nur mit Voß, dem deutschen Philister, zu thun.

In seinen Oden, Liedern, Elegien folgt Voß ganz dem Muster Klopstocks, wählt antike Versmaaße und überschwillt von Begeisterungen. Ueberall aber schlägt der harte Tact vor. Auch wo Voß anmuthig zu hüpfen versucht, wird es nur steifes Getrampel. Was den Inhalt betrifft, so ist die Hauptsache eitle Selbstbespiegelung und manierirtes Lob Anderer, um wieder von ihnen gelobt zu werden. „Sie glauben gar nicht,“ schrieb Gleim einmal an Vossens Frau, „wie wir einander gelobt haben“ (Briefe von Voß II. 370). Sodann Lob der Dichtkunst überhaupt, Anrufungen der Muse, des Genius, Oden an die Laute &c., jenes unglück-

selige Besingen des Singens, worin sich immer nur mittelmäßige oder eitle Dichter gefallen. Auch in seinen zahlreichen Rundgesängen und Trinkliedern setzt er sich immer die Sporen an: singt, wir wollen singen, laßt uns singen ꝛc. Nichts kann pedantesker klingen. Ein paar Proben:

Traulich auf ein schmal Gericht
Seyd ihr eingeladen,
Auf ein friedlich Angesicht
Und auf diesen Fladen.
Hält man nur den Fladen feucht,
Dann verdaut und schläft man leicht.

* * *

Ausgeleert des Weines Gläser,
Den der Wirth erlas!
Edleres Getränks Erleser,
Schafft er reines Glas.
Fröhlich nun des stillen Wunsches
Schlürfen wir gestählten Punsches
Volles Maaß! volles Maaß!

Noch pedantischer sind die Arbeitsgesänge, z. B. ein Gesang der Milchmädchen.

Mädchen, nehmt die Eimer schnell,
Habt ihr ausgemolken ꝛc.

Lieg' und wiederkäu' in Ruh
Dein gesegnet Futter:
Alles, gute fromme Kuh,
Milch und Käse schenkest du,
Rahm und süße Butter.

Ein Lied beim Flachsbrechen.

Plauderinnen, regt euch stracks,
Brecht den Flachs,
Daß die Schebe springe
Und der Brechen Wechselklang
Mit Gesang
Fern das Dorf durchdringe! ꝛc.

Ein Lied beim Spinnen zu singen.

Schnurre, Rädchen, mit Gesang
Sorg und Schlaf hinunter.

Trägheit macht den Abend lang,
Arbeit hält uns munter.
Was im Kopf uns heimlich murrt,
Wird abgeschnurrt. ꝛc.

Endlich das berüchtigte Kartoffellied.

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang! ꝛc.

Voß hat auch eine ziemliche Anzahl Liebeslieder gedichtet. In diesen spielt er gern den Schalkhaften, was ihm überaus possierlich ansteht. Man höre das Minnelied:

Der Holdseligen
Sonder Wank
Sing ich fröhlichen
Minnesang:
Denn die Reine,
Die ich meine,
Winkt mir lieblichen Habedank. ꝛc.

Der Frauentanz.

O herum mit Gesang,
Ungekettet noch von Zwang!
O herum in dem freiern Tanze!
Wann die Haube uns geziemt,
Sey das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

Dann so friedlich
Und gemüthlich
Tanzen wir den Weiberschritt!
Nach der Weise
Tanzet leise
Auch das fromme Männchen mit!

Daß auch Ehestands- und Kinderstubenlieder nicht fehlen, versteht sich.

Ein Wiegenlied V. 286 ist höchst wunderlich, weil seine Naivetät qualvoll erkünstelt ist. Auch in dem Gedicht „die säugende Mutter“ VI. 50 waltet zu sehr dieses Bewußtseyn und das Beschreiben der eignen Empfindung vor. Dagegen ist ein Gedicht auf den Geburtstag seiner Frau V. 208 ein ansprechendes Genrebildchen. Auch das kleine Wintergemälde III. 182 ist gut. Das beste Gedicht unter allen ist die Spinnerin IV. 184.

Die Oden und Lieder enthalten auch mancherlei Polemik. Voß war ein Rationalist, Todfeind nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch der lutherischen Rechtgläubigkeit. Dieses hing mit seiner Schwärmerei für die heidnischen Classiker zusammen. Es gehörte aber auch gewissermaßen zu seiner amtlichen Stellung. Denn er wurde vom Großherzog von Baden nur deßhalb nach Heidelberg berufen, um der Rheinbundspolitik zu dienen, von welcher bekanntlich der kirchliche Geist systematisch unterdrückt und unter der deutschen Bevölkerung, um sie mit Napoleons Tyrannei auszusöhnen, ein bornirtes und behagliches Philisterthum nach Möglichkeit gepflegt wurde.

Bedeutender als die Oden und Lieder sind die Idyllen von Voß:

1) Der Frühlingsmorgen. Eine Braut geht früh in den Garten, um mitten unter den Blumen des Lenzes an einem Geschenk für den Geliebten zu sticken. Da fallen ihr Tropfen vom Baum auf ihren Stickrahmen, weil es noch zu früh ist, und sie flieht, bis die Sonne den Thau ausgesogen haben wird. Ein recht ansprechendes Genrebild. 2) Das erste Gefühl. Schilderung einer Wochenstube. Die Mutter hat geboren, das junge Kind wird beguckt von den anderen Kindern, die alle das neue Schwesterchen sehn wollen. Man mahnt zur Stille. Da hört man den leisen Gesang zweier Schutzengel, die das Kind umschweben. 3) Die Leibeigenen. Zwei Leibeigene unterhalten sich von der Rohheit des Junkers und von ihren Leiden, der eine mit mehr Gelassenheit, der andere mit tiefster Erbitterung. 4) Das Gegenbild. Ein braves, adeliges Ehepaar freut sich, die schweren Lasten der Bauern erleichtert zu haben. 5) Ein ähnliches Gemälde. Ein Freigelassener freut sich mit seiner Braut der neuen Freiheit. 6) Die Bleicherin. Anna wird, indem sie ihre Aussteuer bleicht, von Freundinnen besucht und mit dem Bräutigam geneckt, gekitzelt und mit Wasser begossen. 7) De Windrawend (Winterabend), in plattdeutschen Herametern, höchst unnatürliche Sprachspielerei. Wie kommt der niedersächsische Bauer zum Herameter? 8) Das Ständchen. Ein häßlicher Edelmann wimmert vor dem Fenster einer schönen Försterstochter, die das Nachtgeschirr über ihn ausschüttet. Schlechtes Machwerk, worin nicht reiner Humor, sondern Adelshaß das Motiv ist. 9) Der Bettler, unbedeutend. 10) De Geldhapers, handelt von der Lotterie, wieder plattdeutsch. 11) Der Riesenhügel. Ein Krämer läßt sich von einem Schäfer vom Hünengrab erzählen und von einer Beschwörung des Geistes und Schatzes daselbst. Voß hat hier den Fehler gemacht, antike Beschwörungsformeln in den deutschen Aberglauben einzumischen. 12) Die büßenden Jungfrauen, erscheinen geisterhaft an einem Teich einem Jüngling, ihn zu ermahnen, daß er heirathe, indem sie es im Leichtsinn versäumt. 13) Der Abendschmaus. Ironische Beschrei-

bung eines Festmahls in Hamburg, an dem zwölf dickbauchige Herren und zwölf breithüftige Damen Theil genommen 14) Die Kirschenpflückerin. Ein Mädchen ist auf den Baum gestiegen und pflückt schwarze Kirschen, ein anderes steigt über den Zaun zu ihr, so daß jene sie warnt, die Nesseln würden sie in's Kinn stechen. Dann plaudern sie vom Geliebten der erstern. Würde zuletzt nicht ein abgeschmacktes Lied gesungen, so wäre dieses Genrebild artig. 15) Der Teufel Lucian findet den Teufel Pur mit eingeklemmtem Schwanze. Gaßner hat ihn da hingebannt. Er erzählt nun von Gaßner, bis Lucian ihn frei macht. Sehr albern. 16) Der siebzigste Geburtstag, mit Recht die berühmteste Idylle von Voß. Ein alter Schulmeister, der an seinem siebzigsten Geburtstag seinen zum Pfarrer ernannten Sohn an einem schneereichen Wintertage besucht, gewährt ein sehr anmuthiges Genrebild. Die junge Frau des Pfarrers weckt den im Sorgenstuhl entschlafenen Alten mit einem Kuß. 17) Die Heuerndte. Bartel und Lene begrüßen sich beim Heumähen und er muß ihr ein Heulied singen, ein ganz abgeschmacktes Lied, worin eben blos das Heumähen beschrieben wird. 18) Philemon und Baucis, die bekannte antike Mythe.

Luise, ein ländliches Gedicht (1783) ist Voßens berühmteste Dichtung.

Der Pfarrer von Grünau feiert den Geburtstag seiner Tochter Luise, wobei auch der Hofmeister der adeligen Gutsherrschaft, Luisens Liebhaber „der edle bescheidene Walter", zugegen ist. Das ländliche, aber reiche Mahl wird in den schönsten Herametern beschrieben. Beim Kaffee orakelt der Pfarrer und kramt Voßens Lieblingstheorie aus. Laßt uns freuen

mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, den liebenden, und Zoroaster
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen
Mendelssohn ꝛc.

Walter erzählt eine Legende, wie einst ein Katholik habe in die Himmelsthür eindringen wollen, Petrus ihn aber auf die Bank vor der Thür gewiesen habe. Darauf sey ein Reformirter und ein Lutheraner gekommen und auch sie hätten auf die Bank müssen, bis sie dem Tanz der Gestirne und Engel zuschauend erkannt hätten, es gebe nur Einen Gott und die Unterschiede, die sie auf Erden gemacht hätten, seyen Thorheit. Nach dieser Herzenserleichterung wird wieder getafelt. Walter faßt den Kelch oben an, daß es schlecht klingt. Der Papa zankt ihn deshalb aus. Er entschuldigt sich, er sey durch einen Blick Luisens verwirrt worden. Sie erröthet, stellt sich aber unbefangen und schnellt nach Karl einen Kirschkern ꝛc. — Walter ist bereits Pfarrer und Luisens erklärter Bräutigam. Er kommt an einem kalten Wintermorgen und umarmt die noch schlaftrunkene Braut. Endlich die Hochzeit, wobei die Gutsherrschaft. Beim Abendschmause witzelt der Alte, als ob er schon ein wenig benebelt wäre, über die Bibelstelle „ein Bischof sey eines Weibes Mann" und

schenkt dabei Bischof ein. Dann wird ein Hochzeitlied gesungen vom Liebchen, das warm im Bette liegt beim Männchen, dann schwanger wird und sich schwer schleppen muß, bis es sich endlich hinlegt und das Kindlein säugt und Vater ehrbar sitzt und wiegt.

Schade für die wohllautenden Verse, in denen diese trivialen Dinge vorgetragen werden.

Unter den vielen Dichtungen, welche erst durch die Louise hervorgerufen wurden, steht Göthes Hermann und Dorothea oben an. Ohne dem, was in Göthes Geist einheitlich ist, irgend Abbruch thun zu wollen, glaube ich doch die Materien und Manieren, mit denen er so oft gewechselt hat, sondern zu müssen, hebe also hier wieder nur, was hieher gehört, seine Dorothea heraus. Er schrieb diese Idylle in Hexametern lediglich in Rücksicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Voß für seine Louise eingeerntet hatte. Es kitzelte Göthe, mit dem glücklichen und hochmüthigen Philister zu wetteifern und der Welt zu zeigen, daß man die Sache noch besser machen könne. Dorothea erschien 1798.

Dorothea kommt mit Auswanderern, welche den Schrecken der französischen Revolution entfliehend den Rhein überschreiten, in die Nähe eines kleinen deutschen Städtchens, erregt die Aufmerksamkeit eines braven Jünglings, dem sie an einem Brunnen Wasser reicht, und gewinnt seine Liebe. Er ist der Sohn eines reichen Wirths, der mit seinen Freunden, einem Pfarrer und Apotheker, zu Rathe geht. Am Ende aber, da sie des fremden Mädchens Rechtschaffenheit erkennen, willigen die Eltern ein, daß ihr Sohn sie freie.

Das alles ist viel schlichter, einfacher und natürlicher gehalten, als in der Louise von Voß. Das Mädchen aus der Fremde, der bewegte politische Hintergrund, die fast biblische Brunnenscene bringen einen romantischen Zug in die im Uebrigen ganz philisterhafte Idylle. Man muß diese Dichtung loben, aber für sie zu schwärmen und was weiß ich für erhabene Gesinnungen herauslesen zu wollen, ist lächerlich. Am Schlusse meint zwar der Bräutigam, wenn alle so dächten, wie er, so würden die Deutschen aufstehen und die Franzosen bändigen. Aber so etwas nebenbei zu denken, wenn man gerade Hochzeit macht, wohlwissend, daß doch Niemand aufstehen wird, ist keine Probe eines feurigen Patriotismus. Nebendem hat Göthe noch 1813, wie E. M. Arndt berichtet, der deutschen Begeisterung gespottet: „Ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht los, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß.“

Jens Baggesen, Professor in Kopenhagen, schrieb geläufig deutsch, wie dänisch, und war hauptsächlich ein Nachahmer und Parteigänger von Voß. In seinen lyrischen Gedichten affectirt er in horazischen Versmaaßen die krampfhafte Dichtart seines Meisters. Z. B. in der Ode an Klopstock S. 163.

Tag des Ruhms, Lichtgefild der Heroen, Smintheus
Zauberkreis, der, Horen umtanzt, von Aufgang
Durch die Luft weitstrahlend hinab ins Weltmeer
Helios wandelt ꝛc.

Am meisten gefällt er sich in dithyrambischen Krämpfen, in einer wahrhaft unausstehlichen, weil nur erkünstelten Trunkenheit der Worte. In der Ode „an die Dichter" lermt er alle Dichter der Welt, die lebenden wie die todten, aus ihren Gräbern zusammen, um — den großen Napoleon zu besingen, und hat die Schamlosigkeit, die Göttin Teutonia als das personificirte Deutschland den Reigen führen zu lassen. In dem längern Gedicht „Napoleon" an Voß gerichtet I. 167 f. wagt es Baggesen, als Affe des großen Dante sich den Virgilius erscheinen und sich von demselben zum Sänger weihen zu lassen, um Napoleon zu besingen.

Nenn' ich den heiligen Namen? verkünd' ihn Zunge, mit Ehrfurcht,
Einst den gekanntesten weit: Napoleon Buonaparte!
Sing ihn du der bewundernden Welt und der staunenden Nachwelt!

Das einzige Gedicht Baggesens, was einigen Ruhm erlangt hat, ist das heitere Trinklied

„Als Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut ꝛc.,

eine Satire auf die Fichte'sche Philosophie. Merkwürdig ist auch das Gedicht auf Göthe:

Der Schalk spielt Blindekuh mit allen Pierinnen,
Mit allen Chariten versteckt,
Kaum steht er sternbekränzt auf Säulen oder Zinnen,
Husch, liegt er irgendwo mit Eicheln zugedeckt ꝛc.

In dem „Karfunkel oder Klinklingel-Almanach" 1802 trachtete Baggesen in Sonetten die romantischen Dichter in Heidelberg zu verspotten, die damals seinen Freund Voß plagten. Es ist darin wenig Witz, weil Baggesen den Werth und das Verdienst von Schlegel, Tieck ꝛc. gänzlich

verkannte. In dem s. g. „vollendeten Faust“ parodirt Baggesen Göthe's Faust mit einer Menge von Anspielungen auf die Dichter im Beginn des 19. Jahrhunderts.

Baggesens humoristisches Epos „Adam und Eva“ 1826 ist in der leichten Manier Wielands in freien Jamben gedichtet und etwas breit.

Doch sind einige witzige Parthien darin. Das erste Schmollen Evas ist sehr artig geschildert. Auch der Gedanke, daß die verführerische Schlange französisch spricht und des Weibes Herz mit Eitelkeit erfüllt, ist glücklich. Die Neugierde der guten Eva, zu wissen, was Kinder seyen, ist höchst naiv und liebenswürdig, aber zu weit ausgesponnen.

In einem höchst abgeschmackten Singspiel „die Zauberharfe“ von Baggesen

besitzt der Sänger Terpander eine Zauberharfe, verliebt sich in die Prinzessin Dione, muß sich gleich den übrigen Freiern derselben der harten Probe unterwerfen, wer seiner Liebe das größte Opfer bringen könne? und besteht die Probe, indem er der zur See verunglückten und im Frost verschmachtenden Prinzessin ein Feuer aus — seiner Harfe macht.

In „Parthenais oder die Alpenreise“ ahmte Baggesen die Vossische Louise nach, aber nach Art der ältern komischen Heldengedichte mit Herbeiziehung des antiken Olymp. Parthenais heißt das Gedicht zu Ehren der drei Jungfrauen, deren grazienhafte Gruppe den Mittelpunkt desselben bildet.

Drei junge Schweizerinnen, Cynthia, Dafne und Myris haben Lust, eine Parthie auf die Jungfrau im Berner Oberlande zu machen und lassen sich, mit Erlaubniß ihrer Eltern, von dem jungen Dichter Nordfrank begleiten. Dieser sieht, wie sie ein Fußbad nehmen, dann im Mondschein als Grazien tanzen &c. Da wird Gott Hermes, der die schönen Mädchen selber führen wollte, eifersüchtig auf Nordfrank und verschwört sich mit dem kleinen Eros, der auf das Finsteraarhorn hinauffliegt, wo Zeus thront und denselben gegen Nordfrank einzunehmen sucht. Aber Apollo, als Gott der Dichtkunst, beschützt den Nordfrank und lenkt den tödtlichen Blitzstrahl von ihm ab. Eros überfällt in der Nacht den jungen Dichter und verwundet ihn mit seinem Pfeile, woraus das große Unglück entsteht, daß Nordfrank sich von nun an allein in die jüngste der Heldinnen Myris verliebt. Die kleine Gesellschaft fährt über den Thunersee, erlebt einen kleinen Sturm, wird naß. Kaum haben die Mädchen sich getrocknet, so läuft Myris schon wieder einem Schmetterling nach und verirrt sich. Der Dichter folgt ihr und findet sie in der Beatushöhle, aus der er sie zurückführt, ohne auch nur einen Kuß zu wagen. Dabei auch eine gute

Beschreibung des Staubbachs. Die drei Mädchen kommen an einen Bergspalt, Nordfrank muß eine nach der andern hinübertragen; als er Myris trägt, zittert sein Herz, er schwindelt und fällt. Diese einfache und hübsche Scene wird unerträglich verunziert, indem Baggesen alles durch seine Götter motivirt. Eros hat den Dämon des Schwindels heraufbeschworen, der den Nordfrank angrinsen und erschrecken muß. Aber indem er fällt, rettet Apollo wieder seinen Schützling und veranlaßt den Helios eine Bergwand einstürzen zu lassen und den Abgrund in aller Geschwindigkeit auszufüllen. Die kleine Reisegesellschaft kommt nun glücklich auf die Wengernalp und genießt die entzückende Aussicht auf die Jungfrau, verdirbt dieselbe aber unnöthig durch die fadesten Anrufungen der Muse und durch bombastische Entzückungsphrasen. Endlich wagt es Nordfrank, sein Herz der Myris zu entdecken und sie verloben sich. Die Eltern kommen und stimmen zu.

Der Prediger Fr. Wilh. Aug. Schmidt zu Werneuchen in der Mark gab 1797 Gedichte heraus, die Göthe in seinem Gedicht „Musen und Grazien in der Mark" verspottete. In ihnen gipfelt die Gemeinheit des Natürlichen.

> Rümpft ihr Modegecken nur die Nasen,
> Wenn den einzgen Rock ich, ungeputzt,
> Trage schier bis auf den letzten Fasen
> Und mein Weib mir die Perücke stutzt.

Das Stillleben mit seinem Weibchen schildert der gute Pastor, wie wenn von Vögelchen im Nest die Rede wäre. Aus dieser Bescheidenheit aber poltert er immer wieder derb heraus, wie Voß, und gefällt sich in Pfützen, Ententeich, Mist und Vieh.

Ludwig Theobul Kosegarten, Probst zu Altenkirchen auf Rügen, ließ sich zur Zeit der französischen Occupation 1808 zum Professor in Greifswald machen. Nachdem er (weil Rügen seit dem westphälischen Frieden zu Schweden gehörte) in servilen Lobgedichten auf den schwedischen König Gott gedankt, daß der Deutsche in Pommern und auf Rügen mit den Finnen und Lappländern vereinigt für das Wohl gedachten Königs bete (Dichtungen X. 228), huldigte Kosegarten mit eben so serviler Hingebung seit 1808 den Franzosen und hielt eine berüchtigte Rede am Napoleonstage in Greifswald 1809, worin er dem Unterdrücker Deutschlands aufs niederträchtigste schmeichelte. Kaum aber hatte Napoleon Unglück und erhob sich Deutschland im Jahr 1813, so beeilte sich Kosegarten auch schon wieder, Friedrich Wilhelm III. und die Kosacken zu besingen. Dies

genügt zur Charakteristik des Dichters. Er war ein unausstehlicher, aufdringlicher Poet ohne alle Originalität und Wahrheit, nur mit fremden Begeisterungsphrasen und fremden Empfindsamkeiten sich schmückend, ein Nachäffer von Voß. Kaum ist es zu verantworten, daß Literarhistoriker und Mustersammler diese Lakaienseele immer noch unter die deutschen Classiker einschreiben.

Kosegarten schrieb auch nach dem Muster der Vossischen Louise zwei Idyllen. „Die Inselfahrt“ 1808.

An sich hätte die Fahrt eines Jünglings mit zwei Mädchen, worunter eine seine Geliebte (Aloysius und Agnes) am romantischen Ufer der Insel Rügen auf einem Kahn an einem schönen Sommertage, den ein schreckliches Gewitter und ein kleiner Schiffbruch endet, aus dem jedoch die Liebenden gerettet werden, viel Anziehendes. Aber Kosegarten hat weder Naturgefühl noch Phantasie. Sein Gedicht ist eine fade Nachahmung der Parthenais von Baggesen und der Louise.

Gleichsam um an Voß wieder gut zu machen, daß er aus dem Baggesen'schen Abwasser und nicht unmittelbar aus Voß geschöpft hatte, schrieb Kosegarten 1808 die „Jucunde“, eine sklavische Nachahmung der Louise.

Denn auch hier ist es ein langweiliger orakelnder Pfarrer, ein edler bescheidener Freier, eine empfindsame Pfarrerstochter und eine Freundin, um die alles sich dreht. Nur daß die Scene aus dem Binnenlande ans rügenische Ufer verlegt ist. Sonst ist der Hexameter, das Ausmalen des Haushalts, die Salbaderei und Familienpimpelei ganz die nämliche, nur daß der Vossische Hexameter viel reiner und metallischer, und die sentimentale Pedanterie wenigstens ursprünglicher ist.

Die Insel Rügen fand noch später ihre Sänger; Arkona wurde episch 1828 von Furchau, 1835 von Christen, 1840 dramatisch von C. A. Menzel, die Stubenkammer noch 1843 von Boltze besungen. Karl Lappe in Stralsund schrieb seit 1801 ein historisches Gedicht „Minona“ und andre, worin er gleichfalls vorpommerisches Landleben pries.

Zu den schwachen Nachahmungen gehören Fischers „die Letten zu Buchen“, Halle 1804.

Lettische Bauern empören sich. Einem deutschen Gutsherrn wird mit dem Tode gedroht, aber das Zeugniß seiner Leibeigenen, daß er ein braver Herr sey, rettet ihn. Alles in Hexametern, phrasenreich und empfindsam.

Friedrich von Oertel († 1807), der viele englische Romane übersetzte,

schrieb ein Gedicht Dietbelm, eine empfindsame Nachäffung von Hermann und Dorothea und Luise. Sklavische Nachahmungen der Luise waren noch 1816 Holzapfels Wilhelm und Emma, Heinels Pfingstfest 1833, die Verlobung von Crusius und der Feierabend eines Greises von Kirsch, beide von 1844. Noch spät klingt Hermann und Dorothea nach in den patriotischen Idyllen „Richard“ von V. v. Strauß (1841) und „Irmgard“ von Tellkampf (1850).

Johann Martin Usteri, Rathsherr in Zürich, schrieb „vermischte Gedichte“, voran der berühmt gewordene Rundgesang „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ xc. Die übrigen Gedichte sind sehr mittelmäßig, schwächliche Ermunterungen zur Freude, didaktische Betrachtungen, Gelegenheitsgedichte, auch viele Künstlerlieder. Besser sind einige Balladen wenigstens durch ihren Inhalt, so Ida von Toggenburg und andre Sagen und geschichtliche Erinnerungen aus der Schweizer Vorzeit. Auch schrieb er Dichtungen in Züricher Mundart. Abgesehen von dem rein sprachlichen Interesse kann ich diese Arbeiten Usteri's nur für verfehlt halten, weil sie uns lediglich in die Kinderstube und in die Familienpimpelei des Schweizer Philisterthums einführen und nie und nirgends das Heroische der Schweizernatur zu erkennen geben. Es ist seltsam, daß dem kräftigen nordalbingischen Volksstamm mit den Idyllen des Johann Heinrich Voß das nämliche begegnen mußte. Die wahre Schweizer Idylle ist weder bei Geßner, noch bei Usteri zu finden. Außer Kinderliedern hat Usteri in Züricher Mundart drei alterthümlich gehaltene geschichtliche Erzählungen in Prosa „Zeit bringt Rosen“, „Gott bescheert über Nacht“ und „der Erggel im Steinhuus“ und zwei große moderne Idyllen in Hexametern geschrieben „de Vikari“ und „de Herr Heiri“. In diesen waltet eine unleidliche Gemüthlichkeitsaffectation und ein Kokettiren mit dem Alltäglichen vor, welches die wahre Natürlichkeit doch ausschließt, weil sich immer erkünstelte Sentimentalität einmischt.

Ludwig Neuffer, Stadtpfarrer in Ulm, ahmte ebenfalls Voß in Idyllen nach, der Herbsttag (1802), ein Tag auf dem Lande, Hilkar xc. Er war eine patriarchalische Natur, von viel mehr Wohlwollen als Voß, aber schwächer an Geist.

Von diesen Idyllendichtern, die wir zusammenfassen mußten, gehen

wir zur Betrachtung der Schauspieldichter über, die ihnen am nächsten verwandt waren.

Otto Heinrich, Freiherr von Gemmingen bearbeitete zuerst Diderots père de famille unter dem Titel „der deutsche Hausvater" (1783) und machte dadurch die Philisterei auf der deutschen Bühne heimisch. Denn der Franzosen empfindsame und zugleich praktische Familienliebe nahm in Deutschland den nationalen Beigeschmack an, den man vorzugsweise als den philiströsen bezeichnet.

Der Hausvater Gemmingens ist ein Graf, der mit seinen beiden Söhnen seine liebe Noth hat. Der eine ist Offizier und macht Schulden (Ferdinand), da er sich aber in einer Ehrensache cavaliersmäßig benimmt, so vergibt ihm der gute Papa und bezahlt ihm die Schulden. Der andere Sohn, Karl, soll standesmäßig eine Gräfin Amaldi heirathen, die ihn liebt, liebt selbst aber Lottchen, eine arme bürgerliche Malerstochter. Dieses Lottchen ist naiv genug, zur Gräfin hinzugehen und sie zu bitten, sie möge ihr doch ihren Karl lassen, bei welcher Gelegenheit wir erfahren, daß sie sich bereits von Karl in guter Hoffnung befindet. Das bestimmt die Gräfin, Karln wirklich aufzugeben. Auch den alten Hausvater weiß Lottchen durch ihre naiven Lamentationen zu rühren und er entsagt allem Adelsvorurtheil, nicht auf Geburt, nur auf Tugend komme es an ꝛc. Der gute Hauspapa hat auch eine Tochter, Sophie, die an einen Weltmann, Herrn von Monheim, verheirathet und im Begriff ist, sich von ihm scheiden zu lassen. Beim Abschied wird ihr einziges Kind gebracht, das aber beide bei den Kleidern zerrt und keines von beiden fortlassen will und dadurch wird Herr von Monheim so gerührt, daß er die Scheidung aufgibt und Sophie behält. Am Schluß ruft der Hausvater pathetisch aus: Meine Belohnung? Daß ihr mich liebt, und dann, wenn ich einst todt bin, daß ein deutscher Biedermann an mein (sic) Grab vorbeigehe und sage: er war werth, Vater zu seyn!

In diesem merkwürdigen Hausvater liegen schon alle Elemente der Iffland-Kotzebueschen Poesie, das biedermännische Gepolter wie das lüderliche Sündigen und Verzeihen. Julius Graf von Soden stellte ihm 1797 ein Schauspiel „die deutsche Hausmutter" an die Seite.

Hier hat die Mutter ihre liebe Noth mit einem verdorbenen Sohn, einer wahnsinnigen Tochter und einer Schwiegertochter, welche die Kasse bestiehlt, sie verliert aber nie den Muth als gute Christin.

August Wilhelm Iffland aus Hannover, ein berühmter Schauspieler, der die höchste Meisterschaft in ein natürliches und wahres Spiel im Gegensatz gegen die Lermmacherei und das manierirte Pathos setzte,

aber auch seinerseits in der studirten Effectmacherei des natürlichen Spiels zu weit ging, schrieb auch viele Familienschauspiele, rührende Scenen aus dem bürgerlichen Leben. Nur sehr selten ging er in die ältere Periode zurück, wie z. B. mit seinem schlechten Stück Kaiser Friederich III., den er, um den Kaiser Leopold II. 1791 zu loben, aus einem Faulthier zu einem sittlichen Ideal erhebt. Trotz dieser Hofschmeichelei war Iffland in vieler Beziehung liberal und sogar ein Oppositionsmann. Wenn auch noch so ergeben der unverletzlichen Majestät, bringt er doch in seinen Stücken furchtlos alle Mißgriffe und Willkührlichkeiten der Beamtenwelt seiner Zeit zur Sprache. Ja die Corruption, der Nepotismus, der Kastengeist ꝛc. der höheren und auch niederen Beamten bildet ein Hauptmotiv der tragischen Begebenheiten, die er auf die Bühne bringt. In andern Stücken contrastirt er die Unnatur der höheren Stände mit der schönen Einfalt des ländlichen Daseyns. Nicht selten aber fällt er in den Fehler, die menschliche Schwäche allzu nachsichtig zu entschuldigen, der lieben Natur gar zu sehr den Lauf zu lassen. — Er hat seine „Theatralische Laufbahn“ selbst beschrieben, aber mit zu viel Selbstgefälligkeit. Ich gebe hier nur eine charakteristische Auswahl aus seinen vielen Bühnenstücken.

Ifflands erstes unbedeutendes Stück war „Albert von Thurneisen“, 1781. Erst das zweite machte bedeutenderes Glück „Verbrechen aus Ehrsucht“ ꝛc. 1784.

Der junge Ruhberg liebt eine vornehme Dame, die ihn zu großen Ausgaben veranlaßt. Um ihre Hand zu erlangen, setzt er alles aufs Spiel und bestiehlt zuletzt die Kasse des Vaters. Das Verbrechen wird entdeckt, anfangs der Vater beschuldigt, aber durch des Sohnes Geständniß gerechtfertigt. Der Sohn flieht, nachdem er dem Vater gelobt, sich kein Leids anzuthun. Es fällt auf, daß Iffland den elenden Buben von Sohn mit so vieler Vorliebe und Schonung zeichnet. Aber das war es, was man damals verlangte, Strenge hätte man ihm mehr verübelt. Daher konnte Iffland es wagen, noch zwei Fortsetzungen dieses beliebten Stücks zu schreiben: „Bewußtseyn“ und „Reue versühnt“, worin der junge Ruhberg als völlig gebessert und purificirt wieder in den Schooß der Familie zurückkehrt.

Im „Mündel“ (1785) tritt zum erstenmal ein böser Kanzler auf, der einen ehrlichen Mann ins Unglück stürzen möchte, aber entlarvt wird.

Der ehrliche Mann ist Vormund eines leichtsinnigen Jünglings, den der

Kanzler verführt, wird der Vermögensveruntreuung angeklägt, aber glänzend gerechtfertigt.

Alle bisherigen Stücke Ifflands übertrafen „die Jäger“ 1785, die bis auf diesen Tag als sein Bestes gelten.

Der alte biedere aber jähzornige Oberförster Warberger läßt seine Nichte Friederike, die früher bei ihm lebte, in der Stadt erziehen. Sie kommt einmal zum Entzücken seines eben so ungestümen Sohnes Anton, der sie längst liebt. Die Mutter jedoch, die gutmüthige aber schwache Oberförsterin, hat im Sinn, ihren Anton mit dem Fräulein von Zeck, Tochter des reichen aber bösen Amtmanns, zu verheirathen. Ihre Bedenken machen den Oberförster zornig und in diesem Zorn fährt er Anton rauh an, der nun gleich toll wird und fortläuft, um sich zum Soldaten anwerben zu lassen, was natürlich niemand ahnt. Während die Familien beim Fest zusammensitzen, bekommt Anton draußen unterwegs Streit mit Mathes, dem Diener des Amtmanns, und als man bald darauf denselben Mathes verwundet findet, so wird Anton als Mörder verhaftet. Aber die Angst der Familie dauert nicht lange, denn ein älterer Diener, den Mathes mit List um's Brod gebracht, war der Thäter und entdeckt sich, um Anton zu retten. Der Amtmann zieht mit Fräulein Tochter ab und Anton bekommt seine Friederike.

Der Reiz dieses Stücks liegt in der unübertrefflichen Wahrheit der Charakterzeichnung. Auch dieses Stück wurde, seiner ungeheuren Beliebtheit wegen, von Iffland fortgesetzt in „der Hand des Rächers“, worin der Amtmann, als der den Staat betrogen rc., entlarvt und unter dem Fluch seiner eigenen Kinder zur Strafe abgeführt wird.

Der „Frauenstand“ 1792

schildert eine Frau, die Hofräthin Testenfeld, deren Gatte sich im häuslichen Kreise zu enge fühlt, falschen Freunden folgt und sich vollends gegen die treffliche Gattin einnehmen läßt. Es kommt so weit, daß er sich einbildet, das Geld, das sie zur Bezahlung seiner Schulden angewendet, könne sie nur von einem Liebhaber erhalten haben. Sein Verdacht wird durch die Delikatesse ihres Stillschweigens genährt, bis sie ihm endlich alle Beweise liefert und er reuig zu ihren Füßen zurückkehrt.

Noch mehr auf Schrauben gestellt ist „Elise von Vallberg“, 1792

ein 16jähriges Fräulein vom Lande, in das sich der Fürst verliebt, auf welches die Fürstin eifersüchtig wird, das aber durch seine Unschuld, Offenheit und Moralpredigen ihn bessert, sie vollständig befriedigt. Alles sehr unwahrscheinlich.

Die „Hagestolzen“ (1793) wurden am beliebtesten nächst den Jägern.

Ein schon 40jähriger, durch die vornehme Welt geeckelter Hofrath Rein-

hold läßt sich von seinem ehrlichen Pächter bereden, einmal zu ihm aufs Land hinaus zu kommen und sich zu erholen. Da findet er in des Pächters Schwägerin Margarethe ein Naturkind von eben so großer Schönheit, als Herzensgüte, und beschließt, seiner listigen Schwester zum Trotz, dieses Dorfmädchen zu heirathen. Die Schwester sammt einigen älteren Bekannten kommen nun auch aufs Land hinaus, um den Flüchtling wieder zu holen, aber er bleibt standhaft und heirathet sein Mädchen, deren Naivetät zwar übertrieben, aber rein und fern von aller Kotzebue'schen Schlüpfrigkeit ist.

Eines der besten Stücke Ifflands ist ferner: „Dienstpflicht" von 1795.

Der ehrliche alte Kriegsrath Dallner hat eine schändliche Betrügerei beim Lieferungswesen entdeckt und die Schuldigen angeklagt. Es sind aber einflußreiche Personen, sogar ein unmittelbarer Vorgesetzter von ihm dabei betheiligt und durch falsche Anklage bringt man es beim Fürsten dahin, daß er durch Pensionirung beseitigt wird. Zugleich hat sein Sohn, ein Sekretär, von einer koketten Wittwe verführt, Schulden gemacht und ein Kapital seines Schwagers unterschlagen. Die Lieferanten kommen dahinter und drohen nun dem alten Dallner, den Sohn zu verderben, wenn er nicht in Bezug auf die Lieferung ein Auge zudrücke. Aber er bleibt seiner Pflicht treu und opfert den Sohn, der zwar Gelegenheit zur Flucht hat, aber die Schande nicht überleben will. Der schon entlassene Dallner will um jeden Preis den Fürsten sprechen. Die Hofschranzen versperren ihm lange den Weg, endlich gelingt es ihm. Der Fürst hört ihn und der ehrliche Jude Baruch bringt den Beweis herbei, wie schändlich Fürst und Armee durch die Lieferanten betrogen werden. Da drängt sich ein kleiner Knabe mit dem Bildniß des Fürsten herein, das Original suchend, und fleht ihn um Hülfe an, sein Onkel habe sich eben durch den Kopf geschossen und seine Mutter weine so sehr. Es ist des alten Dallners Enkel, Sohn seiner verwittweten Tochter. Der Fürst tröstet den Alten über den Verlust seines Sohnes, stellt seine Ehre her und gelobt, den Mißbräuchen ein Ende zu machen.

„Der Vormund", Schauspiel von Iffland, 1795.

Rothenburg, der 50jährige Vormund der schönen und wohlhabenden Louise, hat sich dieses Mädchen durch seine treue Sorge und Liebe so zur Dankbarkeit verpflichtet, daß sie ihn und keinen andern heirathen will. Allein wie sehr er sie auch liebt, so sorgt er doch dafür, daß sie einen jungen ausgezeichneten Offizier zum Mann bekommt, der sie innig liebt, und erträgt geduldig die Verleumdungen, als speculire er auf das Vermögen der Mündel. Zuletzt steht er gereinigt da, als Märtyrer der Uneigennützigkeit.

Das weibliche Seitenstück dazu zeichnete Iffland in dem Schauspiel „Selbstbeherrschung".

Die verwittwete Baronin von Rosenstein liebt ihren Sekretär, den jungen Willnang, und ist im Begriff, ihm ihre Hand anzubieten, als sie merkt, er liebe ihre Gesellschafterin, die junge Louise. Großmüthig entsagt sie nun und macht die armen Liebenden glücklich.

Der „Spieler“ Ifflands wurde sehr beliebt.

Der junge Baron Wallenfeld ist von seinem reichen Oheim schlecht erzogen und, weil er ein armes bürgerliches Mädchen heirathete, enterbt worden. Aus Noth spielt er, verliert alles und muß Croupier des v. Posert werden, des Spielers, der ihn um alles gebracht hat. Seine Gattin duldet treu. Endlich wird Posert wegen falschen Spiels verhaftet und ein alter General übernimmt es, den Mitschuldigen Wallenfeld zu bessern und zu retten. Er veranstaltet eine Bank in seinem Hause, Posert muß Bankier, Wallenfeld Croupier seyn, Weib und Kind von Wallenfeld setzen ihr letztes auf die Karte und verlieren. Da setzt der General den Knaben Wallenfelds selbst auf die Karte. Der erschütterte Vater reißt das Kind weg und erhält — Verzeihung.

„Die Advokaten“, 1796.

Einige unmündige Waisen sollen um ihr Erbe gebracht werden. Niemand nimmt sich ihrer an, als der alte chiragrische Advokat Wellenberger, der das Verbrechen aufspürt und dem vornehmen Bösewicht die Stirne bietet. Dieser will ihn bei einer Unterredung unter vier Augen vergiften, was aber mißlingt, und er wird entlarvt. Der Charakter des alten Advokaten ist meisterhaft gezeichnet und wurde eben so meisterhaft von Seydelmann gespielt.

In den „Höhen“ zeichnet Iffland

einen schändlich verleumdeten Präsidenten von Lerchenfeld, der endlich gerechtfertigt wird, aber es in der vornehmen Welt nicht mehr aushält und sich in ländliche Einsamkeit zurückzieht.

Dies mag genügen, Ifflands Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Auf seine vielen anderen unbedeutenderen Stücke will ich nicht eingehen.

Am nächsten steht ihm Joh. Christian Brandes, der zwar schon früher zu dichten anfing, als Iffland, aber von Lessings Manier später zu der Ifflands überging. Brandes war in Stettin geboren, brachte seine Jugend in großer Noth zu als Krämer, Bedienter ꝛc., bis er Schauspieler wurde. Zuerst schrieb er Trauerspiele.

Seine „Olivia“ (1774) ist ein Greuelstück. Eine böse Stiefmutter vergiftet den Gatten und will auch dessen Tochter erster Ehe vergiften, bekommt aber das Gift selbst. — Eben so „Ottilie“ (1780). Eine edle Maitresse opfert alles für ihren Geliebten, bis das Uebermaß seiner Treulosigkeit sie

dahin bringt, ihn und sich selbst zu erdolchen. — In den „Mediceern" bringt er die bekannte Verschwörung der Pazzi auf die Bühne. — Mehrere seiner Stücke sind nur Nachahmungen, z. B. Rahel, die schöne Jüdin, nach dem Spanier Huerta; der Gasthof, eine Scene aus Fieldings Amalia; das Trauerspiel Alderson, nach einer Erzählung der Frau von Riccoboni; der liebreiche Ehemann nach Marmontel; der Schiffbruch nach Prevots Manon Lescaut.

Besser sind die bürgerlichen Schau- und Lustspiele, in denen Brandes Iffland nahe kommt, z. B. „der Bürgermeister".

In einer entfernten Provinz regiert Graf Sellenthal als Statthalter, ergibt sich Maitressen und Schmeichlern, läßt die Provinz aussaugen, das Recht verkaufen, Unterschleif üben 2c. Wer Geld bringt, bekommt Recht; wer nichts bringt, wird brutal abgewiesen. Eine Maitresse tyrannisirt das ganze Haus, schon aber schleicht eine Kupplerin umher, die dem Statthalter die wunderschöne Louise, Tochter des verabschiedeten und blutarmen Hauptmann v. Weghorst zukuppeln soll. Der Hauptmann ist ausgepfändet und lebt in den ärmlichsten Umständen, aber Sekretär Wiederau, der die Tochter liebt, nimmt sich seiner an. Ein anderer Sekretär, Springel, führt eine verrätherische Correspondenz mit einem auswärtigen Minister, die durch Zufall in Wiederaus Hände kommt, aber Springel ist so frech, sie aus Wiederaus erbrochenem Schreibtisch zu stehlen, sie an Wiederau selbst zu adressiren und ihn dann als Verräther zu denunciren. — Inzwischen ist im Wirthshaus, wo Weghorst sich aufhält, ein fremder Baron angelangt, in dem wir alsbald den König erkennen. Incognito untersucht er das Benehmen seiner Beamten und wird nun hier bald der Retter und Rächer. Springel wird zum Tode verurtheilt, Sellenthal abgesetzt, Wiederau wird an seiner Stelle Statthalter.

„Die Schwiegermutter".

Das eheliche Glück des Baron Reichenau wird durch die beiderseitigen Schwiegermütter, eine Generalin und eine Landräthin, gestört. Insbesondere die erstere, seine Mutter, tritt aufs feindseligste gegen seine Frau auf, indem sie dieselbe in den Verdacht bringt, ein fremdes, von ihr angenommenes Kind sey ihr eigenes, vor der Ehe geboren. Zu ihrer Beschämung zeigt es sich aber, daß es ein uneheliches Kind des Barons ist, welches die Baronesse großmüthig angenommen hat.

Am originellsten ist „Hans von Zanow oder der Landjunker" (1785).

Ein echter Pommerscher Junker kommt in die feine Residenz und ergötzt durch seine Grobheit und Gutherzigkeit. Er spricht echt plattdeutsch. Seine schöne, feine, schalkhafte und hochgebildete Tochter Wilhelmine, die am Schluß eine glückliche Braut wird, contrastirt sehr gut mit ihm.

Franz Kratter in Lemberg schrieb seit 1782 Stücke in Ifflands Manier, voll Edelmuth und Empfindsamkeit, ließ sie aber meist an Höfen spielen, so daß die höchsten Personen ganz bürgerlich fühlen und reden.

So faßt er im „Mädchen von Marienburg“ Katharina I. auf. Desgleichen Menzikoff und Natalie, Eginhard und Emma. Im „Vicekanzler“ geht der Liebende in seiner weinerlichen Großmuth so weit, seine Geliebte selber zu überreden, daß sie sich einem verhaßten Feinde hingebe, um den Vater zu retten.

Aehnlich Isenburg von Buri, welcher viele Anecdoten von Friederich II. und Joseph II. herausgab und 1787 Schauspiele schrieb, in denen in Ifflandscher Art Großmuth geübt wird.

„Das Intelligenzblatt“. Der junge Durbach erfährt, sein reiches Erbe gehöre rechtmäßig einem armen Mädchen, sucht dieses auf und findet in ihr seine Geliebte. „Die Matrosen“. Ein alter Schiffscapitän hilft einem liebenden Mädchen aus der Noth und entdeckt in dem Mädchen seine verlorene Tochter.

Haß und Liebe, Schauspiel von Chr. Fr. von Bonin (Deutsche Schaubühne VII. 1).

Geheimerath von Steinau hegt eine Affenliebe zu seinem ruchlosen Sohn Ferdinand und einen tödtlichen Haß gegen seinen braven Sohn Karl, weil seine schöne Frau an der Geburt des letztern gestorben ist. Ferdinand bestiehlt des Vaters Kasse und stürzt ihn in eine Anklage, während er zugleich seinem Bruder Karl nicht nur die Geliebte zu rauben sucht, sondern ihn auch durch einen falschen Brief bis nahe an die Todesstrafe bringt; doch der Fürst entdeckt alles und Karl wird mit der Hand der Geliebten und der Versöhnung des Vaters belohnt.

In den Schauspielen des schon unter Klopstocks Nachahmern erwähnten Kretschmann kommt vor:

Die Familie Eichenkron. Ein unschuldiges Mädchen wird vor den Nachstellungen eines Prinzen geschützt. — Die Hauskabale. Eine adelige Schwiegermutter plagt die bürgerliche Schwiegertochter, bis der letzteren Vater ihr beisteht. — Die Belagerung. Ein Oberst läßt sich durch nichts irre machen in Vertheidigung einer Festung und wird durch glückliche Liebe belohnt. — In der Erzählung „Hoheit und Stolz“ kehrt der Kampf zwischen Patrizier und Plebejer wieder.

Gust. Fr. Wilh. Großmann, ein geborener Berliner, Schauspieldirector zuletzt in Hannover, schrieb mehrere dramatische Werke und Uebersetzungen, ohne Werth. Nur das Stück „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ erlangte bedeutenderen Ruf,

weil darin ein zäher deutscher Hausvater geschildert ist, der bei seinen 6 Schüsseln bleibt, wie sehr auch seine adeligen Verwandten ihn bestürmen, wenigstens 18 Schüsseln auf den Tisch zu stellen und ein großes Haus zu machen.

Johann Jakob Engel, Professor und Prinzenlehrer, später Theaterdirektor in Berlin, dessen Werke 1801—1806 in 11 Bänden erschienen, war Mitglied der Akademie und wurde ungeheuer gepriesen, weit über seinen Werth. Auch er war ein Erzvater deutschen Philisterthums. Sein Hauptwerk ist der Roman „Lorenz Stark" von 1801.

Ein echt deutscher Hausvater mit allen seinen Tugenden und Schwächen, ehrlich, fleißig, dadurch reich geworden, aber ein wenig kleinlich, händelsüchtig, argwöhnisch gegen seinen eigenen Sohn, dessen Verdienst er mißkennt. Dazu die Hausfrau, eben so bieder und gegen den Sohn viel mütterlicher. Einige andere Verwandte, Hausfreunde und Diener von guter und schlimmer Art, ganz aus dem Leben des vorigen Jahrhunderts gegriffen. — Stark, der Sohn, ordnet die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes Lyck, dessen Wittwe ihm dabei ein zärtliches Interesse einflößt. Stark, der Vater, hält den Sohn mit Unrecht für einen Spieler und Verschwender und kränkt ihn durch seinen Tadel aufs bitterste. Die Wittwe ist genöthigt, um Gläubiger befriedigen zu können, sich an die Großmuth des Alten selbst zu wenden. Eine meisterhafte Scene, das beste, was Engel je geschrieben. Er meint es gut, hat aber rauhe Formen und hört schlecht. Sie spricht in der Angst leise und wird mißverstanden. Als sie ihre Absicht so verfehlt sieht, fällt sie in Ohnmacht. Starks Tochter aber klärt seinen Irrthum auf und nun hilft er der Wittwe. Am Ende, überzeugt von dem Werth dieser Wittwe, versöhnt er sich mit seinem Sohne und erlaubt ihm, sie zu heirathen.

Neben Lorenz Stark figurirt in Engels Werken Tobias Witt, die Hauptfigur in seinem „Philosophen für die Welt".

Derselbe hat gewisse praktische Maximen, die er in Beispielen deutlich macht. Es ist ein Bauwesen, Einer blickt immer tiefsinnig vor sich hin, sieht den vorstehenden Balken nicht und stößt sich an den Kopf; ein Anderer hat die Nase immer hoch, sieht die Steine unten nicht, fällt und bricht ein Bein. Einer spricht immer von 50 Thälerchen als einer Kleinigkeit und wird bankerott; ein Anderer spricht von derselben Summe immer als von etwas Großem und Ehrwürdigem und wird reich.

Unter den Schauspielen Engels erlangte unverdienten Ruf „der Edelknabe" von 1772.

Der Edelknabe schläft, der Fürst findet neben ihm einen angefangenen Brief an seine Mutter, wird dadurch gerührt und sorgt fortan für Mutter und Sohn.

Noch unbedeutender sind: Eid und Pflicht, der dankbare Sohn, der Diamant, Titus, Stratonice. Desgleichen die lehrhaften Schriften, der Fürstenspiegel und die „Ideen zur Mimik", aus denen man seiner Zeit viel zu viel machte.

6.

Die Herrschaft der Empfindsamkeit.

Das empfindsame Wesen hatte schon mit der Schäferpoesie angefangen, und war eine natürliche Reaction gegen die Barbarei der Religionskriege. Es wurde genährt durch die Verweichlichung, in welche das Rococozeitalter verfiel, und durch die falschen Humanitätsideale, die seit Rousseau aufkamen. Man bildete sich ein, die ganze Menschheit sey gleich einem vornehmen Kinde, welches seinen Eltern, seinem natürlichen Beruf entrissen, unter unnatürlichem Zwange und allen Arten Mißhandlungen geseufzt habe und das man nun erlösen, dem man für so viel Noth nun wieder schmeicheln und liebkosen müsse. Das menschliche Herz sey rein und gut, und alles Schlimme liege nur in der Verhältnissen, welche dieses arme Herz kränken. Daher bei den Dichtern ein Wetteifer, das Herz zu rühren, zu pflegen und zu verhätscheln, und der Ausdruck eines Weltschmerzes, der das leidende Herz beklagt. Es lag wohl etwas Wahres in dieser Auffassung, aber man übertrieb, indem man das Herz überschätzte, die Erbsünde ganz und gar vergaß und aus purer Eitelkeit sich in sich selbst verliebte. Nur einige anspruchslose Dichter faßten das Wahre an der Sache auf, indem sie Worte liehen dem stummen Schmerz, der durch einen großen Theil des Volkes ging. Wir haben diese Berechtigung zur Wehmuth schon an dem wundervollen Roman von Hippel erkannt. Ein großer Theil des Volkes litt unter der Tyrannei eines halbbarbarischen Adels, einer durch alte kirchliche Sympathien und gutes altes Herkommen unbarmherzig durchfahrenden Bureaukratie, an der Ertödtung jeder nationalen Begeisterung, unter Nahrungssorgen, in trivialer Lebensgewohnheit und hatte nicht einmal mehr den rechten Trost der Religion denn die Seelsorger waren fast durchgängig schale Rationalisten. Das deutsche Volk war nie vorher in einem so verkommenen Zustande gewesen, so ganz ohne Nationalgefühl, ohne Bewußtseyn der Kraft und Größe,

verstückelt, zerklüftet, kunstreich klein gemacht, gehudelt, gepudelt, verachtet, und zur Selbstverachtung officiell verpflichtet. Da konnte ein tiefer Schmerz, wenn man sich seiner auch aus Unterthantreue nicht einmal recht bewußt zu werden wagte, doch nicht ganz, nicht immer unterdrückt werden und machte sich irgend einmal im süßen Klageton eines Volksliedes laut oder stimmte die melancholische Harfe eines gebildeten Jünglings, dessen krankes Herz die Krankheit der Zeit mitfühlte, dessen Todesahnung in der eigenen geknickten Lilie das Sinnbild eines nationalen Hinsterbens sah.

Das Volkslied, seiner natürlichen Anspruchslosigkeit gemäß, kokettirt mit keiner Thräne, drückt aber nur um so wahrer den tiefempfundenen Schmerz aus. Welches Klagelied der Kunstdichter gleicht desfalls an zarter Innigkeit dem Heimwehlied des Schweizers, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den gemeinen Soldaten entstanden ist:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an.

Der Schweizer Söldner stand Schildwacht, da hörte er von ferne ein Alphorn klingen, oder glaubte es nur zu hören, sprang hinunter und fort, wurde aber als Deserteur ergriffen und sang das rührende Lied auf seinem letzten Gange.

Diesen edelsten und bescheidensten Ausdruck des Schmerzes kannten nur wenige Kunstdichter, die immer zu viel winselten. Ludwig Heinrich Christian Hölty aus Mariensee bei Hannover, studirte in Göttingen, wurde dort ein ausgezeichnetes Mitglied des Dichterbundes, starb aber bald, noch als Candidat, an der Schwindsucht, 1776. Seine Gedichte sind einfach, zart, der treue Ausdruck einer reinen unentweihten Jünglingsseele, durchdrungen von einem süßen Wehe, durchzittert von einer Thräne. Der tiefe Eindruck, den sie auf die Nation gemacht haben, der Ruhm, den Hölty heute noch mit Recht genießt, beruhte auf dieser rührenden Charakterschönheit mehr noch, als auf dem reizenden Wohllaut und der edeln Simplicität seiner Sprache.

Unter seinen heitern Liedern ist am berühmtesten:

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?

Doch am meisten spricht sich sein Wesen in den mehr ernsten und wehmüthigen Liedern aus, z. B. an den Mond (der ein geliebtes Grab bescheint), an ein Veilchen, in das seine Seele übergehen und das am Busen der Ge-

liebten sterben soll. Elegie auf ein Landmädchen und der arme Wilhelm (beide auf den Tod eines jungen Mädchens).

Viele Seufzer im Mondschein und süße Liebesthränen kommen auch in Johann Martin Millers, des Ulmers, im Uebrigen ziemlich geringen Gedichten von 1783 vor. Am berühmtesten wurde dessen Lied:

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?

Neben Hölty zeichnete sich der Graubündtner v. Salis durch edle Einfachheit und eine gewisse natürliche Wehmuth aus.

Er hat nur wenig gedichtet, aber mehrere seiner Lieder fanden unter den gebildeten Classen in Deutschland die weiteste Verbreitung. So das berühmte:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen still und ländlich
Und ein kleiner eigner Heerd rc.

Und das Frühlingslied:

Unsre Wiesen grünen wieder,
Blumen duften überall
Fröhlich tönen Finkenlieder
Zärtlich schlägt die Nachtigall.
Alle Wipfel dämmern, grünen,
Liebe girrt und lockt darin.
Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin rc.

Wie auch das berühmte Grablied:

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand,
Es deckt mit seiner Hülle
Ein unbekanntes Land rc.

Ein Lied, welches dem Rationalismus der Zeit besonders zusagen mußte, da keine Spur von christlicher Gefühlsweise darin ist. Nur diese einfach gehaltenen Lieder begründeten Salis Ruhm. In den meisten übrigen findet man classische Affectation; z. B. in dem Gedicht „Berenice“:

Lauscht, Nymphen, lauscht, Dryaden lispelt leiser!

Und in der Abendwehmuth:

Ueber den Kiefern blickte Hespers Lampe.

Vorbilder für Matthisson sind seine Landschaftsbilder:

Abendglockenhalle zittern
Dumpf durch Moorgedüfte hin ꝛc.

oder:

Der Mond, umwallt von Wolken, schwimmt
Im feuchten Blau der Luft,
Der Forstteich matt versilbert glimmt
Durch zarten Nebelduft.

Merkwürdig sind die Lehrgedichte „das Mitleid“ und „die Wehmuth“, weil sie ganz im Versmaaß und allegorischen Bilderschwulst gefaßt sind, wie Schillers Lied an die Freude.

Christoph August Tiedge, geboren zu Gardelegen bei Magdeburg, durch Gleim begünstigt, begleitete nachher die Frau von der Recke auf ihren Reisen und lebte bei ihr bis ins hohe Alter in Dresden († 1841). Von einer Frau lebend, war Tiedge weniger ein Mann, als ein gutes Kind, allgemein geschätzt wegen seiner Seelengüte und Bescheidenheit, gewiß nächst Hölty unser sanftester Dichter. Er dichtete seit 1796, seine sämmtlichen Werke wurden 1823 gesammelt und seitdem wieder aufgelegt. Seine Gedichte sind meist elegisch und man bemerkt in ihnen den Einfluß englischer Dichter, der Nachtgedanken Youngs und der Ossian'schen Nebelgebilde. Die Hauptsache ist bei ihm immer die mit überschwenglicher Empfindsamkeit hervortretende Subjectivität, in deren Gefühlsfluidum Stoff, Gedanken und Bilder verschwimmen. Sodann wählt er vorzugsweise gern Bilder, die nichts Festes und Bestimmtes darbieten, sondern schon zerfließen, ehe man sie recht anschauen kann. Die meisten Bilder stehen nicht, sondern sie wehen, sind nicht von ruhenden Gegenständen, sondern von vorübergehenden Bewegungen hergenommen, und sind oft nur das nämliche, wie das, dem sie zum Gleichniß dienen sollen.

In der „Morgenfeier“ heißt es:

Lebensathemzüge wehen
Und ein großes Auferstehen
Rauscht vom Traum der Nacht empor.
Zarte Blüthen taumeln nieder,
Ueber die der Geist der Lieder
Wie ein lindes Säuseln fuhr:
Und aus einer weiten Laube
Tönt und triumphirt der Glaube
An die ewige Natur.

Einmal besingt Tiedge das abstrakte Wesen „Wiedersehen“, beschreibt aber dabei nur seine eigene Ungewißheit, wie er es besingen soll? man kann die Entfernung des Gefühls von der Wirklichkeit eines poetischen Gegenstandes in das leere Nichts der Reflexion nicht weiter treiben.

Wiedersehn!
Endlich tönt dir mein Willkommen,
Meine höchsten Huldigungen,
Sollen dir entgegenwehn!
Endlich hab ich dich errungen,
Hell wie Frühlingsauferstehn,
Leuchtest du, o Wiedersehn! ꝛc.

In einem Liede auf Laura's Tod sagt Tiedge:

Hochgeheiligt, wie die Schlummerhöhle,
Der die Blum' ihr Todtenopfer weiht,
Und melodisch, wie die Harfenseele,
Lisple dort die Abgeschiedenheit.

Tiedge's Empfindsamkeit culminirt in dem poetischen Briefwechsel zwischen Abälard und Heloisen und in dem Gedicht „Vergiß mein nicht“. — Obgleich es dem Dichter immer gut ging und seine Seelenruhe nie getrübt erscheint, ist er doch aus angeborenem Temperament melancholisch. Er liebt nur bange Dämmerungen, mondbeglänzte Ruinen in stiller Nacht, die Freundin trauernd an der Urne ꝛc.

Der bewölkte Mond
Blickt in die zerfallnen Tempelhallen,
Wo ein klagenreiches Echo wohnt.

Wie dieses Landschaftsbild, so ist seine ganze Poesie. Nirgends aber tritt bei ihm der Ernst eines tiefen Schmerzes in erschütternder Wahrheit hervor. Der Tod ist ihm nur Ruhe, Schlummer. — Nichts charakterisirt das melancholische Temperament des Dichters besser, als sein „Gesellschaftslied“, das zur Freude stimmen soll, aber ganz wehmüthig und weinerlich ist.

In der „Geburt der Freude“ feiern Amor und Psyche ihre Hochzeit in einer Palmenlaube (die hochstämmigen Palmen eignen sich nicht zu Lauben). Indem sie im höchsten Entzücken liegt, tropft es von den Palmen auf Psyche herab und der Tropfen wird zur Thräne, d. h. Freudenthräne. Aus Amors und Psyches Umarmung aber wird sofort die Freude geboren, „Theogone“ genannt. Musen, Grazien und die Weisheit pflegen sie. Sie reist sodann durch

die Welt, bleibt aber immer die kühle moralische Freude, die Schülerin der Weisheit.

Abgesehen von diesen Schwächen des Dichters erfreut seine Milde und Zartheit.

Seine berühmte Elegie auf dem Schlachtfeld von Kunnersdorf ist nicht empfindsamer, als es eine so traurige Gelegenheit verlangt; aber die Idee ist aus dem Englischen des Gray (Elegie auf einen Dorfkirchhof) geschöpft. Sehr schön ist sein Gedicht „auf dem Komoor", worin er Betrachtungen über die rings um ihn herum ausgebreitete Alpenwelt anstellt. Unter seinen Romanzen ist am bekanntesten „die Blume der Lauenburg". Die Nonne Bertha wird aus dem Kloster entführt, stirbt aber unterwegs, ehe der wilde Ritter ihrer habhaft wird und seitdem geht ihr Geist auf seiner Burg um. Die Romanze „Robert und Klärchen" erinnert an Hölty's ländliche Romanzen. Robert bleibt zu lange aus, Klärchen stirbt vor Gram. Als er wiederkehrt, stirbt er ihr nach. „Im Echo oder Alexis und Ida", läßt der Liebende Ida's Namen vom Echo wiederhallen. Alle kleine Reize der Annäherung, des Fliehens und Wiederkehrens sind hier anmuthig aufgefaßt. Berühmt ist das Lied mit der Rose „an Alexis send ich dich."

Tiedge's größtes Werk ist die berühmte, sehr oft gedruckte Urania, zuerst 1801 erschienen.

Sie handelt von der Unsterblichkeit und beantwortet theils die Zweifel daran, theils die hoffnungslose Sehnsucht darnach. Tiedge malt die Fülle der Natur und des Lebens, den unermeßlichen Reichthum der Schöpfung aus und stellt ihnen dann den herben Gedanken der Vergänglichkeit gegenüber. Seine Philosophie ist wesentlich Kantianismus, er greift nur nach sogenannten Forderungen der Vernunft und übergeht die Verheißung, die christliche Offenbarung gänzlich. Seine Hauptargumente sind: 1) der Menschengeist ist Licht, zum Licht geboren; sein Wissensdrang kann nur im höchsten Wissen sein Ziel finden. 2) Die Tugend kann nicht untergehen; der moralische Werth ist die sicherste Bürgschaft der Fortdauer. Der letzte Gedanke ist der Schlußgedanke und allerdings poetischer, als das übrige. Dieses rein philosophische Gedicht sucht die Trockenheit der Gedankenfolge überall durch weiche Rührungen und schwärmerische Begeisterung zu verbessern.

Auch in einigen seiner kleineren Gedichte huldigte Tiedge dem Rationalismus der Zeit. In einer dramatisirten Cantate „die Apostel am Pfingsttage" läßt er jeden Apostel eine der verschiedenen Confessionen und religiösen Meinungen bedeuten und sagt, in ihnen allen sey doch nur ein Geist. — In einer Betrachtung der Ruinen Roms bejammert er, daß

ruchlose Pfaffen die Erben des antiken Heldenthums hätten werden müssen, und in dem Gedicht „Duldung“ sagt er von einem großen Geiste, es sey ihm erlaubt, nicht an Gott zu glauben, weil er, indem er selbst ein Gott sey, beweise, was er leugne.

Den geringsten Werth haben die rein didaktischen Gedichte Tiedge's, die Episteln, der Frauenspiegel, die Wanderungen durch den Markt des Lebens. Alles Betrachtungen über Welt und Menschen in Jamben, mild und freundlich, nur sehr selten witzig oder einigermaßen geistreich.

Es hält schwer, alle empfindsamen Dichter der Zeit herauszufinden, da ihrer so viele waren. In den Göttinger Musenalmanach schrieben unter andern v. Stamford 1777 das berühmte Lied „Wenn die Nacht mit süßer Ruh“ und ein sächsischer Pastor Senf daselbst 1782 das Lied „Auf des Mondes sanftem Strale“, Keltzen 1788 das Lied „Im Arm der Liebe ruht sichs wohl“ rc. Christ. Adolf Overbeck gab 1786 „Lieder für empfindsame Herzen“ heraus. Von ihm das berühmte Lied „Blühe, liebes Veilchen“. — Der Schwede v. Brinkmann gab unter dem Namen Selmar 1789 deutsche Gedichte heraus, in antiken Versmaaßen, empfindsam und schwärmend für Einsamkeit, Freundschaft, meist Episteln an Freunde und Freundinnen. Ohne Originalität, in Matthissons Ton. — Isenburg von Buri ist in seinen Gedichten (Basel 1784) schwermüthig, wie Hölty und Tiedge, klagt um Laura und läßt sie aus dem Grabe antworten. — Muioch in seinen Gedichten (1796) preist in empfindsamen Tönen eine „Wallina und Minona“.

Der Dichter liebt zwei Mädchen, Wallina und Minona zugleich, und weint und jammert nun, daß es nicht blos eine ist, und daß er, weil er nicht blos eine liebt, von beiden verschmäht wird. Eine solche Situation sentimental aufzufassen, ist höchst ungeschickt und schwächlich. Ein rechter Mann ist entweder tugendhaft und dann liebt er nur eine, oder er ist es nicht und dann liebt er alle beide, aber lustig und frivol. Die sentimentale Donjuanerie, die in Lenau ihren Gipfelpunkt fand, ist hier in ihrem Beginne angedeutet.

Indem wir zu den empfindsamen Romanen übergehen, ist voraus zu bemerken, daß Rousseau's neue Heloise den Ton angab, in dem alle späteren fortklangen. In diesem weltberühmten Roman verliebt sich der Held schwärmerisch in eine schon verheirathete Frau, und alles läuft darauf hinaus, das Recht des Herzens gegenüber der Pflicht der Ehe in

Schutz zu nehmen. Das alte Thema, welches schon Gottfried von Straßburg im Tristan behandelte. Unter den deutschen Dichtern, die nach Rousseau auf dieses Thema zurückkamen, steht wieder Göthe oben an mit seinem berühmten Roman „Leiden des jungen Werther", den er schon 1774 geschrieben hat. Außer Rousseau's Heloise schwebte ihm Ossian vor. Der Engländer Macpherson hatte kurz vorher (1760) die angeblichen Dichtungen eines altschottischen Sängers Ossian herausgegeben, die sich durch ihre moderne Sentimentalität als verfälscht erwiesen, an deren Echtheit man aber damals glaubte und die durch ihre Weinerlichkeit alles mitweinen machten. Göthe flocht nun eine Uebersetzung aus dem falschen Ossian seinem Roman ein und taufte ihn reichlich mit Thränen.

Werther ist ein edler und sehr gebildeter Jüngling, aber bürgerlich, wird einmal in einer adeligen Gesellschaft schlecht behandelt und fortgewiesen und ist darüber untröstlich. Schon an Selbstmord denkend verläßt er Amt und Eltern, wird aber an einem dritten Ort durch die schöne Lotte gefesselt, die Verlobte und nachher Gattin Alberts. Ihre Liebe bleibt eine platonische, aber da er sie mehr zu verdienen, ihrer würdiger zu seyn glaubt, als der geistig ihm weit untergeordnete Albert, so verbittert ihm dies Verhältniß vollends das Leben und er schießt sich wirklich todt. Der Dichter hat den Schwächling nicht nur idealisirt, sondern gibt auch nirgends zu erkennen, daß er den feigen Selbstmord mißbillige. Auch die sonst praktische Lotte thut nicht, was jede tüchtige und fromme deutsche Frau thun würde, um einem solchen sentimentalen Hämling den Kopf zurecht zu setzen.

Vergebens erklärte sich Lessing gegen dieses „kleingroße, verächtlich schätzbare Original", vergebens spottete der praktisch fromme Claudius und der nüchterne Nicolai, v. Göchhausen (Wertherfieber) 2c., die große Mehrheit des gebildeten Publikums begann dennoch für Werther zu schwärmen, ja es entstand ein sog. „Wertherfieber", das lange in Deutschland grassirte. Das Jünglingsideal der deutschen Dichtung, einst der tapfere, treue, anspruchslose, arbeit- und thatenreiche Sifrit, wurde jetzt der schmachtende, weinerliche, faule, feige und doch anspruchsvolle und im Egoismus erstickende Werther. Indem sich die gebildete Welt für diesen erbärmlichen Gesellen interessirte, verrieth sich ihre ganze sittliche Fäulniß und Charakterschwäche.

Unter den Nachahmungen, die alsbald den Büchermarkt überschwemmten, erlangte nur des Ulmer Professors Joh. Martin Miller thränen-

reicher „Sigwart, eine Klostergeschichte" vom Jahr 1776 fast gleichen Ruhm wie Werther.

Xaver Sigwart, der Sohn eines Amtmanns an der Donau in Schwaben, kommt einmal als Knabe in ein Kapuzinerkloster und wird durch den ehrwürdigen Pater Anton und durch die fremdartige Heiligkeit, die ihn hier umgibt, bewogen, sich selbst für das Kloster zu bestimmen. Auf der Vorbereitungsschule lernt er einen jungen Herrn von Kronhelm kennen, mit dem er aufs Land zu dessen Vater reist, wo das roheste Junkerthum, Saufen, Lüderlichkeit und Bauernschinderei herrscht. Andererseits besucht Kronhelm mit Sigwart auch dessen Familie und verliebt sich in dessen Schwester Therese. Dieses aufgeweckte Mädchen hat protestantische und moderne Bildung verschmeckt, weiht ihren Bruder in die Poesie Gellerts, Klopstocks ꝛc. ein und macht selbst Verse, worin ihr der Bruder bald nachahmt. Eine gewisse Sophie verliebt sich zum Sterben in ihn und wir bekommen ihr sapphisches Schmachten zu lesen. Aber er liebt sie nicht wieder und so resignirt sie sich, in ihm einen reinen ihr ewig unerreichbaren Heiligen und Engel Gottes anzubeten. — Inzwischen verliebt sich Sigwart als Student in Ingolstadt in die schöne Marianne, Tochter des Hofraths Fischer, und bald liebt sie ihn wieder und sie verhimmeln zusammen. Da Kronhelm, trotz des väterlichen Zornes, durch Vermittlung eines guten Oheims in den Stand gesetzt wird, Theresen, als ein bürgerliches Mädchen, heirathen zu können, will auch Sigwart das Klosterleben aufgeben und Marianne heirathen, aber ihre Eltern wollen sie einem Andern geben und sperren sie, da sie sich sträubt, in ein Kloster. Aus diesem ist Sigwart eben im Begriff, sie heimlich zu befreien, als sie plötzlich, die schon lange vor Gram kränkelte, das Leben aushaucht. Aus Verzweiflung geht er ins Kloster. Nach einiger Zeit kommt er als Beichtvater zu einer sterbenden Nonne, es ist Marianne, die jetzt erst wirklich stirbt. Nun kann auch er es im Leben nicht mehr aushalten. Er wird vermißt und auf ihrem Grabe gefunden.

Auch noch sehr sentimental ist Millers „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau", ein Roman in Briefen.

Er handelt von der Liebe des Herrn von Burgheim zu Emilien, die den Herrn von Alten liebt. Karl tritt diesem auf's großmüthigste Emilien ab, als aber Alten kränkelt und stirbt, überläßt er seine Wittwe wieder ihrem ersten Liebhaber und Emilie hält es für ihre Schuldigkeit, ihn nunmehr glücklich zu machen. Der Verfasser hat sich gar zu selbstgefällig gehen lassen, auch seine eigene Person, als Freund der adeligen Familien, von denen er schreibt, mit eingeflochten.

Zu den Nachahmungen des Sigwart gehörten: Hartmann, eine württembergische Klostergeschichte von David Christoph Seybold, 1779;

Pater Hyacinth, 1782; Verfolgungen des Pater Hartung von Winkopp, 1782; die Wanderungen des Pater Abilgard, 1797.

Der Pater entflieht dem Kloster und wird von einer Dame unterstützt, bei der er die Klostersitten ablegt und die Weltsitten annimmt. Seine Schüchternheit und das klösterliche Befremden, womit er in die Welt tritt, sind nicht ohne Reiz geschildert.

„Das Paradies der Liebe“, ein Klosterroman von Schad (1804). Hieher gehören noch: „Sophie Berg, ein Beitrag zur geheimen Geschichte des Klosterlebens“ von Albrecht (1781) und „die Widerwärtigkeiten der jungen Emilie“ zum Unterricht tugendhafter und empfindsamer Seelen. Leipzig 1778.

Emilie ist ins Kloster gebracht worden, ihr Geliebter küßt eben durchs Gitter ihre schöne Hand, als sein Nebenbuhler dazu kommt. Es gibt ein blutiges Duell. Nach allerlei Nöthen aber heirathen sich die Liebenden. Im Kloster lernt Emilie eine andere Nonne kennen, die von einem Liebhaber geschwängert und von dem uneigennützigen andern in diesem Zustand gepflegt worden war.

Eine der besseren Wertheriaden war der 1782 anonym erschienene Roman „Gustav Wolart“.

Gustav ist schwärmerisch in Julie verliebt. Sie wird endlich gezwungen, einen gewissen Süßkind zu heirathen. Gustav grämt sich zu Tode, in seiner Sterbestunde aber erscheint Julie, sinkt in seine Arme und stirbt mit ihm.

Werthes († 1817 in Stuttgart) schrieb die „Begebenheiten Eduard Bomstons in Italien“. Sie knüpfen sich an Rousseau's neue Heloise an. (Altenburg 1782.)

Bomston verliebt sich in die schöne Laura, die einem wollüstigen Cardinal zum Opfer gebracht, in diesem Verhältniß dennoch die Unschuld ihrer Seele bewahrt hat und als sie endlich ihre Schande inne wird, in Verzweiflung geräth. Weiter verliebt er sich in eine schöne Gräfin, deren Gatte auch so gefällig ist, zu sterben. Da aber die Gräfin nicht so viel Seelenadel besitzt, wie Laura, kehrt Bomston zu dieser zurück und will sie heirathen, als sie freiwillig ins Kloster geht. So von zwei Frauen geliebt, bekommt er gar keine.

Werthes übersetzte den Ariost zum erstenmal in achtzeiligen Stanzen, auch Gozzi, und schrieb noch Hirten- und Mädchenlieder, einige vergessene

Schauspiele und Opern. — Karolinens Tagebuch von Maria Anna Sagar (1772) konnte ich nicht einsehen.

Die moralischen Romane tränkten sich immer mehr mit Empfindsamkeit. Was sonst nur als „Begebenheit" eines zärtlichen Paares oder einer Familie hatte interessiren sollen, mußte jetzt schon mehr zum Gefühl sprechen. Die Zahl dieser Romane aus den achtziger Jahren ist sehr groß, sie wurden schon fabrikmäßig bearbeitet, um dem Publikum als Modelecture feil geboten zu werden. (Emilie Sommer von Thilo, 1780. Eleonore, wahre Geschichte in Briefen von Friedel, 1780. Emilie Goldbach v. Trützschler, 1783 ꝛc.) Es fehlte jedoch auch nicht an Opposition. Nicolai verhöhnte den empfindsamen Werther und den Dichter Jacobi (im Nothanker). Timme schrieb 1781 einen empfindsamen Maurus Pancratius Ziprianus Kurt als Satire.

Deutschland hatte damals auch einen empfindsamen Philosophen. Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf, Kaufmann, Hofkammerrath und endlich Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, war ein Philosoph, den seine Schmeichler den deutschen Plato nannten, während ihn Schelling wie einen dummen Jungen behandelte (beides übertrieben) und zugleich Dichter, als solcher nicht weniger mittelmäßig. Tiefe, einschneidende Wahrheit oder herzgewinnenden Zauber des Poetischen findet man nirgends bei ihm, wohl aber eine edle, jedoch ein wenig eitle Gefühlsschwärmerei. Für das, was er glauben macht, daß er sey, ist er in der Wirklichkeit immer zu wenig. Offenbar hat Jacobi im Privatleben durch seine Tugenden sich einen großen Freundeskreis gebildet, aber die Achtung, die dem Menschen gezollt wurde, auf den Philosophen und Dichter, der sie weniger verdiente, übergetragen. Dieses entschuldigt die stillschweigende Voraussetzung, daß seine Helden, d. h. er selbst in ihnen, von höchster Vortrefflichkeit seyen.

Seine Romane sind: „Woldemar" von 1779.

Der reiche, stolze, eigensinnige Kaufmann Hornich hat drei Töchter, aber keinen Sohn. Die älteste Tochter heirathet einen reichen jungen Kaufmann von Bildung; die jüngste einen jungen Gelehrten, der, um ihre Hand bekommen zu können, Kaufmann werden muß. Die mittlere Tochter, Henriette, ist überaus geistreich und seelenvoll; ihres jüngeren Schwagers jüngerer Bruder, Woldemar, der alles weiß, aber noch viel mehr fühlt, tritt mit ihr in Rapport, flieht aber vor ihrer Ueberlegenheit und heirathet gleichsam aus

Trotz eine andere. Nachher erkennt er seinen Fehler und schämt sich bis zum Wahnsinn, aber Henriette heilt ihn. Vor der Reinheit ihrer Liebe muß jeder Schmutz, jedes Dunkel weichen. Ihr Triumph ist, daß Woldemar seine Alwine wieder liebt, ja mehr als zuvor, und daß sie beiden Freundin bleibt. — Der Roman verkehrt die Geschlechter. Henriette hat männliche Festigkeit, Woldemar ist ein eitles und schwaches Weib.

Eduard Allwills Briefsammlung von 1792.

Amalie Clerdon und Sylli Clerdon, die Frauen zweier Brüder, und ihre Cousinen Lenore und Clärchen von Wallberg unterhalten sich in Briefen von einem gewissen Eduard Allwill, einem jungen kräftigen und etwas eigensinnigen Mann, der viel in Amaliens von ehelichem Glück und Kindern gesegnetes Haus kommt, allen Mädchen die Köpfe verrückt, als großer Mann behandelt wird und zwar nichts thut, aber desto mehr Philosophie auskramt. In dem höchst sententiösen, aber ganz inhaltlosen Geschwätz tauchen nur wenige halbwegs charakteristische Züge auf. So erfahren wir von Allwill, er habe sich als Kind eingebildet, sein hölzernes Pferd müsse lebendig werden, wenn er eine lebendige Fliege hineinbringen könne, was er denn standhaft zu bewerkstelligen versuchte. Ein andermal habe er seinen Bruder in Gegenwart des Vaters geschlagen, als er von diesem selbst Strafe zu erwarten hatte. Wieder einmal setzt er sich, ehe Amalie aufgestanden, in deren Sessel und trinkt ihren Kaffee aus. Als sie zum Frühstück kommt, entschuldigt er sich, der Kaffee sey schon zu kalt für sie gewesen und servirt ihr galant eine Chokolade. Kurz er soll einen genialen Sonderling vorstellen, in dem eine tiefe philosophische Weisheit steckt. Eine gewisse Lucie hat sich in ihn verliebt, die er aber sitzen läßt. Er ist so unverschämt, ihr zu schreiben, sie könne eben so gut die Sonne am Himmel fixiren, als ihn. Darauf antwortet sie indeß in einem Brief mit überlegener Vernunft und weiblicher Würde. Damit bricht der unerträgliche Roman glücklich ab.

Zu den empfindsamsten Schwärmern der Zeit gehörte der Züricher Pfarrer Johann Caspar L a v a t e r. Die beste Schilderung von ihm gaben Ulrich Hegners Beiträge zur Kenntniß Lavaters, Leipzig 1836. Lavater war groß und schlank gewachsen, leichten und vornehmen Ganges, gleichsam ätherisch schwebend, sein Gesicht edel, fein und weiß. Er hatte als tapferer Schweizer mehr als andre den Muth, sich in einer entchristlichten Gesellschaft als Christ zu gebaren. Aber sein Muth wurde Prahlerei und Affectation. Er war nicht nur ein Christ, sondern spielte auch einen Heiligen. Unter allen christlichen Tugenden war ihm die Demuth am fremdesten. Er reiste, von einem Nimbus umgeben und von salbungsreicher Rede überfließend, durch ganz Deutschland (ein kleines Gegenbild

zu der Reise Pius VI.). Er ließ sich von andächtig verliebten Weibern beräuchern. Er hielt sehr viel darauf, ein schöner Heiliger zu seyn, und sein berühmtes Werk über Physiognomik hatte eigentlich nur den Zweck, auf die ideale Schönheit hinzuweisen, zu welcher die Stufenleiter der Thierphysiognomie hinaufführe. Diese Physiognomik sollte eigentlich nur der Rahmen zu seinem eigenen Porträt seyn. Er schrieb Psalmen (1765), geistliche Lieder, einen Jesus Messias (Nachahmung Klopstocks), einen Pilatus, Joseph von Arimathia und ähnliche Sachen, alle viel zu oratorisch und empfindsam, Aussichten in die Ewigkeit und Predigten, auch eine Anzahl „Schweizerlieder". Seine Werke wurden von Orelli 1842 in einer Gesammtausgabe edirt.

August Gottlieb Meißner aus Bautzen, Professor in Prag, schrieb seit 1778 „Skizzen", später historische Romane fabrikmäßig, indem er fremde Stoffe verarbeitete und über alles eine sentimentale Brühe goß. Sein Styl ist affectirt. Ueberall verräth sich der gemeine Tropf, der gern vornehm scheinen möchte. Seine Skizzen enthalten in 13 Bänden eine Menge kleine Erzählungen, meist entlehnt. Darunter sind die gräßlichen Kriminalgeschichten noch am anziehendsten, die empfindsamen Geschichten aber am widrigsten.

Eigenthümlich ist sein Hundssattler, ein Raubmörder, der als Krämer umherzieht mit zwei riesenhaften Hunden, welche seinen Kram tragen und zugleich auf das Packen von Menschen abgerichtet sind. Mit ihm contrastirt ein frommer Leineweber, den er unglücklich macht. Wie ruchlos nun aber auch der Hundssattler ist, Meißner läßt ihn doch noch unter dem Galgen gerührt werden. — Nicht minder originell sind „die Spießruthen". Ein Unterofffizier dient seinem Hauptmann als postillon d'amour bei einer verheiratheten Frau, die einen überaus bösen Mann hat. Er wird von diesem ertappt, verräth aber den Hauptmann nicht, sondern opfert sich für ihn und läuft Spießruthen. Der böse Mann stirbt, der Hauptmann erneuert bei der Wittwe seine Anträge, aber sie hat unterdessen seinen schlechten Charakter kennen gelernt und heirathet — den braven Unteroffizier. — Was wagt eine Mutter nicht? Donna Elvira hat eine Tochter Clara, die den Don Alvaro liebt, aber Maitresse des Königs Philipp werden soll. Da geht sie zum König und eröffnet ihm, Clara sey seine Schwester, heimlich mit ihr vom König, seinem Vater, erzeugt. Nun darf Alvaro sie heirathen. — Die ältere Ehefrau, Helene, ist so gefällig, als ihr Mann eine andere liebt, sich todt zu stellen und zum Schein begraben zu lassen. Lange lebt sie verborgen, um ihn seine Geliebte heirathen zu sehen und aus der Ferne ihr Glück theilnehmend zu beobachten. Erst spät wird ihre

Großmuth entdeckt. — Die Matrone, wie es deren wenige gibt. Eine reiche Wittwe bei Jahren heirathete einen jungen Mann, der ihr wohlgefiel, trat ihm ihr ganzes Vermögen ab und ließ sich freiwillig wieder von ihm scheiden, indem sie selbst ihn nöthigte, ein junges Mädchen, das er liebte, zu heirathen. — Charlotte Ormond. Eine reich gewordene Maitresse liebt einen Jüngling, der sie wieder liebt, und heirathet ihn, legt ihm aber in dem ersten Halbjahr der Ehe das strengste Cölibat auf, um ihn dadurch zu überzeugen, daß sie alle Schwächen des Fleisches abgelegt und nur in seine schöne Seele verliebt ist. — In der Sentimentalität ist jedoch bei Meißner die echte Kotzebue'sche Frivolität nicht ausgeschlossen. Was er, ein Prediger und Consistorialrath, dem Publikum damaliger Zeit bieten durfte, erhellt am besten aus der Skizze I. 20 in welcher auf's Rührendste die glückliche Erkennungsscene zwischen einem jungen Manne und seinem Vater, einem Pastor Primarius, geschildert wird, der ihn einst im Ehebruch gezeugt hat. Meißner nimmt daran nicht den mindesten Anstoß, als ob sich solche kleine Verirrungen von selbst verstünden und nur das Rührende und „Reinmenschliche" dabei in's Auge zu fassen wäre. Echt Kotzebuisch sind auch folgende Gedanken: Blutschänder, Mordbrenner und Mörder zugleich den Gesetzen nach und doch ein Jüngling von edler Seele.

Gern schmückt sich Meißner mit fremden Federn. Die schöne patriotische Anekdote, die er von Herzog Alexander von Württemberg erzählt, ist einer lateinischen Comödie des Frischlin entlehnt, ohne daß Meißner diesen nennt. Die frivole Erzählung von Hammelfell hat er wie Langbein, von den Franzosen entlehnt.

Die größeren Romane Meißners sind alle abgeschmackt.

Alcibiades ist fast durchaus in Dialogen fortlaufend, mit philosophirender Affectation geschrieben, aber nur Gemeinplätze enthaltend. Das Plastischschöne der antiken Gestalt wird in einer durchaus ungriechischen Gefühlsschwärmerei, die noch dazu aus Phrasen aufgedunsen ist, verschäumt. Der geniale Leichtsinn echt hellenischer Wollust wird höchst pedantisch in ein Paar moralische Hosen versteckt und noch am Schluß faselt des Alcibiades letzte Buhlerin von seinem (sittlichen) Manneswerthe.

Ganz ohne Geist sind die Romane: Julius Cäsar, Epaminondas, Spartacus, Masaniello ꝛc. Mehr Interesse gewährt „Bianca Capello", das Leben einer italienischen Buhlerin (nach Sanseverino). M. schrieb auch ein Paar ganz unbedeutende Schauspiele und übersetzte viel, unter andern Humes Geschichte von England.

August Lafontaine, Canonicus in Halle, schrieb Romane in ungeheurer Anzahl, alle voll von schwärmerischer Zärtlichkeit. Keiner

hat die Sentimentalität so sehr übertrieben und keiner sie so populär gemacht, als Lafontaine. Gewiß hat er nicht wenig dazu beigetragen, die Deutschen zu verweichlichen und sie über ihr nationales Unglück mit den süßlichen Schwächlichkeiten des Herzens wie Kinder mit Zuckerbrod zu täuschen. Seine Sentimentalität wird nicht selten ehrlos, wie die Kotzebue'sche, und wie die Sentimentalität überhaupt nie verfehlt, irgendwo mit der Ehre in Conflict zu kommen, weil sie immer darauf ausgeht, Schwächen zu entschuldigen. Nie aber fällt Lafontaine ins Frivole, wie Kotzebue. Nie wird er ein lachender Faun, immer, auch wenn er verführt, thut er es seufzend und weinend. Seine größte Verirrung ist, daß er die Liebe schon in Knaben und kaum erwachsenen Mädchen sich zur vollen Reife entfalten läßt. — Ich zeichne nur die am meisten charakteristischen seiner Werke aus. Im Anfang schrieb er Revolutionsromane. Zuerst Clara du Plessis und Clairant (1794).

Clara, die schöne Tochter eines Vicomte, liebt Clairant, den Sohn eines Pächters, erweckt aber dadurch den wildesten Zorn ihres adelstolzen Vaters. Da bricht die Revolution aus. Clairant rettet ihren Vater vor der Volkswuth. Sie muß mit ihrem Vater flüchten. Clairant folgt ihr nach, läßt sich heimlich in Deutschland mit ihr trauen und lebt mit ihr einsam im Walde in idyllischer Wonne, als plötzlich der böse alte Vater ihr Glück zerstört und Clairant mit Gewalt fortschleppen läßt. Sie stirbt aus Gram, von ihm ist jede Spur verschwunden.

Das Gegenstück dazu war der Roman: Liebe und Dankbarkeit.

Graf d'Ormeston will den armen Pächter Salier vertreiben. Er wird vorgebeten, er darf bleiben, der junge Salier wird Bedienter im Hause des Grafen. Die Revolution bricht aus. Der alte Salier gibt sein Leben hin für Rettung des Grafen und der junge beschützt ihn in einer Höhle, bis er ihn in Sicherheit bringen kann. Mehr als einmal wagt er sein Leben. Dadurch wird des Grafen Tochter Julie, die den jungen Salier von Jugend auf gern gesehen, so gerührt, daß sie ihn, als sie wieder in glückliche Umstände gekommen, trotz aller Standesvorurtheile heirathet.

Auch der Roman „St. Julien“ spielt mitten in der Schreckenszeit der Revolution, ist aber viel verworrener.

Rudolf von Werdenberg, eine Rittergeschichte aus der Revolutionszeit Helvetiens.

Graf Rudolph ist der bekannte historische Held, der sich im Appenzellerkriege zum Landvolk schlug, als Bauer kämpfte und lebte und Appenzell die Freiheit

erringen half. Hier aber erscheint er verweichlicht, wie in einer Geßnerschen Idylle.

Dann fiel Lafontaine ein wenig in die Manier des Müller von Itzehoe. Sein Quinctius Heymeran von Flaming (1795) erinnert sehr an den Siegfried von Lindenberg.

Der edle Freiherr rühmt sich, von römischem Blut zu seyn, und daß das flaminische Gesetz „keiner von Adel darf Handel treiben" von seinen Vorfahren stamme. Zudem hat er sich ein Völkersystem gemacht, wornach nur die keltische Race den wahren Adel darstellt. Aber seine Theorien scheitern an der Erfahrung. Ueberall täuscht er sich und wird betrogen, bis er dahin gelangt, die Negerin Iglou zu heirathen, die durch ihre Tugend und treue Hingebung allen weißen Frauen, die er je geliebt, weit den Rang abläuft.

„Die Familie von Halden" von 1797, gleichfalls die Geschichte eines sonderbaren adeligen Hauses, ist viel verwickelter und geistloser. Dieselbe Manier herrscht noch in „Wenzelfalk".

Sofort legte sich Lafontaine auf das Naive und ahmte Kotzebue's Gurli nach in der „Tochter der Natur", einem Drama in Prosa von 1799, und in „Engelmanns Tagebuch" von 1800.

Hier wird ein holdes Suschen in aller Unschuld schwanger, ein Thema, was Lafontaine später noch oft variirt hat. Die liebe Natur thut, was sie nicht lassen kann, und ahnt dabei nichts von Sünde, noch auch nur von Unanständigkeit.

Von dieser Art war auch „der Naturmensch" und „Hermann Lange", worin wieder eine unschuldige Pfarrerstochter außerehelich schwanger wird. Rührend ist Fedor und Marie oder Treue bis zum Tode, 1802.

Fedor Dolgoruki trifft unterwegs mit drei Damen zusammen. Ein überschwemmter Fluß nöthigt sie, einen Tag lang sich in einer schlechten Hütte zu behelfen. Die Mutter will ihm wohl, noch mehr aber ihre schöne Tochter. In Petersburg angekommen, wird er von der Kaiserin, seiner Siege in Persien wegen, sehr ausgezeichnet und erkennt in der Dame, die er unterwegs lieb gewonnen, Marie Menzikoff, die Tochter seines Todfeindes, des Ministers. Die Kaiserin selbst aber führt sie ihm zu und er muß mit ihr tanzen. Sie hat noch von der Reise, denn die Kaiserin ließ sie sogleich eintreten, den grünen Schleier auf, Fedor steckt ihn in die Tasche und behält ihn als ewiges Andenken. Marie soll dem Kaiser vermählt werden, bleibt aber ihrem Fedor treu. Menzikoff wird plötzlich gestürzt und mit der ganzen Familie nach Sibirien geschickt. Fedor, unter dem Vorwand einer Reise nach Frankreich, folgt ihnen nach. Die Mutter erblindet, der alte Menzikoff stirbt, Marie

selbst wird siech, Fedor aber ist immer an ihrer Seite. Rührend ist die Schilderung, wie die Liebenden einmal auf einer Erdscholle vom Orkan weggeschwemmt, doch glücklich gerettet werden. — Unterdeß hat Dolgoruki, der alte, die Allgewalt in Rußland erlangt und will seine Tochter mit dem Kaiser vermählen, allein der Kaiser stirbt, die Dolgoruki werden verbannt und kommen in Sibirien an, eben als Marie stirbt. Fedor weint ihr nach, sitzt, den grünen Schleier in der Hand, trostlos da, bis auch er stirbt.

Einer der besten Romane von Lafontaine ist das „Leben eines armen Landpredigers" (1801).

Der arme Pfarrer Bebenroth, der immer bebt und leicht erröthet, wie die furchtsamen Jünglinge bei Jean Paul, lebt mit seiner braven Frau gar ruhig auf dem Lande, nur gehaßt vom Amtmann, der früher Livrée getragen und dem die Pfarrerin, weil er sie hatte verführen wollen, die Livrée vorgeworfen hatte. Ihre älteste Tochter Elisabeth heirathet einen armen Edelmann, von Pahlen. Dessen Oheim spielt unter dem Namen Friedleben eine humoristische Rolle, neckt die Familie, reißt sie aber auch wieder, denn er ist ungeheuer reich, aus aller Noth. In einer Gesellschaft trägt Elisabeths Schwester Auguste Perlen, die ihr der alte Oheim geschenkt hat, und staunend erkennt die Amtmännin, daß es echte Perlen sind. Bebenroths ältester Sohn Karl wird auf des bösen Amtmanns Betrieb entfernt und als Rekrut über See geschickt. Auguste verliert ihren Geliebten. Der junge Pahlen wird hart bedrängt durch einen andern Oheim. Aber Friedleben hilft überall und verzeiht sogar dem heruntergekommenen und reuigen Amtmann, dessen Tochter den glücklich heimkehrenden Karl heirathet. — Trotz mancher Unnoth in diesem Roman, macht die reine Gutmüthigkeit und Unschuld der armen Pfarrersfamilie einen rührenden Eindruck.

Wie weit derselbe Lafontaine verirren konnte, beweist sein Roman „die beiden Bräute".

Hier heirathet Amalie einen Andern bloß aus Liebe zu Norden, damit dieser Rosetten heirathen könne, nicht etwa als ob Norden Rosetten mehr liebte, als Amalie, sondern nur, weil er zwischen beiden schwankt und Amalie ihren Ruhm darin sucht, die Großmüthige zu spielen.

Fast alle andern Romane Lafontaine's sind Fabrikarbeit, in denen immer die gleichen Charaktere und Situationen in derselben widrig empfindsamen Sprache wiederholt werden.

Sehr ähnlich sind die Romane von Schmiedtgen im Saatfeld, seit 1796 (Anna, Dämmerungen, der hohe Windbruch, die stille Ecke am Rohrteiche, die Liebe am See, Clementine oder mein Wonneleben, Adonide 2c.).

An Lafontaine lehnte sich auch Sophie Brentano, geb. Schubert, an, die mit ihm gemeinschaftlich 1799 eine kleine Romanbibliothek herausgab. Unter ihren lyrischen Gedichten ist „die Schwärmerei der Liebe" am bekanntesten geworden. Schiller selbst nahm einige Gedichte von ihr in die Horen auf. Sodann schrieb sie „das Blüthenalter der Empfindung" (1794), die Margarethenhöhle, Amanda und Eduard und übersetzte viele ausländische Romane und Novellen. — Die Weimar'sche Oberhofmeisterin, Frau von Wolzogen, schrieb 1797 einen Roman, der sehr beliebt wurde, „Agnes von Lilien".

Ein Minister stört als obligater Bösewicht das Glück der Liebenden, die Heldin muß entsagen, aber lauter vortreffliche Menschen nehmen sich ihrer an und führen sie in die Arme ihres geliebten Nordheim. Die Sprache ist ein Strom von Empfindsamkeit.

Friedrich Jacobs, der berühmte Philolog in Gotha, der 1807 nach München berufen wurde, um Baiern aufklären zu helfen, übersetzte mit Geschmack die griechische Anthologie, gab sich aber übrigens ganz weibischen Gefühlen hin und schrieb für Weiber wie ein Weib: Rosaliens Nachlaß, Renate an ihre Tochter, Schule der Frauen 2c. Ein merkwürdiger Gegensatz zu denjenigen Philologen, die durch die Alten zur griechischen Liebe verführt wurden und nichts mehr als Männliches liebten. — Eben so gut gemeint und schwach sind die Seelengemälde, die ländlichen Studien aus Agathens Leben, Euphranor 2c. von Ehrenberg seit 1805, und Familienromane von Fr. Rochlitz in Leipzig, seit 1794, und die des Halleschen Buchhändlers Christ. Eberhard seit 1798. Des letztern Idylle „Hannchen und die Küchlein" erlangte einigen Ruhm als Seitenstück zur Louise von Voß; daneben sein „Ferdinand Werner", der arme Flötenspieler.

Kosegarten, den wir schon als Voßens Nachahmer in Idyllen kennen, schrieb auch empfindsame Prosaromane. In „Ida von Plessen" (1800)

schildert ein Engländer in Briefen an seine eigene Geliebte die Liebe eines andern Engländers zu der schönen Ida. Da wird auf der Insel Rügen am Meeresufer geseufzt, geacht und geoht, geküßt und verhimmelt, dann wieder getrennt und geweint.

Besser ist seine „Adele Cameron" von 1803, wieder in Briefen:

Der Hauptbriefsteller ist ein Missionsgeistlicher, der auf die äußerste Nord-

küste Schottlands und die benachbarten Inseln geschickt wurde, deren wildschöne Natur und weltfremde Menschen er seiner geliebten Eweline schildert. Dabei fließen viele empfindsame Erinnerungen an Ossian ein und sogenannte Volkslieder, die aber den echten Ton schottischer Nationallieder entbehren und zugleich kosegartenisiren, so namentlich im Eingang ein angebliches Schwanenlied. — Die Heldin des Romans ist Adele, eine reiche Erbin, eine der vornehmsten Töchter des Landes, die aus der Hauptstadt Briefe schreibt. Hier contrastirt das glänzende Hofleben mit dem einfachen, aber unendlich anmuthenderen Gebirgsleben der Heimath. Man stellt ihr nach, sie wird auf der Heimkehr zweimal entführt und zweimal gerettet. Der Entführer ist der Seeräuber Roß, der letzte glückliche Erretter, der ihr Gatte wird, Angus of Errol, ihr ritterlicher Landsmann. — Obgleich etwas breit, hat doch dieser Roman manche schöne Züge und ist besser als alles, was Kosegarten in Versen geschrieben hat.

Er schrieb noch einige empfindsame Romane: Ewalds Rosenmonde 1790, Hainings Briefe, Bianca del Giglio.

Einer der weichlichsten Romanschreiber war der Ballenstedtische Oberhofprediger Gotthelf Wilhelm Christoph Starke. Seine Gedichte und Predigten sind vergessen. Nur seine „Gemälde aus dem häuslichen Leben", Berlin 1793—98, erlangten Ruf, weil sie der damaligen Mode, die Häuslichkeit über alles zu preisen, entsprachen. Starke ist ein süßlicher Autor, der auf die Dauer zu lesen fast unerträglich wird, indem er nicht etwa häusliche Scenen in anspruchsloser Natürlichkeit und mit homerischer Einfalt malt, sondern eine predigende Lobpreisung derselben auskramt und immerwährend mit seiner Reflexion darüber steht.

So beginnt er z. B. die Erzählung „Mutterliebe": „Einfach und herzlich sey meine Rede von Clementinens Mutterliebe. Für wen bedürfte Mutterliebe großen Preises, damit er gerührt werde? Wen hat sie nicht im Leben willkommen geheißen? wen nicht ꝛc.? über wessen Wiege ꝛc.? wessen Schlummer ꝛc.? an wessen Krankenlager ꝛc.? wem nicht ꝛc.? wen hat ꝛc.? wer hat ꝛc.?" In diesem Salbaderton geht es fort. Worin besteht aber diese erstaunlich bevorwortete Mutterliebe? Eine Schlange hat Clementinens Töchterchen gestochen und sie ringt die Hände und schreit, bis der Vater dazukommt und merkt, daß es eine unschädliche, gar nicht giftige Schlange gewesen ist. — In „dem Blumenfreund in Tonstädt" ist ein herzguter Landpastor geschildert, der über seinem Nelkenflor alles, sogar auch seinen Anzug vergißt, während das Töchterchen sich mit Brautgedanken erquickt. Das wäre nun alles recht natürlich, wenn es nicht so breit gedehnt wäre. — In der dritten Erzählung „Emilie Normann" wird eine alte Jungfer, die sich um ihre Nebenmenschen

redlich verdient macht, mit folgender süßlichen Sauce übergossen: „O gute, gute Emilie Normann, frommes graues Mädchen, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich an dich denke und mein Herz schlägt höher und ich werde befestigt in meinem Glauben an Menschenwürde, und nenne dich einen Engel mit einer Inbrunst, mit welcher gewiß nur selten eine zwanzigjährige Schöne so genannt wird. Gute Emilie Normann, ist dein Kuß auch nicht so süß, als die Umarmung der blühenden Huldin, so ꝛc."

Sehr süßlich war auch Herm. Christ. Gottfr. Demme, der seit 1792 unter dem Namen Karl Stille „Erzählungen, Abendstunden, aus Burgfelds Leben, Pächter Martin und sein Vater" schrieb.

Die Schwärmerei für Liebe und Ehe, welche die Deutschen verweichlichte, ganz ins Privatleben sich vertiefen und von den großen Interessen des Vaterlandes absehen ließ, culminirte in dem Berliner Legationsrath Franz von Kleist († 1797). Es ist kein Zufall, daß in demselben Jahr, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent seine Schrecken ausgehen ließ, dieser stille Berliner seinen Zamori dichtete, in welchem alles, was deutsches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leistete, concentrirt erscheint. Zamori ist in schönen weichen achtzeiligen Stanzen geschrieben.

Zamori, das Ideal eines zur Liebe geschaffenen Mannes, liebt Mindora, das Ideal eines zur Liebe geschaffenen Weibes, und vereinigen sich beide „in der Religion der Liebe", die zugleich Naturcultus ist. Da Liebe aber nicht allein das Herz des Mannes ausfüllen kann, so muß Zamori auch noch in Achmed das Ideal eines zur Freundschaft geschaffenen Mannes finden, nach dessen „Kuß" er sich nicht minder sehnt, wie nach dem Mindora's. So nun von Liebe und Freundschaft umschlungen, findet Zamori schon hier auf Erden die höchste Seligkeit.

Die damals die ganze Modewelt beherrschende Schwärmerei für Liebe ist in keinem deutschen Gedichte einfacher und in reinerer Harmonie ausgedrückt, wie hier. Der Dichter schwimmt in Wonne und kommt nicht einen Augenblick aus der Sicherheit und Klarheit ihres Genusses heraus. — Derselbe Dichter hat noch mehrere Dichtungen in gleichem Geist und Ton geschrieben; Hohe Ansichten der Liebe an Minona, das Glück der Liebe, das Glück der Ehe, Sappho ꝛc. — Aeußerst sentimental ist auch „Siama und Galmory", ein Epos in Hexametern von Siegfried, ein 1801 erschienenes Prachtwerk mit Kupfern von Schnorr.

Siama, indianischer Prinz von Panama, und Galmory, Prinzessin von

Peru, werden mit Willen ihrer Eltern unter den glücklichsten Umständen vermählt und führen ein paradiesisches Leben, als die Spanier hereinbrechen und ihr Glück ins tiefste Elend verwandeln. Der Contrast der noch wilden Unschuld mit einer schon wieder verwilderten Civilisation ist an sich poetisch, hier aber zu sehr in Empfindsamkeit verschwommen.

In diese Epoche gehört auch Aloys Schreiber, welcher 1802 „Gemälde der Kindheit und des häuslichen Glückes" schrieb, und Klinkicht mit den „vier Stufen des weiblichen Alters", 1804. Auch die Kinderschriften, die mit Rochows und Weiße's Kinderfreund (1776) und Schummels Kinderspielen, Pfeffels dramatischen Kinderspielen noch praktisch und lehrhaft, wenn auch schon widrig schwatzhaft begonnen hatten, wurden immer empfindsamer. So das beliebte Kinderbuch „Gumal und Lina" von Lossius (1795) und die Familiengemälde für die Jugend von Glatz seit 1799. Die Bearbeitung des Robinson Crusoe für Kinder von Campe in Hamburg schreibt sich von 1779 her. Sie wurde nicht wegen der lehrhaften Zusätze, sondern wegen des romantischen Inhalts unermeßlich populär.

7.

Die lüderliche Natürlichkeit.

Nachdem Wieland, wenn auch immer mit feinem Geist und ästhetischem Vorbehalt, doch das Recht der Sinnlichkeit über die sittliche Pflicht hatte triumphiren lassen, und Göthe der Herzenslüderlichkeit im Werther, in der Stella, den Geschwistern 2c. offen das Wort geredet, genirten sich auch Dichter niedern Ranges nicht mehr, und das Hohnlachen einer leichtfertigen Moral über die alte deutsche Familientugend wurde Mode. Diese Mode aber paßte für die deutsche Nation nicht und stand ihr schlecht. Sie verträgt sich mit französischer Pikanterie, sie steht einem chevaleresken Polen an, sie kann in einem spanischen Don Juan, einem italienischen Casanova zu einer interessanten Natürlichkeit werden, aber dem Deutschen bleibt sie immer unnatürlich. Das ursprünglich kräftige, ernste und unschuldige Naturell des Deutschen kann durch sie nur entstellt werden. Wenn man gefunden hat, daß unter dem lüderlichen Gesindel in Nordamerika die Deutschen am gemeinsten, eckelhaftesten und verächtlichsten

seyen, so macht diese Wahrnehmung unserer Nation keine Schande. Nur wer hoch stand, kann so tief sinken.

Schwerlich würde die Frivolität sich so rasch eingebürgert haben, wenn sie nicht an der Hand der Sentimentalität gekommen wäre. Das Herz diente zum Vorwande. Was der fein egoistische Göthe desfalls begonnen, setzte hauptsächlich Kotzebue fort zur gänzlichen Demoralisirung der gebildeten Classen.

Wir werden den großen Göthe auf andern, höhern Gebieten wiederfinden. Hier müssen wir ihn als den Protector der lüderlichen Moral betrachten. Schon die im Werther war nicht weit her. In der Weinerlichkeit verbarg sich das verbotene Gelüsten. Noch ungezwungener äußert sich Göthe in dem 1776 erschienenen Schauspiel „Stella", worin er die Bigamie eben so sentimental beschönigt, wie im Werther die Gier nach des Nächsten Weibe.

Fernando hat die Cäcilie geheirathet und eine Tochter mit ihr gezeugt, da verliebt er sich in die junge Stella, bringt sie auf ein abgelegenes Gut und lebt mit ihr in wilder Ehe. Aber sein Blut läßt ihn nicht ruhen, er geht in den Krieg für eine schlechte Sache (die Unterdrückung der Corsen) und kommt unbefriedigt zu Stella zurück. Unterdeß ist die verlassene Cäcilie mit ihrer Tochter verarmt und von Stella, ohne das Verhältniß zu Fernando zu kennen, liebreich aufgenommen worden. Als Fernando sich zwischen beiden Frauen sieht, geräth er in Verzweiflung, Cäcilie aber hilft ihm aus der Noth, indem sie ihm den Vorschlag macht, er solle, wie der Graf von Gleichen, mit beiden Frauen zugleich leben. Damit schloß Göthe das Schauspiel in seiner ersten Auflage. Später sah er ein, daß die Welt daran Anstoß nehmen könne und änderte den Schluß: Fernando und Stella tödten sich selbst.

In den „Geschwistern" gefällt sich Göthe, die Linie der Schwesterliebe mit dem feinsten sinnlichen Raffinement zu überschreiten. Ein wollüstiges Spiel der Phantasie, sich die eigene Schwester als Braut zu denken. Diese Geschwisterliebe kommt bei Göthe noch einmal vor. In W. Meisters Lehrjahren wird Augustin wahnsinnig, weil er gegen seine Schwester in unerlaubter Liebe entbrannt ist.

Sentimentalität und Frivolität reichen sich die Hand in Göthe's „Claudine von Villa Bella" 1776.

Claudine, als Geliebte zwischen einen sentimentalen Liebhaber, Don Pedro, der sie zuletzt bekommt, und einen frivolen gestellt, Don Carlos, genannt Rugantino, der sie mit List und Gewalt verfolgt und durchaus gern zu Fall

bringen möchte, aber nicht reussirt. Gleichwohl hat Göthe diesem Carlos zuletzt als einem liebenswürdigen Wildfang volle Verzeihung angedeihen lassen. Eine äußerst schwache Produktion.

Die Frivolität feiert sofort ihren glänzendsten Triumph in Göthe's „Mitschuldigen".

Hier läßt sich die Frau von einem Liebhaber verführen und der Mann weiß sich dafür zu rächen und zu trösten, indem er dem Liebhaber sein Geld stiehlt.

Man kann die Gemeinheit nicht weiter treiben. Selbst Kotzebue hat sie nicht weiter getrieben. — Unter den späteren Dichtungen Göthe's gehören der hier in Rede stehenden Richtung hauptsächlich noch die „Wahlverwandtschaften" an.

Der Held dieses Romans, ein reicher, junger, phantasievoller Edelmann, Eduard genannt, heirathet die mehr verständige Charlotte, die sein Herz nicht befriedigt. Er wendet die ganze Gluth desselben der jungen, lieblichen, neben ihm aufsprossenden Ottilie zu, während Charlotte sich an den Hausfreund, einen echt männlichen, klaren und ruhigen Hauptmann attachirt. Nun könnten alle glücklich seyn, wenn die fatale Ehe nicht wäre, oder wenn sie Muth genug hätten, diese Ehe aufzulösen. Aber Eduard ist zu schwach dazu, Charlotte fürchtet zu sehr das Gerede der bösen Welt; der Hauptmann ist zu stolz und Ottilie zu unschuldig, um die Initiative zu ergreifen. So bleiben sie denn in der peinlichsten Spannung, bis die Unnatur ein tragisches Ende herbeiführt. Das feinste und boshafteste Raffinement hat Göthe in die Scene gelegt, in welcher Eduard als rechtmäßiger Gatte seine Frau umarmt und doch, weil er sie nicht liebt, weil er dabei an eine Andre denkt, in Wahrheit im eigenen Ehebette ein Ehebrecher ist. Das aus jener Umarmung hervorgegangene Kind ist nun begreiflicherweise ein Unglückskind, Ottilie muß das unschuldige Werkzeug seines Todes werden und stirbt selbst aus Schmerz darüber. Der schwache Eduard stirbt wieder aus Schmerz um sie und Charlotte und der Hauptmann, welche übrig bleiben, fühlen sich nun doch durch jene Gräber von einander getrennt. Es würde Aufsehen erregen, wenn sie nach solchen Vorgängen sich heirathen wollten. Also müssen sie, getrennt bleibend, den Fluch der Unnatur forttragen.

Diese nichtswürdige Verhöhnung des heiligen Ehestandes bot der große Göthe dem gebildeten deutschen Publikum gerade zu der Zeit dar, als die tapfern Tiroler ihr Blut für alte deutsche Treue vergossen, im Jahr 1809. Mit solchem elenden Zeuge beschäftigten sich die höheren Classen in Deutschland, während allein der gemeine Mann im Volk des hohen Ruhmes der Ahnen würdig blieb.

Aber wenigstens bis in die Mittelklassen, die Handwerker und den Stadtpöbel hinab sollte die lüderliche Poesie eindringen. Dafür sorgten Dichter, welche viel geringeren Ranges als Wieland und Göthe, doch ungleich größere Verbreitung und Popularität fanden mittelst der Leihbibliotheken und der immer zahlreicher in allen deutschen Städten auftauchenden Theater. Hier entstand ein Publikum, welches sich an Bildung bereits hoch über das einfache Landvolk erhoben fühlte und doch immer noch sehr tief unter der Geschmacksbildung der höheren Classen zurückblieb. Kotzebue namentlich, von dem wir sogleich mehr handeln müssen, fand den ungetheiltesten Beifall in diesen mittleren Regionen und wurde unermeßlich populär, weit mehr als Göthe, den doch nur die feineren Geister recht goutirten.

Ein guter Humor waltete noch in dem 1764 erschienenen Roman „die Braut bis ins Alter".

Die Heldin macht eine Hochzeit nach der andern, wird immer dabei gestört und verliert den Bräutigam, so daß sie ihr lebenlang Braut bleibt.

Aber in „Lottchens Reise ins Zuchthaus" von Kirsten (1778) ist die Moral schon sehr zweideutig, indem die kleinen Schwächen und Sünden, die ins Zuchthaus führen, nicht um der Abschreckung, sondern des Anreizes willen beschrieben sind.

Als ein Vorläufer Kotzebue's ist der Wiener Theaterdichter, Freiherr von Gebler anzusehen, dessen Werke 1772 erschienen. Er bearbeitete französische Comödien und gab auch Originale, in denen Frivolität und Rührung um den Rang streiten.

Maßgebend ist deßfalls besonders sein „Leichtsinn und gutes Herz," worin um des letztern willen das erste verziehen wird. Auch das Geld spielt hier bereits eine große Rolle. In der „Versühnung" kommt eine Heirath zwischen edeln Wesen nur durch Zufall zu Stande, sofern dem Wucherer, der den Liebhaber seines Vermögens beraubt hat, das Geld wieder abgenommen wird. In dem sentimentalen in Aegypten spielenden „Thamos" kommen schon verliebte Sonnenjungfrauen vor, kurz, überall guckt, wie ein neckischer Kobold, der künftige Kotzebue hinter Geblers Theatervorhang heraus.

Zu Kotzebue's Vorläufern gehört ferner noch Christoph Bretzner, ein beliebter Schauspieler, der selber viele Stücke schrieb, z. B. den Text zu Mozarts „Belmont und Constanze". Am längsten erhielt sich auf der Bühne sein „Räuschchen", worin echt kotzebue'sch ein gutmüthiger Papa be-

trunken gemacht wird, damit die Mädchen ihm seine Einwilligung zu ihren Verliebungen ablocken können. Berühmt wurde auch sein „Leben eines Lüderlichen".

Karl Wild verführt Sophie, sie stirbt vor Gram, ihr Vater wird wahnsinnig, ihren Bruder tödtet er im Duell. In tiefste Lüderlichkeit versunken, nachdem er all sein Geld verspielt, schießt er sich todt und wird noch als Leiche von einem andern Mädchen, das er verführt hatte, gepflegt und geliebkost.

Felix und Hannchen.

Felix und Hannchen, zwei bildhübsche Naturkinder vom Lande, kommen in die Stadt. Da verlieben sich alle Damen in ihn, alle Herren in sie. Aber die Naturkinder haben Mutterwitz und sind schlauer als die Städter, foppen sie daher und bleiben einander treu.

Die ganze Frivolität der Zeit spiegelt sich in Bretzners Lustspiel „Liebe nach der Mode oder der Eheprokurator".

Lizentiat Storr hält ein Heirathsbureau und verkuppelt für Geld Alle, die sich bei ihm melden. Da meldet sich eine lustige Hofräthin aus Dresden und ihre jungfräuliche Tante Olympia, auf der andern Seite ein Hauptmann Wild und ein Doctor Linde; während Julie, des Lizentiaten Mündel, eine Liebschaft mit einem jungen Menschen Namens Esch hat, der sich für einen Baron ausgibt und auch nur nach Berlin gekommen ist, um eine reiche Frau zu fischen. Kaum hat Wild die Hofräthin geangelt und sie sich willig erklärt, so kommt deren Mann, der Hofrath, an, wird aber als Bildernarr durch ein kostbares Bild bewogen, seine Frau dem Hauptmann abzutreten. Linde, der die Hofräthin ebenfalls hat heirathen wollen, wird, ohne es zu wissen, mit der Tante Olympia getraut, die in der Hofräthin Kleidern und verschleiert für sie eintrat, und muß sie behalten. Der junge Esch wird durch die Ankunft seines Vaters entlarvt, erhält aber Verzeihung und Juliens Hand.

Noch frivoler ist „die verstorbene Ehefrau", worin selbst mit dem Ernst des Todes Hohn und Spott getrieben wird.

Frau Arnold ist gestorben, Bediente und Mägde tanzen im Hause herum, weil sie nun den tyrannischen Hausdrachen los sind. Ihr Wittwer selbst ist äußerst froh und denkt sogleich auf eine neue Heirath mit der sanften Juliane. Dasselbe Mädchen will aber auch sein Schwager, ein alter Offizier, und sein Sohn heirathen. Sie begünstigt den Sohn und entflieht mit ihm. Indem sie über den Kirchhof retiriren, wird dort der Sarg der Mutter von spitzbübischen Bedienten, die ihr den Schmuck abnehmen wollen, geöffnet. Die Scheintodte erwacht, gibt den Liebenden ihren Segen und kehrt ins Haus zurück, um Mann und Bruder zu strafen.

Die „Erbschaft aus Ostindien", ein Lustspiel Bretzners, ist merkwürdig, sofern es den Dorfschulmeister Rabe, der durch seinen aus Ostindien reich heimkehrenden Bruder geprüft wird, als Vorbild der demokratischen Schulmeister unserer Tage auffaßt. Rabe ist ein Philosoph, schwärmt für die Ehre, ein Mensch zu seyn, und spottet des Edelmanns, der sich für besser halte, als andere Menschen.

An Geist ihm ziemlich nahe verwandt war Joh. Fr. Jünger, geboren in Leipzig, Hoftheaterdichter in Wien, aber 1794 entlassen und bald darauf im Elend gestorben. Er schrieb viele Lustspiele, deren erste Sammlung 1785 erschien, dazu auch Romane. In seinen Stücken werden, wie bei Kotzebue, die Alten durch die Jungen betrogen, leichtsinnige Treulosigkeiten gesühnt, und entsteht besonders viel Spaß durch komische Verwechslungen. Ich zeichne nur ein Paar seiner Stücke aus.

Im „Strich durch die Rechnung" werden bei einer Entführung die Personen verwechselt, was zu sehr lustigen Verwicklungen führt. In „Maske für Maske" geben sich Herr und Dame, die einander heirathen sollen, ohne sich zu kennen, für Bedienten und Kammermädchen aus, indem jedes das andre unter dieser Maske prüfen will. Aehnlich „Freundschaft und Argwohn".

In mehreren Stücken spiegelt Jünger das lüderliche Leben der vornehmen Wiener. So in „Verstand und Leichtsinn".

Die Baronesse Olbau durchschwärmt die Nächte auf Bällen, fährt mit windigen Cavaliers herum, verliert viel Geld im Spiel und hört nicht auf die sanften Warnungen ihres Gatten, bis sich ein gewisser Stornbach, ein Krösus, im Hause einnistet, ihr tüchtig den Kopf zurechtsetzt und den Baron dahin bringt, es bis zur Scheidung zu treiben. Indem sie aber die schändlichen Anträge eines ihrer Gesellschafter stolz abweist, wird ihre Tugend erprobt und ihr Gatte verzeiht, der alte Stornbach aber gibt sich als Onkel und Gouverneur zu erkennen.

Die „Unvermuthete Wendung", gleichfalls aus dem Wiener Leben.

Graf Mittelburg ist verschuldet und verlangt von seinem Sohn, einem Hauptmann, er soll die reiche Wittwe Palmer heirathen. Er will auch das Opfer bringen, obgleich er nicht die Wittwe, sondern deren jüngere arme Schwester Fanny liebt. Aber die Wittwe ist so großmüthig, ihn mit Fanny zu vereinigen. Daneben läuft noch eine andere Intrigue. Der alte Graf sucht die junge Baronesse Flottenbach zu verführen, die mit ihrem eben so jungen Männchen immer im Zank lebt, die Baronin wird aber durch seine besonnene Gemahlin, die Gräfin, gewarnt. Dieser Graf Mittelburg ist ohne Zweifel ein aus dem Leben gegriffener Charakter, in dem die ganze innere

Nichtswürdigkeit des verdorbenen Wiener Adels mit aller äußern Feinheit und Glätte aufgefaßt ist. Ein Pendant zu Kotzebue's Klingsbergen.

Aehnlich das Wiener Lustspiel „Der Ton unserer Zeiten". Gleiche Frivolität waltet in Jüngers Romanen vor.

Sein komischer Roman „Fritz" von 1796 hat einen ganz ordinären Jungen zum Helden, der nach allerlei leichtfertigen Abentheuern in den Hafen der Ehe gelangt. — „Wilhelmine". Die klösterlich Erzogene liebt einen vielversprechenden Jüngling, aber erst in der Ehe mit ihm merkt sie, wie sehr sich ihre Unerfahrenheit vom äußern Schein hat täuschen lassen und daß er ihrer nicht würdig ist. — „Ehestandsgemälde". Eine gewisse Antoinette, ein von Jugend auf verzärteltes Fräulein, macht ihren Mann unglücklich und läßt sich von einem Grafen verführen. — Ein gewisser Ferdinand macht auf ähnliche Art seine Frau unglücklich und lebt mit einer Gräfin. — „Prinz Amaranth mit der großen Nase" ist in Wielands Manier geschrieben.

August Kotzebue aus Weimar, wo sein Vater Legationsrath war, lebte bei der guten, nur zu nachgiebigen Mutter, spottete seiner Hofmeister und zeigte schon sehr frühe Neigung zu Lügen und Bubenstreichen, später zu sinnlichen Ausschweifungen. Schon in Weimar hatte ihn das Theater über die Maßen angesprochen. Als Student in Jena begründete er ein Liebhabertheater, seine ersten Stücke gefielen aber nicht, bis er „die Weiber nach der Mode" schrieb und darin einige Damen aus Jena an den Pranger stellte. Dieses hämische Stück machte Glück und so erkannte er, wie Medisance und Bosheit die besten Hülfsmittel seyen, um in der Welt sein Glück zu machen. Als er aber 1781 in Weimar Pasquille auf dortige Damen machte, erregte er solche Indignation, daß er flüchten mußte. Durch Empfehlungen kam er als Sekretair des Generals Bawr nach Petersburg, schrieb auch dort für das Theater (einen Demetrius), erwarb die Gunst der Kaiserin Katharina II. und wurde Präsident des Oberappellationstribunals in Reval, wo er ein Liebhabertheater errichtete und das reiche Fräulein von Essen heirathete, 1784. Hier schrieb er Adelheid von Wulfingen, das erste Stück, das in weiterem Kreise Aufmerksamkeit erregte, dann 1786 sein weltberühmtes Stück „Menschenhaß und Reue." Hiemit betrat er die Bahn der alle Moral erschlaffenden weichlichen Rührung, der systematischen Vertheidigung jeder Sünde, Schwäche und Gemeinheit im Namen des guten Herzens. Menschenhaß und Reue ist wie Göthe's Werther und Wahlverwandtschaften eine sentimentale Entschuldigung des Ehebruchs.

Eulalie läuft mit einem Offizier davon und läßt nicht nur ihren tugendhaften Gemahl, Herrn von Mainau, sondern auch zwei Kinder zurück. Ihrerseits wieder von ihrem Buhlen verlassen, bereut sie und dient in einem fremden Hause als Wirthschafterin unter dem Namen Madame Müller. Zufällig kommt Mainau, als Menschenhasser, in dieselbe Gegend und lebt einsam in einem Häuschen, von wo aus er in Erfahrung bringt, wie tugendhaft, wie wohlthätig ꝛc. seine ihm noch unbekannte Nachbarin, die Madame Müller sey. Da erblickt er sie endlich, erkennt sein treuloses Weib und verzeiht noch nicht, bis die von beiden Eltern im Stich gelassenen Kinderchen kommen. Da schließt das Stück mit allgemeiner Umarmung und Vergebung.

Hauptsächlich in Bezug auf dieses Stück sagte Schiller: „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Um dieses ekelhafte Tugendmahl noch mehr zu würzen, schrieb Kotzebue eine Fortsetzung*) „Die edle Lüge".

Nachdem Mainau die reuige Eulalie wieder zu sich genommen, will er sie ganz in ihrem Gewissen beruhigen und erkauft ein von einem Bauernburschen geschwängertes Mädchen, um auszusagen, er habe sie geschwängert. So stellt er sich freiwillig in der Schuld mit Eulalie gleich, um ihr dadurch die ihrige zu erleichtern. Das ist womöglich noch ärger, als Menschenhaß und Reue.

Dies charakterisirt den Dichter völlig. Ehebruch entschuldbar, Lüge sogar edel. Bald darauf brachte Kotzebue die geschwängerte Unschuld, mit welcher Lafontaine so viel Glück machte, schamlos auf die Bühne in der „Sonnenjungfrau".

Rolla, Feldherr des Ynka von Peru, liebt die schöne Sonnenjungfrau Kora, muß ihr aber entsagen, da diese Jungfrauen als Vestalinnen keinen Mann lieben dürfen. Der Oberpriester weist ihn mit Strenge in die Schranken, bekennt ihm aber am Ende, daß er selbst eine Sonnenjungfrau geliebt habe, daß sie wegen Verletzung ihrer Keuschheit eines grausamen Todes habe sterben müssen und daß — Rolla selbst ihr Sohn sey. Inzwischen hat sich der Spanier Alonso ebenfalls in Kora verliebt und sie sich in ihn. Auf das unbefangenste gesteht sie ihm, daß sie guter Hoffnung sey, und freut sich unmäßig auf das kleine Kind. Alonso aber weiß besser, was dieß zu bedeuten hat und ist äußerst erschrocken. In der That wird Kora angeklagt, ihr Gelübde gebrochen zu haben und soll geopfert werden. Mit ihr soll der Verführer Alonso

*) Auch Ziegler schrieb eine Fortsetzung: „Eulalie Mainau", worin er von der Unnatur zur Natur zurückführen wollte. Mainau und Eulalie leben nach ihrer Versöhnung nicht glücklich, die Untreue der Gattin und Mutter läßt sich nicht aussöhnen. Der Officier, der Eulalien verführt, wird von Mainau erschossen. Dieser flieht nach Amerika und Eulalie bleibt einsam büßend zurück.

sterben. Rolla rettet sie großmüthig und der Ynka erscheint, um das harte Gesetz überhaupt aufzuheben und den Sonnenjungfrauen zu erlauben, künftig guter Hoffnung zu werden, von wem sie wollen; wozu auch zwei unter ihnen, Koras Gespielinnen, große Lust tragen. Kotzebue hat in dieser Kora Marmontels Koraly copirt.

Als Fortsetzung schrieb Kotzebue: „die Spanier in Peru oder Rolla's Tod."

Abermalige ungeheure Großmuth Rolla's. Kora hat ihr Kind verloren, Spanier haben es gefunden und der grausame Pizarro behält es als Geißel, aber Rolla entreißt es ihm, wird dabei verwundet und bringt es, selbst sterbend, gesund der Mutter zurück.

Auf die naive Kora, die ungeheures Glück machte, ließ Kotzebue die noch naivere Gurli folgen in dem Stück „die Indianer in England".

Kaberdar, der vertriebene Nabob von Mysore, sein Sohn Fazir und seine Tochter Gurli leben in England bei einem reichen Kaufmann Smith, der auch einen Sohn und eine Tochter hat, Robert und Libby, welche beide Pärchen am Ende unter einander heirathen. Der ganze Witz besteht darin, daß Gurli, als ein Naturkind, ganz und gar keinen Begriff von den europäischen oder von menschlichen Sitten überhaupt hat und in aller Unschuld die verfänglichsten Dinge sagt. Als sie schon Roberts Braut ist, will sie aus Mitleid dessen Bruder heirathen ꝛc. Libby ihrerseits sollte anfangs den alten Kaberdar heirathen, wurde aber mit dem Sohn beglückt. Gurli mit ihren affectirten Natürlichkeiten, die lediglich Plattituden und studirte Schlüpfrigkeit sind, machte beim deutschen Publikum unermeßliches Glück und war lange Zeit die dankbarste Rolle für die Schauspielerinnen. Aber sie ist gar nicht einmal von Kotzebue's Erfindung, sondern von Chamfords jeune Indienne entlehnt.

Zu diesen Naivetäten gehört auch das Schauspiel „Bruder Moritz".

Moritz ist pikirt darauf, ein gefallenes Mädchen zu heirathen, die ihm ihren Unfall gesteht. Gerade dem Vorurtheil der Welt zu trotzen, gefällt ihm, und ihr kleines Versehen verzeiht er ihr leicht, denn „alles liebt sich ja, alles baut sich Nester." Dieses Stück ist in einer Spatzenlaune geschrieben.

Die Moral solcher Stücke fand unermeßlichen Beifall in der von aller Religion und Vaterlandsliebe immer mehr entleerten Zeit. Die Kotzebue'sche Sittenlehre, vom Theater herab verkündet, drängte immer mehr die christliche von der Kanzel herab verkündete Sittenlehre in den Hintergrund.

Klein und schwächlich von Natur, frühe ausschweifend und rastlos mit der Feder beschäftigt erkrankte Kotzebue in Reval und nahm Urlaub

zu einer Erholungsreise. Sein Arzt war der berühmte Zimmermann, der damals eine literarische Fehde mit Bahrdt hatte. Nun schrieb Kotzebue, angeblich für Zimmermann, aber wesentlich aus eigener Malice und um sich einmal so recht behaglich im eigenen Koth zu wälzen, die Brochure „Bahrdt mit der eisernen Stirne“, das schmutzigste, ekelhafteste Pasquill, das je geschrieben worden, wobei er als Verfasser Knigge auf dem Titel nannte, und außer Bahrdt auch den genialen Lichtenberg und andre mit Unflath überschüttete. Als man ihm, als dem muthmaßlichen Verfasser, auf die Spur kam, versicherte er seiner Mutter in einem Briefe heilig und theuer, er sey es nicht, und bestach einen jungen Mann, sich als Verfasser zu nennen. Aber alle diese Ränke halfen nichts. Es wurde ihm bewiesen, daß er allein der Verfasser sey und er mußte abermals aus Deutschland flüchten. Aber in Rußland wurde ihm von der Kaiserin Katharina II. leicht verziehen, weil er vorgab, alles für Zimmermann, den sie sehr schätzte, gethan zu haben, und weil er sie durch ein Buch über den Adel bestochen hatte, 1790. In demselben Jahre starb seine Frau, die er auf dem Krankenbett verließ, ehe sie noch gestorben war, um nach Paris zu eilen und sich schon unterwegs, wie er selber in seiner „Flucht nach Paris“ naiv bekennt, bei hübschen Mädchen erholte. Nachdem er Paris genossen, blieb er eine Zeitlang in Mainz und schrieb Schauspiele, 1795 kehrte er nach Rußland zurück und heirathete ein Fräulein von Krusenstern. 1797 ging er nach Wien, von wo man ihn angeblich durch Intriguen wieder vertrieb. Er wollte sich nun in Weimar niederlassen, aber Göthe goutirte ihn nicht und die Schlegel fingen an, ihn kritisch zu geißeln. Da schrieb er gegen diese die Satire „der hyperboreische Esel“ und machte sich davon. Aber in Rußland war unterdeß Paul I. zur Regierung gekommen, der den Rückkehrenden für einen geheimen Agenten des Auslands nahm und sogleich nach Sibirien transportiren ließ, 1800. In Tobolsk angekommen, wurde er noch in demselben Jahre zurückgerufen, nachdem er den Kaiser durch das in Petersburg aufgeführte servile Lustspiel „der alte Leibkutscher Peters III.“ versöhnt hatte.

Nach Pauls Ermordung begab sich Kotzebue nach Berlin, nachdem er erfahren hatte, welchen ungeheuren Beifall gerade dort seine Stücke bei Hofe wie beim Publikum gefunden hatten. In der That herrschte

zwischen der damaligen Berliner Frivolität und Sentimentalität und der Kotzebue'schen eine Wahlverwandtschaft. Kotzebue wurde wie der größte geistige Heros in Berlin empfangen und vom König zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften, von der Königin zum Vorleser ernannt. 1804 nach dem Tode seiner zweiten Frau heirathete er die dritte, eine Verwandte der letzteren. Als Napoleon Preußen überwältigte, floh Kotzebue wieder nach Rußland.

Von Rußland aus begann nun Kotzebue eine politische Polemik gegen Napoleon in der nordischen „Biene", wie er denn 1813 dem russischen Hauptquartier nach Deutschland folgte. Nach Beendigung der Kriege blieb er im Solde des Kaisers Alexander in Deutschland, um demselben in „literarischen Bulletins" Bericht zu erstatten über die Zustände der deutschen Presse und Universitäten. Da er dieses Vertrauen des Kaisers benutzte, um seine persönlichen Gegner zu verdächtigen, und überhaupt die damaligen deutschen Patrioten denuncirte, so wurde der Haß in der deutschen Jugend gegen ihn allgemein und am 23. März 1819 stach ihn Ludwig Sand aus Wunsiedel, Student der Theologie aus Jena, in Mannheim mit einem Dolche nieder.

Kotzebue hat unzählbare Schauspiele, auch viele Romane und Erzählungen geschrieben. Ich gruppire sie nach dem Inhalt. Zu der oben charakterisirten sentimental-lüderlichen Gruppe gesellt sich eine von reinster Frivolität, deren Mittelpunkt „die beiden Klingsberge" bilden, ein Lustspiel von 1805. v. Hormayr sagt in seiner letzten Schrift „Kaiser Franz und Metternich" S. 30, unter Klingsberg sey Fürst Metternich gemeint und das Ganze beruhe auf einer wahren Geschichte.

Graf Klingsberg, der Vater, ist ein ewig heiterer gutmüthiger Lebemann, aber ein alter Geck, der noch jeder Schürze nachläuft. Sein Sohn ist ein vollkommener Roué, wie der Vater in seiner Jugend, beide im Punkt der Weiber einer so verdorben wie der andere. Adolph, so heißt der Sohn, schleicht einem schönen Frauenzimmer in der Nähe Wiens auf einem Dorfe nach. Auf dieselbe hat auch der Vater sein Auge geworfen. Sie treffen unvermuthet zusammen. Der Sohn erzählt dem Vater einen Spaß, wie er gestern bei einer schönen Italienerin gewesen und von dem alten Herrn, der sie unterhalten, beinahe ertappt worden wäre. Der alte Herr aber ist der Vater selbst. Aergerlich, daß ihm der Sohn überall ins Gehege geht, hat der Papa doch eine Freude daran, daß ihm der Sohn so ganz nachschlägt. Der Sohn küßt das Kammermädchen, der Vater auch. Der letztere will ihr

einen Shawl schenken, aber seine alte Schwester kommt dazu und er muß nun die Miene annehmen, als sey der Shawl ihr bestimmt gewesen. Der Alte hat die Schöne vom Lande listig in die Stadt gelockt und macht ihr seine Anträge, der Sohn kommt wieder dazu und thut desgleichen, beide aber werden abgewiesen und überlistet, denn Amalie, so heißt die Schöne, ist bereits mit einem Offizier, von Stahl, verheirathet, der jedoch in armen Umständen lebt. Zufällig hat dieser Offizier eine hübsche Schwester, Henriette, welche Adolph ausspürt und der er gleich Anträge macht. Sie weist ihn ab, da wirft er das Geld zum Fenster hinaus. Die Straßenbuben schlagen sich drum, es gibt einen Auflauf. Stahl kommt dazu und stellt den leichtsinnigen Grafen zur Rede. Sie schlagen sich. Adolph bereut seinen Leichtsinn, und da er erfährt, Stahl sey von gutem Adel, so entschließt er sich, die Ehre der Schwester durch eine Heirath herzustellen. Ohne davon zu wissen, kommt nun auch der alte Graf zu Henrietten und macht ihr Anträge. Als er nun alles erfährt und ihm Henriette durch seinen Sohn, Amalie durch Stahl entführt ist, tröstet er sich damit, sein lüderlicher Sohn werde in vier Wochen an seiner Frau genug haben und dann sey noch immer Zeit, wieder bei ihr anzuklopfen.

Ein anderes eben so frivoles Stück von Kotzebue ist der „Rehbock".

Auf des Grafen Gut hat Pächter Grauschimmel einen Rehbock geschossen und soll vom Gute gejagt werden. Die Baronesse Freyling, eine junge Wittwe, Schwester des Grafen, die ihn seit früher Jugend nicht gesehen und eben ankommt, trifft mit den weinenden Pächtersleuten zusammen und erbietet sich, in den Kleidern seiner jungen Frau zum Grafen zu gehen und fürzubitten. Gleich ist nicht nur der Graf, sondern auch sein Stallmeister in sie verliebt. Dieser Stallmeister ist ein Baron, Bruder der Gräfin, aber eben so wenig von ihr erkannt, wie die Baronesse von ihrem Bruder, dem Grafen, und hat daher auch bereits als Liebhaber Glück bei seiner Schwester gemacht. Der Baron kauft dem Pächter seine vermeinte Frau um Geld ab, dieser will ihm aber ehrlich seine wirkliche Frau abtreten. Als endlich alles sich aufklärt, bleibt keiner übrig, der nicht die Treue gebrochen hätte, da auch die Pächterin sich in der Baronin als Jüngling verkleidetes Kammermädchen verliebt hatte.

In den „Pagenstreichen" wird mit dem ehrwürdigen Alter der frivolste Spott getrieben. In den „Stricknadeln" wird einer galanten Dame, die sich Liebhabern und hohem Spiel ergibt, von dem treuen Ehemann aus der Noth geholfen und verziehen. Ein seltenes Rührei von Empfindsamkeit und Unzucht ist Kotzebue's Roman „Leontine".

Leontine von Blondheim heirathet ihren Cousin Arlhofen, nachdem sie dem Rittmeister Wallerstein, der bei ihr verleumdet worden, als habe er eine Maitresse gehalten, den Korb gegeben. Nachher findet sich, er sey ganz unschuldig

und ein edler Mann, Arlhofen' dagegen der Wüstling. Jetzt erst liebt sie Wallerstein, bleibt aber keusch, versagt sich seinen Begierden und treibt ihn von sich in den Krieg. Als Arlhofen ein Kammermädchen schwängert, stellt sich Leontine schwanger und übernimmt das Kind. Arlhofen kommt in einem Duell um. Der Rittmeister hat sich im Kriege ausgezeichnet und will eine gewisse Louise heirathen, aber gute Freunde schieben ihm Leontine unter und es gibt ein glückliches Paar.

Aus der Masse lüderlicher Sachen, welche Kotzebue geschrieben, unterscheidet sich ein Jugendroman „die Leiden der Ortenbergischen Familie" als rührend ohne falsche Empfindelei, und das berühmte Lustspiel „die deutschen Kleinstädter".

Sabine, die Bürgermeisterstochter von Krähwinkel, war eine Zeitlang in der Residenz, hat dort den jungen, liebeswürdigen und reichen Olmers kennen gelernt, der ihr die Cour gemacht, glaubt sich aber von ihm vergessen, da sie, in ihr Vaterstädtchen zurückgekehrt, nichts mehr von ihm hört. Auf einmal kommt er selbst mit einem Empfehlungsbriefe seines Freundes, des Ministers, an ihren Vater. Zufällig hat ihre Großmutter sie ertappt, wie sie das Portrait von Olmers betrachtet, und Sabine hat es in der Verlegenheit für das Bildniß des Königs ausgegeben. Nun wird Olmers für den König gehalten und von der Familie und ihrer redseligen Frau Muhme auf lächerliche Art venerirt. Nachdem der Irrthum erkannt ist, stimmt die Familie ihre Meinung von Olmers um so mehr herab, als er es vornehm versäumt, sich in die kleinstädtischen Sitten zu fügen, jedem und jeder den gebührenden Titel zu geben ꝛc. Als er nun förmlich um Sabine anhält, beschließt der Familienrath, sie ihm nicht zu geben, sondern den bisherigen Bräutigam, Bau-, Berg- und Weginspectorssubstitut Sperling beizubehalten. Aber Olmers und Sabine verabreden in dessen Gegenwart in äquivoken Reden, die er nicht versteht, ein Rendezvous auf den Abend. Bei diesem werden sie ertappt, Sabinens Ruf ist dadurch compromittirt und es wird Olmers nun um so leichter, ihre Hand zu erhalten, als er jetzt mit einem Titel herausrückt, die Gunst, die er beim Minister genießt, gehörig geltend macht, dadurch den Bürgermeister aus einer Verlegenheit, in die er durch die Flucht einer Delinquentin gekommen ist, zu reißen verspricht und endlich der alten Großmutter, dem Vater und Onkel, sowie allen Frau Muhmen ihren Titel gibt und Jedem den altherkömmlichen Respect erweist.

Das Stück wurde ungeheuer beliebt, ohne daß es irgend Geist verriethe. Es faßt nur eine, und noch dazu ziemlich unschuldige Lächerlichkeit an der Kleinstädterei auf, die Titelsucht und Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten.

Im Allgemeinen ist an Kotzebue's Lustspielen der leichte Dialog,

mancher gute Witz, eine meist natürliche Auffassung der Charaktere zu loben. Aber der Leichtsinn, mit dem er alles Ernste, Würdige und Heilige behandelt, kann nur Ekel erwecken. Und doch wagte er sich ins tragische Gebiet und wollte mit Schiller wetteifern. Aber seine ernsten Dramen: Octavia, Rudolf von Habsburg, Bela's Flucht, Bajard, Eduard in Schottland, Graf Benjowski rc. ertränken den oft guten Stoff in empfindsamen Effekten und hochtrabenden Phrasen, hinter denen immer die Kotzebue'sche Gemeinheit hervorblickt. Wie er sich zur Romantik verstieg, davon noch später.

Burchard, Rechtsgelehrter in Rostock († 1787) schrieb unter dem Namen Roller zwei Schauspiele, die in Effekten mit Kotzebue's Stücken wetteifern.

Im Grafen von Santa Vecchia (1792) stellt er den zu jener Zeit berüchtigten Cagliostro und alle verwandten Mysterien und Charlatanerien an den Pranger und läßt den gesunden Menschenverstand und die Aufklärung einen glänzenden Sieg feiern. In der „Dichterfamilie" weiß er die Zuhörer durch das Elend eines verarmten Poeten fürchterlich zu rühren.

Joh. Ludwig Huber, Oberamtmann in Tübingen († 1800), gab schon 1751 Oden und Lieder, 1787 affectirte Reden mit Gott heraus, und schrieb 1791 das lüderliche Trauerspiel Zamira.

Eine Pest verheert Golkonda. Der König will seine einzige Tochter Zamira den Göttern zur Sühne opfern. Ihr Geliebter Mora raubt ihr nun eilig noch vor dem Opfermorgen die Eigenschaft der Jungfräulichkeit, als die unerläßliche Bedingung des Opfers, und rettet dadurch zwar sie, verfällt aber selbst der Todesstrafe. Zamira aber stirbt mit ihm.

Nächst Kotzebue wirkte hauptsächlich der pensionirte preußische Lieutenant Julius von Voß durch seine in allen Leihbibliotheken weitverbreiteten Schriften auf das Berliner und norddeutsche halbgebildete Publikum ein. Er schreibt zum Theil grob, unzüchtig und höchst gemein, aber seine längst verworfenen und vergessenen Romane sind der treueste Sittenspiegel seiner Zeit, zunächst der preußischen Corruption vor der Schlacht von Jena. Die zuerst von ihm geschriebenen „Begebenheiten eines schönen Offiziers, der wie Alcibiades lebte und wie Cato starb" (Berlin 1817), erschienen anonym, weil das Buch ein nur zu treues Bild des Berliner Offizierslebens vor der Schlacht von Jena enthielt und der Autor sich keinen Vorwürfen persönlich aussetzen wollte.

Der Held des Romans ist der junge Herr von Sall, ein Standartenjunker von der Garde comme il faut, als Ideal einer ganzen in Berlin wohlbekannten Gattung von jungen lüderlichen Edelleuten in malerischer Uniform. Die Lieblinge des Hofes, spielten sie die erste Rolle bei allen Bällen, wurden von den vornehmsten Damen protegirt und zu Rathe gezogen, verführten junge Mädchen, feierten Orgien, verschwendeten ungeheure Summen, machten eine Studienreise nach Paris, um das Schwelgen aus dem Grunde kennen zu lernen, und gaben öffentlichen Skandal durch Bubereien aller Art. — Der noch blutjunge Sall verführt, wie Faublas, ein junges Fräulein, indem er sich, der noch Bartlose, in Mädchenkleidern zu ihr stiehlt. Er verführt noch viele und läßt sich verführen. Er übertrifft alle Nebenbuhler an Keckheit. Einmal wettet er, ohne Hosen an Damen vorüberzureiten und thut es; wegen seinen hohen Stiefeln und des Kürassierrocks sieht man nur einen Streifen seiner Beine und merkt nicht, daß man bloß die Haut sieht. Ein ganzes Heer von Mädchen und Frauen zieht an seinem Triumphwagen. Wie dem Don Juan sind ihm alle recht, Groß und Klein, Prinzessin und Kammermädchen. Dafür bekommt er frühzeitig die Gicht. Der lange Frieden erlaubt kein Avancement. Als endlich der Krieg ausbricht, wird er gleich anfangs gefangen. Diese Demüthigung und das frühzeitige Schwinden seiner Kräfte machen ihn schwermüthig und er schießt sich eine Kugel vor den Kopf.

Wie Voß hier die Offiziers- und Adelswelt, eben so meisterhaft, wenn auch mit aristophanischer Freiheit, schildert er die tiefere Schicht in den „Begebenheiten einer Marketenderin mit ihren kritischen Ansichten der Feldzüge von 1806 und 1807“. (Berlin 1809.)

Die Heldin Veronica ist Tochter einer Kupplerin in Weimar, im Bordell geboren und erzogen, aber angeflogen von der Geistigkeit der Stadt und ihrer poetischen Koryphäen. Ihre Mutter kommt ins Zuchthaus und zuletzt an den Galgen. Sie selbst wird Magd und verliebt sich in den Schusterlehrling Samuel, dem sie (immer auf dem Abtritt) ästhetische und philosophische Bildung beizubringen sucht. Ein alter Vormund, der sich in sie verliebt hat, wird von Samuel durchgeprügelt, weßhalb dieser letztere fliehen muß. Er wird Soldat. Seine ästhetische Bildung zieht ihm Spießruthen zu. Veronica folgt ihm und will ihn heirathen, aber ihre Trauung wird stets gestört. Sein Oberst stellt ihr nach, aber sie rettet sich vor ihm, indem sie ihn bittet, erst seine Stiefel auszuziehen, und ihn dann mit den Beinen und den halb ausgezogenen Stiefeln zappeln läßt und davonläuft. In der Schlacht bei Jena kommt ihr Samuel um. — Ein Wundarzt Wolf nimmt sich ihrer an und heirathet sie. Auf der Flucht bekommt sie einen Schuß in den Theil, der sie der Venus Kallipygos ähnlich macht, und wird von ihrem kundigen Gatten geheilt, verliert ihn aber durch den Tod. Ein Kanonier schützt sie vor der Brutalität anderer Soldaten und wird ihr dritter Mann, fällt aber auch.

Ein italienischer Offizier, in dessen Gewalt sie geräth, macht ihr die zarteste Liebeserklärung, stößt sie aber kalt wieder von sich, als er entdeckt, sie sey ein Weib und kein — Jüngling. Ein Herrnhuter hilft ihr, heirathet sie, berührt sie aber nicht und geht in einem Schiffbruch unter. Nach der blutigen Schlacht bei Eilau wird sie von einem Kosaken ausgeplündert und mit Gewalt geheirathet. Er frißt sich aber beim Hochzeitsschmause zu Tode und sie flieht. Der junge schöne Pole Boleslaw verliebt sich in sie und heirathet sie, gibt sich aber im Brautbett als — Weib zu erkennen. Beide werden arretirt und sollen sterben, als Samuel wieder erscheint und sie rettet. Sie wird nun für immer seine Gattin und ihre übrigen Männer, die sich alle ebenfalls wieder einfinden, werden auf andere Art abgefunden.

In dieser plebejischen Manier, die alles sagt und das Gemeinste und Widrigste der Wirklichkeit wie in einem holländischen Schmutzgemälde ohne Scheu ausmalt, schrieb J. v. Voß auch sein Schauspiel „die Liebe im Zuchthause", worin aller Gemeinheit ungeachtet mehr Menschenkenntniß und Witz vorkommt, als in mancher kostbaren Jambentragödie.

Voß schrieb, weil seine ersten Romane Glück machten, noch mehrere dergleichen, die Geschichte eines österreichischen Parthelgängers, eines Husarenoffiziers, einer Uhlanenbraut, einer französischen Marketenderin, alle aber minder originell. Dagegen ist seine kleine Erzählung von Herrn von Schiewelbein vortrefflich.

Dieser Schiewelbein ist ein dummer Junge, aber von Adel und wird protegirt, so daß er mit all seiner Dummheit von Stufe zu Stufe immer höher steigt bis zum General und Gesandten. Auch ein nur zu wahres Spiegelbild der Zeit, wie die Commandanten der preußischen Festungen in den Jahren 1806 und 1807 bewiesen haben.

In dem Roman „die Flitterwochen" (1818) behandelt Voß nicht ohne Geist den Leichtsinn der damaligen Berliner in Bezug auf Ehe und Ehescheidungen.

Herr von Ebenthal, ein sentimentaler Bräutigam, feiert mit seiner eben so sentimentalen Braut Julie eine ganz eigenthümliche Hochzeitsfeier und nachher höchst romantische Flitterwochen, indem er mit ihr auf einer einsamen Insel halb nackt im reinsten Unschuldsstande zubringt. Aber diese Phantasterei nimmt ein übles Ende. Das zärtliche Paar findet sich nach und nach langweilig, entdeckt hinter dem theatralischen Schein eine gemeine Wirklichkeit, ekelt sich, erzürnt sich und scheidet sich.

Die Unnatur des Comödianten- und Literatenthums, seine innere Lüge, die Frechheit, mit der es auf das Publikum speculirt, auch diese

Corruption wurde von J. v. Voß meisterhaft dargestellt in seinem Lustspiel „Künstlers Erdenwallen".

Ein Paar junge Leute vom Lande hoffen in der Stadt hohe Kunstgenüsse und halten jeden Dichter und Künstler für ein Menschheitsideal. Da geräth der junge Mann an eine in allen Intriguen abgehetzte Sängerin, das junge Mädchen an einen abgefeimten Tagesschriftsteller, werden von denselben ausgebeutet und merken endlich ihre Täuschung.

Die übrigen zahlreichen Romane und Erzählungen dieses Autors enthalten viel Frivoles, aber auch Pikantes.

In seiner „Tausend und einen Nacht" kommt eine Erzählung vom Pfeile vor, deren geniale Obscönität nur von Rabelais und Aristophanes übertroffen wird. In dem Roman „die Flöte" bekennen Bräutigam und Braut höchst schüchtern jedes, schon ein uneheliches Kind zu haben, als sie die überraschende Entdeckung machen, es sey nur ein einziges, dasselbe, und zwar ihr beiderseitiges Kind. Im „Don Vigo und Donna Cajetania" machen Bräutigam und Braut eine noch seltsamere Entdeckung, nämlich, daß er ein Mädchen und sie ein Jüngling ist. Im „verwünschten Prinzen" wird ein etwas übermüthiger Prinz durch weise Vorkehr gebessert, indem man ihn in eine Verschwörung verwickelt, einkerkern, entfliehen, in der Noth Rekrut werden läßt und in harte Zucht nimmt, bis er reif genug ist, um die Wahrheit zu erfahren und von seiner Pein erlöst zu werden.

Einem guten Theil dessen, was Julius v. Voß geschrieben hat, wird im nächsten Jahrhundert dieselbe Ehre widerfahren, die dem Simplicissimus in unserem widerfuhr, und er verdient es. — Sein sehr schwacher Nachahmer in Bayern war Adolf v. Schaden, der mit seinen Blumen- und Fischermädchen, seiner Leipziger Jungemagd, seinem deutschen Don Juan ꝛc. kein Glück machte, obgleich ihn Voß bevorwortete.

Einer der gelesensten Romanschreiber war damals auch Gustav Schilling, dessen erster vierbändiger Roman „Guido von Sohnsdom" 1791 erschien.

Guido ist ein sächsischer Cavalier und Offizier, ein Alcibiades, in den alle Damen sich verlieben, der wüthend eifersüchtig wird, als er erfährt, seine Geliebte Julie sey Maitresse des Fürsten, alsbald einen Mord begeht, ins Gefängniß kommt, bald aber selbst deren Beispiel nachahmt und das Leben genießt ohne alle Rücksicht auf Moral. Als er endlich die schöne Emilie heirathet, langweilt ihn diese bald und er stürzt sich in neue Abentheuer ꝛc. Das Ganze ist eine rohe Kette von Schäferstunden, Mord und Kerkerscenen. Die Damen reden und handeln alle wie in einem Bordell.

Derselbe Verfasser hat noch eine große Menge Romane verwandten Geistes geschrieben, die in den Gesammtausgaben von 1810 und 1828 sich auf 50 Bände belliefen. Er war sächsischer Offizier und spiegelt neben dem Preußen Julius von Voß am besten die damalige Lüderlichkeit des Offizierslebens. Inzwischen steht er tief unter Voß.

Der thüringische Forstrath Karl Gottlob Cramer, von dessen politischen und Ritterromanen wir später handeln werden, schrieb auch viele Romane von der lüderlichen Art. Seine Schriften waren sehr beliebt und durch die Lesebibliotheken verbreitet. Besondern Ruf erlangte sein deutscher Alcibiades (1802).

Albert, ein junger Graf, wird von allen Mädchen und Frauen geliebt und liebt immer ein Paar zu gleicher Zeit. Dabei renommirt er entsetzlich mit Thatendrang und Tugend und will ein großer Mann werden. Das wird er auch, Feldherr und Fürst, derweil er immerfort zugleich liebt. Fast immer hat er zwei um sich. Seine Gemahlin Risa und seine Geliebte Julie theilen sich in ihn. Eine dritte, die ihn mit tödtlicher Eifersucht verfolgt, Gräfin Therese, verwundet ihn durch einen Pistolenschuß, wird aber von einem seiner Jäger mit dem Hirschfänger „wie eine Sau" abgefangen und muß sterbend sehen, wie er vor ihren Augen seine Risa küßt und ihrer spottet. Alle Teufel, Donnerwetter und die gemeinsten Schimpfwörter aller Art erfüllen den Roman.

Als Anhang dazu schrieb Cramer den Hermann von Nordenschild. Nicht besser ist sein Roman „der Glückspilz".

Ein gewisser Fritz, junger Gehülfe eines alten Verwalters, wird von dessen junger Frau Dorchen verführt; der Alte ertappt sie einmal im Ehebruch, läßt sich aber nichts merken und schickt einfach den jungen Menschen fort. Fritz hat noch eine zweite Liebschaft mit Lottchen, einem hübschen Mädchen in der Nähe, und kommt nach einiger Zeit glücklich zurück und heirathet sie, während Dorchen, die mit seinem Nachfolger ebenfalls gebuhlt hat, von demselben schändlich bestohlen wird. Die lockersten und schlechtesten Sitten werden in diesem Roman als etwas, was sich von selbst verstehe, vorausgesetzt. Doch ist der Charakter des üppigen Weibes kräftig und sehr wahr gezeichnet.

Aehnlich ist Cramers „Freiherr von Rubin".

Adolph ist der Sohn eines Marschalls, der im Kriege großen Ruhm erwirbt. Adolph selbst aber dient nicht als Soldat, sondern ist nur ein im Irrgarten der Liebe herumtaumelnder Cavalier, ermordet den Bruder seiner geliebten Louise und indirekt auch ihren Vater, weil dieser aus Schrecken an einem Schlage stirbt. Das hindert Louisen nicht, ihn aufs zärtlichste, ja lustigste zu lieben. Als sie aber seine Frau ist, buhlt sie gleich wieder mit einem

Baron, den er ebenfalls niederschießt. Sie stirbt aus Gram, er heirathet eine andere und wird glücklich. Sein Freund Albrecht, an den er alles schreibt, was ihm widerfährt, erschießt seinerseits die ihm untreu gewordene Henriette. Toller Roman in der gemeinsten Sprache. Die vornehmsten Leute reden beständig per Kerl und fluchen und schimpfen.

Die größten Frivolitäten findet man in Cramers Rasereien der Liebe (1801), lauter kleine verbuhlte Erzählungen.

Julius, Graf von Soden, preuß. Gesandter beim fränkischen Kreise in Nürnberg, schrieb viele Schauspiele. Eines seiner frühesten und das am meisten phantastische ist seine Aurora von 1790.

Als die natürliche Tochter eines Königs ist Aurora ein Kind der Liebe und will ihr ganzes Daseyn nur der Liebe weihen. Zu dem Behuf sucht sie sich einen gewissen Antonio, einen schönen, aber etwas einfältigen und wundersüchtigen Offizier aus, erscheint ihm bei einer Geisterbeschwörung als Satan verkleidet und bietet ihm alle möglichen Wege zum Glück an, die er alle ausschlägt, endlich die Liebe, die reinste, idealste, beseligendste Liebe. Diese wählt er. Da verschwindet Satan und unter seiner schwarzen Hülle erscheint die himmlisch schöne Aurora, die sich nun für ein bloß geistiges Wesen, für das Geschöpf seines bloßen Wunsches ausgibt und diese phantastische Rolle mit vieler Anmuth durchspielt, bis er endlich merkt, daß sie von Fleisch und Bein und eine Prinzessin ist.

In der „Macht der Wallungen“ 1791 ist es eine Lina, die den in sie verliebten Prinzen durch Moralpredigten zur Tugend zurückführt. Im „neuen Timon“ bleibt eine Leonore, obgleich ein Fürst sie liebt, ihrem von Allen verlassenen Geliebten treu. „Laura“ wird in dem Augenblick von einem Prinzen entführt, in dem sie Nonne werden soll. „Schah Sadi“ ersticht sich aus purer Großmuth, um die schöne Alma sammt dem Reiche ihrem Geliebten Almansor zu überlassen. „Franz von Sickingen“ vermählt aus Empfindsamkeit und Liberalismus seine einzige Tochter einem armen Hirten. Dergleichen überspannte Großmuth kehrt noch öfter in Sodens Stücken wieder. Er wagte sich auch in Trauerspielen an Medea, Kleopatra, Virginia, Heinrich IV., Inez de Castro, Anna Boley, Pizarro ꝛc., bleibt aber überall zu empfindsam. Die ganze Kotzebue'sche Lüderlichkeit kehrt wieder in Sodens „Emmi oder die zerbrochenen Eier“, einer Idylle in Hexametern wie Göthe's Dorothea, Vossens Louise ꝛc.

Emmi ist ein naives Schweizermädchen. Im Jahr 1814 kommen Kosaken ins Quartier. Edmund, ein schöner Kosakenoffizier, verliebt sich in Emmi;

und als sie einmal mit einem Korb Eier zu Markte geht, kommen sie in einen zärtlichen Conflikt, daß die Eier zerbrechen. Der Kosak muß weiter ziehen und vergißt das kleine Abentheuer. Emmi aber wird guter Hoffnung. Ihr Vater, anstatt böse zu werden, tröstet sie (S. 109):

> Emmi, verloren ist deine jungfräuliche Ehre,
> Doch nicht die Unschuld, ich fühl' es, Er raubte dir jene,
> Diese konnt' er nicht rauben.

Zufällig kommt Kathinka, Edmunds Braut, die ihm nachreist, in dieselbe Gegend, erfährt was vorgegangen und beschließt, Edmund zu Gunsten Emmi's zu entsagen. In Straßburg, wo Kathinka ihren Bräutigam wiedersehen soll, setzt sie ihm am Osterfest ein großes Osterei vor, und als er es neugierig öffnet, findet er darin sein und Emmi's Kind. — Ganz gegen das in ihr liegende frivole Motiv ist diese Idylle nicht im satiresken Styl mit humoristischer Laune geschrieben, sondern im empfindsamsten Ernst.

August Friedrich Ernst Langbein, ein geborner Sachse, aber als Censor in Berlin angestellt, war lange Zeit beliebt durch seine zahlreichen Schwänke und komischen Erzählungen, in denen er, noch in Gellerts und Wielands Manier, altdeutsche, italienische und französische Stoffe behandelte. Er schrieb diese kleinen Sachen abwechselnd in Versen und Prosa. In einem größern Roman „Thomas Kellerwurm" von 1806 wetteifert er mit Julius von Voß.

Der Held ist ein Major von Pampel, ein dicker Falstaff, zubenannt der Kellerwurm, weil er schrecklich viel trinkt. Wie sehr er bramarbasirt, ist er doch feig und während er bei einer nächtlichen Affaire sich ins Heu verkriecht, zieht seine zärtliche Freundin, die Marketenderin Gertrud Schnick, seine Kleider an und siegt für ihn, fällt aber, als sie diesen Kleidertausch zum zweitenmal unternimmt, und seine Schande kommt an den Tag.

Die kleineren Erzählungen und erzählenden Gedichte erscheinen unter vielen Titeln als: Schwänke, neue Schwänke, komische Erzählungen, Märchen, Jocus, Novellen, Herbstrosen, Talisman gegen die Langeweile, Zeitschwingen, Feierabende, kleine Romane, Gedichte. Sie sind zuweilen arg frivol, im Ganzen aber ist darin viel Geist und echter Witz, weil sie fast alle älteren guten Quellen entnommen sind. Was Langbein selbst erfunden hat, ist durchgängig schwächer, doch zuweilen recht heiter, wie er denn auch beliebte Gesellschaftslieder dichtete, z. B. „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen". — „Magister Zimpels Post- und

Brautfahrt", die beste und auch berühmteste Erzählung von Langbein, erschien im Becker'schen Taschenbuch auf 1813.

Der Magister erzählt selbst, wie er in Gimpelwalde als dritter Lehrer angestellt, durch ungeschickte Höflichkeit beim Jubelfest des Superintendenten Allen zum Spott geworden sey. Indem er nämlich den Superintendenten beglückwünscht, stieß er mit dem Allerwerthesten den Bürgermeister auf den Bauch, und indem er sich wieder umwandte, trat er den Justizamtmann auf den gichtischen Fuß. Dann bei Tafel stieß er eine Baumtorte um 2c. Da er nun von allen Damen des Orts verhöhnt wurde, wollte er sich eine Braut in der Residenz suchen und setzte sich auf die Post, fand aber die Zukünftige schon im Postwagen, nämlich eine junge hübsche Wittwe. Bei einem Sturz aus dem Wagen zersprengte er sich die Beinkleider und verwundete sich leicht an der Stirne. Die Wittwe verband ihn mit einem Tuch. Der Hosen wegen mußte er auf der Station zurückbleiben. Dann traf er mit einem Heer von Studenten zusammen, die ihn foppten. Einer derselben kleidete sich als Mädchen und lockte ihm eine Menge lächerlicher Höflichkeiten ab, zog aber nachher eine Tabackspfeife hervor und demaskirte sich. Kaum diesem Hohngelächter entgangen, traf Zimpel auf der Weiterreise mit einem grimmigen Förster zusammen, der die Wittwe auch liebte und ihr nachreiste. Dieser erkannte das Tuch, nahm es dem armen Zimpel ab und ließ ihn arretiren, als wisse er von der Vermißten oder habe sie wohl gar ermordet (weil Blut an dem Tuche war). Da erschien die Wittwe selbst wieder, auf der Rückreise, befreite ihn und wurde seine Braut. — Der Ton dieser Erzählung ist sehr launig, und Zimpel bleibt trotz aller Lächerlichkeit liebenswürdig.

Im Style der Langbein'schen Schwänke, aber ungleich frivoler schrieb unter dem Namen Althing Professor Christ. Aug. Fischer in Mainz im Anfang unseres Jahrhunderts viele erotische Erzählungen (Dosenstücke, der Hahn mit neun Hühnern, Hannchens Hin- und Herzüge, Geschichte der sieben Säcke 2c.). Dieser Classe gehörten auch schon die „Natürlichkeiten" des Freiherrn von Goltz (1798) an, und dessen „Gedichte in Grecourts Geschmack" (1771). Mit welcher Speise man das Publikum damals labte, mag aus folgenden Titeln von aus den Leihbibliotheken ausgelesenen Romanen hervorgehen: Christinchen in tausend Gefahren oder Mutter und Tochter im Kindbett (1806), Cölestinens Strumpfbänder (1805), Röschens Verlegenheiten, Gustchens Geschichte oder so mußte es kommen, um Jungfer zu bleiben (1805), Mariannens Schäferstunden (1801), Nonne und Aebtissin im Wochenbett (1797), das wunderthätige Unterröckchen (1800), das Unterröckchen, wie es seyn soll;

Felix mit der Liebesgeige, Julchens Schwachheiten, Gustavs Verirrungen, die Honigmonate, acht Probenächte ꝛc.

Anton Wall (der eigentlich Christian Lebrecht Heyne hieß und zu Hirschberg im Vogtlande privatisirte) schrieb neben jetzt vergessenen Kriegsliedern dramatische Kleinigkeiten und einige Romane, die bekannter gewordenen „Baggatellen", die einige Lustspiele, Erzählungen und Anecdoten enthalten, doch auch nur von geringem Werth.

Die Findung eines Strumpfbandes ist artig erzählt. Witzig auch das Gastmahl eines toleranten Oberpriesters, der sechzig Priester von eben so viel verschiedenen Sekten bei sich tafeln läßt im „herzlichen Einverständniß". Sentimental ist die Geschichte einer Dame, welche, zur Heirath gezwungen, ihren Mann haßt und flieht, bis sie sich beim Anblick seines Portraits und indem sie hört, auf welche ihm zur Ehre gereichende Weise er ein Auge verloren habe, sich plötzlich in ihn verliebt.

Albrecht, Arzt in Altona, schrieb 1789 den Roman „Lauretta Pisana", der dreimal aufgelegt wurde,

die Geschichte einer eiteln Buhlerin, welche durch Pfaffen verführt, immer tiefer sinkt, bis ein edler Engländer ihr sittliches Gefühl wieder erweckt, worauf sie in ein Kloster geht.

Sehr viele Romane hatten berühmte Buhldirnen und fürstliche Maitressen zum Gegenstande. Eigenthümlich war dabei das Idealisiren der Buhlerinnen. Schiller in seiner bürgerfreundlichen Lady Milford hatte den Ton angeschlagen. Maitressen, die ihre Fürsten zum Guten lenkten, und aus dem Laster eine Tugend machten, wurden in Romanen und Schauspielen beliebt. Auch glaubte man in dem Vagabundenleben von Buhlerinnen niedrigster Extraction das Romantische ganz nahe in der eignen Heimath zu besitzen und gleichsam neu zu entdecken. Daher nicht nur fürstliche Maitressen und Schauspielerinnen, sondern auch gemeine Bettlerinnen zu Romanheldinnen erhoben wurden. Alle fürstlichen Celebritäten dieser Art aus älterer und neuerer Zeit kamen in deutsche Romane. Eben so Italienerinnen, Lauretta Pisana, Bianca Capello ꝛc. Selbst noch lebende deutsche Maitressen, wie die Gräfin Lichtenau, Diana, Berlins erstes öffentliches Mädchen (1794), Jettchen Schönthal, die schönste Buhlerin ihrer Zeit, Galanterien von Wien, Berlin ꝛc., Adelma, die Fürstenbuhlerin (1805), Elise, die Buhlerin (1804). Amalie, die schöne Solotänzerin. Elise oder Bekenntnisse einer Buhlerin. Die dreifache

Friederike, glückliche Schauspielerin rc. Goldchen, das Zigeunermädchen. Hannchen, die schöne Schindarstochter. Rosa, das Bettlermädchen. Das Schleifermädchen. Selma, das Mädchen vom Hundsrück.

Clauren (eigentlich Karl Gottlieb Samuel Heun), geheimer Hofrath in der preußischen Staatskanzlei, später beim Postwesen, kam Kotzebue am nächsten. Er schrieb eine ungeheure Menge Novellen und Romane, auch einige Schauspiele, die vom Berliner Publikum eben so verschlungen wurden, wie früher die Sachen Kotzebue's und aus demselben Grunde, weil sie zugleich frivol und sentimental waren, und sich gerne zum Gemeinen hinabließen. Er löste Kotzebue nur ab. Seine Epoche fällt in die Jahre 1815—1825.

Die Hauptsache bei Clauren ist das Kokettiren mit Unschuld und Naivetät, zu keinem andern Zweck, als um lüstern zu machen. Sein Meisterstück in dieser Art ist die Erzählung „Mimili".

Ein preußischer Offizier macht nach der Einnahme von Paris eine Erholungsreise in die Schweiz, bewundert die Schönheiten des Lauterbrunnerthals und findet auf einer Alpe ein Wundermädchen, die schöne Mimili, die mit der vollen Naivetät des Bauernmädchens eine hohe Bildung, Bücherkenntniß, Clavierspiel rc. verbindet. Ihre Alpenhütte ist voll von Kupferstichen und Prachtbänden und sie macht ihrem Gast eine Limonade von Ananasscheiben. Kurz Dame und Alpenmädchen sind hier eins. Natürlich ist der Ritter gleich bis über die Ohren verliebt und Mimili läßt ihn gewähren, bietet ihm die volle Brust, damit er von einem daran steckenden Erdbeerstrauch die Beeren mit den Lippen abpflücke, setzt sich auf seinen Schoß, läßt ihn sogar bei Nacht zu sich. Das Ende ist dann eine glückliche Heirath. — Wer die Alpenwelt kennt, weiß, daß es keine Mimili gibt, oder daß die geputzten Dirnen, die auf den Alpen Fremde à la Mimili locken, nur Hetären sind. Clauren aber erreichte seinen Zweck, indem er den verdorbenen Berlinern den wollüstigsten Reiz vorspiegelt, den das Comfortable einer Residenzdame mit dem Unschuldsreiz und der Naturfülle der Alpen vereinigt darbieten können.

Daneben viel Rührung. Clauren kokettirt auch gern mit der Armuth, wie Kotzebue. In dieser Art ist sein Hauptwerk ein Lustspiel „der Bräutigam aus Mexiko".

Don Alonso Montequilla, Erbe von vielen Millionen, kommt aus Mexiko um sich in Deutschland eine brave Frau zu suchen. An eine gräfliche Familie auf dem Lande gewiesen, findet er in derselben zwei durchaus verzogene und verbildete Comtessen Töchter, in der Nähe aber ein liebes unschuldiges schönes Kind, das arme Suschen, das ihre Mutter mit ihrer Händearbeit ernährt.

Nachdem er seinen Hofmeister für sich selbst, sich aber nur für einen Diener ausgegeben, und in dieser Verkleidung die Herzen geprüft hat, entscheidet er sich, das arme Suschen zu heirathen, und die ihn kurz vorher noch mit schlichten Kartoffeln im Pelz traktirt, wird eine Millionärin. Die Wonne dieses Glückswechsels ist bis zum Ekel ausgebeutet und Plutus ist hier Stellvertreter des Amor, wie aller Musen und Grazien.

Wer die übrigen süßen Lieschen, Liesli und Elsi, Molly, das Christpüppchen, das Dijonröschen, das Mädchen aus der Fliedermühle, die unterirdische Liebe, die Rutschpartie ꝛc. genauer kennen lernen will, wird sie noch in allen Leihbibliotheken finden.

Einer der fruchtbarsten Romanschreiber war Fr. Aug. Schulze in Dresden, der unter dem Namen Laun seit 1790 eine Menge Romane und Erzählungen herausgab. Er neigte zum Romantischen und gab mit Apel das reichhaltige Gespenster- und Wunderbuch heraus. Seine meisten Romane bewegen sich aber im modernen Leben und sind harmlose, unbedeutende Familien- und Liebesgeschichten: „Heirathshistorien, die Gevatter schaft, Kleinstädtereien, Brautproben, der große Mann in Liebesnöthen, Verlegenheiten, die Stiefmutter, die Handschuhe ꝛc.“

Karl Ludwig Woltmann, Professor in Jena, dann Geschäftsträger des Kurerzkanzlers in Berlin und in den Adelstand erhoben, schrieb Geschichtsbücher, nicht ohne Geist, aber flüchtig, und einen diplomatischen Roman „Memoiren des Freiherrn von S—a“ (1815), woran seine Frau Karoline mitgearbeitet haben soll. Man erkennt hieraus den parvenu, den bürgerlichen Diplomaten, der um jeden Preis den Adeligen spielt und selbst das Frivolste nur affectirt. Aber der Roman enthält gute Schilderungen aus der Zeit.

Der Verfasser kommt nach Berlin, im Anfang des Jahrhunderts. Die damaligen Diplomaten werden charakterisirt, Haugwitz, Hardenberg, Johannes Müller, Woltmann selbst. Sehr gut wird die damalige Confusion vor und nach der Schlacht bei Jena geschildert. Der Verfasser hat sich inzwischen in die schöne, geistreiche Gräfin Rosamunde verliebt, der er bei der Flucht aus Berlin den Koffer packen hilft. Er findet sie in Prag wieder. — Im zweiten Theil erzählt ein italienischer Marchese seine diplomatischen Abentheuer, und schildert mit südlicher Sonnengluth seine geheime Liebe zu der Gräfin Agnes, die an einen alten Geizhals vermählt gewesen, als Wittwe von dem Fürsten geliebt wird, an dessen Hofe er beglaubigt ist, die aber nur ihn, den Marquis liebt. Er belauscht sie, wie sie sich auskleidet, bei Nacht am Fenster.

Er wird endlich von ihr aufgenommen und staunt, daß sie noch eine Jungfrau ist. Gut ist die Schilderung der geheimen Liebe während einer großen Hoftrauer. Die Liebenden werden getrennt, der Marquis muß schnell verreisen. — Im dritten Theil findet der Marquis Agnes auf ihrem schönen Landgut wieder, auf dem sich auch der Fürst einfindet, aber durch seine gleichfalls angelangte Gemahlin neutralisirt wird. — Der Verfasser ist wieder in Berlin, schildert abermal den Hof, Blücher, Scharnhorst, die Leichenfeier der Königin Louise. Er ist mit Rosamunde vereinigt und verläßt die diplomatische Laufbahn, um einzig dem Glück seiner Liebe zu leben. Agnes kommt nach Berlin und ihr Marquis schreibt; auch er entsagt dem Dienst, auch dieses zweite Pärchen will ungestört sein Glück für sich genießen.

Hieher gehören auch die französisch geschriebenen Memoiren des Grafen Alexander v. Tilly, der alle Weiber verführte, ein Don Juan und Casanova zugleich. Vgl. über ihn das Ausland 1828 Nr. 264.

Christian Ernst, Graf von Benzel-Sternau, in der Rheinbundzeit Minister des Fürsten Primas, schrieb eine große Menge von Romanen, worin die Schwärmerei des Herzens, unmittelbar in die Blasirtheit des Weltmanns übergehend, dem Leser nur Aufregung und ein schmerzliches Unbehagen zurückläßt. In seinen spätern Erzeugnissen tritt die Empfindsamkeit zurück und eine mehr heitere Ironie und Satire wird vorherrschend. Am berühmtesten ist sein vierbändiger Roman „das goldene Kalb“ von 1802.

Onkel Klarenfeld erschließt seinem Neffen Alfred die Geheimnisse seines Pultes, vier weibliche Porträts von großer Schönheit und eine Anzahl alter Papiere unter einem kleinen Bilde des goldenen Kalbes. Die Papiere enthalten des Onkels unglückliche Liebesgeschichten. Das erste Porträt ist das Purpurinens, die er als ihr Bräutigam mit einem Andern im Bade überrascht. Das zweite gehört der geheimnißvollen Bella William an, einer Engländerin, die als sein Schutzgeist in männlicher Tracht nur unter der Bedingung mit ihm reist, daß er sie nie an ihr Geschlecht erinnere. Unter ihren Augen verliebt er sich in die reizende Zoë (das dritte Porträt), aber auch sie findet er untreu. Vergebens bestürmt er Bella um ihre Liebe, sie trennt sich von ihm für immer. Aber in der feenhaften Hulda, die eine Insel der Glückseligkeit bewohnt, wohin jeder Arme und Bedrängte flüchtet, findet er reichen Ersatz. Schon ist sie seine Braut, da wird sie ihm entführt und er findet nur spät ihr Grab wieder. Der Sinn ist: die Welt wird vom Eigennutz regiert, alles betet das goldene Kalb an, zarte Jünglinge und Mädchen allein erheben sich über diese Gemeinheit, deren Opfer sie zuletzt werden müssen. — Das Ganze

wäre nicht übel erdacht und insbesondere die Zwittererscheinung Bella's reizend, wenn nicht der Verfasser so gar breit und geistlos schriebe.

Wenzel-Sternau ließ dem goldenen Kalbe nun noch mehrere Werke nachfolgen „aus dem Klarfeldschen Archive“, worin er seine Lebensweisheit weiter entwickelt. Darunter ist „Proteus oder das Reich der Bilder“ 1806 das beste, „Morpheus“ das ärmlichste.

Proteus zeugt mit der Wahrheit eine Menge Kinder, Fabeln, Allegorien, Parabeln ꝛc. Solche nun enthält das Buch. Einige Fabeln sind gut erdacht, sinnig und fein, z. B. S. 37. Einige Trauerweiden werden beim Gesang der Nachtigall tief gerührt, indem sie dabei an die Heimath ihrer Vorfahren, Babylon denken, der sie für immer entrissen sind. Die Nachtigall aber spottet ihrer, daß sie im Genuß der schönen Wirklichkeit und im heitern Lenz sich so unnütze Sorgen machen. S. 65 Zeus schuf die Sonne und als sie aufging, fiel ein Wiederschein ins Meer und in den Orkus. Da wurde Neptun neidisch, wollte auch so etwas Schönes schaffen und schuf die Fata Morgana, und auch Pluto wurde neidisch und schuf das Mondlicht. S. 123. Die Elster stiftete allerlei Uebel, wobei sie die schwarzen Federn herauskehrte; wurde dann geklagt, so sagt sie, der Rabe habe es gethan; geschah aber durch den Schwan etwas Gutes, so kehrte die Elster ihre weißen Federn vor und sagte, sie habe es gethan. S. 155. Die Gans producirte sich im Gehen, Fliegen und Schwimmen und sang dazu, hielt sich daher für eine große Virtuosin.

„Der steinerne Gast“ (1808) ist ohne Zweifel die mit dem meisten Geistesaufwand hervorgebrachte Schrift des Grafen, aber eben deshalb auch seine unausstehlichste. Denn mit allen Fehlern seiner früheren Schriften, den kurzen, unklaren, abgerissenen Sätzen und der künstlichen Verwirrung in der Erfindung, verbindet er hier noch eine krampfhafte Nachahmung des Jean Paul'schen Styles. Da seinem Genius keine so langen Schwingen gewachsen sind, wie dem Jean Pauls, so kann man sich denken, wie ungeschickt er mit den kurzen Stummeln flattert. Unter den dramatischen Arbeiten des Grafen ist „Weiß und Schwarz“ (1826) die beste.

Ein Graf und Diplomat spielt bei sehr beschränktem Verstande den tiefsinnigen Staatsmann, seine bürgerlich geborene Gemahlin hat bei sonstigen Vorzügen doch die Schwachheit, auf ihren Adel eitel zu seyn. Auch die Nebenfiguren sind aus dem Leben gegriffen.

Zehntes Buch.

Die Sturm- und Drangperiode.

Ich behalte diesen Namen bei, weil er schon herkömmlich ist und auch den Charakter der betreffenden Periode nicht übel bezeichnet. Es war allerdings ein Stürmen und Drängen der gesunden Natur aus dem Zwange der Unnatur heraus. Die Natürlichkeit, zu welcher die deutschen Dichter nach dem Vorgange der Engländer zurückgekehrt waren, genügte nicht. Sie war Landschaftsmalerei, Genremalerei, eine Art Quietismus des Stilllebens. Man brauchte aber wieder Kraft, Leidenschaft, Begeisterung. Auf die Gefahr hin, wieder nur, wie in der zweiten schlesischen Schule, in Schwulst und Uebertreibung zu fallen, mußte man doch aus der Philisterei und schwächlichen Empfindsamkeit sich herausreißen. Die deutsche Dichtung kam in die Lage eines lebenslustigen Jünglings, der es in der Philisterei des elterlichen Hauses absolut nicht länger aushalten kann und nach allen Seiten wild ausschlägt, wenn auch renommistisch, doch berechtigt.

Es war damals noch nicht möglich, daß die Gebildeten der Nation sich wieder hätten zurechtfinden können im reinen einfachen Nationalgefühl Schon zu sehr verbildet und an fremde Muster oder an philosophische Abstraktionen gewöhnt, schufen sie sich Utopien, unerreichbare Ideale und begeisterten sich für Dinge, welche mit der wahren Natur und dem eigentlichen Bedürfniß der Nation geradezu im Widerspruch standen. Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß das Volk ältere Rechte und die Volksthümlichkeit eine unvertilgbare und nie verjährende Macht besitzt, verlang-

ten sie, durch Presse und Schule solle sich das gesammte Volk plötzlich umgestalten und wie aus einer neuen Form gießen lassen nach einem Modell, wie es gerade das Vorurtheil und die Mode der Zeit mit sich brachten. Man hatte den guten Willen, das deutsche Volk und alle Völker glücklich zu machen. Man schwärmte für die Menschheit. Man würde es für kleinlich gehalten haben, sich als Deutscher zu fühlen, man glaubte sich als Mensch, als Weltbürger (Kosmopolit) fühlen zu müssen. In der allgemeinen brüderlichen Menschenliebe, die ihren symbolischen Ausdruck vorzüglich im Maurerbunde fand, glaubte man den Talisman gefunden zu haben, durch den die Welt gebessert, alle Menschen gebildet und glücklich werden könnten.

Negativ war also der Sturm und Drang gerichtet gegen alles bisher Bestehende. Er verachtete und haßte die Kirche, sah in ihr nur eine Zwangs- und Verdummungsanstalt und ließ am Christenthum selbst nur die moralische Seite, eine Art von Sokratismus, gelten. Zerstörung aller alten Kirchen und Alleinherrschaft der Loge war das Feldgeschrei. Nicht minder war der Sturm und Drang dem Staate gegenüber revolutionär, denn wenn er auch in milderer Form die Fürsten zur freiwilligen Anerkennung der Menschenrechte und zur offiziellen Menschenbeglückung aufforderte, so ließ er doch merken, daß, wenn die Fürsten nicht nachgeben würden, die Revolution unvermeidlich sey. Der Sturm und Drang focht auch mit aller Macht jegliche Aristokratie an. Alle Menschen sollten Brüder seyn, frei und gleich. Diese Mißkennung aller natürlichen Unterschiede der Racen, Stände, Geschlechter und Alter veranlaßte eine Menge poetischer Ungeheuerlichkeiten. Man legte es darauf an, alles, was bisher als heilig und erhaben galt, herunterzuwürdigen und alles Niedere zu erhöhen. Wie Lessing den bisher verachteten Juden als Idealmenschen bezeichnet, so wurden von andern Dichtern sofort edle Neger, edle wilde Indianer, edle Räuber, edle Galeerensträflinge, edle Maitressen &c. auf die Höhe der Menschheit gestellt und zur Bewunderung und Nachahmung empfohlen, indeß alle Priester, alle Könige, aller Adel als verdorben, ruchlos, niederträchtig dem Haß und der Verachtuug bloßgestellt wurden.

Unvermerkt aber schlich sich in den Sturm und Drang, der nur das allgemeine Beste zu wollen schien, der raffinirteste Egoismus ein. Einige

besonders begabte und kühne Dichter glaubten den Umsturz alles Bestehenden nur für sich ausbeuten zu dürfen. Glaubt, dachte ein solcher Dichter, das Volk nicht mehr an Gott, wohlan, so soll es an mich glauben. Gehorcht es keinem Gesetz und keiner Sitte mehr, wohlan, so soll es meiner Sophistik, meiner Verführung gehorchen. Gelten die zehn Gebote nicht mehr, desto besser, so will ich mich der süßen Wollust, sie übertreten zu haben, noch rühmen.

Wir beginnen mit der antichristlichen Richtung der Poesie, welche, obgleich äußerst leer und nüchtern und von den eigentlichen Philistern ausgehend, doch die Revolution vorbereitete, wie wer Wind säet, Sturm erndtet.

1.

Die freigeistigen Poeten.

Das deutsche Volk innerhalb beider großen Religionsparteien hatte sich einen guten Glauben bewahrt und hing um so treuer daran, als es im dreißigjährigen Kriege und unter dem nachfolgenden harten Fürsten- und Adelsdruck beten gelernt hatte. Aber die Höfe und Universitäten, der Adel und höhere Bürgerstand fielen in immer tieferen Unglauben. In Frankreich verspottete Voltaire und seine allmächtige Schule alle Religion, in England begannen die Deisten die christliche Geschichte zu einem kahlen Gottesbegriff zu destilliren. In Deutschland wurde das gleich nachgeahmt und die protestantischen Theologen fingen an, die h. Schrift zu kritisiren, und das, was sie mit ihrer s. g. Vernunft nicht vereinigen konnten, zu bestreiten, oder aber, was buchstäblich als Wunder verkündet war, durch die Auslegung natürlich zu erklären. Diese Neologen, später Rationalisten genannt, sollten das ganze protestantische Deutschland erobern und die alte lutherische Rechtgläubigkeit verdrängen.

Auch unsere Dichtung nahm an dieser Umwandlung wesentlichen und thätigen Antheil. Allen andern Dichtern aber, die gegen das Christenthum zu Felde zogen, geht der berühmte Lessing voran. Dieser behielt sich das Recht eines freien Geistes vor, keine Autorität zu glauben, sondern sich seine Ueberzeugungen erst selbst, sey es aus Erfahrung, sey

es durch Schlüsse zu bilden. Er sagte: wenn man ihm mit einer Hand die Wahrheit, mit der andern den Irrthum böte, würde er nach dem Irrthum greifen, nur um die Wahrheit suchen zu müssen. In diesem stoischen Stolze gefiel er sich, ohne zu ahnen, daß dem Geschöpf denn doch so viel Stolz dem Schöpfer gegenüber nicht gebührt und daß es einem Lessing keine Schande gemacht hätte, wenn er sich auch vor Christo gebeugt haben würde. Er trotzte seinem Heiland und trug mehr als jeder Andere zu dem beklagenswerthen Abfall vom Christenthum bei, der seitdem die protestantische Gesellschaft charakterisirt hat. Das Manifest, welches er gegen das Christenthum schleuderte, waren die „Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten", im Jahr 1777.

Diese berühmten Fragmente rührten von dem Hamburger Professor Reimarus her, wurden aber von Lessing herausgegeben und vertheidigt. Ihr Zweck ist, die christliche Offenbarung als Fabelwerk in Verachtung zu bringen. Als der Hamburger Hauptpastor Götze in frommem Eifer das wirklich höchst schädliche Buch verdammte, fiel Lessing mit einem Witz und Spott über ihn her, dem die ganze damalige gebildete Welt Beifall zujauchzte.

Ein Freund und Anbeter des großen Lessing, der Berliner Jude Mendelssohn, griff gleichzeitig in seinem „Jerusalem" unter der Maske einer unpartheiischen Forschung über den Talmud das Christenthum mit dem giftigsten Hasse an. Das wollte der edle Hamann in Königsberg nicht leiden und deckte des Juden hämische Bosheit auf in der Schrift „Golgatha und Scheblimini". Aber die Aufgeklärten achteten nicht auf die christliche Stimme und Lessing ging in seiner Verirrung so weit, um seinen Leibjuden zu rächen, denselben als das vollkommenste Ideal der Humanität hinzustellen. Er schrieb nämlich das Schauspiel „Nathan" mit der bestimmten Absicht, seinen Juden über alle Christen zu stellen.

Nathan der Weise ist der Form nach eines der besten Schauspiele Lessings, meisterhaft charakterisirt und in schönen Jamben geschrieben. Aber der Grundgedanke ist scandalös. Ein Jude nämlich wird hier als der edelste aller Menschen dargestellt, gegen den alle Christen, Muhamedaner, Ritter und Priester im Schatten stehen, im tiefsten Spott aber der christliche Priester. Und um noch deutlicher zu machen, was er will, flicht Lessing die alte, längst vor ihm bekannte Fabel von dem Ringe ein, welcher verloren ging, für den aber die Erben drei unechte Ringe erhielten, worauf jeder den seinen für echt hielt. Das heißt, keine Religion ist die wahre. Das Frevelhafte des Stückes liegt darin, daß Lessing dem gleichfalls im jüdischen Stamme geborenen, aber von ihm

als Messias verworfenen Christus ein neues, viel höheres Ideal, an das er allein glaubt, in seinem preciös frisirten Nathan entgegensetzt.

In einem Briefe vom 9. Januar 1771 an Mendelssohn nannte Lessing das Christenthum „das abscheulichste Gebäude des Unsinns, dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwand, es zu unterbauen, fördern könne," und pries den Juden glücklich, der diese Rücksicht nicht zu nehmen brauche. Diese Marotte Lessings privilegirte die modernen Literaturjuden, systematisch unsere Religion zu verhöhnen und ihren Koth auf Alles fallen zu lassen, was dem Deutschen heilig ist. So verblendet war damals das gebildete Deutschland, daß es dem Nathan zujauchzte und daß es Niemand wagte, das Christenthum gegen ihn zu vertheidigen, außer der Hofprediger in Meiningen, Joh. Georg Pfranger in seinem „Mönch vom Libanon" von 1782, welcher dreimal aufgelegt wurde.

Pfranger setzt Lessings Gedicht einfach fort. Saladin erkrankt schwer, die Nathan'sche sich selbst erlösende Menschenvernunft kann ihn nicht heilen. Ein Mönch vom Libanon aber heilt ihn geistig und leiblich und zeigt das Christenthum in einem Lichte, vor welchem das Nathan'sche Reformjudenthum in's Nichts zurücksinkt. Schön ist besonders ein Gespräch des Mönchs mit Recha, worin er ihr von den Aposteln, Martyrern und Heiligen spricht:

Wenn Betrug
Sie zu Bekennern Christi machte? nein,
So konnten sie nicht denken, so nicht dulden,
Nicht schreiben, wie sie schrieben. Recha, lies,
Und fühle nur, es braucht da nicht viel Wissens,
Nichts als ein redlich unbefangnes Herz.

Pfranger brauchte kein großer Dichter zu seyn, um durch bloße Hinweisung auf die welthistorische Bedeutung des Christenthums die modernen Juden und Judengenossen ad absurdum zu führen. Aber freilich damals betete das ganze gebildete Publikum der noch s. g. Protestanten weit mehr Lessings Nathan an als das Evangelium. — Der größte Förderer des Lessing'schen Ruhmes und Einflusses war ein Berliner Buchhändler. Ueberhaupt verlegte damals die kahle Verstandesdürre, wie sie in der Wolfischen Philosophie und Gottsched'schen Poesie vorgewaltet hatte, ihre Residenz aus Sachsen nach Berlin. Christoph Friedrich Nicolai, in seiner Art ein großer Mann, begann hier als Buchhändler, Kritiker, Philosoph und Dichter und als Chef einer mächtigen literarischen Partei

eine Rolle zu spielen, in der er Gottsched zwar nicht an leerem Ruhm, aber an vollgehaltiger Wirksamkeit weit übertraf. Der Geschmack war ihm nämlich nur noch Nebensache, Hauptsache dagegen der Kampf gegen das Christenthum. Das gab seinem höchst nüchternen Raisonnement eine pikante Würze und machte ihn seinen gleichgesinnten Zeitgenossen überaus lieb und theuer. Sein reicher Verlag in Berlin war das Bollwerk der antichristlichen Partei unter dem Schutz des Philosophen von Sanssouci, der jedoch in keiner Weise sich mit den Nicolaiten gemein machte, sondern sie immer nur tief unter sich sah. Wie Gottsched warf sich Nicolai zu einem Tyrannen der Literatur auf zuerst seit 1754 durch die Literaturbriefe, dann durch die Allg. deutsche Bibliothek, große Rezensionsanstalten, denen er die eigene Feder lieh. Eine Zeitlang schrieb sogar Lessing in die Literaturbriefe. Nicolai's Hauptmitarbeiter war der schon genannte Jude Mendelssohn und der Wolfianer Abbt, das prosaischste Wesen, das je in Deutschland eine Feder führte, von instinktartigem Hasse gegen Phantasie oder Geschichte erfüllt und für nichts empfänglich, als dürre Verständigkeit.

Als er vom König von Preußen im siebenjährigen Kriege als Professor zu Frankfurt an der Oder angestellt worden war nnd dicht vor den Thoren dieser Stadt der Dichter Kleist in der unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf fiel und der neue Professor veranlaßt wurde, etwas über den Tod für das Vaterland zu schreiben, um Muth und Ehrgefühl aufrecht zu erhalten, glaubte er sein Thun philosophisch construiren zu müssen: „Um den Tod für das Vaterland als eine Pflicht darzustellen, mußte nothwendig vorher die Verbindlichkeit zur Liebe für das Vaterland dargethan werden“ ꝛc.

Ganz so dürr ist Abbts Schrift „vom Verdienste“, der Nicolai einen ungeheuren Ruhm verschaffte. Nur der Haß gegen das Christenthum machte ihn einmal witzig; als Secundant Lessings contra Götze schrieb er nämlich eine „erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte.“ Wogegen Michaelis in seiner oriental. Bibliothek X. 3. mit mehr Recht sagte, die Allg. deutsche Bibliothek sey eine „Inquisition der Aufklärung“ und ihre Kritiken seyen „Autodafé's der Toleranz.“

Nicolai besaß die echte Berliner Arroganz, eine unzerstörliche Selbstwerthschätzung und entsprach darin auf wunderbare Weise seinem Antipoden, dem in seiner Weise eben so stolz dahinfahrenden Lavater. Davon

zeugt unter anderm auch seine Reise durch Deutschland und die Schweiz in 12 Bänden. Hier verhöhnt er Alles, was in seinen Berliner Kram nicht paßt, mit beleidigender Geringschätzung. Todfeind war er vor Allem der katholischen Kirche, dem Mittelalter, der Romantik, so wie allem Gemüthlichen und Gefühlvollen. Nur der praktische Verstand galt bei ihm, verbunden mit der nüchternsten Moral. Daß er von diesem Standpunkt aus die entgegengesetzte Einseitigkeit der Gefühlsschwärmerei und Sentimentalität bekämpfte, war natürlich. So verspottete er Göthe's Werther gleich nach seinem Erscheinen durch die „Freuden des jungen Werthers". Aber auch, als von der Schweiz aus Sinn für die altdeutsche Poesie und die Volkslieder geweckt worden war, gab Nicolai 1777 seinen „kleinen feinen Almanach" heraus, worin er echte Volkslieder geschmacklos verhunzt hatte, um die Freunde der altdeutschen Dichtkunst zu persifliren. Geistlos sind auch seine dem Swift nachgebildeten „Meditationen eines alten Kautz über Besenstiele, Stiefelknechte, Schuhbürsten" &c. und die Geschichte der Perücken. Lobenswerth dagegen die Anecdoten von Friedrich dem Großen. Nicolai's beste Werke sind:

Leben und Meinungen des H. Magister Sebaldus Nothanker 1773.

In einem kleinen deutschen Fürstenthum hat der Magister Sebaldus Nothanker die aus Thümmels Gedicht berühmte Wilhelmine geheirathet. Verführt von einem vornehmen Herrn, bei dem sie Kammermädchen war, mußte sie an den Mann gebracht werden und der gute Landpastor merkte nichts. Ihr erster Sohn kam etwas zu früh auf die Welt. Der siebenjährige Krieg begann. Nothanker ließ sich durch seine dem Erhabenen zuneigende Frau überreden, in einer Predigt den Tod fürs Vaterland zu rühmen, was einige junge Bauern reizte, unter den Preußen Dienste zu nehmen. Das Consistorium nahm das sehr übel und da ohnedies das Factotum darin, Dr. Stauzius ihm spinnenfeind war, weil Nothanker nicht an die ewigen Höllenstrafen glaubte, und weil die Frau Stauzius früher gern den Nothanker geheirathet hätte aber von ihm übergangen worden war. Der Abgesetzte ging ins Elend, Wilhelmine starb. Der Sohn und die Tochter mußten in der Fremde ihr Brod suchen. Nothanker kam nach Leipzig, wo er zufällig einen Sohn seines Feindes Stauzius aus den Händen preußischer Werber rettete, indem ein alter preußischer Major sein Freund geworden war. Der alte Stauzius versprach, aus Angst vor den Preußen, die auch sein kleines Fürstenthum besetzt hatten, den Nothanker wieder anzustellen, hielt ihn aber hin und wies ihn, sobald die Preußen entfernt waren, höhnisch ab. Nothanker gerieth nach Berlin unter Pietisten und Frei-

geister. Hier fiel sein Freund, der Major, in einem Duell durch Hinterlist. Nothanker versuchte sein Glück in Holstein, wo er mitten in das ärgerlichste Gezänk orthodoxer Prediger gerieth; dann in Holland, wo ihn ein Seelenverkäufer kaperte. Ein edler Prediger rettete ihn, aber ein Buchhändler betrog ihn durch eine erdichtete Verfolgung. Er floh und erkrankte. Nach langer Zeit wieder genesen erblicken wir ihn als Bettler, wie er von einem mitleidigen jungen Herrn Almosen empfängt, von einem zweiten aber verhöhnt wird. Der erste ist Säugling, der Liebhaber seiner Tochter Marianne, der zweite Rambold, sein mißrathener Sohn. Sie kennen einander nicht. Der junge Säugling nimmt sich aber des alten Nothanker an und bringt ihn in das Haus seines Vaters. Da findet er seine Tochter wieder, weil aber der alte Säugling nicht in die Heirath mit einem so armen Mädchen willigen mag, räth Nothanker den jungen Leuten selbst ab. Nun gewinnt er aber mit einem Lotterieloose, das ihm geschenkt worden war, und ist auf einmal reich. Die jungen Leute dürfen sich heirathen und der mißrathene Sohn gibt sich renig zu erkennen.

Das ist der Faden der Geschichte, an welchen Nicolai aber eine Menge Betrachtungen über die protestantische Kirche Norddeutschlands anreiht, wie sie damals war. Als flacher Rationalist schreibt er das ganze Buch nur, um den alten Glauben im Volk untergraben zu helfen; indem er von der Aufklärung nur die schöne, vom alten Glauben nur die häßliche Seite hervorkehrt. Seine Aufgeklärten sind nämlich durchweg die edelsten und gefühlvollsten Menschen, seine Gläubigen aber Dummköpfe, Pedanten und Bösewichte. Trotz dieser Parteilichkeit ist das Buch lesenswerth, weil es ins innere Getriebe der kirchlichen Parteien ein helles Schlaglicht wirft. In Säugling hat Nicolai den Dichter Jacobi, in Rambold den elenden Riedel persiflirt.

In dem Roman „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen“ spottet Nicolai über das gänzlich Unpraktische der gelehrten Speculation in Deutschland, mit besonderem Hinblick auf die Kantische Philosophie.

Herzog Friedrich von Württemberg mußte sich, als er den Hosenbandorden bekommen, in London in eine Zunft aufnehmen lassen und wählte die Weberzunft. Aus diesem Anlaß wollte er selbst etwas für Weberei thun, pflanzte öde Stellen bei Urach mit Flachs an und gründete so die großen Webereien daselbst. Gundibert, ein Webersohn in Urach, studirte Philosophie und wurde in das a priori so vernarrt, daß er, wie Don Quixote, mit der Theorie überall an die derbe Praxis anstieß. Er wurde mit dem Wagen umgeworfen und während er über die Theorie der Straßen philosophirte, half ein Praktikus den Wagen aufrichten. Er erklärte einer Dame, die er heirathen wollte, das Wesen der Liebe; sie aber ging mit einem Praktikus durch. Er disputirte mit einem über die Wahrheit, sagte ihm, wo das Geld seines reichen Reisegefährten liege, und dieser Praktikus stahl es &c. Nach den bittersten Er-

fahrungen solcher Art sah er den Unsinn der Philosophie ein, ging heim und wurde ein Weber, überzeugt, daß das Weben mit Flachsfäden solider sey als alle Gespinnste der Philosophie.

In der „Geschichte des dicken Mannes“ 1794 persiflirt N. die Eitelkeit und Schwärmerei der Pädagogen. — Das Buch „Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebst dem Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer, aus dem Engländischen 1778“, wird gewöhnlich dem Nicolai zugeschrieben, ist jedoch von einem Andern, wenn auch ganz in seiner Richtung verfaßt; eine in Romanform gebrachte Apologie des Deismus.

Der junge Bunkel schwärmt für die Religion der Vernunft und kommt insbesondere immer mit gleich schwärmerischen Frauenzimmern in Berührung, mit denen er sich weniger von Liebe, als von theologischen Gegenständen unterhält. Auf der einen Seite wird die geoffenbarte Religion bestritten und verdammt, auf der andern wird für die Vernunftreligion auf eine Weise gefaselt, daß man Musteranstalten für sie in protestantischen Mönchs- und Nonnenklöstern und eine Idealkirche auf glückseligen Inseln stiftet. Bei alledem spielt der Ehestand und das Erzeugen von künftigen Himmelsbürgern so sehr die Hauptrolle, daß Bunkel nach einander neunmal entweder wirklich heirathet oder sich wenigstens verlobt, indem er das Unglück hat, daß ihm seine Bräute immer schon vor der Hochzeit und die jungen Frauen bald nach der Hochzeit wieder absterben. Bei jeder neuen Wahl verwahrt er sich gegen die Meinung, als treibe ihn Liebe zu der neuen Ehe; durchaus nicht, nur die Pflicht, Kinder zu zeugen.

Ein schwacher Nachahmer Nicolai's war Kindleben, der als Prediger in Berlin wegen Lüderlichkeit entlassen werden mußte. Er schrieb 1779 ein „Leben des Schluterius“ als Pendant zum Nothanker, einen Emanuel Hartenstein, das Leben eines verunglückten Philosophen und Studentenlieder, welche verboten wurden.

Christian Friedrich Sintenis, Consistorialrath in Zerbst, schrieb seit 1776 eine Menge moralische Romane, Bücher über Menschenwürde, für Familien, Predigten ꝛc., empfindsam und langweilig, aber mit einer merkwürdigen liberalen Tendenz. Er droht der Monarchie mit Revolution, wenn sie sich nicht zu liberalen Reformen im Sinn der humanen Aufklärung bequeme. In „Hallo's glücklichem Abend“ 1783 zeichnet er ein politisches Utopien.

Hallo magnetisirt den schwachen Fürsten Gustav mit liberalen Ideen, daß

er, um die Menschen vollkommen glücklich zu machen, die alten Gesetze und Sitten abschafft und einen neuen Staat nach dem schulmeisterlichen Recept des Rationalismus construirt. Alles wird auf der Goldwage der Humanität gewogen. Unter andern wird die Todesstrafe abgeschafft, weil auch der Sünder ein Mensch und als solcher nur schwach sey, seine Schwäche aber nicht in der Erbsünde, sondern nur in der Erziehung und im Beispiel ihren Grund habe, ein Regent also niemals befugt sey, Menschen, die er nicht besser erzogen hat, mit dem Tode zu bestrafen (Th. I., S. 190). Das ganze Buch schwimmt in Thränen der Rührung, mit denen sich Gustav und Hallo gegenseitig einweichen.

In „Flemmings Geschichte" von 1789

ist es ein gewisser Flemming, der als Minister seinen schwachen Fürsten eben so am liberalen Gängelbande führt und ihm schließlich beweist, nur wenn er *so* regiere, habe man die eben in Frankreich ausgebrochene Revolution nicht zu fürchten. Nebenbei auch etwas von Liebe. Die Heldin des Romans wird aus einem Nonnenkloster gerettet, um zu heirathen. Die alte Kirche wird mit noch verhaßtern Farben geschildert, wie die Revolution. Der moderne Liberalismus soll, so lehrt Sintenis, jene verschönern, um diese zu vermeiden.

Ein merkwürdiges Aufsehen erregte der österr. Major Wilhelm Friedrich von *Meyern*, gebürtig aus Ansbach, im Jahr 1787 mit seinem dicken Roman „Dya-Na-Sore oder die Wanderer", angeblich aus dem Sanskrit übersetzt.

Dya ist ein edler Schwärmer für die Menschheit. Durch einen geheimnißvollen Bund mit maurerischen Formen empfängt er die höhere Weihe. Die Zeit ist jedoch noch nicht reif für die Ausführung des großen Planes „Erlösung der Menschen durch sich selbst". Dya und seine Freunde werden verbannt, kehren aber zurück, bilden ein Freiheitsheer, und kämpfen. Dya siegt und fällt. Aber mit ihm ist der Geist entwichen. Die Seinen vermögen das Errungene nicht zu behaupten. — Nebenbei wird viel Theophilanthropie getrieben, die ganze Natur ist ein Tempel, der Maurer der allein berechtigte Priester rc.

Der Roman wurde bald zum zweitenmal aufgelegt, so entzückte er das josephinische Zeitalter. Ein norddeutscher Gelehrter ging so weit, zu sagen, Dyanasore werde ein ewiges Buch bleiben, wie die Bibel und Homer. Der tragische Ausgang, eine sanfte Schwermuth, der halb Ossianische oder Wertherton, die ganze sentimentale Behandlung der Politik, das Ahnungsvolle des Buchs, sofern es zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution erschien, trugen zur Empfehlung desselben gewiß noch

mehr bei, als der Gebrauch der maurerischen Modeformeln und der Reiz des Geheimnißvollen. Hinter allen optischen Täuschungen des Mysterlösen und Sentimentalen findet man aber zuletzt nur ein kahles und mageres Denksystem.

Das Zauberwesen hatte sich auf der Wiener Bühne von Stranitzky an erhalten, der es mit dem italienischen Carnevalshumor mitgebracht, und war auch in den kleinen Puppentheatern, die überall in Deutschland aufgeschlagen wurden, nicht erstorben. Die neue Mode frischte es nur wieder auf und brachte neue Elemente hinein. So entstand eine der merkwürdigsten Opern, die je über die Bühne gegangen, die Zauberflöte. Der Wiener Theaterdirector Schikaneder wußte sein Publikum nicht mehr zu befriedigen, sein Haus nicht mehr zu füllen und ersann ein Stück, das alle möglichen Effekte vereinigen und zugleich eine Huldigung für die große Mode der Zeit, die Maurerei, seyn sollte. Der große Componist Mozart aber schrieb ihm aus Mitleid die Musik dazu und umkleidete allen Unsinn Schikaneders mit dem Zauber der Grazie. Die Oper entstand 1792.

Prinz Tamino flieht vor einer Schlange, und wird von den Dienerinnen der Königin der Nacht gerettet, die in ihrem Sternenschleier erscheint und ihn auffordert, ihre Tochter Pamina, deren Bildniß ihm gezeigt wird, aus der Gewalt des bösen Sarastro zu befreien, der sie gefangen hält. Zu diesem Behufe bekommt er eine Zauberflöte, deren Töne unwiderstehlich zum Tanzen reizen, und einen Diener an dem Vogelfänger Papageno, der ganz in bunte Federn gekleidet ist. Sie langen beim Sarastro an, welcher ein König, Priester und Zauberer zugleich ist, umgeben mit Pyramiden und ägyptischem Priesterthum und Zauberanstalten aller Art, in welchem aber Tamino nach kurzem Zweifeln den Repräsentanten des guten Princips erkennt, der die schöne Pamina ihrer Mutter nur geraubt hat, um sie zu retten, weil die Königin der Nacht das böse Princip ist. Seinerseits erkennt auch Sarastro in Tamino, obgleich er als blindes Werkzeug der nächtlichen Königin aufgetreten, die innere Vortrefflichkeit und bestimmt ihm die geliebte Pamina zur Braut, wenn er erst mit ihr die verschiedenen Tugendproben, schließlich die Muthprobe im Durchgehen durch Feuer und Wasser bestanden hat. Diese Proben besteht er, während Papageno in lächerlicher Furcht denselben erliegt. — Der Grundgedanke ist eine Apotheose der Freimaurerei, der Sieg der Tugend über Meineid und Verrath, des Lichts über die Finsterniß, der Weisheit über die Dummheit, aber durch Mittel, welche der Dummheit noch reichliche Rechnung tragen, in-

dem Sarastro noch den Zauberer **spielen** und allerlei Künste anwenden muß, um die Uneingeweihten zu blenden.

Schikaneders theatralische Werke erschienen 1792 und enthielten noch andre Opern (der Spiegel von Arkadien, das lustige Elend 2c.), einige Possen und sogar ein Paar Trauerspiele.

Ein großer Agitator unter den Aufgeklärten und Freimaurern war der Freiherr von **Knigge** aus dem Hannöver'schen, dessen Vater schon ein berüchtigter Schuldenmacher gewesen war, und der sich selbst durch Windbeutelei forthelfen mußte, ein adeliger Proletarier, wie weiland Ulrich von Hutten. Er verleitete den Landgrafen von Cassel zur Errichtung einer großen Meerschaumköpfefabrik und zum Bau von Cichorien in großem Maßstab, machte sich durch jugendlichen Uebermuth Feinde und wurde entlassen. Nun warf er sich auf die Freimaurerei, wurde am Hofe des hessischen Erbprinzen Wilhelm in Hanau aufgenommen, wo er zugleich ein Theater gründete, mußte sich aber auch von hier wieder wegen Unvorsichtigkeiten entfernen. Es ist charakteristisch, wie dieser Höfling, Projectmacher und Schauspielarrangeur auf die erhabene Idee eines Menschheitspriesterthums fallen konnte, dem er sofort mit allem Eifer nachtrachtete. Durch die Maurerei sollte die Menschheit socialistisch umgeschaffen werden in eine aufgeklärte, weise, friedliche Brüdergemeinde, unter der Leitung von Obern mit priesterlicher Weihe. Es war ihm damit voller Ernst. Damals hatte Weishaupt in Bayern den Illuminatenorden gestiftet mit dem ausgesprochenen Zweck, das katholische Deutschland für die Aufklärung zu erobern, aber auch mit revolutionärer Tendenz gegen das Bestehende. Knigge wurde von den Illuminaten gebraucht, nachher wieder zurückgestoßen. In Hannover ließ er sich noch einmal auf eine neue maurerische Sekte, die sog. Union des Dr. Bahrdt ein, weshalb Kotzebue „Bahrdt mit der eisernen Stirne" unter Knigge's Namen herausgab. Dieser starb 1796. Gödeke hat ihn in seiner Schrift „Knigge's Leben und Schriften" 1844 möglichst in Schutz genommen, als habe er wenigstens redlich gestrebt, sich über die eigene Schwäche, wie über die Mißgunst des äußeren Schicksals durch Selbstkritik und freien Geist emporzuarbeiten.

Das berühmteste seiner Werke ist das „über den Umgang mit Menschen", worin er 1788 das Resultat aller seiner Lebenserfahrung niederlegt.

Es ist verunglimpft worden als eine Lehre, sich eben blos mit List und Verstellung durchs Leben zu helfen. Allein so unsittlich ist das Buch nicht. Es geht vielmehr von der Erfahrung aus, daß wer immer nur das Rechte thun und behaupten will, bei den Menschen anstößt und seinen Zweck verfehlt; er empfiehlt also eine Accommodationsmethode, ohne darum das Rechte zu verleugnen.

Der „Roman meines Lebens“ von 1781 enthält Wahrheit und Dichtung in zu bunter Unordnung gemischt, ist planlos und konnte daher bei weitem nicht den Eindruck machen, wie der Umgang. — In drei merkwürdigen Romanen hat Knigge noch weiter seine Ansichten vom Menschenleben entwickelt. Einzeln erscheinen diese Romane ziemlich werthlos, es kommen gemeine Scenen darin vor und die Sprache ist vernachläßigt. Aber in ihrem Ineinandergreifen zeugen sie, wie Knigge seine Werke fein durchdachte.

Die „Geschichte Peter Clausens“ 1783

zeigt uns einen jungen Menschen von gemeiner Geburt, gemeinen Sitten, gemeinem Charakter, schmählichem Leichtsinn, entehrenden Handlungen und Erfahrungen, der endlich durch Erfahrung nicht nur klug, sondern auch weise und tugendhaft wird. Es ist der Sohn eines Schusters, der in seiner Jugend Bedienter ist, sich von einer nicht mehr jungen und zahnlückigen Kammerfrau verführen läßt, Soldat, Deserteur, Schauspieler, Schriftsteller, Virtuose, Gesandtschaftssekretär, Günstling eines Fürsten und am Ende noch Minister wird.

Die „Verirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwigs von Seelberg“ 1787.

zeigen einen Charakter von ganz entgegengesetzter Art, einen systematischen Mann, der immer nur nach Grundsätzen handelt, aber damit eben so übel fährt, als Clausen mit seinem Leichtsinn. Denn unbewußt folgt Seelberg doch immer nur inneren Trieben und Leidenschaften, deren Zweckmäßigkeit er sich in einem System zurechtlegt, so daß er die Systeme nicht selten wechselt und durch keines befriedigt wird, bis eine brave und kluge Frau ihn heilt.

Die „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg“ 1789

zeigt uns einen Mann, der allein auf Rechtschaffenheit sieht und immer und unter allen Umständen edel handelt, aber eben deßhalb seinen Zweck nie erreicht, überall anstößt und oft statt des Guten, das er im Sinn hat, einen Schaden stiftet. Am Ende muß er erkennen, daß es nicht bloß die Dummheit und Bosheit der Menschen ist, die sein besseres Wollen vereitelt, sondern seine eigene Unvorsichtigkeit. Hätte er sich, mit denselben sittlichen Grundsätzen,

ein wenig mehr nach den Menschen accommodirt, so hätte er mehr ausgerichtet.

Man sieht deutlich, daß Knigge in diesen drei Romanen nur drei Seiten seines eigenen Naturells und seiner eigenen Erfahrungen aufgefaßt hat. Wie ernst es ihm war, ersieht man auch daraus, daß er auch „Predigten" schrieb, welche Beifall fanden.

Merkwürdig ist „die Geschichte des Amtmann Gutmann" 1794,

eines Mannes, der durch Unglück viel heimgesucht wird, sich aber in Alles findet und Alles zur Ausbildung seines Ich und zur Befestigung seines innern Friedens benützt.

Charakteristisch für die Neigung Knigge's zum maurerischen Geheimthun ist der Roman „das Zauberschloß oder Geschichte des Grafen Tunger" 1791.

Graf Tunger läßt sich ein kunstreiches Schloß bauen, in welchem er vermittelst geheimer Thüren Alles beobachten und überall als deus ex machina erscheinen und das strafende und lohnende Schicksal spielen kann.

In „Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien" 1791 hat Knigge den Rousseau'schen Staat nach der Idee des contrat social als verwirklicht darzustellen gesucht, ein höchst langweiliges Utopien seiner maurerischen und illuminatistischen Schwärmerei, wenn es eine Schwärmerei und nicht vielmehr Berechnung war. — Besser ist „des abyssinischen Exministers Wurmbrand politisches Glaubensbekenntniß" 1792, worin er die französische Revolution erklärt und rechtfertigt.

Am besten sind Knigge's witzige Schriften und vorzugsweise sein komischer Roman: „die Reise nach Braunschweig".

Amtmann Waumann liest in der Zeitung, der berühmte Luftschiffer Blanchard wolle zu Braunschweig aufsteigen und ladet seine Freunde und Nachbarn, den Pastor Ehrn Schottenius und Förster Dornbusch ein, dahin zu reisen und das nie gesehene Schauspiel zu sehen. Auch nimmt er seinen großen verwahrlosten Sohn Valentin mit. Unterwegs finden sie im Wirthshaus eine Schauspielertruppe, die gerade bei einer Probe der „Agnes Bernauerin" beschäftigt ist. Als die arme Agnes eben abgeführt werden soll, springt Förster Dornbusch hinzu, zieht den Hirschfänger und rettet sie. In der Nacht darauf hat Valentinchen ein Bedürfniß, verfehlt bei der Rückkehr das Zimmer und legt sich zu der alten Schauspieldirectrice, deren Mann den Eifersüchtigen spielt. Am Morgen haben Buben des Pastors Manuscript von Predigten, die er in Braunschweig drucken lassen wollte, aus dem Wagen gerissen und Papierdrachen

davon zu machen angefangen. Der Förster begegnet ganz unerwartet seiner Tochter, die er in Braunschweig in Pension gethan, auf der Flucht mit einem jungen Offizier. Er eilt ihnen nach. Den Amtmann und seinen Sohn nimmt ein fremder Reisegefährte in Beschlag, der sehr vornehm thut, als sie aber in Braunschweig angekommen sind, Valentinchen auf dem Abtritt einsperrt und den Koffer des Amtmanns leert, während dieser selbst mit dem Pastor vorausgegangen ist, in der Meinung, sie werden nachkommen. Auf der Wiese angelangt, wo Blanchard aufsteigen soll, ist es sehr heiß. Die beiden alten Herren setzen sich in eine Bierhalle und gerathen in ein tiefsinniges Gespräch mit dem Poeten Klingelzieher, worüber sie den Luftballon vergessen. Als sie nachsehen, ist der Ballon eben wieder zur Erde gekommen. Valentinchen hat natürlich eben so wenig etwas vom Luftballon sehen können, da er in dem einsamen Hause eingesperrt zurückblieb. Er wird nun befreit. Der Amtmann findet Trost bei alten Bekannten und bleibt bis zu einem Maskenball. Auf demselben findet sich auch der Förster, seine wiedergefundene Tochter und ihr jetzt anerkannter Liebhaber ein, und sie erkennen den Amtmann bald, da ein Schelm ihm hinten einen Zettel aufgeklebt hat mit den Worten „guten Abend, Herr Amtmann Waumann". Alle Gäste lesen den Zettel laut und der Amtmann kann sich nicht genug bücken, alle diese Grüße zu erwiedern, und ist ganz selig über die Ehre. Darauf kehren sie alle glücklich wieder heim.

In den „Briefen auf einer Reise aus Lothringen nach Niedersachsen" (1793) läßt sich Knigge behaglich gehen in kleinen Abentheuern und Gesprächen, ohne daß ein geschichtlicher Faden durchliefe. Die „Reise nach Fritzlar vom Kammerjäger und Titularratzenfänger Spiesglas" (1794) ist eine Parodie der pretiösen Reisebeschreibung Lavaters, aber nicht so geistreich, als Weber (Demokritos XI. 120) behauptet, vielmehr ziemlich platt.*) Witziger ist Knigge's Parodie auf Zimmermanns Gespräch mit Friedrich II.: „Meywerk des kurhannover'schen Hosenmachers Unterredung mit Friedrich Wilhelm dem Liebreichen" 1788. Der große König läßt sich von einem Schneider Hosen anmessen, findet Genie in ihm und traktirt mit ihm von Staatssachen. — Knigge's „hinterlassene Papiere des Etatsrath von Schafskopf" 1792 enthalten die satirische Selbstbiographie eines hochadeligen und frömmelnden Schafskopfs, welcher die Grundsätze des Pinselordens entwickelt, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, der Aufklärung entgegenzuwirken. Ganz im Geist der Zeit, aber ohne Witz.

*) Gödeke sagt in seinem Leben Knigge's (S. 181), er habe die Reise nach Fritzlar nicht auftreiben können. Sie ist aber noch im Buchhandel und zwar ganz in seiner Nähe zu haben bei Vieweg in Braunschweig, von wo ich sie noch ungebunden bekommen habe.

Knigge war klein, schwächlich, unschön, und auffallend durch sein überaus langes Kinn.

Wilhelm Ludwig Weckherlin, aus der Familie des älteren berühmten schwäbischen Dichters, schrieb seit 1777 eine Menge politisch-satirische Schriften, unter denen Anselmus Rabiosus, die hyperboreischen Briefe, das graue Ungeheuer (1784) am meisten Ruhm erlangten. Er war ein frivoler Freigeist, Mädchenjäger, Trinker und rücksichtsloser Spötter, daher überall gemieden und zurückgestoßen.

Die „Raritäten" des Rummelburger Küster Baldrian Schwarzbuckel von 1778 sind ein jämmerliches Machwerk, eine ganz geistlose Buchhändlerspeculation auf das lachlustige Publikum. Eben so geistlos ist „der Teufel auf Reisen" von 1789.

Eine der frechsten Aufklärungsschriften aus Nicolai's oder der Berliner Schule war Steinsbergs „zweiundvierzigjähriger Affe von 1784."

Der vielgereiste Affe erzählt, wie es bei den Menschen, im Staat, den Höfen, bei der Klerisei rc. zugehe. Ein Gemälde schaudervoller Corruption und Unvernunft, in welchem vorzugsweise aller Haß auf die alte Kirche, ihre Klöster, Beichte rc. abgeladen wird. Alles, was mit der Kirche zusammenhängt, ist hier schwarz, und nur die Freigeisterei gilt als Tugend.

Damals schon drängten sich die Proletarier der Presse, mißrathene Candidaten oder abgesetzte Beamte, zur Demagogie. Im Allgemeinen Literatur-Anzeiger von 1799 Nr. 48 lesen wir:

„Es erwachsen aus der zahllosen Menge von Magistern und Studenten die Schmeichler, die Mode-Autoren, die Lohnschriftsteller. Sie schreiben, wenn sie nicht bald befördert werden, gegen die Religion und gegen den Staat; wenn sie Aufsehen erregen können, so sind sie nicht mehr zum Schweigen zu bringen. Die verfluchtesten Schriften kamen seit den letzten 35 Jahren zum Vorschein, und über 7000 Romane und Liebeshistörchen, die als Giftpflanzen den braven Charakter der deutschen Töchter und Weiber schrecklich verdorben haben. So wie diese den Müßiggang beförderten, die Ehen zerrütteten und die Sitten allgemein verschlimmerten, so arbeiteten sie zugleich dem Despotismus in die Hand, denn sie machten die Nation eitel, weichlich, kleinsinnig."

Im Jahr 1800 erschien anonym (verfaßt von Venturini) eine „natürliche Geschichte des großen Propheten", worin das Evangelium zu einem gemeinen Roman verarbeitet ist.

Christus ist ein wohlwollender und mit vielen Kenntnissen ausgerüsteter

Mensch, der seine Kenntnisse der Natur und Heilkunst benutzt, um durch frommen Betrug die Menschen zu veredeln, indem er für göttliches Wunder ausgibt, was ganz natürlich zugeht. Nebenbei spielt er einen ganz zärtlichen Roman mit der schönen Magdalene.

Auch das Leben der h. Jungfrau Maria wurde von Jakob Friedrich Schmidt (1765) als Roman behandelt, was dem Verfasser die schwere Ungnade der Kaiserin Maria Theresia zuzog.

Der Zweibrückische Präsident v. Rebmann (der sich auch Janus Eremita nannte) schrieb außer unbedeutenden Romanen und ein Paar politischen Sachen eine empfindsame Reise nach Schilda (1793), einen jüngeren Münchhausen, einen Obscurantenalmanach (1798), der ihm Verdruß zuzog rc. Eine Nachahmung des Sebaldus Nothanker war Rebmanns „Hans Kick in die Welt“ 1795.

Pastor Bieder wird wegen Heterodoxie vom Amte gejagt und muß fast durch alle Welttheile wandern, um überall gleiche Intoleranz zu finden, bei Calvinisten und Katholiken, wie bei den Lutheranern und überall. In die Schilderung des asiatischen Bonzenthums und der „drei Pantoffelsysteme“ wird alles das hineingelegt, was der Verfasser eigentlich von seiner eigenen Heimath sagen will. Nur bei den Türken findet Bieder Duldsamkeit und in dem neuen Freistaat Nordamerika.

Alles ziemlich geistlose Klopffechtereien der damaligen Aufklärung. — Von ähnlichem Schlage waren die von dem Berliner August Wilhelm Cranz anonym edirten Bücher: Galerie der Teufel (1776), Kraut und Rüben, Berliner Chronik, Silen, Charlatanerien, Bockiaden rc.

Der Freiherr von Göchhausen aus Weimar trieb wie Knigge hauptsächlich Maurerei und diente dem Zweck derselben mit vielen Schriften (System der Weltbürgerrepublik 1786, Geschichte der Meinungen eines Menschensohns, Geschichte des Sokratismus, Antoinette, ein Mädchen aus der andern Welt). Gegen Göthe's Einfluß schrieb er 1776 „das Wertherfieber“.

Die Freigeister, die sich ihres feinen Verstandes und Geschmacks rühmten, mußten Einen unter sich leiden, in dem die ganze Gemüthsverwilderung und Sittenrohheit des Unglaubens als in einem Vorbild des Sansculottismus hervortrat. Das war der Sachse Karl Friedrich Bahrdt, der in seiner Lebensbeschreibung (Frankfurt 1790) von sich selbst erzählt,

wie er Theologie studirt, jedoch gleich in seinem ersten Amte die Frau eines älteren Geistlichen verführt habe. Später als Prediger in Leipzig, wurde er von einer gemeinen Buhldirne als Vater ihres Kindes angeklagt und fortgejagt. Bei diesem Anlaß sagt er: von allen hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in Europa sey keiner besser, als er. S. 382 folgt eine förmliche Apologie des Ehebruchs, eine Vertheidigung der Natur gegen die Convention. Von der Kirche verfolgt, wurde Bahrdt als Märtyrer der Aufklärung schnell ein berühmter und gefeierter Mann. Die Aufgeklärten, die damals schon viele Anhänger unter Fürsten und Ministern zählten, verschafften ihm eine Anstellung auf der Universität Erfurt, wo er als Theologe und unter der Maske, christliche Dogmatik und Moral zu lehren, das Gift eines unglaublich seichten Deismus und Naturalismus verbreitete. Das böse Gewissen trieb ihn insbesondere an, gegen die Erbsünde anzukämpfen und alle Laster und Schwächen des Menschen als liebe Natürlichkeit zu entschuldigen. Damals suchte er auch eine Frau, nur um des Geldes wegen, wie er gesteht, und fand eine, die er, nachdem er ihr Geld verbraucht hatte, stündlich mißhandelte und elend machte, wie er alles naiv selbst erzählt. Um diese Frau zu bekommen, beging er, wie er selbst berichtet, eine niederträchtige Täuschung, um die fromme Schwiegermutter glauben zu machen, er sey kein Freigeist, sondern gleichfalls fromm. Kaum war er verheirathet, so ging er alle Tage ins Theater, das ihn mehr interessirte, als die Kirche. Nachdem sich Bahrdt durch seine Frechheit in Erfurt Feinde gemacht und die Behörden selbst gegen sich aufgebracht hatte, zogen ihn seine atheistischen Freunde und Gönner nach Gießen, wo er dieselbe Rolle aufs neue spielte, unter der Maske eines gelehrten Theologen die baare Irreligiosität und Immoralität durch Lehre und Beispiel zugleich zu predigen. Da ihm nach jeder Schandthat und nach jeder Ausweisung an andern Orten nur immer größere Ehre erwiesen wurde, legte er bald die letzte Scheu ab und trat immer offener als direkter Bekämpfer des Christenthums auf. Damals gab er auch seine „neuesten Offenbarungen Gottes“ heraus, eine vorgebliche Untersuchung des neuen Testamentes, aber nichts als ein System von Blasphemien gegen das Christenthum. In Folge dessen war seines Bleibens nicht länger in Gießen. Begierig nahm er einen Antrag des Herrn von Salis in Graubündten an, dort ein Philanthropin zu gründen. Der liederliche Atheist wagte es, eine Musteranstalt für Menschenbildung leiten zu wollen; Lavater fühlte ihm aber auf die Zähne, Salis überließ ihm die oberste Leitung nicht, und Bahrdt machte, daß er wieder davon kam, um sein Philanthropin in der Pfalz mit besserem Erfolg zu gründen. Hier wurde er nun ganz zum gemeinen Speculanten und prellte die vornehmen Eltern, die ihm ihre Söhne anvertrauten, um ihr Geld. Da er zugleich mit seiner atheistischen Schriftstellerei fortfuhr, wurde er 1778 durch Reichtagsbeschluß aller Aemter und Würden unfähig erklärt und aus dem Reiche verbannt.

Alsbald aber nahm man sich seiner in Preußen an und er wurde mit offenen Armen in Halle aufgenommen, wo er Vorlesungen hielt, bis er es auch hier zu arg trieb und man ihm das Lesen untersagte. Nun verlor er seine brave Frau, die er bis aufs Blut gemartert hatte, und hielt mit einer Magd, seiner Concubine, eine Kaffeewirthschaft in einem Garten bei Halle, wo er endlich 1792 starb.

Außer seiner Lebensgeschichte, seinen faden Lehrbüchern und Streitschriften schrieb Bahrdt auch Satiren, eine Standrede an Götzens Grabe (des Hamburger Hauptpastor, den Lessing verspottet), das Religionsedict (ein Lustspiel), einen Kirchen- und Ketzeralmanach und Romane, worin er die Orthodoxie verspottet und seinen Deismus lehrt: Zamor oder der Mann aus dem Monde, Ala Lama oder der König unter den Schäfern. Von ihm soll auch „die Reise des Prinzen Yhakanpol“ vom Jahr 1790 geschrieben seyn. Vgl. Allg. deutsche Bibliothek 110 S. 121. In Form einer Reisebeschreibung derbe Satire gegen alle Kirchen.

Verwandt ist: „der Gevatter Matthies oder die Ausschweifungen des menschlichen Geistes.“ Berlin 1790, 2. Aufl.

Der Gevatter, ein junger Franzose, macht Reisen durch Europa und findet überall den Unsinn walten, was ihn zur Menschenverachtung bringt, bis er auf dem Todbette noch Mönchen in die Hände fällt. Die einzelnen Begebenheiten, so wie die Erzählungen der Freunde und Nebenpersonen sind vom Autor darauf berechnet, das positive Christenthum als Unsinn darzustellen und im Leser den Eindruck eines edlen Zorns über so vielen Unsinn zurückzulassen. Uebrigens ist die Schrift nichts weniger als witzig oder scharfsinnig, sondern anmaßend und langweilig.

Der anonym 1797 zu Riga erschienene Roman „der Wilde“ hat denselben Zweck, das Christenthum verhaßt zu machen.

Der Peruaner Azeb, der als Heide in Einfalt und Unschuld mit seiner geliebten Gattin Xuna in einer abgelegenen Gegend unter dem tropischen Himmel im schönsten Garten der Erde wie im Paradiese lebt, wird plötzlich ins tiefste Elend gestürzt durch die Ankunft der Christen, die ihm den christlichen Glauben aufzwingen, ihm sein schönes Weib zu schnöder Lust rauben, ihn in den Kerker werfen und der heiligen Inquisition überlassen.

Die Presse wurde überschwemmt mit Schriften, die das Christenthum offen verhöhnten. In diesem Sinne schrieb Paalzow seine Geschichte des Aberglaubens, Geschichte der religiösen Grausamkeit, seinen Hierokles und Porphyrius, Wünsch einen Horus (1783) 2c. An die Stelle des

Christenthums sollte eine Religion der sich selbst anbetenden Menschheit mit maurerischem Ceremoniel treten.

Ignaz Aurelius Feßler entfloh als Kapuziner aus Bamberg, wurde in Preußen Protestant und Freimaurer und kam 1809 nach Rußland als Präsident des Consistoriums zu Saratow. Seine freimaurerischen Schriften und seine Geschichte von Ungarn haben mehr zu seinem Ruhm beigetragen, als seine Dichtungen. Diese nämlich sind hauptsächlich historische Romane, in denen antike Helden auf die langweiligste Weise zu sentimentalen Schwärmern und Weichlingen modernisirt werden. In der bekannten Weise des Franzosen Marmontel. So weichte Feßler den Mark Aurel 1790, Aristides und Themistokles, Alexander, Attila, Matthias Corvinus auf. Seine Hauptabsicht war aber, in seinen Romanen die Vernunftreligion zu predigen, die er, wie alle damaligen Aufklärer, an die Stelle des Christenthums setzen wollte.

In „Bonaventura's mystischen Nächten" 1807 suchte sich Feßler selber zu idealisiren.

Bonaventura ist dem Kloster bestimmt und wird von Jesuiten erzogen, wird aber durch die Bewunderung der Kunst zur Philosophie hingezogen, studirt Plato, gibt das Klosterleben auf, wird eng verbunden mit Paoli auf Corsika, schwärmt für die Freiheit, für „die Ideen der Allgemeinheit", für Menschenrechte, heirathet, wird Vater, sieht mit Freuden den Jesuitenorden untergehen, muß zwar selbst, nach Paoli's Niederlage, von Corsika flüchten, erlebt aber noch eine Art Verklärung in der kleinen Republik San Marino, wo er, „nachdem die drei Steine seines Wesens zu einem einzigen diamantenen Spiegel von unwandelbarer Klarheit zusammengeschmolzen waren, und die Offenbarung der Macht und Heiligkeit des Idealen im Menschen in seinem Daseyn erreicht war", als für die Erde schon zu vollkommen geworden, derselben in unmittelbarer Vergötterung entschwindet.

Die eitelste Selbsttäuschung eines Freimaurers, die in der deutschen Literatur vorgekommen ist.

Auch im „Nachtwächter Benedict", Berlin 1809, huldigt der entsprungene Mönch, nachdem er seiner Kirche für ewig abgeschworen, dem modernen Cultus des Genius.

Der verkappte Nachtwächter ist ein Philosoph, wird Orakel von Minister und Fürst und endet als Geheimerath und Gemahl einer edeln Dame. In seinen Vorlesungen verräth sich der im Irrgarten der modernen Classiker herumtaumelnde Kapuziner. Unter anderem schildert er das Elysium der Dichter.

In der Mitte eine Tafel, an welcher Dante, Camoens, Cervantes und Shakespeare sichs schmecken lassen; daneben macht Aristophanes dem Moliere und Gozzi „die Honneurs“, umarmt Homer den Ariost, wallen Lessing, Swift und Pope Arm in Arm, empfangen Prometheus (sic), Milton, Young den Klopstock, gehen Pindar und Euripides dem Schiller entgegen ꝛc.

Eulogius Schneider, Franziscanermönch in Bamberg, gehörte wie Bronner, Feßler, Schad, zu den Emancipirten. Schon als Mönch schrieb er Gedichte, die nichts als Wollust athmen. Sie erschienen jedoch gedruckt erst 1790. Unter andrem singt er:

Einsam schmacht ich hier im Bette,
Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tiger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.

Vielleicht, fährt er fort, wird Kaiser Joseph mich retten, aber zu spät.

Wenn dein Jüngling einst als Greise
Zittert und am Stabe keucht,
Lina, dann geschiehts vielleicht.

Eine andere seiner Mönchsliebschaften nennt er Babette. Eine dritte Minette. Als er diese küßte, sah es ihre Schwester und verrieth ihn. Darüber dichtet er ein artiges, für einen Mönch freilich höchst frivoles Liedchen mit dem Schluß: was? beim Ofen seys gewesen? nicht doch, es war beim Kleiderschrank.

S. 215 singt er:

Oft, wenn ich in der finstern Zelle
Auf hartem Strohe lag,
Da malte mir der Gott des Traumes
Mein künftig Mädchen vor ꝛc.

Sinnenlust, welche die Kette sprengen will, athmet aus allen diesen Klosterliedern heraus. Eine Toleranzpredigt von ihm machte großes Aufsehen und bewog den Herzog Karl, ihn an seinen Hof zu berufen. Bald darauf berief ihn der aufgeklärte Kurfürst von Köln nach Bonn. Hier als Professor an der katholischen Universität sang Schneider S. 177:

Lebewohl, Theologie!
Lange hast du mich gequält,
Wintermärchen mir erzählt
Und gedacht, ich glaubte sie ꝛc.

Und S. 223:

So kamen einst bepurperte Spionen
Und hochgeweihte Straßenräuber,
Thuiskons Erbe auszuplündern,
Vom Vatikan gesandt.

Da sogen sie das deutsche Mark
Und gaben Ablaß ihm dafür
Und Aeser, die man fassen sollte
Mit Perlen und Rubinen.

Beim Ausbruch der französischen Revolution ging Schneider nach Straßburg, wurde Jakobiner und Terrorist, ließ köpfen und wurde 1793 selbst geköpft. Er war ein eitler Tropf, der um jeden Preis eine große Rolle spielen wollte, wie später Johannes Ronge.

Friedrich Just Riedel, Professor in Erfurt, ein höchst gemeiner und flacher Geist, brachte es durch seine Vergötterung Wielands, Nicolai's, Mendelssohns &c. dahin, daß er als Aufklärungsmissionär einen Ruf als k. k. Rath in Wien erhielt und auch dann noch, als er wegen Atheismus abgesetzt wurde, vom allmächtigen Minister Kaunitz als Vorleser beibehalten wurde. Er starb in Wahnsinn 1785. Eitelkeit scheint ihn zu der Rolle getrieben zu haben, der er nicht gewachsen war. Seine gesammelten Werke erschienen 1778 in Wien in fünf Bänden. Alles seyn sollende Satiren, aber unendlich platt und fade.

Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere, die sich über die Menschen beklagen oder ihrer spotten. Ohne Witz. Das Märchen von einem Zauberhut, der die Gabe hat, dem, der ihn aufsetzt, Charakter, Stand und Amt zu verleihen. Gut ausgedacht, aber ohne Geist durchgeführt. Neues Lehrgebäude der Seelenwanderung, von elender Plattheit. Skribleriana gegen schlechte Skribler, zu denen der Autor selbst gehört. Der Trappenschütz, komisches Epos in Prosa, ein schwacher Spaß, indem statt eines Trappen ein Esel geschossen wird. Der Rest, den ich nicht aufzählen will, ist noch viel geringer. Einen großen Raum nehmen die Briefe an die damaligen Größen der Aufklärung und Riedels Gönner ein.

Welch eine Zeit, in der ein so seichter Geist vom römischen Kaiser nach der Hauptstadt des katholischen Deutschland berufen werden konnte, um dort Licht zu verbreiten! In demselben Wien schrieb Hofrath Ignaz v. Born eine lateinische Monachologia, worin er die Mönche nach dem Linnéschen System als Thiergattungen classificirte. Im gleichen Sinn schrieb

Heinrich Gottfr. v. Bretschneider einen „Almanach der Heiligen", worin er den katholischen Glauben aufs frechste verhöhnt. Bretschneider war ein Sachse, ging im siebenjährigen Kriege zu den Oesterreichern über, half ihnen bei Collin siegen, ging dann wieder zu den Preußen über, abentheuerte durch die Welt und endete doch noch als österreichischer Hofrath. Er schrieb auch Wiener Sittenschilderungen in zwei Romanen „Abentheuer des Junker Ferdinand von Thon" und „Wallers Leben". Hieher gehört auch des Vistorius „Kronik der Heiligen" mit Kupfern, Wittenberg 1787, eine Parodie der echten Legenden in Blumauers Manier, voll Spott über den katholischen Glauben. Alle Heiligen werden hier ungefähr wie Antonius der Große von den Teufeln, die ihn unter allen möglichen Gestalten zu necken und zu verführen trachteten, von den Witzeleien des Dichters umdrängt. — Noch gemeiner ist die „neue Legende der Heiligen", Salzburg 1784, worin die schändlichsten und albernsten Dinge von Heiligen erzählt werden (in Prosa).

Den meisten Ruhm unter allen Aufklärern Wiens erlangte Aloys Blumauer. Bei ihm verband sich der seichteste Rationalismus und Humanismus mit der alten Genußsucht der Wiener zu der frivolen Spötterei, die sich, weil sie selbst nichts Originales schaffen konnten, am bequemsten im Travestiren dessen bewegten, was Andern groß, erhaben oder fein und edel erschien. Der halbgebildete Pöbel hat Blumauer vergöttert, weil er alle seine Neigungen in ihm wiederfand.

Blumauer gab zuerst 1780 ein langweiliges und geistloses Ritterspiel „Erwine von Steinheim", dann 1782 Gedichte heraus. Unter diesen nehmen die burlesken den ersten Rang ein. Nur sie waren es, die ein Publikum und zwar ein großes fanden und heute noch finden. Die possenhafte und zum Theil lascive Art, wie er das Lob der Gans, des Flohes, des Ochsen, des Esels, des Schweins und des Nachtstuhls in Knittelversen sang, erregte wieherndes Gelächter. Auch ein Lob des Tabaks oder Schmauchlied sang er. Am merkwürdigsten ist das Gedicht „der evangelische Bauernjunge in der katholischen Kirche". Hier läßt er einen Bauernjungen erzählen, was derselbe alles in der katholischen Kirche, in der er zum erstenmal war, gesehen hat, lauter Dummheit und krassen Unsinn. Er schließt:

„Laß sie Hocus Pocus treiben
Und die Narren Narren bleiben."

So durfte Blumauer über die Landeskirche schreiben. Dennoch gerieth er

in eine literarische Fehde mit dem Berliner Nicolai, der doch ganz und gar so dachte, wie Blumauer, nur weil der Wiener anderweitige Scherze des Berliners über die Wiener auf Ambition nehmen zu müssen glaubte.

An die Stelle der Kirche trat bei Blumauer die Loge. Eine Menge seiner Gedichte sind Freimaurerlieder. Er pries Joseph II. als den großen Gönner und Förderer der Logen im Gegensatz gegen die Kirche. Er sah im Geist schon die Kirche vernichtet und die Loge als Tempel der Humanität auf ihren Trümmern erbaut. Unter anderm besang er die Aufnahme Voltaires unter die Maurer (im Jahr 1778), wobei er denselben den „liebsten Sohn der gütigen Natur" nennt. Bei jeder Gelegenheit brachte er in der Loge Gesundheiten in Versen aus, so auch alljährlich in den Schwesterlogen. Man macht sich einen Begriff von der Höhe, bis zu welcher Humanität und Natürlichkeit damals in Wien getrieben wurden, wenn man liest, was Blumauer den Schwestern in offener christlicher Versammlung Alles sagen durfte. Da lesen wir bei der Feier des Johannisfestes 1782:

Wenn eine Schwester seitwärts schielt rc., ihr Ehemänner, da nehmt geschwind die Binde um die Augen als blinde Brüder. Seht nichts, das ist das beste, was ihr thun könnt. Wenn eine Schwester zankt, daß sie keine Kinder hat, ihr guten Ehemänner, so

> Beruhigt sie für diesen Fall
> Und machet für ein andermal
> Die Ehstandsarbeit besser.

Im folgenden Jahre 1783 wieder bei der Johannisfeier ruft Blumauer den Schwestern die frivolsten Aequivoken zu, indem er ihnen die Sinnbilder der Maurerei erklärt, und schließt:

> Für euch nun endlich feuern wir
> Aus den Kanonen, welche hier
> In voller Ladung stehen.
> Drum laßt die Arbeit uns, und seyd
> Zufrieden, wenn ihr jederzeit
> Da erntet, wo wir säen.

Beim Namensfeste der maurerischen Schwester Theresia von S. verhöhnt er die h. Therese. Die trage zwar einen lichten Schein um das Haupt, aber das Licht im Kopfe habe die Maurerei rc.

Blumauers Hauptwerk ist die „Aeneis", eine Travestie der virgilischen, in Knittelversen.

> Es war einmal ein großer Held,
> Der sich Aeneas nannte,
> Aus Troja nahm ers Fersengeld,
> Als man die Stadt verbrannte.

Juno bittet den Gott der Winde, dem Fliehenden auf dem Meere einen Sturm zu senden. Er thut es, klagt aber (S. 6):

Mein Nordwind, den wir jetzt zum Wehn
Am besten brauchen könnten,
Ist athemlos — ich lieh ihn den
Berliner Rezensenten.
Die machten ihn zum Hekticus,
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Eselsmilch kuriren.

Die Winde toben. Neptun aber spricht sein Quos ego und droht den Winden „das Maul zu vernähen". Venus bittet um Schutz für ihren Sohn Aeneas, und Jupiter, der eben auf dem Nachtstuhl sitzt, gewährt ihn gnädig. Aeneas kommt glücklich nach Karthago und geht in ein Kaffeehaus, wo er den Reichspostreiter liest. Dido läßt ihn kommen und erzählen: Infantin, laßt das Ding mir nach, es kostet mich nur Thränen. (Infandum, regina, jubes, renovare dolorem.) Doch erzählt er vom Untergang Troja's (S. 43):

Wie Ihro Majestät gesehn,
Wenn Sie oft Flöhe fingen,
Daß ganze Flohfamilien
Aus jeder Falte springen,
Und ängstlich hüpfen hin und her
So flohen vor dem Mordgewehr
Der Griechen die Trojaner.

Aeneas erzählt seine Flucht. Das Ungeheuer der Scylla wird S. 79 als eine kokette Tänzerin geschildert, die mit dem kurzen Röckchen zu sehr gewirbelt und dadurch die Männer verführt habe, wofür sie zur Strafe an den Fels gebannt worden sey, bellende Hunde am untern Theil um sich habe und beständig im Strudel das Meer und die Schiffe um sich bewegen lassen müsse. Polyphem wird als ein Großinquisitor aufgefaßt. — Als Aeneas seine Beichte geendigt, wird Dido immer verliebter. Sie wendet sich an ihren Beichtvater, einen Jesuitenpater, der da meint, weil Aeneas Prinz heiße, so dürfe sie es mit ihm wagen, und sey im Voraus absolvirt. Nun das Gewitter und die (ganz decent gehaltene) Höhlenscene. Als Aeneas fort muß, überhäuft ihn Dido mit den pöbelhaftesten Schimpfreden (S. 113). Dann geräth sie in Verzweiflung. Als er fort ist, klagt sie:

Du süßes ewig theures Band,
Das ich, o sel'ge Stunden,
Aeneen oft mit eigner Hand
Um seinen Kopf gewunden x.

Es mag genug seyn, um die Gattung zu charakterisiren. Die drei letzten Gesänge der Aeneis, die bei Blumauer fehlen, ergänzte Schaller 1794. Bald erschien auch eine travestirte Ilias, ein travestirter Ovid. Der letztere in vielen Bänden.

Unter Blumauers Nachahmern steht Schaller, der Straßburger, oben an, dessen Stutziade oder der Perückenkrieg (1802) ganz im Ton und Versmaße Blumauers geschrieben, aber in der Erfindung originell ist.

Die olympischen Götter sind im Begriff, sich zu modernisiren und haben sich eben die neuesten Moden von Paris kommen lassen. Apoll erscheint in Pantalons, Mars als Incroyable, Juno trägt eine cul de Paris ꝛc. Da bringt Merkur die ersten Damenperücken, welche allgemeines Staunen erregen. Venus aber ärgert sich darüber und wirft sie zum Himmel hinaus. Sie fallen auf das Eiland der Circe, welche sich gleichfalls über die seltsamen Geschöpfe wundert und sie aus Mitleid lebendig macht. Es ist eine rothe und eine schwarze Perücke. Kaum können sie sich selbstständig bewegen, so fallen sie über einander her und zerzausen sich. Die Olympier bemerken es und kommen, nachdem ihr einziges Opernglas, weil es Jeder haben will, zerbrochen ist, selber herunter, dem Perückenkrieg zuzusehen, der sie so lachen macht, daß Aeolus zerplatzt und eine furchtbare Explosion hervorbringt. Indessen währt der Krieg nicht nur fort, sondern rüsten sich auch alle Perücken auf Erden, Partei zu ergreifen, und im Olymp selbst stellt sich Venus auf Seite der rothen, Juno auf die der schwarzen Perücken. Beide Göttinnen gerathen in höchst unerbaulichen Hader. Der Krieg der Perücken beginnt nun im großen Style (mit vielen Anspielungen auf Mack, Suwarof, Napoleon und die wirklichen Kriege der Zeit). Junone führt die schwarze, Cyprine die rothen Perücken an, Judasine verräth die letztern an jene. Unterdeß hat Jupiter eine Anwandlung von Aufklärung und läßt die Verbannten aus der Unterwelt wieder frei, da aber der unverschämte Irion ihn gleich wieder zum Hahnrei machen will ꝛc. und Momus, als olympischer Hofrath, kräftig Einsprache thut, proklamirt Jupiter, die böse Welt sey für die Aufklärung noch nicht reif und sperrt die Emancipirten wieder in die Hölle ein, in der wir auch Robespierre, Carriere und die übrigen Ungeheuer der Revolution büßen sehen. — Die Göttinnen nehmen fortwährend Theil am Perückenkrieg. Indem Juno zur Erde niederschwebt und ihr Kleid ihr majestätisch nachwallt, wird diese schöne Situation das Motiv zur Erfindung der Schleppe. Indem Venus auf die Insel der Circe kommt und mit dieser bald in Streit geräth, wird sie von der boshaften Zauberin selber in eine Perücke verwandelt, kämpft heldenmüthig in Cyprícens Heer, wird aber arg zerzaust und flieht weinend zum Vater Jupiter. Dieser schleudert endlich einen Blitz auf die Insel und die glücklich davon entzündeten Perücken lodern in Rauch auf.

Dieser sehr schalkhaften und geistreichen Dichtung fehlt nichts, als die Kürze, sie ist in drei Bänden zu lang ausgesponnen.

Ratschky in Wien, ein Freund Blumauers, verspottete die französische Revolution 1793 in einem komischen Heldengedicht „Melchior Striegel" in der Manier des englischen Hudibras.

Der Held stiftet einen Clubb, der Gasthof zur Krone wird in den zur Jakobinermütze umgetauft. Die große Frage ist, ob der Kegelkönig noch den Vorrang behalten solle 2c.

Joseph Richters „Briefe des Eipeldauer über die Wienstadt", seit 1774 geschrieben, geben in burlesker Bauernsprache eine juvenalische Schilderung der Wiener Lüderlichkeit.

Man hat den Eipeldauer in Wien gut angestellt, indem man ihm die Maitresse eines vornehmen Herrn als Frau anhängt. Diese hält ihn nun unter dem Pantoffel und macht das lustige Wiener Phäakenleben, Schlemmerei, Schleckerei, Ehebruch, Galanterien jeder Art, Bälle, Theater, Prater, neue Moden, Lotterie, Schulden 2c. mit. Selbst in den Kirchen läßt uns der Eipeldauer nur Unzucht sehen. Die Kirchen dienen nur zur Schaustellung der tollsten neuen Moden und zu Rendezvous, oder um eine Messe singen zu hören von einer Sängerin, die gestern Nacht noch als Bachantin raste. Um den Narrenthurm aber stehen die Wiener den ganzen Tag und hänseln die Narren, damit sie noch närrischer werden. Allen Ständen wird, immer mit gutmüthigem Humor, der beschämende Spiegel vorgehalten.

Dieses zu seiner Zeit oft (1796 schon zum viertenmal) aufgelegte, heute vergessene Werk ist der beste Sittenspiegel Wiens, wie die Romane des Julius von Voß der Berlins.

Ich muß hier noch eine Anzahl wohlmeinende, zum Theil edle Schwärmer anschließen, welche die Welt mit ihrer neuen Aufklärung beglücken wollten.

Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Rousseau in Genf eine Revolution der ganzen Erziehung vorgeschlagen, um ein neues philosophisch gebildetes Geschlecht aufzuziehen, dem alle Erinnerung an die bisherigen aus dem Mittelalter noch ererbten christlich-socialen Zustände verschwunden seyn sollten. Diesen Gedanken faßte nun der Hamburger Basedow auf, um ihn zu verwirklichen, indem er 1774 zu Dessau ein s. g. Philanthropin als Musterschule der künftigen Erziehung des Menschengeschlechts gründete. Hier sollten die Kinder alles spielend ler-

nen, nie bestraft werden ꝛc. Er machte aber bald Bankerott und wurde ausgelacht. Viel nüchterner und praktischer fing sein Schüler Salzmann die Sache an, indem er zu Schnepfenthal bei Gotha eine noch jetzt blühende Erziehungsanstalt gründete und hier zunächst nur die Unnatur der damaligen Mode, Puder, Zöpfe, Perücken, Reifröcke, Schnürbrüste ꝛc. abschaffte und bereits lange vor Jahn das Turnen einführte, um die Knaben zu kräftigen. Er hat auch viel geschrieben, 1781 sein berühmtes Krebsbüchlein, worin er lehrt, wie man die Kinder nicht erziehen soll, und 1783 den großen Sittenroman „Karl von Karlsberg" in sechs Bänden.

Darin verbreitet sich Salzmann über alle Verkehrtheiten der Mode und socialen Mißbräuche seiner Zeit. Scharf tadelt er, daß man in den Schulen griechisch und lateinisch lehre und die Knaben doch nicht zu kräftigen Bürgern erziehe, sondern philisterhaft vertrocknen lasse. Die Verweichlichung der Sitten, die häßlichen und ungesunden Moden, die gesellschaftlichen Lügen sind es vorzüglich, die seinen Unwillen erregen. In Bezug auf die politischen Gebrechen äußert er sich vorsichtiger und was die Kirche betrifft, so bleibt ihm dieselbe fremd und er hofft alles nur von der Aufklärung.

Dem gleichen Zwecke dienten Salzmanns übrige Volksschriften in „Constants sonderbaren Fatalitäten (1791), wie Haberfeld aus einem Bauer ein Freiherr wurde, und Sebastian Kluge", sämmtlich Anweisungen für das Volk im Sinn des aide toi et le ciel t'aidera.

Johann Heinrich Merk, den man als Göthefreund belorbeert mit herumzuschleppen pflegt, stand seiner Tendenz nach Salzmann nahe. Er wollte Natur, Wahrheit, Einfachheit, gab sich aber, anstatt sich an das Altvolksthümliche und an die Kirche zu halten, einem falschen Idealisiren und Experimentiren hin und ging darüber zu Grunde, denn wegen schlechter Speculationen schoß er sich 1791 todt. Er war ein Kunst- und Petrefactenliebhaber. Unter den vielen kleinen Aufsätzen, die er geschrieben, zeichnen sich zwei Erzählungen in Wielands Merkur (von 1778 und 1781) aus.

Die Geschichte des Herrn Oheims, eines der gebildeten Gesellschaft freiwillig entfliehenden Genies, welches sich der Landwirthschaft widmet und ein idealer, alles rationell behandelnder Bauer wird, ein natürlicher Mustermensch nach Merks Herzensmeinung. — Lindor, die Geschichte eines von Kindheit auf durch seinen Scharfsinn ausgezeichneten Jünglings, welcher hernach emporkommt und Günstling eines Ministers wird, jetzt aber erst mit tiefer Beschä-

mung erkennt, daß ihn alle Welt nur ausbeuten und benutzen will, ohne Achtung für ihn, ja ohne Verständniß seines Werthes. So der Minister, die eigene Frau ꝛc. Ein Gemälde von hoher psychologischer Wahrheit.

Ausgewählte Schriften von Merk edirte Stahr, 1840.

Einen ähnlichen Weg wandelte seit 1781 der Züricher Pestalozzi, der in seiner Musterschule eine neue Methode durch Ausbildung des Anschauungsvermögens, des Formen-, Zahlen- und Sprachsinns anwandte, und eine solche Hoffahrt unter die Schulmeister brachte, daß dieselben seitdem den Pfarrern aufsätzig wurden, und in den nach Pestalozzi's Grundsätzen allmählig in ganz Deutschland gegründeten Schullehrerseminarien die Ueberzeugung genährt wurde, es sey für die aufgeklärte Menschheit an der Schule genug und die Kirche müsse ganz verschwinden. Pestalozzi selbst dachte freilich nicht, daß es so weit kommen würde, noch wollte er es. Seine Fabeln, die zuerst unter dem Titel „Figuren zu seinem ABCbuch" 1797 erschienen, enthalten viel Schönes z. B.

Einer hält ein Thal für gesegnet, weil es so viel Quellen habe, aber ein Bewohner des Thales sagt: es sind der Quellen zu viel, sie machen die Ebene zum Sumpf. Das paßt ganz auf die deutsche Poesie, in der nur zu viel gemacht wird. — Der Fels frägt die Statue, was sie sich brüste, sie sey nichts mehr, als er. Die Statue aber antwortet: ich brüstete mich nicht, so lange ich zu dir gehörte, ich thue es erst, seit ich von dir los bin. — Ein König wünscht, seine Unterthanen möchten so an ihm hängen, wie die Blätter an der Linde. Die Linde aber sagt: ich nähre sie mit Saft, du aber willst den Saft aus ihnen ziehen. — Einer schalt, es sey zu wenig Gemeingeist im Volke. Ein Bauer aber antwortete, ich fordere von meinem Reich nur Gemeinkraft.

Eben so edel ist sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud" von 1781.

Didaktische Romane zur Belehrung des Volks: der philosophische Bauer von Hirzel 1774 (dem noch ein philosophischer Kaufmann folgte), Gottfried Walther, der Tischler von J. M. Miller 1786, die gute Christine, eine Geschichte für Dienstboten, von Essich 1793. Das Noth- und Hilfsbüchlein von Rudolph Zacharias Becker (Hofrath in Gotha) 1788 nebst einem Liederbuch ꝛc. der Mildheim'schen Mustergemeinde.

Sehr rührig in der deutschen Literatur war damals Heinrich Zschokke, ein Magdeburger, der, nachdem er Ritterromane, (Kurd von Kiburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehm-

gerichts), ein Räuberschauspiel (den großen Abällino) 2c. geschrieben hatte und nachdem er in der Schweiz Erzieher gewesen war, sich der Revolution in die Arme warf, 1798 helvetischer Commissär wurde, und später für die göttliche Mission Napoleons und für den Rheinbund gegen die Spanier, Tiroler und Preußen schrieb. Eine mit seinem Namen verbreitete Flugschrift von 1807 kündigte Deutschland die glücklichste Zukunft an, seitdem sich Napoleon und der russische Alexander desselben erbarmt hätten. Dabei war Zschokke ein eifriger Maurer, verbreitete Aufklärung und machte eine glänzende Speculation mit seinen rationalistischen „Stunden der Andacht". Diesem Standpunkt gehört auch schon sein Roman von 1802 „Alamontade" an.

Alamontade liebt eine verheirathete Frau, von der er sich aus Tugend wieder trennt, um abermals eine gewisse Clementine zu lieben, von der ihn das Schicksal trennt, indem er im Cevennenkriege als Reformirter gefangen und auf die Galeere geschleppt wird. Hier bringt er fast dreißig Jahre in nicht christlicher, sondern philosophischer Gelassenheit und Geduld zu, bis der Tod ihn erlöst.

Ein anderer Roman Zschokke's, „das Goldmacherdorf", machte noch weit mehr Glück, indem er darin der modernen Schulmeisterei schmeichelte und das Ideal einer Dorfgemeinde schilderte, in der „Bildung und Wohlstand für Alle" durch den jungen Schulmeister Oswald erreicht wird.

3.

Die Kraftgenies.

Im instinktartigen Gefühl, daß man bisher immer zu schwach, zu weichlich, zahm und nachgiebig gegen das Herkommen oder die Mode gewesen sey, begannen viele Dichter, mit groben Worten um sich zu schlagen und mit ihrer wirklichen oder nur eingebildeten Kraft zu renommiren. Es war nicht immer die kochende und brausende Jugend, die sich so geberdete, es schlich sich bald auch Affectation ein, da der neue Ton imponirte und Mode wurde. Ein ähnliches Gefühl hatte schon früher die Kraftausdrücke und den Schwulst der zweiten schlesischen Schule sowie der

Klopstockischen Bardiete motivirt, und auch jetzt schöpfte man wieder einen Theil der neuen Kraft aus dem Stolz auf die deutschen Ahnen, auf das alte Heldenthum der Nation.

Hier trug Graf Stolberg die Fahne voran. Seinen patriotischen Romanzen aber gingen schon ältere vorher. Als die erste Romanze der Neuzeit gilt „Hermin und Gunilde“ von Raspe, vom Jahr 1766, obgleich sie nach des Verfassers eigenem Bekenntniß mehr dem Ariost, als dem deutschen Volksliede nachgebildet ist. Eben so unbedeutend scheinen 1768 Schiebelers Romanzen, sowie die von Geißler 1773, Grahl 1776, Kestinger 1779 gewesen zu seyn, da sie unbeachtet verschwunden sind.

In dem jungen Dichterbunde in Göttingen, der seine Weihe hauptsächlich von Klopstock empfing, nahm Friedrich Leopold, Graf von Stolberg, mit seinem Bruder Christian, einen hervorragenden Rang ein. Einem der ältesten Adelsgeschlechter am Harz entstammt, von echtem deutschem Kern, faßte Friedrich Leopold die Grundgedanken Klopstocks „Religion und Vaterland“ viel tiefer, als Klopstock selbst. Seine Religiosität blieb nicht der willkührliche, von aller Tradition emancipirte, empfindsame Christianismus vagus, sondern führte ihn zur wirklichen alten Kirche zurück, und seine Vaterlandsliebe blieb auch nicht im affectirten Bardiet stecken, sondern suchte das wirkliche alte deutsche Reich, Adel und Volk. Ein tiefer magnetischer Zug, ein unwillkührlicher naturnothwendiger Trieb, wie er im Wurzelsaft eines oben abgehauenen Baumes sich regt, um neue Aeste zu treiben, führte den poetischen Grafen mitten durch alle Täuschungen und Schmeicheleien, wie später durch alle Anfechtungen einer Zeitbildung hindurch, die von der Naturwahrheit abgewichen war. Es dauerte lange, bis er selbst sich faßte und begriff. Er schwankte in Sympathien und Manieren umher, bis gleichsam gegen seinen Willen, wenigstens gegen alle Erwartung, immer die sichre Natur in ihm den rechten Weg fand.

In seinen Gedichten schwärmt er anfangs wie Voß, Cramer &c., für Klopstock und ergießt sich im hohen Odenton in Begeisterungen für die Freunde, für den Gesang &c. Bald aber sehn wir ihn aus den antiken Versmaßen heraus zum deutschen Reim, zum Ton des Volksliedes sich durchringen. Er vergleicht die gute alte Zeit deutscher Kraft und Herr-

lichkeit mit den verkommenen Zuständen der Gegenwart und mahnt, die alte Kraft zu verjüngen in dem Liede vom deutschen Knaben:

Mein Arm ist stark und groß mein Muth ꝛc.

Im Liede des alten schwäbischen Ritters.

Sohn, da hast du meinen Speer,
Meinem Arm wird er zu schwer ꝛc.

Im Liede auf das Rüsthaus zu Bern:

Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh ꝛc.

In einigen Balladen, unter denen „die Büßende“ am berühmtesten wurde, suchte Stolberg gleichfalls den Sinn für die alte Zeit, Zucht, Sitte und Gemüthlichkeit zu wecken. Auch sein Bruder Christian schrieb dergleichen, doch sind dessen Gedichte nur ein schwächerer Abglanz der brüderlichen.

Das Griechenthum, für welches in Göttingen alles schwärmte, machte auch unserem deutschen Grafen viel zu schaffen. Nachdem er sich einmal damit eingelassen, verräth es seinen großartigen Sinn, daß er gleich (1776) die Ilias übersetzte (sowie sein Bruder den Sophokles). Aber das war nicht sein Beruf, seine Uebersetzung wurde bald durch die von Voß verdrängt. Sodann schrieb er einige Schauspiele in antiken Formen, und auch hier bezeugte sich wieder sein höher strebender Geist, sofern er in diesen Werken Ideen der Freiheit zur Geltung bringen wollte. Damals gab es viele ausgezeichnete Edelleute, welche im Sinne des dänischen Ministers Bernstorff, für Humanität begeistert, die Bauern emancipiren und zu edler Freiheit heranziehen wollten. Es war die Zeit, in welcher die vereinigten Staaten sich vom englischen Mutterlande losrissen und in ihrer Republik ein Ideal von Humanität, Freiheit, Gesittung, Wohlstand und allen Bürgertugenden darzustellen und Rousseau's Ideal zu verwirklichen schienen. Im Gefühl, der Feudaladel habe sich am Landvolk bisher versündigt, nahm sich ein französischer Edelmann, Lafayette, mit leidenschaftlicher Wärme des Volkes an, und regte sich dasselbe Gefühl auch in einem Theil des norddeutschen Adels. So erklärt sich die Freiheitsgluth in Stolbergs gräcisirenden Dramen.

Im „Thäseus“ wird dieser Held Befreier der Athenienser und Gründer ihrer bürgerlichen Freiheit. „Timoleon“ erobert die Freiheit wieder.

Christian schrieb zwei ähnliche Stücke:

„Belsazer“ wird in der Fülle seiner Sünden von den Persern überfallen und unter obligaten Freiheitsrufen auf seinem eigenen Thron ermordet, in der That eine Art Vision in Bezug auf das Schicksal der tiefverschuldeten Dynastie in Frankreich. „Otanes“ muß zusehen, wie der schlaue Darius sich durch unwürdige List der Herrschaft in Persien bemeistert, rettet aber sich und die Seinen in ein Asyl edler Freiheit.

Merkwürdig ist Leopolds Roman „die Insel“, in Prosa, 1788.

Der durch Unglück geprüfte Sophron unterrichtet auf einer schwäbischen Donauinsel einige Jünglinge und malt ihnen die beste Republik aus, die fast ganz socialistisch ist: Gleichheit des Standes und Besitzes, das Gesetz fast ganz entbehrlich durch die Sitte, Unschuld und Sittenreinheit die Grundlage, der Erfolg: das Paradies auf Erden.

Ganz verschieden von diesen Dichtungen ist Leopolds „Säugling“, nach Stoff und Form völlig classisch, ein allegorischer Mythus.

Die schöne Kritäis wird am Ufer durch wunderbare Töne, Düfte 2c. in süßen Schlummer gewiegt, als sie aber wieder erwacht, liegt ihr abgelöster Gürtel neben ihr und eine Stimme verkündet ihr, daß ihr ein Gott beigewohnt habe. Der Gott war Apollo, das Kind, das sie ihm gebiert, ist Homer. Auf Befehl des Gottes wird das Kind ihr geraubt, um auf dem Helikon von den Musen gepflegt zu werden. Da klagt die Mutter in den rührendsten Tönen, bis Apoll ihr das Kind wieder sendet, um endlich beide, Mutter und Kind, zu sich zu nehmen.

Das ist Stolbergs schönste und vollendetste Dichtung, und obgleich in streng classischer Form, doch von beinah indischem Charakter. Die Klage der Kritäis kann mit nichts verglichen werden als mit der Klage der Sakuntala, Draupadi, Savitri und der Verlassenen von Maghaduta.

Stolbergs „Jamben“ von 1784 sind poetische Episteln und Lehrgedichte, die seine edle Gesinnung und sein richtiges Gefühl bekunden.

In dem „Rath“ räth er ironisch, die Franzosen nachzuahmen, jede Modethorheit zu pflegen, die alte Treue und Sitte zu verlachen, Religion und Priester zu hassen 2c. In den „Schafpelzen“ aber straft er die falschen Pfaffen, Heuchler und Miethlinge. Unter dem „Kleinod“ versteht er die Ehre des Mannes und die Keuschheit des Weibes, dieses Kleinod soll ewig bei uns gewahrt werden.

Als Schiller die „Götter Griechenlands" gepriesen und eine poetische Wehmuth darüber ausgedrückt hatte, daß eine schöne heitere Götterwelt durch das finstere häßliche Christenthum verdrängt worden sey, nahm sich Stolberg des letzteren an, wurde dafür aber auch gleich in den Bann gethan, denn welcher deutsche Dichter damals nicht dem Christenthum seine Mißachtung bezeugte, durfte unter den Classikern der Nation nicht mehr geduldet werden. Schiller und Göthe schrieben eine Xenie, worin sie Stolberg feierlich vom Parnaß herunterwarfen, damit er, wie sie spöttisch hinzufügten, in seinen Himmel eingehen könne. Stolberg aber duldete dieses erste Martyrium als Christ, trat 1800 zur römischen Kirche über und begann eine langathmende Kirchengeschichte zu schreiben. In hohem Alter fiel noch sein Jugendfreund Voß über ihn her, um ihn als Finsterling und Römling dem Haß und der Verachtung der gebildeten Welt preiszugeben. Stolberg antwortete mit Würde und verschied in Frieden 1819.

Gottfried August Bürger aus dem Halberstädtischen, schloß sich an den Göttinger Dichterbund an und gab 1778 daselbst den Musenalmanach heraus, blieb aber bei den vornehmen Professoren verachtet, weil er ein etwas roher Polterer war und Unglück in der Ehe hatte. Zwei Frauen starben ihm, die dritte, die sich ihm aus Anlaß seines Lieds von der Weibertreue als biederes Schwabenmädchen selber angeboten und an den Hals geworfen hatte, quälte ihn mit ihren schlechten Sitten zu Tode (1794) und langweilte die Welt noch lange als herumziehende Declamatorin und mit geistlosen Schriften, in denen sie sich Theodora oder die „Pilgerin zum Heimathlande" nannte. Bürgers Werke erschienen 1835 gesammelt. Schiller griff ihn ungerecht an, A. W. Schlegel vertheidigte ihn. Sein Verdienst ist, daß er sich zum Ton und Geist des Volksliedes hingedrängt fühlte und eine Menge alte Sagenstoffe in Romanzen verarbeitete. Allein er trug noch zu sehr den Zopf der Zeit, um nicht, wie Stolberg, in ein rohes Poltern zu fallen. Die heilige Zartheit des echten Volksliedes hat er nie erreicht. Er lermt, prahlt zu viel und wird burlesk, wenn er populär seyn möchte. Er wird gemein, indem er sich zum Volk herabzulassen vermeint, ohne zu merken, daß das alte Volkslied voll Adel ist. In diesen Fehler waren auch schon Claudius und Löwen gefallen. Auf Bürger wirkten auch die altenglischen Balladen ein,

die damals gesammelt worden waren. Aus ihnen entlehnte er hauptsächlich die Geisterschauer, z. B. seiner Lenore:

Zu Lenoren kommt bei Nacht plötzlich ihr Liebhaber, ein in der Schlacht (im siebenjährigen Kriege) gefallener Reiter als Gespenst, holt sie ab, setzt sie hinter sich aufs Roß und reitet mit ihr in die Hölle. Vgl. die kleine Abhandlung über sie von Wackernagel in Haupts altdeutschen Blättern I. 174 f. August Wilhelm Schlegel hat diese Ballade so sehr gepriesen, daß er sagt: um ihretwillen allein würde Bürger unsterblich seyn. Gleichwohl vermag ich in der Form der Bürgerschen Ballade den echten volksthümlichen Ton nicht zu erkennen. Es ist ein Poltern, ein Aufhebens, ein Wichtigthun darin, die der edeln Einfachheit des echten Volksliedes geradezu widersprechen. Doch kann das dem poetischen Inhalt keinen Abbruch thun. Dieser gehört nicht Bürger, sondern der deutschen Sage an. Vgl. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig, Holstein Nr. 224.

In Lenore und in „des Pfarrers Tochter von Taubenheim" sind Treue und Untreue schön und in ihrer ganzen leidenschaftlichen Tiefe contrastirt. Der wilde Jäger macht mehr nur Lermen. Weniger volksthümlich erscheint Lenardo und Blandine. Etwas zu gedehnt ist das einem reizenden alten Fabliau entlehnte „Lied von der Treue". Viel Lerm um nichts macht das lange Gedicht „die Entführung". Gut ist der altdeutsche Schwank vom Abt und Schäfer. Viel zu prahlend das berühmte Lied vom „braven Manne". Eins der bekanntesten Gedichte Bürgers ist sein Zechlied:

Ich will einst bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen sterben!

Es ist gleichfalls verschroben. Halb hat es die herrlichste Trinkerlaune, halb ist es wieder gemein und niedrig.

Schubarts und Schillers Kraftgefühl und Oppositionsgeist regt sich in folgenden Liedern: Männerkeuschheit.

Wer nie in schnöder Wollust Schooß
Die Fülle der Gesundheit goß ꝛc.

und:

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roß?

Am merkwürdigsten ist aber in einigen Liedern Bürgers der erhabene Schiller'sche Schwung. In der Nachtfeier der Venus glaubt man schon die Klage der Ceres von Schiller zu hören. So erinnert „Adeline" an Schillers begeistertes Lied auf Laura.

Es war jedenfalls ein richtiges Gefühl, was Bürgern aus der Classicität heraus riß zum deutschen Volksgeist und Ton; wenn er auch vor-

erst nur das Drastische daran vorzog. Es bedurfte erst starker Nervenschläge, ehe die feinern Nerven leichtere Berührungen ertrugen.

Einige Lieder Bürgers verrathen noch ganz die Gleim'sche Schule anakreontisch-catullischer Tändelei, z. B.:

Freund Amor, kannst du machen
Für einen hübschen Kuß,
Daß mein Agneschen lachen
Aus frommen Augen muß? rc.

Ein paar Lieder sind ganz Voßisch, so besonders das Spinnlied:

Hurre, hurre, hurre,
Schnurre, Rädchen, schnurre rc.

Vgl. S. 21. Andere ganz nach Claudius Weise, z. B. an den Mond:

Ei schönen guten Abend dort am Himmel,
Man freuet sich, Ihn noch fein wohl zu sehn rc.

und:

Herr Bacchus ist ein braver Mann,
Das kann ich euch versichern,
Mehr als Apoll, der Leyermann
Mit seinen Notenbüchern rc.

Echt bürgerisch sind vorzüglich die Lieder, worin der nachlässigste Ton der Vertraulichkeit angestimmt wird:

Mein Trautel hält mich für und für
In festen Liebesbanden rc.

oder:

Mädel, schau mir ins Gesicht rc.

Im Löwen- und Blumauerschen Styl burlesker Travestie der classischen Mythendichter ist besonders die Menagerie der Götter gedichtet. Desgleichen die Travestie der Europamythe, das Lied von der Frau Schnips, die auch noch im Himmel ihre Galle ausläßt und alle Heiligen ausschimpft.

Friederich Müller, gewöhnlich der **Maler Müller** genannt, weil er zugleich malte und dichtete, geboren 1750 in Kreuznach, lebte seit 1776 in Rom, wo er 1825 starb. Sturm und Drang des Gemüths raubten ihm die Klarheit und Ruhe. Er hat im Scherz wie im Erhabenen etwas Wildes und diese Wildheit ist gerade das Schönste an ihm. Man glaubt zu bemerken, wie er, von den Manieren anderer Dichter überwältigt, sich mit seiner eigensten Natur durchschlagen will.

Zuerst stand er unter dem Einfluß Miltons, Klopstocks und Geß-

ners, daher seine biblischen Idyllen in poetischer Prosa, „Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte“ und „der erschlagene Abel“.

Im Allgemeinen erwehrt sich Müller mit Glück der unleidlichen Ach's und O's, und hält mehr den ernsten und feierlichen Ton Miltons und Klopstocks ein. Doch einigemal sinkt er tief unter sein eigenes Genie herab, indem er dem guten Adam die trivialsten modernen Phrasen in den Mund legt, z. B. (Müllers Werke, Heidelberg 1811. I. 96): „Adam spricht leise nun zu Eva: Höre, schöne Mutter, laß uns forteilen an den Ort der Ruhe, stark sehnt sich wieder einmal mein Herz nach dem Genusse deiner Liebe. Theure, laß mich nicht länger schmachten. Schmachten verzehrt das Leben, meine Liebe“ &c. Zuweilen bricht auch mitten durch den heiligen und feierlichen Ernst der paradiesischen Idylle die derbe Pfälzernatur hindurch und Kain, eifersüchtig auf das Lob, das dem Adam gespendet wird, ergeht sich S. 71 in gemeinen Schimpfwörtern. — Adams erstes Erwachen schließt mit einer Versöhnung, indem der trotzige Kain durch Liebe gezähmt wird und seine „braune“ Schwester Melboe heirathet, durch welches glückliche Familienereigniß der alte Adam eben zu seiner schmachtenden Schwärmerei für die alte Eva angereizt wird. Das zweite Gedicht, Abels Tod, schildert Kains Rückfall und ist nur kurz und unbedeutend.

Auf andere prosaische Idyllen Müllers hat Wieland und haben die Franzosen eingewirkt, die Faune und Satyrn erscheinen mehr in ihrer derben Natürlichkeit als bei Geßner.

Man sieht, wie die gute Natur Müllers mit dem verderbten Modegeschmack seiner Zeit kämpft, am besten in der Idylle „der Faun“. Obgleich hier noch ganz in Geßners Manier ein Faun um den Tod seiner geliebten Gattin klagt (was ungefähr so viel bedeutet, als wenn der deutsche Hanswurst im Ernst um den Tod der seinigen klagen sollte), so ist doch in der komischen Auffassung der weinenden kleinen Faunkinder dem Humor die gebührende Rücksicht geworden. — In fataler Mittelmäßigkeit hält sich die längere Idylle „der Satyr Mopsus“. Dieser besoffene Satyr wird nackt und übel verkratzt in Dornen gefunden, in die ihn eine schalkhafte Nymphe gelockt hat. Er singt nun den Hirten, die ihn befreien, die Geschichte seiner Liebe. Die mitleidigen Hirten fangen die Nymphe und binden sie an einen Baum, in welcher Situation sie auch ein langes Lied singen muß, eine Recapitulation antiker Mythen. Dafür wird sie dann losgelassen und muß versprechen — übermorgen den Mopsus zu heirathen. Das ist für den Scherz viel zu zurückhaltend und für den Ernst zu frivol. — Auch die Idylle „Bacchidon und Milon“ macht keinen angenehmen Eindruck, indem es sich hier bloß darum handelt, daß ein schalkhafter Hirt durch seine üppigen Schilderungen die Sinnlichkeit eines schon total besoffenen Satyrs noch mehr anfacht.

Diese Geßner-Wielandische Manier läßt Müller auf einmal fallen und schreibt (1775) in der „Schafschur" und dem „Nußkernen", zwei „pfälzischen Idyllen", ohne allen Ueberrest der Schäferpoesie und der Renaissance, nur auf modernem Boden gewachsene Dichtungen, Schilderungen einer ländlichen Schafschur in der Pfalz und eines geselligen Kernens oder Nüssknackens.

Die betheiligten Personen sind hier ein Schulmeister, dort ein Schultheiß, ein junger von der Universität kommender Sohn des Schulzen, ein Paar hübsche Mädchen, obligate Bauern ꝛc. Man scherzt sehr frei, man ist lustig, man zankt, man singt Volkslieder, man erzählt alte Geschichten, man liest endlich eine Comödie vor. Die Laune, der etwas sehr aufdringliche Conversationston, die Abwesenheit der Pruderie sind echt pfälzerisch, allein man würde dieser Idylle doch zu viel Ehre anthun, wenn man sie für eine volksthümliche halten wollte. Die Vorlesereien beurkunden hinlänglich, daß sie das nicht sind.

Unter dem Titel „Kreuznach" hat Müller eine seltsame Rhapsodie in poetischer Prosa geschrieben, an das Lob seiner Vaterstadt anknüpfend die Schilderung einer alten Fehde derselben aus dem Mittelalter. Hier erkennt man den affectirten Volks- und Biedermannsstyl aus Göthens Götz wieder. Ebenso in dem Schauspiel „Genovefa". Müller hat diesen Stoff zweimal behandelt.

Zuerst in einem idyllenartigen Gedicht „Ulrich von Coßheim". Ritter Ulrich kehrt bei einem Schäfer ein, der ihm die Geschichte der Genovefa in ein Paar dramatisirten Scenen vorträgt. Dabei verliebt sich Ulrich in des Schäfers schöne Tochter und nimmt sie, allem adeligen Vorurtheil trotzend, zur Frau. In diesem sehr unpassenden idyllischen Rahmen sind nun die Scenen aus Genovefa eingeschlossen, die zum Theil sehr schön, voll Leidenschaft und Naturwahrheit sind. Als Golo der Pfalzgräfin den schändlichen Antrag macht, ergreift sie ein Schwert:

Sieh her, her, hab ein Schwert,
Ha, meines Siegfrieds Schwert,
Will tief ins Herz mirs drücken,
Anlachen dich.
Ich, ich?
Lieber den Teufel als dich!
Entweich, Scheusal, tödtest mich.
Hölle sind mir deine Blicke,
Verrätherischer, elender Mann,
Lächlest du mich noch einmal an,
So stoß ich zu, so ist's gethan.

Aber Golo droht ihr, ihren Knaben an der Mauer zu zerschellen, und aus Mutterangst gibt sie einen Augenblick nach, doch ermannt sie sich wieder.

Golo, zurück, ich hab gelogen!
Lieber erwürgt ich gleich
Diesen mit eignen Armen,
Schling diese Locke um seinen Hals,
Erdrosselt ihn ohn' Erbarmen,
Als daß ich durch Schand und Schmach
Ihn wollt' verfluchen.

Später arbeitete Müller ein größeres Drama „Golo und Genovefa" aus, worin jene älteren Scenen durch viel schwächere ersetzt sind.

Müllers nur fragmentarischer „Faust (aus den Jahren 1776 und 1778) ist ein nur schwaches Produkt.

Die Teufel sammeln sich in den Trümmern der Kirche und klagen (wahrhaft genial) über die gemein und trivial gewordene Welt, in der es nichts Großes mehr gebe, weder ein großes Laster, noch eine große Tugend, sondern alles im Kleinlichen und Unbedeutenden verkomme. Nun tritt Faust auf, der (was nun nicht mehr genial ist) ganz eben so über die Welt klagt, wie die Teufel, es kaum aushalten kann, um sich zu zerstreuen, lüderlich wird, und dann, als ihn die Folgen treffen, über Gott und Welt losdonnert. Da er nun ein großes Genie ist, dem nur die Anerkennung fehlt, und die Teufel ein Genie suchen, um das matte Flämmchen der Ruchlosigkeit auf Erden wieder anzufachen, so finden sich beide leicht zusammen. Allein das Große, was man nun erwartet, geschieht nicht; vielmehr macht sich auf einmal wieder die philisterhafte Moral breit. Faust wird durch seinen frommen Vater erschüttert. Damit endet das erste Fragment. Im zweiten will Faust erst anfangen, sich in eine Königin zu verlieben, als der Pakt schon abgelaufen ist.

Müller hat nur eine geringe Zahl kleinerer lyrischer Gedichte hinterlassen. Darunter einige erotisch-anakreontische, z. B. ein recht zart und lieblich gehaltenes Gespräch des Eros mit seinem Täubchen, das allerliebst mit ihm kokettirt, und eine wunderliche, antik-romantische Uebertragung des schlafenden Amor in die Feenwelt Titanias, wo die zarten Elfen des Nordens den kleinen Gott des Südens einwiegen. Dazu „Amor und Bachus", jener mit einer Schaar von Mädchen, dieser mit seinen trunkenen Faunen 2c., die sich begegnen und in die Arme sinken, als die unzertrennlich verbunden seyn sollen. Seltsam sticht dagegen „das Lied eines bluttrunkenen Wodanadlers" ab.

1825 erschien von Maler Müller noch: Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie, mit einem sehr originellen Motive.

Der todte Adonis ist in der Unterwelt, Venus auf der Oberwelt untröstlich um ihn. Da will der kleine Amor ihr helfen, geht zur Unterwelt hinab und schießt einen Pfeil in Proserpina's Herz, die nun für Adonis entbrennt, aber auch den Amor zurückbehält und der bittenden Venus einen zurückgeben will, entweder den Geliebten, oder den Sohn. Sie wählt — als Mutter und fordert Amor zurück. Damit aber hat sie die Probe bestanden und bekommt nun den Geliebten noch dazu.

Müllers genialstes Werk ist die „Niobe".

Dem kalten antiken Marmor ist hier das wildeste Feuer der Leidenschaft eingehaucht. Niobe, von allen ihren Söhnen und Töchtern begleitet, geht in den Tempel, um sich selbst als Göttin anbeten zu lassen, da sie sich mehr zu seyn dünkt, als Latona. Da kracht die Decke des Tempels, furchtbarer Donner rollt und Flammen zucken umher, Diana und Apollo, Latonens Söhne kommen, die verschmähte Mutter zu rächen und

Sie nickten fürchterlich, anspannend
Die schwarzen Bogen, schreiend:
Niobe, wir kommen nun herab,
Opfer dir zu bringen.

Die eigenen Kinder Niobe's sind die Opfer, die an ihrem Altar von dem Pfeil der zürnenden Götter hingestreckt werden. Ehe Niobe sich dem Schmerz hingibt, tobt sie erst alle Wuth aus mit der Grazie des Gräßlichen, echt antik. Endlich bricht ihr das Herz, sie hat nur noch eine einzige Tochter übrig und jammernd wirft sie sich zu Dianens Füßen, wenigstens das Leben dieser letzten zu erflehen, aber unbarmherzig streckt Dianens Pfeil das Lieblingskind nieder:

Zu spät deine Reue!
Ha an meiner Säule
Sollt ich nicht rächen den Frevel?
Verzweifelnd lerne Götter ehren!

Da wird Niobe im Schmerz versteinert.

Großen Einfluß, wie auf fast alle Dichtergruppen im damaligen Deutschland, so auch auf die Kraftgenies übte seit 1773 Göthe durch sein berühmtes Ritterschauspiel „Götz von Berlichingen". Von diesem schwäbischen Ritter war aus der Reformationszeit eine Selbstbiographie erhalten und auch gedruckt worden. Angereizt durch ihren naiven Ton brachte nun Göthe diesen Götz auf die Bühne. Obgleich er den Haupt-

charakter verfehlte und aus dem naturwüchsigen, rohen, eigennützigen und verschmitzten Raubritter, der von sich selbst ohne Arg Gemeinheiten erzählt, einen sentimentalen deutschen Hausvater machte, ja das Hauptinteresse fast mehr auf den jungen Ritter Weißlingen lenkte, in den sich die Damen verlieben, so übte doch, indem man zum erstenmal wieder mittelalterliches Ritterwesen auf der Bühne sah, dieser Reiz der Neuheit und zudem die derbe und treuherzige Sprache des Ritters, welche Göthe beibehielt, einen Zauber aus und plötzlich begann ein Schwärmen für das Ritterthum und die Sprache des Götz. Natürlich, kurz angebunden, vertraulich, zutäppisch, grob seyn wurde Modeton.

Es ist erstaunlich, wie viele Trauerspiele alsbald in diesem Ton geschrieben wurden. Zuerst folgte Sprickmann seit 1774 (Eulalia, die natürliche Tochter, der Schmuck), dann Möller seit 1775. Leopold Wagner (den Göthe im Faust verewigt hat) schrieb für Göthe gegen Nicolai, als dieser den Werther verspottet hatte, ein Spottgedicht „Prometheus, Deucalion und seine Rezensenten", und ein gräßliches Trauerspiel „die Kindsmörderin" (1776).

Auffallend erscheint ein bayrischer Kammerherr, Freiherr v. Nesselrode, der schon 1774 einen „adeligen Tagelöhner" und „die Ahnenstolzen auf dem Lande" auf die Bühne brachte mit der ausgesprochenen Tendenz, der Convenienz die Natur entgegenzusetzen.

Johann Anton Leisewitz, Präsident in Braunschweig, schrieb 1776 das seiner Zeit berühmte Trauerspiel „Julius von Tarent", dessen Feuer auf Schiller Einfluß geübt zu haben scheint. Dieses Werk und einige kleine Sachen, namentlich Dialoge, erschienen unter dem Titel „sämmtliche Werke von Leisewitz, Braunschweig 1838".

Julius, Erbprinz von Tarent, liebt eine Nonne, und ist (wie Shakespeare's Romeo) ganz aufgelöst in Liebe. Eben deßhalb hält ihn sein kriegerischer Bruder Guido für weichlich und feig und macht ihm in einer Anwandlung von Uebermuth die Geliebte streitig. Julius soll eine Andere heirathen; da bleibt ihm nichts übrig, als die Nonne zu entführen, aber Guido überrascht und tödtet ihn. Die sanftere, aber reine, treue, dauerhafte und unüberwindliche Liebe des einen, die wilde, rasche, eitle und flüchtige des andern Bruders contrastiren auf eine sehr poetische Weise. Beide sind gleich leidenschaftlich, doch jeder auf so ganz andere Art, daß sie sich wechselseitig zur Folie dienen. Eine schöne Wärme belebt das Gedicht.

Sehr hochgeschraubt und überspannt war Bergers Trauerspiel „Galora von Venedig“, 1778.

Jakob Michael Reinhold Lenz, Pfarrerssohn aus Livland, lernte in Straßburg Göthe kennen und wurde 1777, als Frau Schlosser, Göthe's Schwester, starb, wahnsinnig, aber so weit geheilt, daß er, ziemlich blöde geworden, das Schusterhandwerk lernte. Endlich wurde er völlig gesund, kehrte nach Rußland zurück und starb 1780 in Moskau. Seine Werke gab Ludwig Tieck 1828 in drei Bänden heraus. In Lenz pulsirt dieselbe Fieberhitze der Sturm- und Drangperiode wie in Maler Müller, Leisewitz, Klinger, Schiller ꝛc., aber maßlos. Heiße Vollblütigkeit wird toll und sucht, wenn auch unter Späßen, die tödtliche Wunde, die dem Blut Abfluß, der brennenden Gluth Abkühlung gewähren soll. Aber von Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit, keuscher Zucht, den mannhaften Mitteln, das heiße Blut zu beherrschen, ist bei Lenz nicht die Rede. Er ist Egoist und erlaubt sich alles, wie Göthe, nur daß er kein so glückliches Temperament hat und nicht so klug berechnet.

Seine Schauspiele sind:

1) Der Hofmeister. Läufer, ein junger Hofmeister, verliebt sich in das Fräulein des Hauses. Sie wird schwanger, beide fliehen und werden getrennt. Der beleidigte Vater findet später den Verführer und verwundet ihn. Läufer sieht ein, wie ihn sein Blut in üble Versuchung geführt und ihm und andern nur Verderben gebracht habe, und — entmannt sich. Gleichwohl will eine hübsche Schulmeisterstochter, in dessen Hause er aufgenommen worden, ihn absolut heirathen und er läßt es sich auch gefallen. Das verführte Fräulein mit ihrem Kinde wird wieder aufgefunden und ein adeliger junger Herr ist so großmüthig, sie zu heirathen und das Kind zu adoptiren. Bei diesem wunderlichen Kampf zwischen den Standesvorurtheilen der Zeit auf einer, der Natur und Poesie auf der andern Seite kommen hier die letztern doch ziemlich zu kurz, und das Schauspiel ist, wenn auch gewiß originell, doch bizarr und unnatürlich.

2) Der neue Mendoza. Eine spanische Dame, Donna Diana, die immer mit dem Dolch bei der Hand ist, stört durch ihre furchtbare Eifersucht das Glück zweier Liebenden, des Prinzen Tandi und Wilhelminens, die als Bruder und Schwester ewig getrennt werden sollen, als entdeckt wird, Tandi sey nicht Minens, sondern Diana's Bruder.

3) Das leidende Weib. Eine Gesandtin liebt den von Brand, ein Graf Louis kommt dahinter und beutet das Geheimniß ihrer Liebe für sich aus, indem er die schöne Gesandtin überfällt. Aber Brand kommt dazu und erschießt

ihn. Durch diesen Mord wird ihr Verhältniß ruchbar und sie stirbt vor Scham, ihr Gatte findet sie als Leiche. Das ist ohne Zweifel das einfachste, durchdachteste, durchfühlteste, in sich vollendetste und beste der Lenz'schen Stücke. Nach Tiecks Vorrede S. CXXII erschien das Stück anonym und man hat es Klinger oder einem unbekannten Nachahmer des Lenz zuschreiben wollen. Tieck aber hat Recht, wenn er das Stück nach seinem ganzen Ton lieber dem Lenz, als einem andern vindicirt.

4) Die Freunde machen den Philosophen. Im Geschmack der Götheschen Stella, Mitschuldigen und Wahlverwandtschaften, eine sentimental-frivole Verhöhnung der Ehe. Der liebenswürdige junge Philosoph Strephon liebt Seraphine, die Braut des Prado, und Prado ist so gefällig, zwar Seraphinen auf seinen Namen zu heirathen, alle Eherechte aber an Strephon abzutreten.

5) Die Soldaten. Marie, die Tochter des Kaufmann Wesener in Lille, wird von einem jungen Offizier, der im Hause einquartiert ist, ver- und entführt. Ihr Vater sucht sie lange vergebens, endlich zupft ihn einmal in der Dämmerung eine feile Schöne an. Es ist seine Tochter, sie erkennt ihn, beide sinken zu Boden. Ein treues Bild aus dem wirklichen Leben, widrig, aber tief ergreifend.

6) Der Engländer. Der junge Robert Hot verliebt sich in Italien in die schöne Prinzessin von Carignan, ohne sie besitzen zu können. Sein besorgter Vater kommt an, ihn zur Vernunft zu bringen, aber als Robert hört, seine Geliebte gehe eine vornehme Vermählung ein, wird er rasend. Man schickt ihm eine schöne Buhlerin zu, ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er entreißt derselben eine Scheere und ersticht sich. Vielleicht das heiß- und vollblütigste, was Lenz geschrieben.

7) Die beiden Alten. Ein Sohn läßt den Vater umbringen, der Mörder läßt ihn leben, sperrt ihn ein und beköstigt ihn. Durch Zufall entdeckt ihn ein alter Freund und rettet ihn. Dieses kleine Schauspiel ist vom Jahr 1776 und mag auf Schillers Räuber Einfluß geübt haben, obgleich sich das Interesse nur um den Alten dreht; der Sohn bereut und bittet am Schluß um Vergebung, ganz wie in einem Kotzebue'schen Stücke.

8) Pandaemonium germanicum, eine dramatische Skizze, worin Göthe vor allen, dann Lessing, Klopstock und Herder als die großen Genien deutscher Nation gepriesen und den verspotteten Nachahmern des französischen Geschmacks, Wieland, Jacobi, Hagedorn, Weiße, Rabener rc. entgegengesetzt werden. In der Art, wie früher Aristophanes und später Ludwig Tieck (im Prinzen Zerbino) die Dichter seiner Zeit durchnahm, doch an Witz weit unter beiden. Göthe steigt einen Berg hinauf, seine Nachahmer kommen ihm nicht nach. Rabener kommt: „Platz, Platz für meinen Bauch!“ Wieland langweilt die Damen mit Vorlesungen, bis eine bessere Unterhaltung beginnt, indem „die Herrchen ungezogen zu werden anfangen,“ Göthe aber stürzt herein und stört sie, indem er ihnen ihr undeutsches Treiben vorwirft und ihnen einen Knochen

als Reliquie ihrer Vorfahren vorhält. Am Schluß wird Göthe von Lessing, Klopstock und Herder gesegnet, und Lenz hinwiederum von Göthe als Bruder umarmt.

Außerdem hat Lenz mehrere Lustspiele des Plautus modernisirt (das Väterchen, die Aussteuer, die Entführungen, die Buhlschwester, die Zuckersklavin) und Shakespeare's Love's labours lost übersetzt. — Das Fragment einer Farce „der Höllenrichter" läßt Bacchus den Dr. Faust aus der Hölle, in der er sich verzweifelt langweilt, heraufholen.

Kein Drama mehr, sondern nur eine Reihe philosophirender Dialoge zwischen dem aus Swift bekannten Gulliver und gewissen Luftgeistern sind die Gespräche „über Delikatesse der Empfindung". Eine Betrachtung über die Fliege (III. 325) ist vielleicht das beste in dieser sonst sehr unzusammenhängenden Gedankensammlung.

Man hat von Lenz auch einige Erzählungen in Prosa: 1) Der Landprediger (1777). Weit entfernt, einer ländlichen Idylle zum Mittelpunkt zu dienen, wie der englische vicar of Wakefield, versteigt sich dieser Lenzische Landprediger vielmehr in die höhere Sphäre städtischer Bildung, als aber auch seine liebe Frau Albertine davon angesteckt wird, Verse macht und die Sappho spielt, besinnt er sich und hilft sich und ihr, indem er sie an einen Abgrund trägt und verlangt, wenn sie wie Sappho schreibe, solle sie auch wie Sappho handeln. Sie zieht es vor, keine Verse mehr zu machen.

2) Zerbin oder die neue Philosophie (1776). Ein junger Berliner Philosoph mit „kühner glühender Einbildungskraft" verführt ein Mädchen. Sie setzt das Kind aus und wird als Kindsmörderin hingerichtet, er stürzt sich ins Wasser. Die philosophischen Gründe, aus denen er die Verführung für erlaubt hielt, hätten noch stärker dürfen hervorgehoben werden.

3) Die Geschichte des Felsen Hygillus ist leider nur eine Skizze, enthält aber ein reiches poetisches Motiv, das der Dichter wohl hätte ausbeuten können. Hygillus ist Bruder des Aesculap und kann sich in jede Form verwandeln, wie er will. Er erzählt der schönen Königin Thaumasia, in welchen Gestalten er schon die seltsamsten Abentheuer bestanden habe. Einmal hatte sich König Admet bei schwelgerischer Tafel durch Apollos Zaubertöne in immer süßere Wollust einwiegen lassen und wollte noch mehr hören, da nahm Hygillus des Apollo Gestalt an und sang ihm in plärrendem Schulmeisterton ein moralisches Lied zum Preise der Keuschheit und Mäßigkeit. Ein andermal verwandelte er sich in die Taube vor dem Wagen der Venus und ärgerte sie, indem er plötzlich zu Minervens Eule wurde. Noch einmal verwandelte er sich in eine Hindin Dianens und wurde, als sie entschlummert, plötzlich ihr Endymion. Die Königin Thaumasia heißt ihn, als er dieß erzählt, sogleich für immer schweigen und verurtheilt ihn, auf ewig ein Fels zu werden.

In seiner Jugend dichtete Lenz auch einige lyrische und didaktische Stücke, Oden an Katharina II., ein Lehrgedicht „die Landplagen", worin er in Hera-

metern den Krieg, die Hungersnoth, die Pest, die Feuersnoth, Wassersnoth und das Erdbeben beschreibt. Ganz im Geschmack des Milton und Thomson und ihrer deutschen Nachahmer, nicht ohne manchen glücklichen Zug, im Ganzen aber von langweiliger Empfindsamkeit. — In diese erste Jugendzeit gehört auch das Fragment eines Gedichts auf das Begräbniß Christi, klopstockisirend. — Ein Gedicht schildert die zärtlichen Leiden des Petrarca, in einem fingirten poetischen Briefe Tancreds an Reinald schildert der erstere seine Liebe zu Chlorinden.

Ludwig Philipp Hahn, ein Pfälzer, schrieb 1776 den „Aufruhr in Pisa", ferner den „Grafen Karl von Adelsberg", worin eine verbuhlte Gräfin ihren alten Gatten ermorden läßt, und 1778 „Robert von Hoheneck", alle im Styl des Götz und mit Chauffement geschrieben, aber ohne höheren Werth. — Tieferen Eindruck machte der bayrische Graf Törring-Seefeld, dessen Trauerspiel „Agnes Bernauer" in etwas roher, aber natürlicher und ergreifender Prosa geschrieben, unzählige Thränen hervorlockte. Sein „Kaspar der Thorringer" ist weniger rührend. Nächst ihm machte ein anderer Bayer, Franz Marius v. Babo, mit ähnlichen Kraftstücken sein Glück.

Sein berühmtestes Trauerspiel (von 1782) ist „Otto von Wittelsbach", in Prosa, im Styl des Götz, die Geschichte der Ermordung Kaiser Philipps behandelnd, aber voll von falscher Sentimentalität. Der Mörder wird keineswegs als roher rücksichtsloser Hitzkopf aufgefaßt, sondern als ein überaus edler und gefühlvoller Mensch, der so wenig an sich selbst denkt, daß er ohne Neid das Glück seiner regierenden Vettern in Bayern mit ansieht, und der ein so guter Reichsunterthan ist, daß er noch sterbend seinen Kindern Treue gegen das Reich empfiehlt. Wie ein so lieber guter Mann dazu kommen kann, dennoch aus Eigennutz und Trotz den besten aller Kaiser zu ermorden, fragt der Leser vergeblich. Der Schlüssel zu diesem Widerspruche liegt aber darin, daß Babo dem Hause Wittelsbach nicht weh thun wollte. — Ziemlich feurig ist Babo's „Arno", worin nur von Ehre, nicht von Liebe gehandelt wird. Die übrigen Schauspiele Babo's sind nicht viel werth. In „den Römern in Deutschland" ersticht sich Mathilde, um der römischen Gefangenschaft zu entgehen. „Dagobert", König der Franken, wird auf seinen Thron zurückgeführt. In „Greuel und Rache" behauptet die weise Königin von Cypern den Thron gegen ihren eignen übelgerathenen Sohn. In den „Strelitzen" spielt Czar Peter den Großmüthigen. „Bürgerglück" und „die Maler" sind sehr unbedeutende Rührstücke. Das Beste von Babo ist das Lustspiel „der Puls". Ein kluger Arzt erkennt am Pulse eines jungen Grafen, derselbe liebe seines Vaters Braut, und am Pulse dieser Braut, daß auch sie ihn liebe. Nun sagt er dem

Vater, der Sohn liebe seine (des Arztes) Braut, und der Vater gibt sich alle Mühe, den Arzt zur Abtretung seiner Braut für den Sohn zu bereden, um dieses geliebten Sohnes Leben zu erhalten. Er, der Arzt, sey ja schon ein zu alter Mann ꝛc., da sagt der Arzt: das ist Ihr eigner Fall, so treten Sie denn selbst Ihrem Sohn Ihre Braut ab, denn sie ist es, die er liebt. Der überraschte Vater muß sich fügen.

Vaterländische Schau- und Trauerspiele im Style des Götz, der Agnes Bernauer ꝛc. erschienen nun eine Menge. Von Werthes seit 1775 Rudolf von Habsburg und Conradin; von Blum das befreite Rothenau 1775; von Julius Graf v. Soden Heinrich IV., Sickingen, Anna Boley, der Graf v. Gleichen ꝛc.; von d'Arien der Seeräuber Stortebeker; von Hagemeister Johann von Procida, die Jesuiten, Waldemar, Pausanias, Gustav Wasa; von Hagemann Ludwig der Springer, Otto der Schütz, Friederich von Oldenburg; von Kalchberg die deutschen Ritter vor Accon; von Brömel die Adjutanten, Gerechtigkeit und Rache; von Conz Conradin von Schwaben; von Längenfeld Ludwig der Bayer; von Ramdohr Otto III.; von Destouches in München Arnulf, Graf Arco, die Rache Albrechts III.; von Reinhard Heinrich der Löwe; von Koller Konrad von Zähringen; von Caspar Max I. von Bayern; von Cremeri der Bauernaufstand ob der Enz; von Kayser Arnold von Winkelried.

Lessings Nachfolger als Hamburger Dramaturg, Johann Friedrich Schink, schrieb sehr viel durcheinander, ohne festen Charakter und ohne Geist, immer nur sich forcirend.

In Gianetta Montaldi (Trauerspiel von 1795), Lina und Walter, Adelstan und Röschen, affectirte er die Sprache des Werther und Götz. Im Theater von Abdera, dem travestirten Hamlet ꝛc. haschte er nach fadem Witz.

Ein sehr schwacher Geist war Heribert von Dalberg, der als Theaterintendant in Mannheim Schiller vornehm im Stich ließ, und als badischer Minister (1806) starb. Er schrieb mehrfach für die Bühne, eine Electra, Kora, Montesquieu (schwache Anecdoten), Orinooko (ein edler Negersklave, der seine Geliebte tödtet, um sie der Verführung durch Weiße zu entreißen). Merkwürdig ist nur sein „Mönch von Carmel" (1787) als ein Vorbild der Müllner'schen Schuld.

Ritter Hildebrand hat den Grafen Wallori ermordet. Die Wittwe Ma-

thilde wird wahnsinnig, ihre Vernunft kehrt aber zurück und sie erzieht ihren Sohn unter dem Namen Montgomery als einen Fremden, um ihn vor Hildebrands Nachstellungen zu sichern. Als er herangewachsen zum Jüngling, strandet ein Schiff am Felsen vor Mathildens Schloß. Die einzigen Geretteten sind der Mönch von Carmel und der durch den Schiffbruch schwer verwundete Hildebrand, den Niemand kennt. Mathilde gesteht dem wilden Montgomery, daß sie seine Mutter sey und fordert ihn auf, sich an Hildebrand zu rächen und ihn deßhalb aufzusuchen. Aber ehe er geht, tritt ihm der Mönch in den Weg. Dieser nämlich ist der todt geglaubte alte Wallori, der den Jüngling nicht für den Sohn, sondern für den Buhler der Wittwe hält und ihn verwundet. Erst indem er sich zu erkennen gibt, erfährt er auch den Irrthum. Zum Glück ist Montgomery nicht gefährlich verletzt. Mittlerweile stirbt auch Hildebrand und bekennt vorher reuig seine Schuld. Der Anfang ist spannend, die rauhe Küste, das geheimnißvolle Schloß 2c., aber die Entwickelung befriedigt nicht.

Friedrich Wilhelm Ziegler aus Braunschweig, auch Schauspieler, schrieb viele Stücke, welche zu Wien 1791 erschienen. Obgleich er nur zu den Dichtern zweiten Ranges zu zählen ist, unterscheidet er sich doch zu seinem Vortheil durch eine edle Wärme für das Natürliche und für die Tugend. Er macht den Uebergang von Iffland zu Schiller. Sein bestes Stück ist die Mohrin.

Georg Fleetwell, Sohn eines Lords, gilt als ertrunken und wird von seinem Vater und von seiner Braut Aurelie tief betrauert. Er ist aber aus dem Schiffbruch gerettet worden durch die treue Negerin Joni, die er einst gekauft hatte, um sie vor Mißhandlungen zu retten, und durch ihren Bruder Zangi. Dieselbe Joni ist ihm, obgleich er ihr einen Freibrief ausgestellt und sie fortgejagt hat, doch überall nachgefolgt, seinem Wagen nachgesprungen, hat ihn nie und nirgends verlassen und ihm noch öfter das Leben gerettet, so daß er fest entschlossen ist, ihre Treue durch seine Hand zu belohnen. Als er aber zu seinem Vater zurückkehrt und seiner Braut auf die schonendste Weise die Veränderung seiner Gesinnungen ankündigt, tritt seine Tante Lucie wüthend dazwischen und will durchaus nicht zugeben, daß ein Lord sich mit einer Schwarzen verheirathe. Joni beruhigt sie, da sie entschlossen ist, Georg zu entsagen, und will schleunigst entfliehen. Nur nimmt sie von Aurelien Georgs Bildniß an, wofür sie ihr das Original zurückläßt. Aber Tante Lucie will ihr nicht einmal das Bild lassen, nimmt es ihr ab und verschließt es in ihrem Schreibtisch. Empört über so viel Niederträchtigkeit schlägt die starke Mohrin das Pult auf und nimmt in der Hast eine der ihrigen ähnliche Brieftasche, worin sie das Bild wähnt, und flieht. Die Tante aber läßt ihr nachsetzen und klagt

sie als Diebin an, weil in der Brieftasche 500 Pfund gewesen seyen. Joni wird arretirt, es gibt eine wilde Scene, Georg ist außer sich. In der Brieftasche fehlen die 500 Pfund; aber Aurelie beweist, daß sie gar nicht darin gewesen seyen, indem sie selbst sie früher herausgenommen hat. Der alte Lord hatte sie seinem Neger geschenkt, die geizige Tante sie zurückgehalten, Aurelie sie aber dem Neger heimlich wiedergegeben. Der Neger selbst kommt und zeigt sie vor. So ist Joni's Unschuld erwiesen und die ganze Familie beeilt sich, das Unrecht wieder gut zu machen. Joni wird Georgs Gattin. — Ziegler hat sie als eine einfache und kräftige Seele geschildert, ohne irgend eine Affectation. Sie erinnert vielfach an das Käthchen von Heilbronn.

Am beliebtesten wurde Zieglers politisches Schauspiel „Parteienwuth".

Im englischen Bürgerkriege hat Lady Johanna Laud ihren Vetter Heinrich, Obersten der geschlagenen königlichen Armee, bei sich versteckt. Der Oberrichter Gottlieb Kocke nimmt Quartier in demselben Hause und Heinrich rettet sich, indem er seine Wirthin verräth (kraft des Parlamentsbeschlusses, der Jedem Gnade sichert, der seinen Wirth angibt). Er handelt dabei aus Eifersucht, weil er Johanna liebt, die aber den Sherif Sir Hamilton vorzieht. Kocke verurtheilt die Lady zum Tode, unmittelbar vor der Hinrichtung aber wird er von dem wieder reuig gewordenen Heinrich erschossen, die Soldaten durch Hamiltons Getreue entwaffnet und alle Betheiligten entfliehen zu Schiff nach Holland. — Ein sehr lebendig anregendes Schauspiel, worin leider der Hauptcharakter Kocke karikirt ist. Er spielt den abgerissenen Bettler, den alten kranken und schwachen Mann, den Demüthigen und Gutmüthigen gar zu absichtlich und ohne Noth.

Sehr beliebt war auch Zieglers Stück „Thekla die Wienerin", voll von Wiener Patriotismus. Minderen Werth haben die Stücke „Rache für Weiberraub" aus der Ritterzeit, „der Brudermörder wider Willen" aus Attila's Zeit, „Fürstengröße" aus der Zeit Ludwigs des Bayern. Unter Zieglers Lustspielen macht sich „der Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" bemerklich.

Graf Liebenau liebt die schöne Marie, Tochter eines stolzen Schmiedes in einer Reichsstadt, kann als Ritter nur verstohlen zu ihr gelangen und nie darauf Rechnung machen, ihre Hand zu erhalten, verkleidet sich daher als Schmiedgesellen Konrad und dient dem Schmiede unerkannt. Das Mädchen selbst kennt ihn nicht und schwankt zwischen der Liebe zum Grafen und zum Schmiedeknecht, bis der letztere entschieden den Vorzug erhält. Nun macht der Graf öffentlich solche Anstalten, als wolle er Marien mit Gewalt entführen, daß der alte Schmied Stadinger es vorzieht, sie schnell mit dem Gesellen Konrad zu verheirathen, um sie dem Grafen zu entziehen. Aber wie staunt er,

als nach der Trauung der Gesell und der Graf als eine und dieselbe Person erkannt werden!

Im „Incognito“ stiftet ein Fürst unerkannt Gutes. „Die Schöne und Häßliche“ ist bizarr, sofern hier ein Lord ein Ideal der Häßlichkeit sucht und untröstlich wird, es nicht zu finden. „Weltton und Herzensgüte“ beweist, bis zu welcher Verschrobenheit man damals schon gelangt war.

Präsident von Berg vernachlässigt seine edle Frau Amalie, hält Maitressen, macht ungeheure Schulden. Sein Bruder Fritz kommt vom Lande, ein reiner kräftiger Naturmensch und reich, auf den daher sogleich Bergs kokette Schwägerin, eine Wittwe, Jagd macht. Aber Fritz liebt schon das Kammermädchen, Antonie, eine edle arme Waise, der sein Bruder im eignen Hause nachstellt. Ja Berg geht so weit, Fritz zu belügen, Antonie sey eine Buhlerin, nur um sie für sich selbst behalten zu können. Amalie bittet ihren Mann, ihr sein Herz wieder zu schenken, er schenkt ihr aber eine Pomeranze. Ein Sohn Bergs liegt krank auf dem Lande, Berg kümmert sich nicht darum, bis das Kind stirbt. Kurz er ist nicht nur leichtsinnig, sondern handelt in jeder Weise niederträchtig. — Unterdeß hat ein Justizrath aus altem Haß den Sekretär Bergs bestochen, dessen Handschrift nachzuahmen und ihm staatsverbrecherische Papiere unterzuschieben. Berg wird verhaftet, der Sekretär brennt mit einer Summe Geldes durch, gibt aber zuvor noch ein Packet an Fritz ab, was die Beweise von Bergs Unschuld und des Justizraths Verrath enthält. Dadurch wird Berg gerettet und gelobt, fortan der Tugend zu leben.

Stark kotzebuesirt. Das Stärkste ist, daß Amalie im Grimm gegen den unwürdigen Gatten sich selbst einem Major anträgt, der sie liebt, ihr aber erwiedert, er liebe nur die Tugend in ihr, nicht das Laster. Dadurch wird sie denn bewogen, sich wieder an den Hals ihres elenden Gatten zu hängen.

Johann Gottfried Dyck, ein Leipziger Buchhändler, übersetzte viele französische Stücke und schrieb ein paar eigene Trauerspiele: „Thomas Moore, Heinrich IV., Esser, Coriolan“ in ziemlich feuriger Prosa, aber mit zu viel Tugendpathos.

Friedrich Eberhard Rambach, russischer Staatsrath in Dorpat, schrieb seit 1791 mittelmäßige Schau- und Trauerspiele „Theseus, Hiero, Otto mit dem Pfeil, Friedrich von Zollern, der große Kurfürst zu Rathenau, die eiserne Maske“ rc.

Der Schauspieler Johann David Beil schrieb selbst Schauspiele und steht Iffland nahe, doch schon mit Sturm und Drang. Unter seinen leidenschaftlichen Stücken (Dietrich von Ruben, Armuth und Hoffarth,

Curt von Spartau, die Familie Spaden) sind besonders „die Spieler“ merkwürdig, weil er sich darin die schrecklichen Folgen des Spiels, dem er selbst ergeben war, vor Augen stellte. Er hörte auf zu spielen, starb aber gramvoll und erschöpft im besten Alter (1794). Isenburg v. Buri, hessischer Offizier, brachte seit 1791 die Zerstörung der Bastille, so wie den Tod des Königs und der Königin von Frankreich auf die Bühne und schrieb auch einige Lustspiele.

Friedrich Maximilian Klinger, geboren zu Frankfurt a. M., studierte Theologie, wurde Sekretair einer Schauspielergesellschaft, österreichischer Offizier, dann russischer Vorleser Pauls I. als Prinz, General und Direktor des Kadettenkorps, Curator der Universität Dorpat. Ein Schwärmer für die Freiheit endete er als recht eigentlicher Despotendiener. — Klinger blickte in seiner Jugend tief und ernst in die Schlechtigkeit und Dummheit der Menschenwelt hinein. Der Trost der Religion war ihm versagt, ja er erblickte in der Kirche selbst nur eine Corruptionsanstalt. Er schildert nun in fast allen seinen Dichtungen, wie edle und gute Menschen, ja Engel selbst vergebens die Menschen zu bessern suchen und wie starke Menschen im furchtbaren Kampf gegen das Böse erliegen. Nur die helle Schönheit der Charaktere, die auf diese Weise vom immer dunkler werdenden Abgrunde verschlungen werden, entschädigt für das schmerzliche Gefühl, das seine Dichtungen zurücklassen. In der Auffassung und Sprache Klingers herrscht anfangs noch etwas Wildes, ja fast Rohes, aber sie verfeinert sich von Jahr zu Jahr.

Klinger begann mit Trauerspielen voll Leidenschaft. Von seinem Stück „Sturm und Drang“, das von einem blutigen Familienkampf in Schottland handelt, erhielt die ganze Periode krampfhaft hitziger Dichtung den Namen. In den „Zwillingen“ (1774)

haßt der feurige Guido seinen sanften Zwillingsbruder von Jugend auf und mordet ihn um der schönen Kamilla willen, die den milden Bruder dem wilden vorzieht, bietet sich aber nachher standhaft zur Sühne dar und läßt sich von seinem eigenen Vater erdolchen.

In den „falschen Spielern“ von 1780 hat Klinger einigermaßen den ein Jahr später erschienenen Räubern von Schiller vorgearbeitet.

Franz von Stahl wird von seinem Stiefbruder Karl verleumdet und in Noth gestürzt, daß er sich dem Spiel ergibt. Zuletzt aber erkennen die Ver-

wandten und die Geliebte (Juliette), daß er auch im Verderben noch edler geblieben ist, als der Schleicher Karl, dessen Treulosigkeit bestraft wird.

Besser ist das Trauerspiel „Elfride" von 1782.

Elfride, ein Fräulein, die der englische König Edgar liebt, um die ihn aber sein Günstling, Ethelwald, betrügt, indem er sie selbst heirathet und durch Arglist von ihm fern hält. Aber die Liebe findet dennoch ihren Weg, der König entdeckt, wie schändlich er betrogen wurde, und tödtet den falschen Günstling, um seiner Wittwe die Krone aufzusetzen. Derselbe Gegenstand ist als Roman behandelt von einer pseudonymen Maria, 1824. Der Stoff hat etwas mit dem alten Romane von Bertha mit dem großen Fuß Verwandtes.

Sehr merkwürdig ist Klingers Lustspiel von 1783 „der Schwur gegen die Ehe".

Graf von Blumin, ein Weiberhasser, läßt seinen Sohn schwören, daß er nie ein Weib heirathen, aber so viel Weiber als möglich verführen solle. Der junge Graf hält den Schwur, gerieth aber endlich an eine junge so reizende und liebreiche Wittwe, daß er bei ihr den Schwur gern vergessen möchte. Sie reizt ihn noch mehr dadurch, daß sie ihm sagt, sie habe ihrer Mutter ganz den nämlichen Schwur schwören müssen, alle Männer zu verführen. Der alte Graf erfährt, daß sein Sohn im Begriff ist, den Schwur zu brechen und weiß kein anderes Mittel, es zu verhindern, als daß er selbst der schönen Wittwe seine Hand anbietet, die sie auch annimmt, aber nur unter der Bedingung, einen jungen Liebhaber im Hause zu halten. Am Schluß werden Vater und Sohn von der Wittwe überlistet, indem sie keinen von beiden nimmt, beide beschämt und ihre Hand dem Baron Fabris reicht.

Man traut kaum seinen Augen, wenn man in der Vorrede liest, Klinger habe „deutsche Sitten" schildern wollen.

Klingers Trauerspiel „Konradin" von 1784 ist besser, als die vielen Duzend Stücke, die denselben Gegenstand behandeln. Vor allem ist zu rühmen, daß Klinger seinem Helden keine Geliebte gibt und das Interesse für sein kaiserliches Streben nicht abschwächt in einer sentimentalen Liebelei.

Conradin erscheint hier als ein feuriger, tapferer, dem Tode stolz entgegengehender Jüngling und dennoch zart und weich, ein echter Hohenstaufe. Auch seine Freunde sind edel und natürlich gehalten. Seine Mutter Elisabeth befreit zuletzt seine Leiche, um sie, mit der Friedrichs, am Strande des Oceans zu begraben.

Im „Günstling", einem Trauerspiel von 1785, verläßt Klinger seine Härte, um fast Kotzebue'sch weich zu werden.

Brankas, der Günstling des Königs Fernandez, ermordet seine Gattin, als er erfährt, sie buhle mit dem König, rettet aber dennoch denselben König großmüthig vor seinen Feinden.

Von da an bildete Klinger sich ein eigenes System von Menschenverachtung aus, wie es schwarzgalligter in keines Volkes Poesie je gefunden wurde. Ganz im Contrast mit Göthe, der aus allem, was in jenem erbärmlichen Jahrhundert vorging, doch nur süßen Honig für sich selbst sog.

„Sohir oder der goldene Hahn" von 1784 ist ein sehr mittelmäßiges Märchen.

In den goldenen Hahn verzaubert ist Sohir, Eva's Erstgeborener, der einem unschuldigen Paare zum Schutzgeist dient gegen ihren ruchlosen Verfolger.

Weit besser ist das damit zusammenhängende Bruchstück „das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit".

Der Genius der Menschheit wird von Paris angerufen und kommt, hofft endlich das ganze Menschengeschlecht beglücken zu können (nachdem er vorher nur auf einer fernen Insel bei einem Unschuldsvölkchen ein Unterkommen gefunden), sieht sich aber furchtbar getäuscht. Hinter dieser Pariser Menschheit grinst die ganze Hölle. Schaudernd flieht der Genius aus der Stätte des Wahnsinnes und Mordes und frägt, vor Gottes Thron knieend, ein jammerndes Warum? aber ihm antwortet nur ein schaudervolles, zermalmendes Schweigen.

Darauf ließ Klinger vier antikisirende Tragödien folgen, die „Medea in Korinth" und „Medea auf dem Kaukasus" voll heißer Leidenschaft, den „Aristodemos" voll patriotischer Begeisterung, und „Damokles", worin Klinger den Culminationspunkt poetischer Schwärmerei erreicht, indem Damokles den Tyrannen zwar erdolchen könnte, aber den Dolch fallen läßt, weil der Tyrann nicht würdig sey, von so edler Hand zu fallen. — Eine der feurigsten Dichtungen ist „Medea in Korinth" von 1786.

Das Schicksal tritt auf und verkündet die Strafe der Schuld. Jason verläßt Medea und heirathet Kreusa. Medea fleht ihn umsonst an, dann übt sie die schreckliche Rache, ermordet die unschuldigen Kinder, fährt auf dem Drachen

davon und übergibt Jason den in Person auftretenden Furien. Klinger faßt sie erhaben und echt antik auf, nur läßt er Medea etwas zu viel von ihrer eigenen „furchtbaren Größe" reden. — Medea auf dem Kaukasus, 1790, Schluß des vorigen. Medea lebt auf dem Kaukasus, hier soll eben die Jungfrau Rorane vom Oberdruiden den Göttern geopfert werden, zum Jammer ihres Geliebten, Sophar. Da tritt Medea rettend dazwischen und zerstört mittelst ihrer Zauberkünste durch Blitze den Opferaltar und verscheucht die Priester. Aber die, die zum Bösen jede Macht besaß, verliert alle ihre Zauberkräfte, nachdem sie einmal sie zum Guten angewendet. Die Druiden erkennen den Verlust ihrer Zaubermacht und suchen Rache an ihr, der sie zuvorkommt, indem sie sich ersticht.

Ein Prosatrauerspiel ist auch „Aristodemos" 1787.

Aristodemos hat seine Tochter Hermione dem Kleonnys verlobt, als das Unglück des Vaterlandes eine Jungfrau aus dem Geschlechte der Herakliden zum Opfer heischt. Dieses Opfer muß Hermione werden und sie opfert sich willig. Aus Verzweiflung behauptet Kleonnys, sie sey schwanger von ihm, um sie zu retten. Hermione birgt vor Scham ihr Gesicht an des Vaters Brust, der sie ersticht. Matronen erkennen ihre reine Jungfräulichkeit. Kleonnys stürzt sich in den Kampf, dem nun die Götter Sieg verleihen. Die Charaktere des Vaters und der Tochter sind höchst edel gehalten.

Und „Damokles" 1788.

Damokles hat der Insel Rhodos Gesetze gegeben, selbst die Krone ausgeschlagen und sie dem Attalos gelassen. Während Damokles abwesend im Kriege ist, unterjocht Attalos das Volk und bindet des Damokles Sohn Kallias an sein Interesse, indem er ihm seine Tochter Antioche verlobt. Das Volk fleht Damokles an, ihm die Freiheit zurückzugeben, läßt ihn aber im Stich. Er wird gefangen und im Kerker vergiftet. Antioche klagt sich bei dieser Nachricht selbst als seine Mörderin an, da sie es gewesen, die seinen Sohn Kallias zum Verrath am Vater verführt hat. Kallias ersticht sie und stürzt sich in's Meer. Eine bittere Satire auf das Volk.

„Fausts Thaten und Höllenfahrt", ein dialogisirter Roman von 1791, läßt uns in die ganze Tiefe der Klinger'schen Melancholie blicken.

Faust ist hier der Erfinder des Bücherdrucks, den er aber nur durch magische Kunst erlernte. Man begreift nicht, welcher Magie es zu dieser einfachen Sache bedurft habe? Es geht ihm schlecht, man will ihm seine gedruckten Sachen nicht abkaufen und er kommt in große Noth. Wiederum höchst unwahrscheinlich. Da nimmt er seine Zuflucht zur Hölle und Leviathan wird sein Diener und Gefährte. Zuerst muß dieser ihm eines Bürgermeisters schöne

Frau zukuppeln, obgleich Faust selber schon verheirathet ist. Das wird durch einen sentimentalen Abschied Fausts von seiner Frau gleichsam ausgeglichen. Nun geht die Reise durch die lastervolle Welt lustig fort, und Faust findet überall nur Bosheit, Heuchelei, Schwäche, die sich bereitwillig dem Teufel in die Arme wirft. Diese frazzenhaften Schilderungen sollen die Menschenverachtung Fausts rechtfertigen. Wie verzerrt nun dieses Weltbild auch seyn mag, so ist es doch consequent durchgeführt, indem es in der Hofhaltung des scheußlichen und in allen Wollüsten ersoffenen Pabst Alexander VI. seinen Mittelpunkt findet. Hier tritt der Mensch noch greulicher hervor, als der Teufel selbst. Der Pabst macht dem Leviathan, den er nicht kennt, einen schändlichen Antrag und drängt ihn so, daß dieser sich endlich durch Enthüllung seiner Diabolität — retten muß. Durch den Anblick so entsetzlicher Greuel wird Faust im höchsten Grade mißgestimmt und kein Genuß mehr kann ihn erheitern. Nun fängt der Teufel an, mit raffinirtester Grausamkeit ihn eben so von Qual zu Qual zu führen, wie vorher von Lust zu Lust. Er zeigt ihm seinen ältesten Sohn am Galgen, sein verlassenes Weib in Lumpen und im tiefsten Elende, in das sie seine Flucht versetzt hatte. Dann ruft er ihm alle Sünden ins Gedächtniß, die er begangen, führt ihn in die Luft empor und reißt ihn in tausend Stücke.

Verwandten Geistes ist Klingers „Geschichte Raphaels de Aquilas", ein Schreckensgemälde, unter den ersten Eindrücken der französischen Revolution entstanden, vom furchtbarsten Haß gegen Priesterthum und Königthum durchzuckt.

Der junge Raphael wächst in den Gebirgen von Valencia auf dem einsamen Schloß seines blinden Vaters auf. Dieser ist im Kerker der Inquisition grausam geblendet worden auf Befehl König Philipps II., weil Raphaels Mutter sich den Lüsten dieses Königs widersetzt hat. Nach des Vaters Tode geht Raphael nach Madrid, um ihn zu rächen, verliebt sich aber hier und schwängert die Donna Seraphine, die Tochter Don Antonio's, des königlichen Kupplers, und als er erfährt nicht nur, daß Seraphine mit dem König buhlt, sondern daß Antonio auch am Unglück seines Vaters Schuld ist, stößt er ihm den Degen durch den Leib und flieht in seine Gebirge. Hier findet er die Moriskos, seine Vasallen, und in ihres Häuptlings Suleimas schöner Tochter Almerine Ersatz und heirathet sie nach maurischer Sitte. Seraphine schreibt ihm, sie habe einen Sohn, sie sey unschuldig, der König habe sie nicht berührt und fleht ihn an, sich mit ihr zu versöhnen. Aber er will nicht. Mittlerweile kommt der Befehl, sämmtliche Moriskos sollen nach Afrika übergeschifft werden. Raphael begleitet den traurigen Zug. Unterwegs auf dem Schiffe übt Perez, der Capitän, die rohesten Grausamkeiten an den Moriskos aus. Die schwangere Almerine kann sich nur vor ihm retten, indem sie in's Meer

springt und ertrinkt. Raphael und Suleima springen ihr nach und kommen wieder am spanischen Ufer an, kämpfen im Gebirge verzweiflungsvoll und unterliegen; Raphael wird verwundet und gefangen nach Madrid gebracht. Der König verzeiht ihm und läßt ihn frei. Als er aber auf seinem Schloß ankommt, findet er die unterirdische Moschee von fanatischen Priestern erbrochen und Suleima auf den entweihten Gräbern ermordet. Nun stillt er seine Rache, indem er alle christlichen Priester niederhaut, und flieht aus Spanien. In Neapel will er sich nach dem Orient einschiffen, um ein Muhamedaner zu werden, wird aber ergriffen und nach Spanien zurückgeschleppt, wo er in den Kerkern der Inquisition unter den gräßlichsten Qualen der Folter stirbt.

Dieselbe Bitterkeit geht durch Klingers „Geschichte Giafars des Barmeciden", 1791.

Giafar, der berühmte Vezir des Chalifen Harun Alraschid, will das Menschengeschlecht beglücken. Das will der Teufel nicht leiden und versucht ihn in der Gestalt des weisen Achmet, der ihm die Menschheit darstellt, wie sie ist, nämlich als nicht werth, daß man sich für sie opfere. Giafar widersteht ihm, weil aber seine heimliche Geliebte Abassa, des Chalifen Schwester, ihm ein Kind geboren, werden Mutter und Kind gemordet und er selbst an eine Säule gekettet. Da erscheint ihm Achmet abermals, enthüllt ihm Vergangenheit und Zukunft und beweist ihm, daß er mit all seinem hohen Glauben doch immer nur ein Spielball des Schicksals gewesen und daß sein Wirken der Menschheit nichts genutzt habe. Doch auch jetzt bleibt Giafar standhaft und hüllt sich in den Mantel seiner Tugend. Der Teufel muß beschämt abziehen, Giafar wird hingerichtet, aber der Chalife bereut den Frevel und schenkt einem Greise, der es zum Erstenmale wagt, ihn an Giafars Verdienst zu mahnen, eine Schüssel von Gold. Da ruft der Greis: seht da noch eine Wohlthat des Barmeciden! ein Ausruf, der nachher im ganzen Morgenlande sprichwörtlich geworden ist.

Dieselbe Menschenverachtung kehrt wieder in Klingers „Reisen vor der Sündfluth", 1794.

Mahal lebt mit den übrigen Sethiten im Gebirge in der alten Unschuld. Da überkommt ihn der böse Geist des Forschens. Er will wissen, wie es in der übrigen Welt bestellt ist und macht mit seiner schönen Tochter Milka einen Ausflug in die Ebene. Da kommen Räuber vom Stamme Kains und entreißen ihm die Tochter, die erste Strafe für seinen Forschungstrieb. Gott befiehlt ihm, noch einmal in die Welt zu gehen und zu erfahren, was aus den Menschen wird, wenn sie sich mit der Unschuld nicht mehr genügen lassen. Mahal findet eine reizende weibliche Gestalt, entsetzt sich aber, denn sie ist kalt und todt, nämlich eine Statue der Liebesgöttin. Schöne Kainitinnen kommen, ihr zu opfern. Er empört sich über den Götzendienst und wird ins Gefängniß

geworfen, aber bald wieder befreit, da der Sultan des Landes erfährt, es sey der Vater der schönen Milka, die er zu seiner Lieblingsgemahlin erhoben hat. Aber er findet seine Tochter selbst schon ganz verdorben und flieht. Er kommt in ein anderes Land, wo das Gold als Götze angebetet wird. Milka's Gemahl fordert seine Auslieferung, der Sultan des Goldlandes aber besiegt ihn und nimmt die Milka selbst. Mahal, der das Gold nicht anbeten will, flieht wieder und kommt in ein Reich, wo die Aristokratie unter dem Namen von Göttern über das in tiefer Dummheit erhaltene Volk herrscht. Hier hat er gute Tage bei einer üppigen Dame, bis er deren früheren Liebhaber, einen Schwächling, nicht für einen Gott anerkennen will und dadurch die ganze Aristokratie beleidigt. Er bekommt einen Dolchstich, wird jedoch geheilt und flieht in ein viertes Reich, wo die Schriftsteller herrschen. Alle wohnen in Laternen, weil alle gleichsam Lichter sind. Auch hier mokirt sich Mahal, wird daher wieder vertrieben. In einem fünften Reiche waren nur Atheisten, die ihn, weil er einen Gott predigt, abermals verjagen. Er kehrt nun ins Gebirge zurück und findet Gott, der ihm sagt, er habe nun seine Neugier befriedigt, weil sie aber sündhaft gewesen, so müsse er nun auch in der Sündfluth mit all den Bösewichtern und Narren sterben, welche kennen zu lernen er allzu begierig gewesen sey.

„Der Faust der Morgenländer" ist ein Anhang zu den Reisen vor der Sündfluth.

Abdallah ist der edelste und gerechteste unter den Menschen, den der Sultan deshalb auch hoch achtet, vor dem er aber immer eine geheime Scheu behält, weil Fürsten die Tugend auch in ihrem eigenen Interesse nicht lange ertragen können. Abdallah gewinnt durch einen Zauberer einen dienstbaren Geist, der ihn immer warnt, wenn er aus reiner Güte eine unweise Handlung begehen will. Nachdem dies oft geschehen ist, will der Sultan hinter das Geheimniß kommen und Abdallah ist so schwach, es ihm zu verrathen. Da verbannt ihn der Sultan. In der Wüste wird er geplündert, aber von einem Hirten aufgenommen. Als ihn einmal der Anblick des jungen Hirtenweibes und ihres Säuglings innig erfreut, erscheint ihm der Geist wieder und sagt ihm, dieses unschuldige Weib werde die Ehe brechen, den Tod ihres Gatten verschulden und ihren Säugling einer Schlange opfern. Da ekelt Abdallah das Leben an und er stürzt sich ins Meer. Aber Fischer retten ihn und er findet das Leben bei ihnen so idyllisch, daß er sich mit einer Fischerstochter verlobt und hier seine Tage beschließen will. Zufällig geräth er einmal in die Nähe von Verschwörern und erkundet, daß des Sultans eigener Sohn den Vater vom Throne stürzen will. Er eilt zum Sultan, ihn zu warnen, und kehrt dann wieder zu den Fischern zurück, um Hochzeit zu feiern. Da verläßt ihn der Geist für immer, indem er sagt: du folgst doch immer nur deinem Hange und bedarfst also meiner nicht mehr.

Die spätesten Werke Klingers sind: „der Dichter und der Weltmann", 1797, ein Dialog, worin zwei Charaktere mit großer Feinheit und Wahrheit durchgeführt werden. Der Dichter, heißt es am Schlusse, kann nur glücklich seyn in der abgeschlossenen Welt seiner Illusionen, die er sich möglichst ungestört erhalten muß. Der Weltmann kann nur glücklich seyn im Rückblick auf das, was er Gutes zu thun Gelegenheit hatte, mag er auch mit noch so viel Verderbniß und Thorheit zu kämpfen gehabt haben. Die „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur" 1802 in drei Bänden enthalten einen Schatz von Menschenkenntniß und Welt- und Büchererfahrung, in bunten Aphorismen niedergelegt. Hier scheint der Sturm in der Seele des alten Dichters völlig beruhigt, aber in seinem letzten Werk „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit" von 1810 bricht der ganze alte Unmuth, die ganze alte Menschenverachtung noch einmal aus dem glühenden Greise, wie Feuer aus dem schneebedeckten Vulkane hervor.

Ernst von Falkenburg ist in der Gunst eines Fürsten hoch gestiegen und hat dadurch die Eifersucht seines eigenen Oheims, des bisher allmächtigen Präsidenten erregt. Die Feindschaft des Oheims gegen den Neffen wird noch bitterer, als Ernst die schöne Amalie, Tochter des neuen Ministers, eines armen Fremden, heirathet, der den Einheimischen von altem Adel tödtlich verhaßt ist. Die französische Revolution bricht aus. Ernst macht Vorschläge, durch weise Reformen in Deutschland eine so blutige Katastrophe zu vermeiden. Da wird er von der Parthei der Alten selbst als Revolutionär bezeichnet und muß flüchten. Zugleich wird ihm Amalie untreu und buhlt mit dem schönen Ferdinand, einem Freunde, dem Ernst sie anvertraut hatte. Sie hören, Ernst sey in Paris, wohin er geflüchtet, als auswärtiger Edelmann guillotinirt worden, was Amalie so erschüttert, daß sie Ferdinand entsagt, der ihr aber antwortet, sie sey und bleibe durch die Sünde an ihn gekettet. Inzwischen ist Ernst frei gelassen worden und zieht zu seinen Gesinnungsgenossen nach Amerika, um das Ideal der Menschheit, für das er umsonst in Deutschland geglüht, unter den Wilden am Ohio zu finden.

Forstrath Cramer zu Dreißigacker bei Meiningen, der seit 1782 eine große Menge Romane, weit mehr als je ein Deutscher vor ihm, schrieb und den wir oben schon unter den Lüderlichen kennen lernten, gesellte sich auch zu den Kraftgenies und hatte seiner plebejischen Sprache wegen auf die Massen mehr Einfluß als vornehmere Dichter. Seine Bücher füllten die Leihbibliotheken und wurden von den halbgebildeten Classen

verschlungen. Schon deßhalb darf der Geschichtschreiber der Poesie an ihm nicht verächtlich vorbeigehen wollen. Cramer verdient aber auch noch um seiner besondern Gaben willen Auszeichnung. Wie roh und gemein er auch schrieb, so war doch eine frische und gesunde Kraft in ihm und seine Opposition gegen die falsche Empfindsamkeit und Vornehmthuerei war eine echt volksthümliche. Das Erfreuliche an ihm ist die derbe, kerngesunde Jägernatur, die den Waldgeruch auch ins Boudoir mitbringt, sich nichts versagt und noch mitten im Exceß eine gewisse Liebenswürdigkeit bewahrt. Das Unerfreulichste dagegen sind bei ihm die Mystificationen mit Weltverbesserungsplänen. Sein bester Roman ist das „Jägermädchen" (von 1798).

Curt, ein junger Offizier, und Auguste, ein junges Fräulein, verirren sich und die Folge ist die Geburt eines jungen Mädchens, welches ausgesetzt und von einem ehrlichen Förster gefunden und unter den Augen der Gutsherrin, einer Gräfin, erzogen wird. Henriette wächst in herrlicher Blüthe heran und vereint mit der Derbheit des Jägermädchens einen Anflug höherer Bildung aus dem gräflichen Hause. In diesem Hause lernt sie Auguste kennen, ohne daß beide ahnen, wie nahe sie einander verwandt sind. Ein armer Dichter, Namens Durst, schmachtet um Henriette, die ihn mit zartem Mitleid behandelt. Vornehme Herren suchen sie zu verführen, aber vergebens, das kräftige, keusche Mädchen spielt mit der Gefahr. Endlich kommt ein junger Jägerbursch, nimmt beim Förster Dienste und gewinnt ihre Liebe. Die Gräfin erwartet ihren lange abwesenden Sohn und befiehlt, bis zu seiner Rückkehr das Wild zu schonen, damit er eine gute Jagd machen könne. Aber Walter, der junge Jägerbursch, schießt einen Edelhirsch. Als er dafür bestraft werden soll, sagt er trotzig: ich habe ihn auf meinem eigenen Grund und Boden geschossen! und gibt sich als der Gräfin Sohn zu erkennen. Wie soll nun aber die arme Jägerstochter hoffen, seine Hand zu erlangen? Der alte Curt erscheint, heirathet Auguste, und Henriette wird als ihre verlorene Tochter und Erbin wiedererkannt, so daß ihrem Bunde mit dem Grafen nichts mehr im Wege steht. — Das Jägermädchen ist vortrefflich gezeichnet, zwar viel zu derb für den verzärtelten Geschmack, aber um so natürlicher. Allerliebst ist die Art, wie sie einmal einen vornehmen Herrn abfertigt, der ihr seine goldene Uhr von 100 Dukaten Werth für einen Kuß anbietet. Sie nimmt die Uhr und gibt ihm den Kuß, bietet ihm aber sogleich wieder dieselbe Uhr um einen Kuß von ihm an. Alle Anwesenden lachen den Herrn aus, welcher erröthend dem Mädchen den verlangten Kuß gibt, die Uhr wieder nimmt und, um seine Ehre zu retten, 100 Dukaten ins Armenhaus schickt. Nicht minder reizend ist die Verwirrung des Mädchens geschildert, als sie erfährt, sie werde von einem Herrn geliebt,

den sie für Augustens Liebhaber hält. Sie, voll Zärtlichkeit für Augusten, auch ehe sie noch weiß, daß es ihre Mutter ist, und voll Unschuld, glaubt nun dadurch, daß ein Anderer, auch ohne ihr Wissen und Willen, sie liebt, eine Sünde, einen Raub an Auguste begangen zu haben. In solchen Zügen liegt ein hoher Zauber des Natürlichen, um welchen mancher viel höher gestellte Dichter den verachteten Cramer hätte beneiden dürfen.

Viel unbedeutender sind das „Harfenmädchen" (voll unsinniger Abentheuer) und das „Hirtenmädchen", welche Cramer nachfolgen ließ. Er schrieb noch eine Menge Romane dieser Art, alles mehr oder weniger wilde Liebesgeschichten, der braune Robert, das blonde Nantchen, Nettchens Hochzeit 2c.

Große Theilnahme fanden zu ihrer Zeit besonders die politischen Romane Cramers. Der erste war „Leben und Meinungen des Erasmus Schleicher" von 1789.

Erasmus Schleicher begegnet in der Rolle eines reisenden Mechanikus dem alten General Grafen Jericho und interessirt ihn, noch mehr aber dessen schöne Tochter Aurore. Sie macht ihn zu ihrem Vertrauten, aber nicht zum Liebhaber, denn das ist schon ein gewisser Coralli, Diener ihres Vaters. Dagegen verhimmelt Schleicher mit einer gewissen Louise, obgleich sie ihn einmal „aufs Maul schlägt" und „Affe" nennt. Als er zum Erstenmale in ihren Armen geschwelgt, will er „die Welt gegen den Mond sprengen", so übermüthig ist er geworden. Aber sie läßt ihn wieder fahren und er tröstet sich bei einer gewissen Antonie, obgleich sie ihn „Schurke" nennt. Aber auch Antonie gibt ihn auf und er genießt das schöne Schauspiel, sie mit einem Andern aufs Sopha fallen zu sehen. Zum Ueberfluß erzählt er Auroren noch von einer älteren Liebschaft zu einer gewissen Bianka, die auch nicht glücklich ausfiel. Endlich kommt Schleicher mit dem Fürsten in Berührung, ist so frei, ihn auf allerlei in seiner Nähe waltende Ungerechtigkeiten aufmerksam, findet aber für nöthig, sich eben deshalb bald aus dem Staube zu machen. Unterwegs begegnet ihm der vacirende Hofnarr Ysop, sein Seelenbruder. Sie reisen zusammen. Schleicher bekommt eine neue Liebschaft in Seraphine. Nachher finden sie den einsamen alten Piso, der ein verbannter Fürst und Coralli's Vater ist. — Seraphine ist in Mannskleidern entflohen, kommt mit Antonie zusammen, wird von ihr für einen Jüngling gehalten und mit Liebe bedrängt, gibt sich ihr daher zu erkennen. Nun wendet sich die treulose Antonie wieder zu ihrem Ritter Harras. — Schleicher schlägt einen Mönch, wird in den Kerker der Kirche gebracht, aber vom alten Ysop, der zum Spaß unter die Räuber gegangen, befreit. Sie nehmen den alten Piso mit, der seinen Sohn wieder findet. Der alte Jericho willigt in Aurorens Verbindung mit Coralli, sobald in dem letzten ein Fürstensohn erkannt ist. Die edle Seraphine tritt

ihren Schleicher einer gewissen Auguste ab, die aufs heftigste in ihn verliebt ist, die Tochter des Ministers von Hammer. Hammer selbst gibt ihm seine Tochter, wie er sagt, „als Biergeld" und sorgt dafür, daß Schleicher Landrath wird und alle Gelegenheit bekommt, der Menschheit im Staat durch nützliche Reformen zu dienen. Seraphine wird durch Karl, einen Neffen Jericho's, entschädigt. Alle sind glücklich. Der Staat Sommersett ist von diesem trefflichen Menschen trefflich regiert. — Aurore und Coralli wohnen mit Piso und Ysop bei dem alten Jericho auf dem Lande. Als sie in die Residenz Palmira ziehen wollen, warnt sie der alte Ysop vergebens. Die Folge ist, daß der junge Prinz Hanno in der heftigsten Leidenschaft für Aurore entbrennt. Der alte Ysop tritt öfter warnend und hindernd dazwischen, unter anderem reißt er einmal den Ofen in dem Zimmer ein, in dem sie allein sind. Endlich aber wird sie doch von Hanno entehrt. Als es Coralli erfährt, schießt er auf den Prinzen, verwundet ihn aber nur in den Arm und muß flüchten. Aurore stirbt aus Gram. Schleicher wird wie alle Redlichen gezwungen abzudanken und wandert mit seiner geliebten Auguste und dem alten Ysop aus. Harras folgt Coralli in den Krieg. Der alte Jericho ist vor Gram gestorben, eben so Piso. Eine gewisse Henriette, welche Hanno ferner entehrt, vergiftet sich. Als er nun auch von Aurorens Tod erfährt, geht der Prinz in sich, stößt seinen Günstling und Verführer Adelson mit Fußtritten von sich und zieht in den Krieg. Auf dem Felde der Ehre versöhnt er sich wieder mit Coralli. Schleicher aber kommt zu dem edeln Grafen von Trakinor und hilft ihm die Menschen weise regieren und glücklich machen. Der alte Ysop stirbt bei ihm.

Im Jahr 1793 schrieb Cramer auch „Leben und Meinungen des Paul Ysop" und 1794 die des „lahmen Wachtelpeters", beide voll lüderlicher Geschichten. Wieder etwas mehr politischen Charakter haben die „Leiden und Freuden des ehrlichen Jakob Luley" (von 1797).

Wie Schleicher, so ist auch der reisende Baumeister Luley ein vacirendes Genie und Tugendprahler. Er kommt an den Hof, sagt überall die Wahrheit, nennt Statuen und Bilder, die für Originale gelten, Copien, macht den Fürsten auf die Nachlässigkeiten und Schlechtigkeiten im Staatsdienst aufmerksam ꝛc. und bekommt unzählige Feinde. Eben dadurch gewinnt er aber auch, wie Schleicher, die Herzen der Damen. Eine gewisse Bertha, der er bei der ersten Begegnung eine Raupe, die ihr den Busen hinab unter das Kleid gekrochen ist, heraussuchen hilft, wird seine Seelenfreundin, so wie ihr rauher, grimmiger, aber grundehrlicher Vater, der alte Oberst Hartwig mit dem hölzernen Bein, sein Seelenfreund. Sofort dreht sich das Hauptinteresse des Romans darum, daß die Hofschranzen den Wahrheitsfreund nicht zum König lassen wollen und alles Mögliche thun, ihm den Zutritt zu versperren. Bald muß der König krank werden; bald bricht in dem Augenblick, in dem Luley bei

ihm eintritt, eine künstlich zu diesem Zweck angelegte Feuersbrunst aus; bald läßt man den König verreisen. Bald wird Luley selbst heimlich aufgehoben und in eine Festung gesteckt, ohne daß es der König weiß, aber von Bertha und dem Obersten wieder befreit. Bald wird ihm ein reizendes Mädchen zugeschickt, die ihn verführen soll, was aber eben so wenig gelingt. Endlich wird die schöne Elise, die junge Gattin seines Freundes Walter, der bisher zurückgesetzt in bitterer Armuth schmachtete, durch das Versprechen seiner Erhebung bestochen, den Luley auszuhorchen, ihn auf eine feine Weise durch Seelenliebe zur sinnlichen hinüberzuführen und dann seine Geheimnisse zu errathen, aus denen die Hofschranzen eine Anklage herausspinnen wollen. Aber Luley merkt es, läßt Elisen bis zum Aeußersten kommen und sagt ihr dann ruhig: nun geh und verrathe mich! Das erschüttert sie aufs tiefste. Luley triumphirt über alle seine Feinde durch — ein Gartenhaus, das er für einen Freund gebaut hat und das dem König überaus gefällt. Nun ladet ihn der König selber zu sich, läßt ihn bauen und gibt ihm Gehör, so viel er will. — Inzwischen ist eine gewisse Lindore mit einem Kinde von ihrem Liebhaber, Herrn von Engern, verlassen worden und Luley erfährt, diese Lindore sey seine Schwester, er selbst ein geborener Freiherr von Sturm. Der alte Oberst (warum nicht Luley?) fordert Engern, dieser aber schießt mit der Pistole in die Luft, bittet um Verzeihung und heirathet Lindoren. Luley heirathet Bertha, die Königin wird aber von den Hofschranzen abgehalten, der Hochzeit, wie sie wollte, beizuwohnen. Luley sieht die höchsten Ehrenstellen offen, glaubt aber die Welt doch nicht bessern zu können und zieht sich auf's Land zurück.

Cramer schrieb auch noch „Leben und Meinungen des Baron Hirkus“, eine nicht üble politische Satire.

Hirkus ist ein dummer und fader Edelmann, den seine Tante in der Jugend allerlei Vogelstimmen hat nachahmen lehren, wodurch er in vornehmen Gesellschaften amusirt, der in Hofämtern aufsteigt und, nur um Andern, die angestellt seyn wollen, Platz zu machen, immer höher geschoben und am Ende sogar Minister wird. Nachdem er pensionirt ist, unterhält er sich mit einem reducirten Hofschneider, der kein Blatt vor den Mund nimmt, über seine interessante Laufbahn.

Christian Heinrich Spieß, ein Wirthschaftsbeamter in Böhmen, ahmte Cramer nach.

Sein Mäusefallen- und Hechelkrämer (von 1792) ist ein in Deutschland mit Mäusefallen herumziehender Savoyarde, aber in seinem ärmlichen Kleide ein Genie, kommt mit vornehmen Leuten in Verbindung und macht eine glückliche Heirath. In diesem Buche kommen einige erheiternde idyllische Bilder vor. Die erste Begegnung des im Walde verirrten Savoyarden mit Emilien,

die sich in einer Bauernhütte die schönen Haare kämmt und später die zärtliche Verfolgung des Fliehenden durch eben diese Emilie, ist ein frisches Naturbild.

In seinen „Deutschherren"

ist die Heldin Hannchen eine Schinderknechtstochter, die ihres Standes wegen durch Verachtung bis zum Tode gequält wird, weil sie selbst das Geheimniß ihrer unehelichen Geburt aus vornehmem Stande aus Edelsinn verschweigt.

Ganz grell sind seine Biographien der „Selbstmörder", dito der „Wahnsinnigen" und „seine Reisen durch die Höhlen des Unglücks" (gräßliche Criminalgeschichten).

„Cecilie oder die gottlose Tochter", ein zu Leipzig 1763 gedruckter Roman, ist merkwürdig als Vorbild der modernen französischen Schule.

Die Heldin ist ein emancipirtes Weib, welches, erst 18 Jahre alt, Verbrechen über Verbrechen häuft, in allen Lastern ausschweifend, ihren Gatten, ihre Eltern, alle Umgebungen ruinirt und zuletzt in Nordamerika unter die Cannibalen geräth, die ihrer vertrautesten Freundin und Mitschuldigen die Brüste abschneiden und fressen, sie selbst aber nur verschonen, weil sie, indem sie nackt und zitternd unter den keulenschwingenden Wilden steht, den Leib voll Spuren einer ekelhaften Krankheit zeigt. Ihr Fleisch ist zu unrein, um verzehrt werden zu können. Das rettet ihr das Leben, aber sie stirbt bald darauf im äußersten Elend.

Nicht minder merkwürdig ist „Aurelie von Waldenborn", ein anonymer Roman von 1797.

Aurelie, die Maitresse eines Fürsten, gibt sich ihm blos deßhalb hin, um ihn im Sinne und aus Auftrag eines geheimen Tugendbundes zu leiten, daß er das Land gut regiere und die Unterthanen beglücke.

3.

Die Poesie des Egoismus.

Sowohl die Natürlichkeitsschwärmerei, als der Sturm und Drang mußten eine egoistische Richtung der Dichter fördern.

Die bescheidenen Dichter, die zuerst die Natürlichkeit empfahlen, Haller, Brockes, Kleist, hielten sich nur an die äußere Natur und verloren sich in ihrer Bewunderung. Nach und nach aber machten die

Dichter auch ihre innere Natur geltend und setzten sich über alles Herkommen und Gesetz hinweg, um die angeblich wahre, bisher nur unterdrückte Natur zum Durchbruch kommen zu lassen. Das hing genau mit dem Sturm und Drang zusammen. Man wollte sich über das Gemeine erheben, ein Genie seyn und schlug nach allen Seiten aus. Es gab auch unter diesen Grobianen noch bescheidene Geister, die für etwas Allgemeines schwärmten, für die Menschheit, für die Freiheit, für die Wahrheit, für die Kunst rc., aber auch Selbstlinge, welche die Mode der Zeit keck ausbeuteten, nur um von sich reden zu machen, nur um sich bewundern zu lassen und so viel Lebensgenuß als immer möglich daraus zu schöpfen. Im Grunde waren alle diese neuen Genies nur Epikuräer gleich Wieland, aber sie waren noch eitler, sie verlangten nicht blos Sinnengenuß, sondern auch Vergötterung. Die Religion war abgeschwächt, in den gebildeten Ständen fast vergessen, der Nationalgeist in allen politischen Aeußerungen gelähmt, gebunden oder tief eingeschlummert, es war also damals möglich, das öffentliche Interesse geistreichen Egoisten zuzuwenden und sie als Schooßkinder der Zeit zu liebkosen. Dichter dieser Art genossen das Vorrecht von schönen Schauspielerinnen und Tänzerinnen, für die man sich lebhaft interessirt, wenn man Muße dazu hat und nicht von wichtigeren und höheren Dingen in Anspruch genommen ist.

Die Poesie des Egoismus war zunächst eine wenn auch unwillkührliche, doch aufs künstlichste ausgebildete Koketterie mit dem Publikum. Sie ging darauf aus, nicht für irgend welchen Gegenstand der Dichtung, sondern ausschließlich für den Dichter einzunehmen, so wie eine Schauspielerin nicht will, daß das Publikum sich für das Stück interessire, sondern daß es sich in ihre Person verliebe. Der Dichter stellte sich auf den Standpunkt des Virtuosen, er wollte nicht mehr durch den Inhalt seiner Werke erschüttern, rühren oder erheitern, sondern nur durch sein persönliches Talent bezaubern. Cultus des Genius war hier die Losung.

So weit es möglich war, wurde dieser Cultus auch der sterblichen Hülle des Dichters, seiner persönlichen Schönheit und so recht eigentlich seinem Fleische dargebracht. Da dies jedoch nur im engeren Kreise geschehen konnte, mußte das Herz dem Fleische zu Hülfe kommen. Daher das charakteristische Kennzeichen dieser ganzen neuen Gattung von Poesie die „sentimentale Donjuanerie“. Die erkünstelte Sentimentalität, die Affec-

tation von Seelenrührung und Seelenschmerz, unterscheidet die neue Schule von der älteren französischen, oder mit zwei Worten Göthe von Wieland.

Ich sage Affectation, weil Göthe nicht wirklich empfindsam war, sondern immer nur mit seinen Lesern kokettirte. Es gab eine Herzkrankheit der Zeit, eine Herzenserweiterung, durch welche die unglücklichen Dichter dahin gebracht wurden, sich einzubilden, ihr Herz sey zu groß für die Welt, die Welt zu klein für ihr Herz. Es ging ein bis heute noch forthallender Klageton s. g. Dichterschmerzen durchs deutsche Land, denn je höher sich die Dichter schraubten, desto weniger paßten sie zur Wirklichkeit und hielten sich dann für verkannt. Es gab auch einen Herzensdurchfall, eine Prostitution des Herzens in Kotzebue'schen Stücken und Lafontaine'schen Romanen. Aber das alles paßt auf Göthe nicht. Dieser vornehme Geist war zu gemüthlos, um Schmerzen zu fühlen, deren Schilderung ihm nur Behagen gewährte und Ehre brachte, und zu klug und geschmackvoll, um sich zu prostituiren. Er putzte sich so schön als möglich heraus. Ihn in der günstigsten Beleuchtung zu zeigen, war das Geheimniß seiner Poesie wie seines Empfangzimmers. Aber er war doch kein Gott, sondern nur ein eitler Selbstling.

Göthe nahm bekanntlich am Unglück der deutschen Nation zur Zeit Napoleons nicht den mindesten Antheil. Während die Tiroler bluteten, schrieb er seine Wahlverwandtschaften. Im Jahr 1811 besang er lobpreisend Napoleon und hielt sich noch von der Begeisterung des Jahrs 1813 fern, ohne sie mit einem einzigen Liede, ja nur mit einem Worte gut zu heißen. Erst nach der Einnahme von Paris ließ er sich bewegen, des „Epimenides Erwachen", eine kühle Allegorie, zu schreiben, um sich dem patriotischen Ton, den damals selbst die Höfe angenommen hatten, anzubequemen. Was, schien er zu denken, braucht Deutschland Freiheit oder Einheit! es hat ja mich. Aber das Ideal, was Göthe in seinem Spiegelbilde dem deutschen Volke aufstellte, war des alten großen Volkes nicht würdig.

War einst der treue und bescheidene, aber starke und herrliche Held, Jüngling oder Mann, jedenfalls in „grozer Arebeit" bewährt, kraft seines tapfern Armes und Gemüthes durch große Gefahr sich durchkämpfend, das Ideal der deutschen Poesie gewesen, so trat ihm jetzt sein Gegenbild gegenüber in einem weichlichen Wollüstling, der an nichts dachte, als an Leib und Seele

behaglich zu genießen, in einem sentimentalen Don Juan, den hauptsächlich Göthe zum eigentlichen Helden der modernen Poesie stempelte. Nur in der tiefen Erniedrigung deutscher Nation unter fremde Herrschaft, unter den Einfluß fremder Bildung, fremder Sitte, bei gänzlicher Vaterlandsvergessenheit und Entsittlichung war es möglich, den Egoismus, die gemeinste Eitelkeit und Sinnlichkeit zum männlichen Ideal der Poesie zu erheben. Hinter allen Helden der Göthe'schen Dichtung, Werther, Wilhelm Meister, Faust, Egmont, Weißlingen, Ferdinand in der Stella, Clavigo, Tasso ꝛc. steckt nichts anderes als ein ganz gemeiner, nur sentimentaler Don Juan, der in unerlaubter Weiberliebe den Kitzel nicht nur des Fleisches, sondern insbesondere der Eitelkeit zu befriedigen sucht und dabei den Leidenden, von Gott und der Welt Unbefriedigten spielt und sich für etwas so Kostbares gehalten wissen will, daß die Welt eigentlich seiner nicht werth sey. Alle diese Helden sind Schwächlinge, die nur groß thun, und ihre Einführung in die Poesie war nur in Deutschlands niederträchtigster Zeit möglich.

Wir sind dem aus einer reichen Bürgerfamilie in Frankfurt am Main herstammenden, später geadelten Weimar'schen Geheimenrath Johann Wolfgang von Göthe schon öfter begegnet, da er vielseitiger als irgend ein anderer deutscher Dichter sich in den verschiedensten Manieren als Meister zu zeigen liebte. Wir kennen ihn als Dichter der meisterhaftesten aller den Griechen nachgebildeten Tragödien, Iphigenia (S. 70), als Dichter der berühmten Idylle Dorothea (S. 85), des berühmtesten aller empfindsamen Romane, Werther (S. 107) und einiger lüderlicher Stücke, Stella, die Mitschuldigen ꝛc. (S. 121). Jetzt müssen wir in die geheimste Werkstätte seines Geistes eindringen, um ihn als Maler seiner selbst, als den modernen Sejanus kennen zu lernen, der seine eigene Statue auf den Altar stellte, um ihr zu räuchern und zu opfern.

Ehe sich Göthe zu diesem Cultus der Eitelkeit entschloß, fühlte er eine gewisse Scham, die er erst überwinden mußte. Er überwand sie aber, indem er sich ihrer im „Clavigo" entledigte. In diesem merkwürdigen Trauerspiel, welches er 1774 in Prosa und noch ganz im Ton der nur zwei Jahr früher erschienenen Emilia Galotti von Lessing schrieb, stellt er zum erstenmal sein eigenes Spiegelbild, den eiteln genußsüchtigen Dichter, den sentimentalen Don Juan auf die Bühne, aber mit gewissen-

hafter Scheu. Noch fällt es ihm nicht ein, ihn zu hätscheln und zu schützen und (wie später im Faust) trotz aller seiner Sünden und Erbärmlichkeiten in den Himmel zu erheben; es ist ihm aus seiner Kinderzeit noch erinnerlich, daß es einen Gott gibt, der die Sünde verbietet und bestraft.

Clavigo hat sich in der Zeit, in der er noch unbedeutend im Leben dastand, in die schöne Marie, Schwester des berühmten Dichter Beaumarchais, verliebt, sie aber nachher im Glück verleugnet und verlassen. Der Gram zieht ihr die Schwindsucht zu. Ihr bekümmerter Bruder kommt nach Madrid, erfährt alles und schreckt den poetischen Schwächling so, daß derselbe sich erbietet, Marie zu heirathen. Aber ein Freund ermuthigt ihn, dieser Schwäche wieder zu entsagen und sein Ansehen bei Hofe zu benützen, den lästigen Schwager zu entfernen. Darüber bricht Marien das Herz, aber an ihrem Sarge, bei dem der Zufall den treulosen Clavigo mit Beaumarchais zusammenführt, kommt es zwischen beiden zum Kampf und Clavigo fällt.

Allmählig aber geht dieser Rechtssinn bei Göthe verloren. In seinem Trauerspiel „Egmont" von 1788 geht der sentimentale Don Juan, denn Graf Egmont ist hier wieder nichts anderes, zwar noch zu Grunde, aber nicht ohne eine Apotheose.

Graf Egmont, ein großer niederländischer Herr, mit dem Prinzen von Oranien und Grafen Horn Haupt der Patrioten, die sich der spanischen Tyrannei widersetzen, dazu verheirathet, denkt doch an weiter nichts, als seine heimliche Maitresse, das schöne Clärchen, und sie, dem Volk angehörig, welches damals in den Niederlanden eine so große und furchtbare Rolle spielte, denkt auch an weiter nichts als an ihren lieben Grafen und spielte mit seiner Ordenskette, in kindischer Eitelkeit seine eigene nährend. Endlich kommt der grausame Alba und Egmont läßt sich, nur so nebenbei, als liege ihm gar nichts dran, abfangen, einkerkern und hinrichten, denn er denkt doch nur an sein Clärchen und dieselbe erscheint am Schluß als Genius, um ihn als Volksheiland und politischen Welterlöser zu krönen.

Man kann kaum etwas, was alberner wäre, ersinnen. Aus dieser Auffassung des Volks und der Verfechter seiner Freiheit erkennt man den tiefen Gegensatz Göthe's gegen Schiller, der niemals ein so vornehmes Spiel mit dem Volke spielen zu wollen seinem Gewissen abgewonnen hätte.

Schon in seiner Jugend hatte Göthe zwei kleine Stücke „Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose" geschrieben, worin alles Interesse sich um die Noth, das Verdienst, den Lohn und Ruhm des Künstlers dreht. In dem durch seine herrliche Sprache, gleich der in der Iphigenia,

mit Recht gepriesenen Schauspiel „Tasso“ von 1790 faßt Göthe den Künstler von seiner anspruchsvollsten Seite auf, als den eine Prinzessin liebenden italienischen Sänger Tasso, den die Prinzessin wieder liebt. Muß er auch hier dem Weltlauf nachgeben und den Tasso trostlos sterben lassen, so läßt er es doch auch bei ihm an der Apotheose nicht fehlen. Das ganze Stück ist darauf berechnet, allen Prinzessinnen in der Welt nahe zu legen, daß sie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, sondern verliebte Dichter lieben sollen.

Das Stück ist bewunderswürdig schön geschrieben, aber alles ist nur Gespräch, Act ohne Handlung. Der unglückliche Tasso liebt vergebens und wird vergebens geliebt, die Staatsraison steht unerbittlich zwischen ihnen. Ihm bleibt nur der Trost, Schonung zu finden auch bei denen, die ihn verdammen, und das Bewußtseyn, der schönen Fürstin Eleonore nicht gleichgültig geblieben zu seyn.

Wie zart diese Liebe hier aufgefaßt ist, so guckt doch überall aus ihr die Eitelkeit des Dichters heraus.

Die Liebe des Dichters zur Prinzessin verwandelt sich einige Jahre später (1794) in dem berühmten Roman Göthe's „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ in die Liebe eines bürgerlichen jungen Kaufmanns zu einer Gräfin, nimmt den Charakter vollkommener Ruhe und Behaglichkeit an und endet nicht nur mit der Befriedigung seiner Wünsche, sondern zeigt uns auch ein wahres Jagen, Rennen und Turnieren der Damen, vornehm und gering, alt und jung, um den allgeliebten sentimentalen Don Juan — Wilhelm, während sich dieser selbst nicht die geringste Mühe zu geben braucht. Eine solche Umkehr der altdeutschen Rittersitte, ein solches Buhlen der Weiber um den Mann war in der Poesie vorher noch nicht vorgekommen und charakterisirt vollkommen die Verkehrtheit des Standpunkts, auf welchen Dichtereitelkeit stellt.

Wilhelm Meister, ein junger Kaufmann, hält erst mit einer jungen Schauspielerin zu, will sich dann selbst dem Theater widmen und gesellt sich einstweilen zu einer wandernden Truppe, bei der er wegen seiner Wohlhabenheit und Schönheit wohlgelitten ist. Besonders buhlen die Frauenzimmer um ihn, unter denen sich die lustige Philine durch ihre liebenswürdige, obgleich etwas unreinliche Natürlichkeit und das Kind Mignon durch den zauberhaften Reiz des Unnatürlichen auszeichnen. Mignon ist die Frucht eines Incestes zwischen Bruder und Schwester, geräth schon als Kind unter Seiltänzer, kommt mit ihnen aus Italien und bewahrt in ihrem Elend eine höchst poetische

Sehnsucht nach der schönen Heimath ihrer Kindheit. Aber weder Philine noch Mignon können Wilhelm fesseln, den einige hochgräfliche Damen von hoher Schönheit und hoher Bildung viel mächtiger anziehen, bis er eine derselben zu heirathen so glücklich wird. Mignon stirbt an früh gebrochenem Herzen, Philine wird außerehelich schwanger und ist ganz lustig dabei. In einer großen Menge Nebenpersonen entwickelt Göthe sein darstellendes Talent und seine Menschenkenntniß. Das Mystische in den sogenannten Lehrjahren seines Helden ist durchaus nur gemacht und hat kein inneres Motiv weder in seinem Charakter, noch in seiner Lage. Der Dichter braucht diesen Nothbehelf mit einigem freimaurerischem Apparat nur, um die Mißheirath Nataliens mit ihm weniger grell erscheinen zu lassen. Er ist unausstehlich kokett und läßt sich immer nur das Liebkosen der Weiber um ihn gefallen, ohne irgend thätig einzugreifen oder nur ein lebhaftes Interesse zu zeigen. Das beste am ganzen Roman ist das trefflich gezeichnete Leben der herumziehenden Truppe. Doch ist diese Schilderung Skarrons komischem Roman mehr oder weniger nachgebildet.

Später hat Göthe noch „W. Meisters Wanderjahre" geschrieben, worin der arme Wilhelm immer mehr zum Philister hinabsinkt, indem ihn wegen seines bisherigen genußreichen Müßiggangs das Gewissen zu rühren scheint und er „nützlich" werden möchte. Dabei entwickelt er wahrhaft alberne Erziehungspläne mit einem durch Philosophie und Humanitätsempfindsamkeit zusammengebackenen Polytheismus, in welchem Apollo neben Abraham verehrt, die christliche Religion aber „als Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten und Fliehenswerthen" nur geduldet werden soll, wie etwa Henkerbilder und Karikaturen in einer Gallerie neben den schönen und anziehenden Bildern. Die dem W. Meister angefügten „Bekenntnisse einer schönen Seele" sind in ihrem pietistischen Charakter begreiflicherweise eine Affectation Göthe's, oder ein Versuch, im Ton Lavaters und Jung-Stillings zu schreiben, eine eigentlich nur ironisch gemeinte Stylübung.

In Göthe's „natürlicher Tochter" hat man die allerdings darin liegende politische Idee zu wichtig genommen. Der Uebergang der Heldin zum bürgerlichen Leben ist doch vom Dichter nur als psychologisches Problem gelöst worden und die darin liegen sollende Allegorie auf die französische Revolution allzu versteckt. Das Hauptinteresse lag hier für den eiteln Dichter wieder nur in der behaglichen Vorstellung einer zum Bürgerssohn herabsteigenden Prinzessin.

Göthe's poetischer Egoismus gipfelte im Faust. Das ist seine

letzte große Dichtung, an der er die beste Zeit seines Lebens fortgearbeitet hat, denn das erste Fragment erschien 1786, die Fortsetzung 1808, der zweite Theil erst 1831. Da die großartige Legende von Dr. Faust (vgl. Theil II. S. 191) schon vor dreihundert Jahren in sich abgeschlossen und vollendet war, würde es als eine grobe Anmaßung Göthe's, wie der zwei Duzend andern modernen Faustdichter erscheinen, sich an denselben Stoff gewagt zu haben, wenn sie nicht der Zeitgeist dazu gewissermaßen berechtigt, ja sogar aufgefordert hätte. Denn in einer Zeit, in welcher man Gott selbst leugnete, um nur das eigne Ich anzubeten, und die Offenbarung selbst von einer spöttischen und wahnsinnigen Kritik verfälscht und zum Nutzen des eiteln Ich mißdeutet wurde, konnte auch die tiefsinnige Faustsage der Verfälschung und Mißdeutung zu gleichem Zwecke nicht entgehen. Und zwar um so weniger, als die Legende im Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der Kirche führte, personificirt hatte. Im Boden dieser Kirche wurzelnd hatte die Legende den Fall des Faust mit dem Falle des Lucifer verglichen und das eritis sicut deus auf ihn angewendet. Vom Gesichtspunkt der modernen Aufklärung aus mußte nun begreiflicherweise versucht werden, diese Schmach von Faust hinwegzunehmen und ihn als straflos, ja als triumphirend aufzufassen. Man dachte sich ja das Christenthum als einen überwundenen Standpunkt, die Kirche als niedergeworfen und besiegt, den Geist kirchenfeindlicher Wissenschaft und Bildung aber, den Faust schon nach der Legende vertrat, als den nicht überwundenen, sondern als den für jetzt und alle Zukunft zur Herrschaft berufenen. Das erklärt hinlänglich die Wendung, welche Göthe seinem Gedicht gegeben hat und mit dem auch die meisten andern neueren Faustdichter übereingestimmt haben und übereinstimmen mußten.

Obgleich der erste Theil insofern noch der ursprünglichen Sage treu bleibt, daß er noch die Macht des Teufels und die Verdammniß des Faust voraussetzt, ist er doch schon bedeutend von wesentlichem Inhalt und Geist der alten Sage abgewichen, indem er von dem unersättlichen Wissensdurste des Faust absieht und gleich einen Don Juan aus ihm macht. Man sollte meinen, von dem Augenblick an, in welchem Faust sich alle Zauberkräfte der Hölle unterworfen hat, in welchem es ihm frei steht, die weitesten Räume blitzschnell zu durchreisen ꝛc., würde er nun dieser Gaben sich bedienen, um seinen Wissens- oder vielleicht auch Thatendrang zu stillen. Allein das thut er nicht. Er thut vielmehr nur Dinge, zu denen es gar keiner höllischen Zauberkräfte, keiner

Luftflüge und desgleichen bedarf. Er verführt ein unschuldiges Mädchen. Das ist alles. Dabei fällt er von der Höhe seines Geistes in die gewöhnlichste Sentimentalität und verliebte Weinerlichkeit, wozu es durchaus nicht der außerordentlichen Erscheinung eines Fausts bedarf. Für diese Schwäche und Weichlichkeit des Hauptcharakters kann alles Geistreiche in den Nebenpartbien und auch der trefflich gezeichnete Mephistopheles nicht entschädigen.

Göthe hat so lange an seinem Faust gearbeitet, weil er darin seinen eigenen Egoismus immer fortgesponnen und sich zum Bewußtseyn gebracht hat. Daher die mancherlei Phasen und auch Widersprüche in Fausts innerer Entwicklung und das kokette Ende mit komödienhaften Selbsttäuschungen. Hier in gedrängter Skizze der Inhalt des zweiten Theils:

Faust schläft. Geister umtanzen ihn. Er erwacht gestärkt. Er blickt mit neuem Muth ins Leben, dessen Sturm ein Etwas in ihm niemals überwältigen kann.

Mit dieser festen Ueberzeugung, daß nichts, selbst nicht die Hölle ihn zu überwältigen vermöge, stürzt er sich aufs neue in den Strom des Lebens. Er kommt, begleitet von Mephistopheles, an den Kaiserhof. Zahlreiche Anspielungen auf die moderne Politik. Die Erschaffung des Papiergelds als ein Zauberstückchen Mephistos 2c. Der durch alle diese Zauberei geblendete und unersättliche Kaiser verlangt, daß Faust die schöne Helena aus der Unterwelt heraufbeschwöre. Es geschieht, aber Faust wird von ihrer Schönheit so ergriffen, daß er auf das Zauberbild zustürzt. Es entweicht und er stürzt sinnlos zu Boden. — Wir finden ihn wieder in seiner alten Wohnung, noch erstarrt. Mephistopheles schnüffelt umher.

So wie Mephistopheles sich wieder in den Professorsornat geworfen hat, erscheint auch jener alte Schüler aus dem ersten Theil des Faust wieder, er ist aber inzwischen Baccalaureus und wie ein Hegelianer allwissend geworden, bruskirt den Teufel und geht stolz ab.

Auch Wagner tritt wieder auf. Er ist eben beschäftigt, durch chemische Künste einen Menschen zu destilliren, und der Homunculus kommt wirklich zum Vorschein. Der Kleine geberdet sich, seiner Entstehungsart würdig, als ein durchaus fertiges, selbstständiges, frei waltendes Wesen, lacht den Vater Wagner aus, rümpft selbst über den Teufel die Nase und arrangirt allein, was jetzt mit Faust angefangen werden soll. Was ist dieser Homunculus in den Augen des Dichters? Das Geschöpf der Einbildungskraft, der Geist des Traums, der seinen Urheber selbst überwältigt und willenlos mit sich fortreißt; Mephistopheles sagt:

> Am Ende hängen wir doch ab
> Von Kreaturen, die wir machten.

Zunächst ist in dem Homunculus die durch das Bild der schönen Helena

ins Classische fixirte Imagination Fausts repräsentirt oder personificirt. Daher sagt auch der Kleine, indem er den Teufel bei Seite stößt und sich zu Fausts Führer aufdrängt:

> Du (Teufel) aus Norden,
> Im Nebelalter grau geworden,
> Im Wust von Ritterthum und Pfäfferei,
> Wo wäre da dein Auge frei!

Kurz der Homunculus führt Faust in die griechische Mythenwelt, deren antike Gestaltenfülle die classische Walpurgisnacht aus dem goldnen und elfenbeinenen Traumthor zugleich hervordrängt. Die Wahrheit dieser antiken Welt ist immer nur die Wahrheit eines Traums, den Faust träumt, Faust, der schon lange vor seinem Bündniß mit dem Teufel für griechische Trauerspiele schwärmte und jetzt für Helena, das schönste Weib der Erde, entzündet ist. So kann, so muß Faust träumen. Die ganze classische Walpurgisnacht erklärt sich nur aus der unwillkürlichen Erinnerung an die romantische Walpurgisnacht, die sich in den Traum beständig einmischt. Auch die phantastische Erzeugung eines Sohnes mit der schönen Helena trägt durchaus den Traumcharakter. Endlich erscheint der Teufel selbst so fremd in dieser griechischen Welt, daß man nicht ihn selbst, sondern nur sein Bild in Fausts classischem Traum erblickt.

So phantastisch dieser Traum begonnen, endet er auch, zerplatzt gleichsam und wir finden Faust von einer Wolke getragen auf einem hohen Berge wieder. Die Wolke (der Traum) verschwindet, und auf dem Gipfel des Gebirgs erhebt sich Faust zu edlen, hohen, reinen Entschließungen. Alle seine Erinnerungen, Helena-Gretchen, fließen zusammen, stimmen ihn wehmüthig und stärken ihn doch in seiner jetzt viel besonneneren, nur auf Edles gerichteten Willenskraft.

Mephistopheles kommt. Faust läßt sich durch ihn nicht irren, sondern fordert von ihm zum Erstenmal zu seinem nicht geringen Erstaunen, etwas Nützliches zu thun.

Der Kaiser erscheint wieder, in Krieg begriffen. Faust verschafft ihm durch Zauberkünste den Sieg und erhält dafür zum Lohn den Theil des Meeres, dem er durch Austrocknung und Dünen festes Land abgewinnen will. Dieses Werk wird vollbracht, aber nun bekommt Faust aufs neue Langeweile und üble Laune und die Fliege an der Wand ärgert ihn. Die alte Hütte und das Gärtchen, worin Philemon und Baucis wohnen, stören seine neuen Anlagen, stehen ihm im Wege. Erst will er schonend gegen sie verfahren, dann aber fällt er in die alte Despotenlaune und Mephistopheles verdirbt sie. Da stellt sich zum erstenmal statt des unruhigen Dranges, der ihn bisher vorwärts getrieben, die still daheim sitzende Sorge bei ihm ein. Um sich von ihr zu befreien, sich Zerstreuung zu verschaffen, läßt er einen ungeheuern Palast erbauen und das Land ringsum in ein Paradies für ein thätiges und freies Volk umschaffen.

Aber dieser Augenblick ist sein letzter. Der Augenblick, in dem er durch seinen Egoismus Andern dient, gibt ihm den Tod. Und dadurch wird zugleich die Rettung motivirt. Mephistopheles sammelt die höllischen Schaaren um sich, um sich der Seele des Faust zu bemächtigen, sobald sie dem Körper entschweben wird. Aber da kommen die Engel vom Himmel herab und streuen Rosen auf das Grab.

Mephistopheles stutzt, mißgeberdet sich, aber der Engel Gegenwart bezaubert ihn, macht ihn ohnmächtig und verführt ihn. Das Gefühl, das sie in ihm bewirken, wird vermöge seiner schmutzigen Natur sogleich thierische Wollust, und durch das Mittel, durch das er Faust betrog, wird er nun selbst betrogen. Während er wie ein Satyr auf die schönen Engel gafft, entführen sie ihm die Seele Fausts.

Den Schluß macht die Apotheose mit Chören von Heiligen und Engeln im theatralischen Brillantfeuer. Ohne Reue und Buße fährt Faust gen Himmel, wo er übrigens weder Gott den Vater, noch Sohn, noch Geist, sondern nur Maria findet, mit den Schlußworten:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Man ist so einfältig gewesen, in diesem Schluß eine Huldigung für den katholischen Glauben sehen zu wollen. Aber Maria ist hier nur auf unwürdige Art herbeigezogen und mißbraucht zu einer Huldigung, welche der eitle Dichter lediglich sich selber bringt.

Der Grundgedanke ist: Faust verfällt dem Teufel nicht, weil es gar keinen Teufel gibt, weil der Teufel nur ein Spiel der Einbildungskraft ist. Auch bedarf er, um in den Himmel zu kommen, keiner Reue und keiner Buße, weil auch die Hölle, weil die himmlischen Heerschaaren selbst nur ein Spiel der Einbildungskraft sind. Das menschliche Ich, welches sich mit diesen Einbildungen beschäftigt, steht über beiden. Im Menschengeist allein liegt das Stätige, Ewige, Unüberwindliche. Das Höllische, wie das Himmlische in Göthe's Faust, beides ist nur allegorisch zu verstehen. Der Teufel und Maria bilden nur die Schildhalter seines kostbaren Ich. Eigentlich sollte nicht Maria, sondern Gott selbst den Gegensatz zum Teufel bilden, aber er ist am Schluß des Göthe'schen Gedichts abwesend, gar nicht vorhanden. Das darf man sich nun nicht etwa erklären als eine letzte Scham und Scheu Göthe's vor Gott, sondern es versteht sich von selbst, wenn man erwägt, daß Göthe in seinem „das ewig Weibliche zieht uns hinan“ seinen Glau-

ben an ein nicht männliches, sondern weibliches Princip des Guten und Schönen beurkundet hat. Dieses weibliche Princip ist aber nicht Gott. Gott ist überhaupt niemand als Faust selbst, Göthe selbst, das menschliche Ich selbst, welches seiner mephistophelischen Seite sich entzieht, um sich in der marianischen wohl seyn zu lassen. Das ganze Gedicht ist eine reine Allegorie, die Apotheose des Ich.

v. Eichendorff (deutscher Roman S. 210) und Oosterzee in einer eignen Schrift über Göthe (1858) haben bereits nachgewiesen, wie Göthe selbst sich einen „decidirten Nichtchristen" nannte, wie er das Christenthum zu den ihm widerwärtigsten Dingen, wie Tabak, Knoblauch und Hundegebell zählte, wie er das Christenthum für einen „Raub" an der Menschheit erklärte, sofern man „allem Geflügel die Federn ausrupfte, um allein den Paradiesvogel (d. h. Christus) damit zu schmücken," das „Einreich Christi" sey ein Irrthum, es gebe nur eine „von Gott eingesetzte Aristokratie", und zu diesen Geisterfürsten, in denen sich Gott selbst offenbart, gehöre natürlich er, Göthe, vor allen. Einer Notiz von Arndt (Meine Wanderungen mit Freiherrn von Stein 1858 S. 232) zufolge erzählte der Großherzog von Weimar einmal öffentlich, der „weichschaalige" Göthe habe sich eingebildet, seine eigene Persönlichkeit werde nach dem Tode „durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen." Das stimmt ganz mit dem „Ewig Weiblichen" am Schlusse seines Faust. Es ist die Religion des wollüstigsten Egoismus.

Jetzt erst scheint es mir passend, alle andern modernen Faustdichtungen vergleichend an die Göthe'sche anzureihen. Unter allen Neuern hat es L e s s i n g zuerst unternommen, die Faustsage in einem Drama umzuarbeiten, allein er führte seinen Vorsatz nicht aus und schrieb nur zwei Scenen, aus denen hervorgeht, daß jedenfalls der Teufel zu kurz kommen soll.

In der ersten Scene, die uns nur von Engel in einem Briefe von Lessings Bruder aufbewahrt ist, versammeln sich die Teufel in den Trümmern einer Kirche (sehr gut!) und berathschlagen, wie dem durch und durch festen und mannhaften Faust beizukommen sey? Die Entscheidung fällt dahin aus, daß nur sein ungemessener Wissensdurst eine Blöße darbiete. Dabei wollen sie ihn packen. Aber ein Engel schwebt vorüber und verkündet voraus, daß ihnen der Sieg nicht gelingen werde. Wenn das Lessing wirklich so gedacht hat, und wir dürfen an Engels treuer Auffassung nicht zweifeln, so schwebte ihm wohl

etwas vor, wie es später Göthe ausgeführt hat. Der Berichterstatter fährt fort, Lessing habe beabsichtigt, den Faust durch seinen Schutzengel in Schlaf versenken und den Teufeln, die ihn versuchen wollen, ein Scheinbild des Faust Preis geben zu wollen. Das würde noch deutlicher beweisen, daß Lessing, so gut wie Göthe, seinen Faust auf alle Art in Schutz zu nehmen bereit gewesen ist. Die einzige noch ausgearbeitete Scene des Lessing'schen Fragments ist dem Puppenspiel entnommen, nämlich der Musterung der Teufel nach dem Grade ihrer Schnelligkeit.

Im deutschen Museum 1777 S. 254 steht ein kurzes Fragment von Lenz. Faust ist hier schon in der Hölle und wimmert kläglich über seine Verlassenheit, da kommt Bacchus und holt ihn zur Oberwelt zurück. Wozu, weiß ich nicht. — Ein allegorisches Drama von Faust, gedruckt zu München 1775, habe ich nicht zu Gesicht bekommen können. Auch nicht den Soden'schen Faust von 1797. Der Faust des Maler Müller von 1776 (vgl. S. 183) und der 1791 gedruckte von Klinger (vgl. S. 196) beide halten ausnahmsweise die Verdammniß des Faust fest. Dagegen endet Faust in A. W. Schreibers „Scenen aus Fausts Leben" 1792 wieder modern sentimental, indem er nicht in die Hölle kommt, sondern Schutzgeist seines Sohnes wird. Auch von Chamisso liegt ein Fragment „Faust" vor, ähnlich wie das von Lessing, aus dem Jahre 1801 (Werke IV. 186).

Faust ist hier zwischen seinen guten und bösen Genius gestellt, keiner genügt ihm. Den Qualen der Ungewißheit und des diesseits unlösbaren Zweifels zu entgehen, ersticht er sich, um nach dem Tode sey es Verdammniß, sey es Vernichtung, vielleicht Erkenntniß, nothwendig aber Gewißheit zu finden.

In der „Jubelfeier der Hölle" von Benkowitz (1801) wird Faust der Jüngere wieder ausnahmsweise vom Teufel geholt, wie bei Klinger. Vulpius, Göthe's Schwager, schrieb 1803 einen Roman „der Zwerg", nach dem ersten, aber vor dem zweiten Theil des Götheschen.

Adelbert ergibt sich hier dem Teufel, der in Gestalt eines Zwerges erscheint. Merkwürdig ist, daß später Göthe im zweiten Theil seines Faust dem Ideengange seines Schwagers wesentlich gefolgt ist, denn Vulpius läßt seinen Adelbert zuletzt gerechtfertigt in den Himmel eingehen, wie später Göthe den Faust.

In dem Faust von Joh. Fr. Schink, Berlin 1804

treten die Fakultäten sowohl, als die Tugenden in Personifikationen auf. Von komischem Effekt ist die Theologie, eine Kugelgestalt mit mönchischen Attri-

buten. Heutzutage müßte sie freilich ganz andere haben. Die richtigste Allegorie ist eine ihm vorgespiegelte Personifikation der Liebe, für welche Faust in der heftigsten Leidenschaft entbrennt und deren Original er in Italien finden soll. Das ist das Meisterstück des Mephistopheles. Denn Faust hat sich diesem auf zwölf Jahre verschrieben, wenn er durch ihn zu einem Laster verleitet werden könne, hat aber bisher jeder auch noch so listig eingeleiteten Versuchung widerstanden; wobei ihm eine gewisse Mathilde, die ihn unerkannt in männlicher Tracht als sein Schutzgeist begleitet, beisteht. Erst der Anblick jener allegorischen „Liebe“ bringt Faust dahin, wo Mephistopheles ihn haben will. Das Urbild der Schönen wird in der Herzogin von Montalto gefunden, und Mephistopheles kartet alles ab, daß sie hinter dem Rücken ihres Gemahls dem Faust überantwortet werden soll. Aber im Himmel ist's anders beschlossen. Das Rendezvous wird unterbrochen, der Engel Ithuriel bemüht sich eigens vom Himmel herab, den Teufel zu verjagen, Faust zu retten und Mathilden zu belohnen, denn Faust, dem nun erst die Augen aufgehen, beeilt sich, ihr Herz und Hand anzutragen.

Ganz armselig ist „Faust, eine romantische Tragödie von Karl Schön, 1807“.

Hier ergibt sich Faust dem Teufel bloß aus Noth und Hunger, wird von ihm an den Hof Kaiser Friedrichs III. gebracht, spielt hier ganz zwecklos den Reformator, kommt deßhalb ins Gefängniß und wird vom Teufel befreit, d. h. geholt.

Im Jahr 1815 erschien Klingemanns Faust.

Derselbe muß, gemäß einer älteren Vorstellung, die in einem von Zoller mitgetheilten Zigeunerdrama enthalten ist, gewisse Todsünden verrichten: die Vergiftung seiner schwangern Gattin um der schönen Helena willen und die Ermordung seines blinden alten Vaters. Allein der Dichter macht nichts aus ihm, als einen herabgekommenen, an der Menschheit verzweifelnden Handwerker, der sich aus Noth und Groll gegen die Menschen dem Teufel ergibt. Von höherem Streben ist bei ihm nicht die Rede.

Die Oper Faust von Bernard, Musik von Spohr 1814 und die Wiener Zauberposse „Fausts Mantel“ von Bäuerle, 1819, so wie die Oper Fausto von Bertin, Paris 1831, und eine andere von Berlioz, das. 1846, brauchen wohl nur erwähnt zu werden. Faust Lehrling, eine kleine Erzählung von Gerle in dessen Schattenrissen, Leipzig 1824, kenne ich nicht. Eben so wenig den umgekehrten Faust von Seybold, Heidelberg, 1816. Der durch seine frivolen Schriften berüchtigte Julius von Voß schrieb 1823 einen Faust (Trauerspiel mit Gesang und Tanz)

und ging darin von dem sehr richtigen Gedanken aus, in Faust den Vertreter der modernen Revolution zu sehen. Er identificirt ihn mit dem Buchdrucker Fust und zeigt die dämonischen Wirkungen der neuen Erfindung in der allen Glauben und alle Autorität zerstörenden Wirkung der Presse. Allein die Idee wird nicht großartig durchgeführt, nur eben angedeutet und in den Hauptsituationen ist Faust auch hier wieder nur Don Juan, immer mit Weibern beschäftigt, und bei seinen neuen Liebschaften durch eine verlassene Geliebte (die Nonne Seraphina) wie Don Juan durch die Elvira gestört. Originell ist unter diesen Scenen nur die eine, wo Faust sich einer Heiligenstatue substituirt und das ihn anbetende Mädchen in dieser Situation verführen will. Am Schlusse holt ihn der Teufel.

1823 schrieb ein gewisser Schöne eine Fortsetzung des Götheschen Faust.

Hier tröstet sich Faust über Gretchens Verlust durch Befriedigung der gröbsten Sinnlichkeit bei andern Weibern, Winzerinnen, Nonnen rc. ganz als Don Juan. In Venedig verführt er eine edle Dogentochter, fängt aber an, sich für Kunst zu begeistern und wird durch diese in die Kirche und zum Glauben geführt. Er kommt dann, man weiß nicht warum, nach Paris, um die Bluthochzeit mit zu erleben, sieht dann auf der Heimkehr Gretchens bleiche Gebeine auf dem Rabenstein, eckelt sich an der Welt und will sterben. Da holt ihn der Teufel; aber in einem Nachspiel im Himmel zwingt Gott den Teufel, den „gläubigen“ Faust wieder herauszugeben und nimmt ihn zu Gnaden an.

Don Juan und Faust, Tragödie von Grabbe, 1829.

Der geniale, aber verrückte Grabbe hatte den wunderlichen Einfall, Faust und Don Juan in einem und demselben Stück zu contrastiren, allein er war weit davon entfernt, die Tiefe ihres Gegensatzes, nämlich der geistigen und leiblichen Unersättlichkeit aufzufassen. Sein Faust ist nur ein zweiter Don Juan.

Beide streiten um Donna Anna. Jeder von beiden will sie an ihrem Hochzeittage, indem sie mit Octavio vermählt wird, entführen. Don Juan tödtet den Bräutigam und den Vater, Faust aber bringt unterdeß durch seine Zauberkunst die Braut auf ein Schloß, das er auf dem Gipfel des Montblanc erbaut. Don Juan folgt ihm nach, wird aber von Faust durch die Luft auf den Kirchhof zurückversetzt, wo er die Statue des ermordeten Don Gusman (Anna's Vater) findet. Nun begibt sich alles wie in Mozarts Don Juan, das Gastmahl, die Erscheinung des steinernen Gastes, die Höllenfahrt Don

Juans. Was Faust anlangt, so gibt sich dieser vergebens alle Mühe, Anna's Liebe zu gewinnen. Sie verschmäht, sie haßt ihn. Da tödtet er sie mit einem Wort und beschließt, da er ohne sie nicht mehr leben kann, sich selbst ebenfalls zu tödten.

Im Jahre 1831 erschienen zugleich: Faust, der wunderthätige Magus des Nordens, von Holtei; Faust im Gewande der Zeit von Harro Harring; Mantelkragen des verlornen Faust von demselben; Rosenkranz, geistig Nachspiel zu Göthe's Faust; Gustav Pfizer, Faustische Scenen (im Morgenblatt 1831).

Gustav Pfizer gibt nur wenige Schlußscenen zum ersten Theil des Götheschen Faust, worin der Gedanke ausgesprochen ist, eine Thräne Gretchens lösche das Blut aus, mit dem Faust der Hölle sich verschrieben. Doch sagt Mephistopheles am Schluß, die Sache sey noch nicht entschieden und Faust wird neuen Verlockungen ausgesetzt.

Der erste Theil von Göthe's Faust wurde 1833 durch einen gewissen J. D. Hoffmann fortgesetzt, in der Grundidee ganz so wie ihn Göthe selbst vollendete.

Faust nämlich wird trotz seines Blutbundes mit dem Teufel am Ende selig, weil das ihm inwohnende Göttliche von selbst über alles Gemeine, Sündhafte und Teuflische siegen muß.

Bechstein hat 1833 ein episches Gedicht „Faustus" in Nibelungenversen herausgegeben. Er hält sich an das Volksbuch, aber auch an Göthe.

Nachdem Faust weder durch Ruhm, noch durch Wissen, noch durch Schwelgen in allen möglichen Genüssen der Sinne (auch mit Helena) das Glück und die Befriedigung gefunden, die er sucht und um derentwillen er seine Seligkeit im Voraus verkauft hat, wendet Satan das letzte Mittel an und gewährt ihm eine reine Liebe, aber nur, um ihm die Nähe des Verderbens und die Schadenfreude der auf ihn lauernden Hölle desto entsetzlicher zu machen.

Im Faust des Braun von Braunthal, Leipzig 1835

finden sich manche originelle Gedanken, z. B. das Gespräch Fausts mit seinem eigenen Schatten, der sich sofort in den Teufel verwandelt. Doch herrscht in der Hauptsache die Göthesche Reminiscenz vor, so in der Liebschaft des Faust zu einer gewissen Bianca, die nur ein etwas umgeformtes Gretchen ist. In Bezug auf den Schluß scheint der Verfasser mit sich selbst nicht recht einig gewesen zu seyn, denn er endet mit einer Versöhnung und hintendrein doch noch mit Wahnsinn und Selbstmord.

Der Faust von Lenau, 1836

ist in der Sprache auffallend Göthisch, macht auch aus Faust nur einen Don Juan, läßt ihn aber wenigstens nicht verhimmeln, sondern noch, wie es sich gebührt, vom Teufel holen. Faust ist eben mit seinem Famulus beim Anatomiren eines Leichnams beschäftigt, da kommt zum erstenmal Mephistopheles als fahrender Schüler zu ihm, um ihn zu belehren, daß man vom menschlichen Leibe ganz andere Genüsse haben könne, als durch Seciren. Faust ergibt sich ihm, verbrennt die Bibel und macht nun alle Wollüste mit Weibern durch. Aber so sehr sein Leib dadurch befriedigt wird, so wenig seine Seele. Er sehnt sich mit seiner verderbten Phantasie nach Unschuld, mit seiner Sünde nach reinen Frauen. Er findet eine solche im häuslichen Kreise, aber sie stößt ihn zurück. Nun wendet er sich in die heiligen Klosterräume, um eine Nonne zu verführen, alles aus Sehnsucht nach dem Reinen. Endlich findet er eine Prinzessin, das Bild der höchsten Reinheit und adeligsten Unschuld, und da er sie nicht gewinnen kann, tödtet er wenigstens ihren Bräutigam, worauf sie aus Gram nachstirbt. Nun verzweifelt Faust, geht in die Einsamkeit und philosophirt. An Buße ist bei ihm nicht zu denken. Sein Egoismus sucht, da ihm das Ersehnte verloren ging, einen Trost nur in dem Gedanken, daß doch alles nichtig sey. Er will vernichtet seyn und ersticht sich. Ueber seiner Leiche steht Mephisto, ihn verhöhnend, er werde auch das Licht nicht finden, sondern das, was seine Schuld verdient habe.

Faust, dramatisches Gedicht von F. Marlow, 1839 (nicht zu verwechseln mit dem älteren englischen von Marlowe).

Faust ist mit sich und der Welt zerfallen, ein Zerrissener. Da benützt der Teufel seine leiblichen Gelüste, um seine Seele zu verderben, aber der absolute Geist, die unzerstörbare, über Gutes und Böses erhabene Denkkraft, die das Ewige im Menschen ist, erscheint ihm als Schutzengel und rettet ihn aus allen Wirrsalen und befreit ihn von aller Sündenstrafe.

Faust, ein Gedicht von Woldemar Nürnberger, 1842.

Episch, hin und wieder dialogisirt, in wohlklingenden Jamben. Der Dichter läßt den Faust nicht verhimmeln, sondern im Elend enden, doch ohne ihn dem Teufel zu übergeben. Als Greis verliert Faust im Schnee seine Krücken und ruft zum letztenmal den Teufel als seinen Diener herbei, ihm die Krücken zu holen.

Faust, dramatisches Gedicht von Chilsky, Halle, 1843.

Hier ist Faust ganz Don Juan, den Mephistopheles mit Mädchenbildern umgaukelt und der nicht minder in der derben Wirklichkeit genießt. Am Ende muß ihm aber der Teufel die Bluthandschrift wieder herausgeben, ja es zeigt sich, daß der Teufel eigentlich gar nicht existirt, sondern nur Trug und Maske

sey. Ein Geisterchor am Schluß verkündet die Göttlichkeit des Menschen und den ewigen Genuß.

Amadäus, dramatisches Märchen von Wilhelm Gärtner, 1845,

ist wieder ein Faust, welcher wie der Göthesche durch das Ewigweibliche hinangezogen, nämlich zuletzt durch eine fingirte Weltmutter Hilga gerettet wird.

Der „Faust" von Friedrich Reinhard, 1848.

läßt sich am Schluß ganz gemüthlich von einem frommen Mönche bekehren und betet das Kreuz als das Zeichen allgemeiner Weltversöhnung an. Der Dichter erklärt, nur die Liebe daure ewig, der Haß und der Tod müßten vergehen vor ihr.

So weit die moderne Faustliteratur. Ich gehe nun wieder zu den andern ältern Dichtern neben Göthe über.

Als poetischer Egoist stand Wilhelm Heinse zwischen Wieland und Göthe. Aus Thüringen gebürtig kam er in Dienst des aufgeklärten Kurfürsten in Mainz und durfte unter den Augen dieses geistlichen Herrn alle seine obscönen Bücher schreiben und sie ihm vorlesen. Das war Geist der Zeit und an geistlichen Höfen nicht mehr auffallend. Mit der satiresken Manier Wielands verband Heinse eine feurige Begeisterung für das Kunstschöne, nur daß sie lange nicht so rein ist, wie die Winkelmanns. Immer will er die süßen Töne der Nachtigall nicht nur hören, sondern gelüstet auch wie eine Katze nach ihrem süßen Fleische. Sein Egoismus ist ganz göthisch, vornehm, wählerisch, sentimentale Donjuanerie, Genialitätssucht, Selbstbekomplimentirung und Schönseelennarrheit.

Heinse gab zuerst 1771 Sinngedichte heraus, nach einem älteren Geschmack contra Bay und May, aber auch schon schlüpfrig, z. B.

Chloes glücklicher Spatz wird vom Dichter beneidet, weil er sie im Bade sehen darf, aber der Spatz seufzt dem Dichter nach, weil er nicht Ledas Schwan ist.

Unter dem Namen Laidion schrieb Heinse 1774 noch ganz in Wielands Manier ein berühmtes Buch, welches die Schicksale der griechischen Hetäre Lais nach ihrem Tode erzählt.

Das geistreichste darin ist Kapitel 9 des ersten Buchs der Abschied ihres schönen Seelchens von ihrem noch schöneren Körper, in dem sie so zahllose Wonnen auf Erden genossen. Inzwischen bleibt ihr verklärter Leib auch im Elysium noch jedes Genusses fähig. Sie schweift nach dem Tode unter den

Sternen unstät umher, bis sie auf dem Abendstern einen reizenden Jüngling findet, der sich ihr als der verklärte Anakreon zu erkennen gibt, grau auf Erden, aber im Himmel wieder braun. Er bedeutet sie, daß sie nun erst vor ein Todtengericht gestellt werden müsse, das aber nicht aus den finstern drei Höllenrichtern, sondern aus einer Commission seliger Geister zusammengesetzt sey, aus Orpheus nämlich, Solon und Aspasia. Vor ihnen erzählt nun Lais ihre Lebensgeschichte und rühmt sich, den Himmel wohl verdient zu haben, da sie als öffentliche Hetäre theils durch ihre Küsse die Jugend des Vaterlandes zu Heldenmuth begeistert, theils auch die Alten beglückt und von dem, was sie den Reichen für ihre Gunst abgewonnen, wieder die Armen entschädigt habe. Mit einem Wort, sie habe die Wage der Gerechtigkeit unter dem Hemde getragen (wie Schillers Karl Moor als Räuber ebenfalls den Reichen nimmt, um den Armen zu geben). Vermöge dieser hohen Moralität hat sie die elysischen Wonnen verdient, die ihr noch dadurch erhöht werden, daß sie in Aspasien ihre Mutter und in Orpheus ihren Vater wiedererkennt. Denn wenn auch Orpheus viel früher gelebt hat, so hat sie selbst schon mehr als ein Leben auf Erden mittelst der Seelenwanderung durchgemacht. Eine vollständigere Apotheose der Hurerei ist kaum in einer andern Literatur zu finden, wie überhaupt die deutschen Dichter sich nicht zu ihrem Vortheil dadurch bemerklich gemacht haben, daß sie die Wollust so gern sentimental machen, während sie von den Dichtern anderer Nationen schicklicher nur satiresk und humoristisch aufgefaßt wurde.

Im Anhang zu Laidion findet man ein in der heißesten, aber auch süßesten Gluth der Wollust geschriebenes Gedicht vom Bade, in welchem die schöne Almina überfallen wird.

In demselben Geist waren auch Heinse's Erzählungen für junge Damen (1775) geschrieben, und die Kirschen (1773) nach dem Französischen.

Ein unschuldiges Bauernmädchen bringt dem alten Edelmann ein Körbchen frische Kirschen auf das Schloß, als er gerade mit andern alten Herren geistlichen und weltlichen Standes Tafel hält. Die Schönheit der Kleinen wird bewundert und der Gutsherr befiehlt ihr, wie sehr sie auch jammert, sich auszukleiden und nackt die aus dem Körbchen auf den Boden geschütteten Kirschen einzeln wieder ins Körbchen zu sammeln. Nach dieser Augenweide für die alten Herren nimmt der Wirth aber den Hut und sammelt von den Gästen die Trinkgelder ein, die so reichlich ausfallen, daß das arme Mädchen dadurch ein schönes Heirathsgut gewinnt.

In diese Classe der Arbeiten Heinse's gehört auch seine Uebersetzung des Petronius. Später nahm er einen Aufschwung, vom Sturm und

Drang der Zeit ergriffen, und so entstand 1787 sein merkwürdiger Malerroman „Ardinghello".

Ardinghello, Bastard eines Prinzen und Maler, ein Don Juan unter den Weibern und Philosoph unter den Männern, raisonnirt den ganzen Roman hindurch über die bildenden Künste und ihre Werke, namentlich in Italien, und sagt darüber hin und wieder etwas sehr Schönes und Passendes, entbehrt aber alles sittlichen Haltes. Erst verliebt er sich in eine gewisse Cäcilie, schwängert sie und ersticht ihren Bräutigam am Hochzeittage. Dann flieht er, findet eine gewisse Lucinde und trachtet sie zu verführen. Eine Freundin derselben, Fulvia, weiß sich unvermerkt unter dem Namen Lucindens zu ihm zu stehlen und beglückt ihn statt ihrer keuscheren Freundin. Zur Entschädigung für den ihm gespielten Betrug verspricht sie ihm nun aber, ihm Lucinden in die Arme zu liefern. Diese widersteht jedoch, weil sie schon einen Bräutigam hat, der aber bei den Sarazenen gefangen ist. Da ihr jedoch Ardinghello keineswegs mißfällt, so hat sie eine sonderbare Grille, ihm ein schriftliches Versprechen zu geben, daß sie ihm den Vorgenuß ihrer Reize gewähren wolle, wenn er ihren Bräutigam befreie. Als der Bräutigam nun wirklich frei wird, ist Ardinghello so großmüthig, ihr die Verschreibung zurückzustellen, und nun wird sie darüber wahnsinnig. Ardinghello entfernt sich aus diesem Kreise, in welchem er Fulvien schwanger zurückläßt und geht nach Rom, wo er sich neuen Liebschaften überläßt und mit andern Künstlern Orgien feiert, in denen antike Bacchanalien nachgeahmt werden. Dann macht er Bekanntschaft mit einer stolzen Römerin Fiordimona, die als femme libre leben, und statt einem Ehemann unterworfen zu seyn, sich jedem frei überlassen will, der ihr und so lange er ihr gefällt. Ardinghello wird ihr Liebhaber, ohne auf seine Mitbuhler eifersüchtig zu werden. Auf dem Gipfel eines Berges im Angesicht der Sterne umarmt er sie das erstemal. Dann reist er mit ihr und sie verkleidet sich als Mann, um Scherz auf Scherz zu häufen. Alsbald entbrennt ein schönes Mädchen, Cimbra, in sie, während eine andere, Candida, sich in Ardinghello verliebt. In einer Nacht will Candida zu Ardinghello schleichen und findet ihn in Fiordimonens Armen. Diese letztere kommt am Ende mit Zwillingen nieder und heirathet den Ardinghello, damit ihre Kinder auch einen Vater haben. Sie willigt aber ein, daß Ardinghello mit ein Paar Freunden sich auf den griechischen Inseln ansiedelt, und daselbst alle seine früheren Geliebten mit ihren unterdeß geborenen Kindlein in einem philosophischen Harem versammelt. Nur Fulvia verunglückt unterwegs.

Im Jahr 1795 schrieb Heinse einen musikalischen Roman „Hildegard von Hohenthal".

Die Heldin ist eine amazonenhafte Sängerin, in die sich Beckmann, der Kapellmeister, verliebt, und mit der er drei Bände durch über die aufgeführten

Opern und Synphonieen geistreiche Kritiken durchspricht. In den Pausen macht er eine Menge Angriffe auf ihre Keuschheit, wozu sie ihm Veranlassung gibt, die sie aber mit überlegener Kraft zurückweist. Sie spielt mit ihm wie eine große englische Dogge mit einem kleinen Pudel. Endlich heirathet sie zu seinem großen Verdruß einen Lord.

Zuletzt schrieb Heinse 1803 einen Roman „Anastasia", der ausschließlich von den Reizen und Geheimnissen des Schachspiels handelt, wobei aber nebenbei wieder geliebt wird. — Unter Heinse's Namen erschien ein Roman „Fiormona", angeblich verfaßt von Meyer, sehr schwach und nur in den schlüpfrigen Scenen einigermaßen an das Original erinnernd.

Athenor, ein Epos, welches 1807 zum drittenmal aufgelegt wurde schildert in achtzeiligen Stanzen einen Helden des Egoismus von der weichlichen Götheschen Art.

Athenor liebt Belinden, verläßt sie aber, um der Theadene, als dem höchsten weiblichen Ideale, nachzujagen. Diese aber wird ihm durch den Fürsten Huon (den der Dichter mit Wielands Huon identificirt) entrissen und er selbst durch die treue Belinde, die ihn mit allerlei Zauber täuscht, zu seiner ursprünglichen Liebe zurückgeführt. Die Treue des Weibs ist der schönste und reinste Zug in diesem Gedicht, der Held aber ein eitler und widriger Schwächling.

Ernst Wagner in Meiningen, ein gemüthreicher Dichter, war weit reiner als Göthe, konnte aber doch von den Gelüsten nicht lassen, in seinem Helden den Dichter selbst abzuspiegeln, daher auch hier alles auf sentimentale Donjuanerie hinausläuft. Sein erster Roman (von 1806) war ein verliebter Künstlerroman: die reisenden Maler.

Am Dreiherrenstein, wo dreier Herren Gebiete zusammengränzen, finden wir unter einer Zigeunerbande, die bald wieder abzieht und nur die romantische Pforte des Buchs mit ihren Arabesken verziert, drei interessante Maler, welche hier der Naturschönheit wegen länger verweilen. Zu ihnen gesellt sich Herr von Steinbach, der kleinste unter den Grundherren, deren Gebiet hier angränzt, und der in ihnen alte Bekannte wiederfindet. Der zweite Grundherr ist ein reicher alter Minister, dessen schöne, wilde und scheue Tochter Louise von Steinbach heimlich geliebt wird. Der dritte ist ein Fürst, der von einem der reisenden Maler, Schweizer, aus dem Wasser gezogen wird und dessen Tochter Franziska eine gewisse Gräfin Ida zur Busenfreundin hat, in die sich eben jener Schweizer verliebt. Beide Liebschaften scheinen traurig ausgehen zu sollen, denn Steinbach ist, durch die Schuld seines verstorbenen Vaters, arm und zu stolz, um einem reichen Mädchen nachzugehen. Louise

aber ist reizbar, heftig und von unnahbarer jungfräulicher Scheu. Endlich siegt dennoch die Liebe. Die Scenen, in welcher sie sich beleidigt, aufgeregt, verschlossen vom Geliebten abwendet und dann wieder in hinschmelzender Liebe ihre Natur überwindet, sind das Schönste in diesem anziehenden Roman. — Ordinärer ist die zweite Liebschaft. Schweizer bringt es so weit, daß Ida ihm ihre Liebe gesteht, und dann erst, als sie in ihm den bürgerlichen Künstler liebt, offenbart er ihr, daß er ihr ebenbürtig und ein reicher deutscher Reichsgraf sey, der sie nur habe prüfen wollen und nur aus Laune den bürgerlichen Rock angezogen habe. — Unter den Nebenpersonen ragt der zweite Maler, Fink, hervor, der den Humoristen spielt, aber ohne wahre poetische Genialität.

In „Willibalds Ansichten des Lebens", die Wagner in demselben Jahr herausgab, wird der Held von allen Weibern geliebt, wie Göthe's Meister.

Willibald ist der Sohn eines reichen Bankiers. Sein älterer Bruder Albert wird Bräutigam der schönen Marianne, eines adeligen Fräuleins, die aber, als sie den größern, schönern und geistreichern Willibald kennen lernt, eine tiefere Liebe zu diesem faßt, als zu Albert. Wie sich diese geheime Liebe verräth, wird vom Dichter mit seiner in dieser psychologischen Feinheit stets bewährten Meisterschaft geschildert. Außer der stillen Marianne faßt auch noch eine benachbarte feurige und an Geist übersprudelnde Gräfin die lebhafteste Neigung für Willibald. Dieser aber entzieht sich den ihm von der Liebe gelegten gefährlichen Schlingen dadurch, daß er aufs Land geht und bei einem französischen Schweizer, der eine rationelle Wirthschaft treibt, die Oekonomie lernt. Indem er selbst mit pflügt und mäht ꝛc., kommt er in anmuthige Berührung mit der Tochter seines ökonomischen Lehrers, der reizenden, scheuen, festen Mathilde, einem Racemädchen, die bald sein ganzes Herz gewinnt. Besonders lebendig ist die Scene, in der sie ihren verloren gegangenen kleinen Bruder sucht und er ihr beisteht. Die beiden andern Damen aber kommen wieder in Beziehung zu ihm. Die Gräfin benützt eine warme Sommernacht, ihn zu überfallen und ihm im Taumel der Sinne Mathilden auf einen Augenblick vergessen zu machen. Er weiß nicht, wer sein nächtlicher Besuch gewesen ist. Erst später gesteht es ihm die Gräfin, wobei sie ihm erklärt, sie sey durch seine und Mathildens Reinheit nun selbst gebessert, und bittet ihn um einen Kuß, in dem sie auf ewig von der Sünde Abschied nehmen will (eine nicht sehr gelungene Scene). Marianne ist bereits verheirathet und guter Hoffnung, fällt aber von dem Augenblick an, in welchem Willibalds Liebe zu Mathilde offenkundig ist, in tiefe Schwermuth und stillen Wahnsinn, so daß sie sich für die geisterhaft umwandelnde Bertha hält. Sie stirbt, noch ehe sie geboren. Ihr folgt im Tode der im geheimnißvollen Rapport mit ihr gestandene italienische Kapellmeister Minelli. Willibald aber führt seine Mathilde heim. — Das sind die Lebensansichten Willibalds. Die Lebensansichten, von

denen im Titel die Rede ist, spielen aber keine große Rolle. Er lernt mehr, als er bestimmte Ansichten aufstellt. Doch knüpft Wagner hier, wie überall, in den Gesprächen, die seine Romanhelden führen, allgemeine Lebensansichten, Betrachtungen über die Menschen, die Kunst rc. an.

Wagners „Reisen aus der Fremde in die Heimath" von 1808 schildern die Liebe des Reisenden zu zwei Mädchen, von denen eine einen Andern heirathet, die zweite als Nonne ihm unerreichbar bleibt. Das Schönste in diesem Roman aber sind die Erinnerungen des Reisenden an seine Jugend. Nichts kann wahrer und schöner erzählt werden, als der Zank zwischen dem Knaben und Mädchen, der Trotz beider Geschlechter gegen einander in den Jahren kurz vor der Entwicklung. — Wagners Roman „Isidora" von 1812 ist unbedeutend.

Ein Graf verliebt sich in Isidora, sie sich in ihn, sie muß aber einen Prinzen heirathen, und als derselbe ankommt, erkennt sie in ihm — ihren Grafen.

Wagners Roman „Thalheim" ist eine Robinsonade.

Candidat Thalheim, auf eine wüste Insel verschlagen, wird durch die Ankunft vieler schöner Mädchen ergötzt, die von einem Seeräuber aus einer Pension entführt worden, aber gescheitert waren. Darunter befindet sich eine deutsche Prinzessin, die er heirathet.

Das historische ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen von Wagner enthält nur Aphorismen.

Friedrich Heinrich Bothe, Privatgelehrter in Mannheim, gab 1803 „satirische Schriften" heraus, die einen männlichen Geist verkünden.

Bothe verhöhnt die modernen Schöngeister, die einander immerwährend loben, an einander alles interessant finden und in lächerlicher Eitelkeit und Selbstbewunderung versunken, durch den Einfluß der Lecture und des Theaters das deutsche Volk vollends entnerven.

O wenn ein Tropfen in uns von der Ahnherrn Blute noch strömte,
Dulbeten wir die Schmach? Weich tönt, den Zähnen entlispelt,
Jegliches Blatt; matt summt, dem Gesumm der Mücke vergleichbar,
Scherz auf der Bühn' und Spott und der Stachel verletzet die Haut kaum.
So entschlummert die Kraft in uns; ungespannt zu Thaten
Hängt an der Wand der Bogen und harrt auf seinen Odysseus.

Das war der allein richtige Gesichtspunkt, aus welchem Göthe und sein Jahrhundert gewürdigt werden mußte. Ebendeshalb wollte Niemand

auf Bothe hören. — Eben so trefflich sind dessen Satiren auf die einzelnen Modethorheiten der Theaterwuth, des Kunstvirtuosenthums, der Kinderzucht &c. Das Schrecklichste, was er geschrieben, ist die Satire „Tonkunst", in welcher Priapus als Apollo erscheint. Nur zu wahr, denn das Herz nannte, und den Priap meinte man damals. — Bothe ist so verschollen, daß ich leider seine Schauspiele und seine „Rosaura" nicht mehr habe auftreiben können.

Der Egoismus schuf nach Göthe's Tasso eine eigene zahlreich vertretene Gattung von Künstlerschauspielen und Künstlerromanen. Künstler, Dichter, Schauspieler traten an die Stelle der Helden. Der Dichter vor dem eignen Spiegel war sich selber Held genug, er wurde ein Narcissus. Auch Tieck wurde von seiner wahren Richtung hauptsächlich dadurch abgeführt, daß er nicht immer blos auf das Werk, sondern nur zu viel auch auf das Machen und den Macher sah. In Sternbalds Wanderungen liebäugelt er mitten in der Andacht für die heilige Kunst doch zu viel mit dem eitlen Künstler. In Shakespeare's Leben überträgt er in merkwürdiger Verblendung was von Göthe gilt, auf Shakespeare und reißt unser Interesse von der herrlichen Dichtung los, um es ausschließlich dem Dichter und noch dazu seinem ganz falsch aufgefaßten Bilde zuzuwenden.

Großen Beifall fand 1816 Oehlenschlägers „Correggio" und ging sehr oft über die deutsche Bühne.

Der italienische Maler Correggio wird verkannt. Für ein herrliches Bild bietet ihm ein Reicher nur eine geringe Summe und zahlt sie ihm noch höhnisch in Kupfer aus. Der schon lange kranke Dichter erliegt nun unter der ungewohnten Last und stirbt.

Hier wird tiefes Mitleid rege und die Künstlereitelkeit verstummt. Andre Dichter haben aber desto mehr wieder der letzteren gefröhnt. Kind brachte „Van Dyks Landleben" (1818), Döring den „Cervantes", Braun den „Raphael" und „Quintin Messis" (1819), Brummer den „Tasso", Smets „Tasso's Tod", Holtei und Braun von Braunthal den „Shakespeare", Schier den „Palestrina" und „Mengs", v. Schenk, Uffo Horn, Halm und Chezy den „Camoens", Büssel „Winkelmanns Tod", Halirsch, Immermann und Christine Westphalen den „Petrarca", die Birch-Pfeiffer den „Rubens" und „Guttenberg", Döring den „Gellert", Wiese

den „Beethoven“, Halirsch den „Hans Sachs“, Kollmann den „Dante“, Oehlenschläger „des Schauspieler Schröder Jugendzeit“ auf die Bühne.

Karl Förster handelte von Raphael in einem großen Cyclus von Gedichten, 1827.

In dem Roman „die Dichter“ 1817 schildert Franz Horn

das Leben eines gewissen Heinrich, eines sentimentalen Don Juan, der von Frauen und Freunden geliebt, sich im Bewußtseyn seiner Genialität Ausschweifungen ergibt, zuletzt im Feldzug gegen Napoleon Besinnung, Ehrgefühl und das eiserne Kreuz gewinnt, reuig zu seiner verlassenen Geliebten zurückkehrt, aber nur, um zu sterben.

„Guiscardo der Dichter oder das Ideal“ von demselben Verfasser habe ich nicht mehr aufgetrieben. Horn schrieb noch sehr viel, alles süß und schwach. Seine Werke über deutsche Poesie entbehren sehr eines scharfen und gesunden Urtheils.

Deinhardstein, unter Metternich lange Censor in Wien, schrieb lyrische Gedichte, eine dem Herrscherhause dargebrachte Huldigung „Maximilians Brautzug“ und eine Anzahl sentimentaler „Künstlerdramen“ in Jamben.

Die Helden aller dieser Schauspiele sind Dichter oder Künstler, Pigault Lebrun, Boccaccio, Salvator Rosa, Hans Sachs, Garrik in Bristol. Den Inhalt bilden kleine Anecdoten aus ihrem Leben, welche Deinhardstein mit möglichster Auskramung von Künstlereitelkeit ausgeputzt hat.

4.

Poetischer Universalismus.

Wie der Drang der jungen Kraft sich einerseits in dem Egoismus der poetischen Donjuanerie concentrirte, so dehnte er sich andrerseits in die Breite aus, um gleichsam alles zu erobern, was poetisch sey.

Die deutsche Dichtung hatte in der Aneignung fremder Geschmäcke und Manieren schon oft genug gewechselt. Als nun vollends vom Deutschen verlangt wurde, er solle nichts als reiner Mensch seyn, wurde ihm auch zur Pflicht gemacht, sich alles menschlich Schöne aller Zeiten und Völker anzueignen, das Bild der ganzen Menschheit in seiner Liebe abzuspiegeln. Der Kosmopolitismus, der die Philosophie, die maurerische

Begeisterung, die der Revolution vorhergehende edle Schwärmerei für das allgemein Menschliche an die Stelle des Christenthums und Deutschthums gesetzt hatte, mußte nothwendig zu einer systematischen Allbuhlerei mit der Poesie aller Zonen und Jahrhunderte führen. Daß dies die Aufgabe für den gebildeten Deutschen sey, sprach zuerst Herder aus. Noch kühner aber fühlte sich Göthe, indem er unternahm, nicht blos wie Herder empfangend, sondern selbstzeugend in den Geschmäcken und Stylen der verschiedensten Art zu dichten. Und seitdem wird in allen Manieren fortgedichtet und das Aufgehen der deutschen Literatur in die Weltliteratur immer noch gepredigt. Schwärmt man auch nicht mehr für die allgemeine Menschheit, so wird doch die Eitelkeit der Dichter befriedigt, indem sie, wie ein Virtuose auf mehreren Instrumenten zugleich, ihre Kunstfertigkeit bewähren und durch Abwechslungen der Mode die Langeweile betrügen.

Der hochgebildete Deutsche soll wohl alles kennen lernen, von allem das Beste für sich benutzen, aber nicht alles nachahmen, nicht seine eigne Nationalität aufgeben oder in eine fremde verstellen.

Johann Gottfried Herder (später geadelt wie Göthe und Schiller), geboren 1744 zu Morungen in Preußen, Rector zu Riga, zuletzt Oberhofprediger in Weimar, wo er 1803 starb, hatte das große Verdienst, von der einseitigen Gallo-, Anglo- und Gräkomanie zu einer allseitigen Anerkennung der Poesie aller Zeiten und Völker hinüberzuführen und insbesondere auf die von keiner weltlichen Kunstpoesie jemals zu erreichende Schönheit der biblischen und der echten Volkspoesie aufmerksam zu machen. Trotz seiner Weltbürgerei hat er also doch der damals so tief verkannten christlich-deutschen Idee gedient. Er selbst glaubte nur der Menschheit zu dienen. In seinen berühmten „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ lehrte er, wie sich aus der Weltgeschichte allmählig die Humanität entfalte. Auch als Theologe sah er im Christenthum nur das Mittel, die Humanitätsidee zu verwirklichen. Deshalb fiel es ihm auch leicht, christliche und antikheidnische Ideale zu versöhnen, anstatt eines durch das andre auszuschließen, wie Schiller in den „Göttern Griechenlands“. Während er der Begeisterung für antike Schönheit völlig zustimmte, war er es doch, welcher zuerst wieder auf die unnachahmliche Schönheit des hohen Liedes, der Psalmen rc. aufmerksam machte und von

den Trübungen und Willkührlichkeiten Miltons und Klopstocks zur reinen Quelle biblischer Poesie zurückführte, ja es sogar wagen durfte, auch die lange schon in Staub und Moder begrabene, tief verhaßte und verachtete katholische Legende in ihrer zarten Heiligkeit (wie viel später Boisserée die altdeutschen Gemälde) wieder hervorzuziehen und der staunenden und beschämten Gesellschaft zur Bewunderung anzuempfehlen. Auch war es Herder, der den seit einem Jahrhundert schon vergessenen Jesuiten Balde wieder zu Ehren brachte und eine gute Anzahl seiner schönen Gedichte übersetzte.*) Von größter Bedeutung waren ferner die von Herder 1778 herausgegebenen „Stimmen der Völker", eine Sammlung echter und überaus schöner Volkslieder der verschiedensten Nationen, worunter auch viele deutsche, die man bisher nicht beachtet hatte und auf deren Werth zum erstenmal die höher gebildete Gesellschaft aufmerksam gemacht wurde. Da erkannte man, wie unendlich viel schöner das einfachste deutsche Volkslied sey, als die vornehmste Klopstock'sche oder Ramler'sche Ode. Und das machte sich vor allen Göthe zu nutze, indem er sich nicht entblödete, wirkliche alte Volkslieder mit kleinen Abänderungen als sein eigenes Erzeugniß drucken zu lassen, z. B. Röslein roth, dort droben auf jenem Berge 2c. — Inzwischen wurde damals die christliche und deutsch nationale Richtung bei Herder noch nicht so beachtet, wie seine kosmopolitische. Seine Stimmen der Völker eröffneten uns zum erstenmal die altromanische, vorzugsweise spanische Poesie. Herder übersetzte den schönen Romanzencyclus des Cid. Ebenso eröffnete er zuerst die Poesie des slavischen Osten, und wies zuerst auf die verborgenen Paradiese der muhamedanischen und indischen Poesie hin. Ja bis zu den Wilden Afrika's und Amerika's und zu den Völkern des Nordpols tasteten Herders Nerven nach dem Schönen. Das Wenige, was er hier fand, diente doch, den Wahn zu nähren, den sentimentale englische Weltumsegler aufgebracht, bei den Wilden, sonderlich auf den glücklichen Inseln der Südsee, sey noch der erste Unschuldszustand der Menschheit zu finden. Die Empfindsamkeit des Zeitalters vermischte nun diese wilden Kinder mit den Humanitätsidealen.

Herders lyrische Gedichte zeichnen sich durch den sanften Grundton

*) Bei diesem Balde blieb es aber stehen. Die übrigen zahlreichen und zum Theil ausgezeichneten lateinischen Dichter des 17. Jahrhunderts waren vergessen und blieb es mir übrig, sie zum erstenmal wieder in die Erinnerung der Deutschen einzuführen.

einer schönen Seele aus. Bei ihm ist alles Ruhe, Güte, Liebe, die Einförmigkeit dieses Tones aber weiß er aufzufrischen durch sinnige Bilder und Parabeln.

„Das Kind der Sorge". Die Sorge macht aus Lehm den Menschen; die Erde, von der er genommen ist, spricht das Kind als das Ihrige an und muß es behalten. — Wie der farbige Regenbogen, so verschwinden die Hoffnungen der Jugend. — Aus dem Leibe wird die Seele frei, wie aus der häßlichen Raupe der schöne Schmetterling. — Ein Regentropfen fällt ins Meer und scheint verloren, aber die Muschel fängt ihn auf und er wird zur Perle. — Der Greis ruft den Tod, als aber der Tod kommt, bittet ihn der Greis, er solle ihm nur helfen, seine schwere Bürde wieder aufladen.

Herder malt auch treffliche Naturbilder, z. B.

Flattre, flattr' um diese Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, leichtbeschwingt.
Flieg auf deinen hellen Flügeln
Auf der Sonne blauen Spiegeln rc.

So die Lieder von den Erdbeeren, vom Storch, vom Eistanz rc. Einige patriotische Gedichte haben noch Klopstocks Odenton. In „Deutschlands Ehre" preist Herder die größten deutschen Helden, entlehnt aber die Leier dazu vom altgriechischen Orpheus. Auch „Gott" besingt er in diesem hohen Ton:

Wie nenn ich dich, du Unnennbarer, du?

Herders geistliche Lieder sind von diesem Ton nicht frei und heben immer nur die Liebe (Humanität) und nicht den Glauben hervor. Christus ist darin mehr Lehrer und liebreicher Erzieher, als Richter und Erlöser.

Was Herder im Classischen geleistet, ist schon oben berichtet.

Herder übersetzte auch viele jüdische und muhamedanische Mythen und Märchen, vieles aus Saadis persischem Rosengarten, auch aus dem Indischen und sogar Chinesischen. Er empfahl zuerst die indische Sakontala rc. und stand zum erstenmal auf der Berghöhe, von wo der Dichter des alten Faustbuchs ahnungsvoll seinen Faust in die von der Morgensonne wunderbar beglänzte Ferne Indiens sehen ließ.

Eigentlich vollendete Herder nur, was der vielseitige Bodmer angefangen, denn schon Bodmers Seele wandte sich bald der Bibel, bald

den Alten, bald der vaterländischen Vorzeit zu, mehr empfangend als zeugend.

Seit Herder hat es sich der deutsche Wissenstrieb zur Aufgabe gestellt, das Schöne und Interessante aller Zeiten und Völker zu erforschen und sind nach einander auf den Universitäten Lehrstühle für die orientalischen, altdeutschen, altromanischen rc. Studien gestiftet worden. Auch hat man fleißig aus den fremden Sprachen übersetzt. Der hochgebildete Deutsche darf sich nach und nach rühmen, ein Panorama alles Schönen, was je gedichtet worden, um sich versammelt zu haben. Indessen hat dieses Ueberwiegen des weiblichen Dranges nach fremder Empfängniß doch in vielen Geistern die Nationalkraft geschwächt und zu unzählbaren höchst widrigen Mißgeburten geführt. Nicht nur die schwachen Geister wurden zu blinder Nachahmung geführt, auch stärkere Geister erlagen der allzu mächtigen magnetischen Anziehung durch das Fremde. Daher seit dieser Zeit so viele deutsche Dichter nicht recht wußten, wohin sie sich wenden, was alles sie dichten sollten, und die ungeheure Versuchsliteratur in allerlei fremden Manieren, die einem einzigen colossalen Abortus gleich kommt.

Herder verführte dazu, Göthe aber gab das Beispiel, wie man es machen müsse, um den geilen Trieb nach fremden Weibern und Götzen gleichsam in ununterbrochenen salomonischen Nächten zu befriedigen. Ihm verstattete sein Talent in allerlei fremden Manieren ansprechend zu dichten und seine Eitelkeit gefiel sich darin, wie die eines Virtuosen, beständig von einer Tonart, ja von einem Instrument ins andere überzuspringen. Indem er gewissermaßen den Fußtapfen Herders folgte, um überall, wo dieser nur vom fremden Geist empfangen, keck mit demselben zu zeugen, sprang er von der sentimental englisch-ossianischen Manier in Werther zu der altdeutschen im Götz, von der antiken Manier in der Iphigenie zu der romantischen im Meister, von der französischen im Mahomet zu der orientalischen im Diwan rc. über, um am Ende im Faust alle Geschmäcke wie in einem allerfeinsten Ragout zu concentriren. Da ich Göthe's Hauptdichtungen an diejenigen Gruppen der deutschen Dichtung überhaupt vertheilt habe, denen sie dem Inhalte und Charakter nach gehören, will ich hier alle seine übrigen Dichtungen zusammenfassen.

Am liebenswürdigsten und achtbarsten erscheint Göthe als Lyriker. Sein feiner Geschmack erkannte bald, daß im naiv rührenden Tone des

Volksliedes ein Zauber liege, den alle bisherigen Kunstdichtungen nicht erreicht hatten. Er stimmte daher viele seiner Lieder auf diesen Ton, ja er war so frei, sich einige alte Volkslieder anzueignen, als ob er selber sie gemacht hätte, wie oben schon gesagt ist. Auch das süße Nachtlied „O gib vom weichen Pfühle träumend ein halb Gehör“ ist wörtlich aus dem Italienischen übertragen. Meist jedoch schlug Göthe den Ton des Volksliedes nur spielend an, etwa wie eine Prinzessin sich als Schäferin gerirt. So in den Liedern: „An dem reinsten Frühlingsmorgen. — Ein Veilchen auf der Wiese stand. — Da droben auf jenem Berge. — Ich kenn' ein Blümlein wunderschön. — Wenn ich doch so schön wär rc.“ Am wahrsten und wärmsten sind einige Lieder der Liebe, z. B.: „Im Walde schleich ich still und wild. — Wie kommts, daß du so traurig bist?“ rc. Von hoher Schönheit einige Naturbilder, z. B.: „Hoch auf dem alten Thurme steht des Helden edler Geist“ rc. und das Mondlied: „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz“. Manches beim ersten Hören durch seinen wunderbaren Ton bezaubernde Lied Göthe's gewährt bei näherer Betrachtung doch ein unerquickliches Gefühl. So das berühmte Sehnsuchtslied Mignons: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?“ Die Sehnsucht nach der schönen Heimath im Süden ist an sich natürlich und rührend, aber der Vortrag im Munde des armen Kindes viel zu kokett. Auch im „König von Thule“ und im „Erlkönig“ liegt der Reiz nur in dem geheimnißvollen Ton. Daß ein alter Säufer stirbt, hat an sich lediglich nichts Rührendes und einen Erlkönig kennt der Volksglaube gar nicht. Göthe hat hier das alte Volkslied von König Olaf vor Augen gehabt, aber nicht verbessert. Der Fischerknabe ist dagegen die glücklichste Anwendung einer alten Nixensage, die wir kennen, und eine der schönsten Romanzen der Neuzeit überhaupt: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, ein Fischer saß daran“ rc. Gleich bewunderungswürdig ist „die Braut von Korinth“ einer altgriechischen Erzählung entnommen, und „Gott und die Bajadere“, obgleich die Worte „Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor“ in Göthe's Munde leicht zweideutig erscheinen. Den „Zauberlehrling“ entlehnte Göthe aus dem Lucian, die Erfindung ist nicht sein eigen. — In den geselligen Liedern Göthe's zeigt sich häufig ein kleiner Zwang, besonders wo er maurerischen Ernst zur Schau tragen

mußte, und ein Sichforciren zur Lustigkeit, wahrscheinlich der zu vornehmen und steifen Gesellschaft wegen. Nur die Lieder „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“ und „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt“ sind wirklich lustig und frei.

Wie Göthe in allen diesen Liedern sich mehr oder weniger dem deutschen Volksliede näherte, nahm er in andern lieber den elegischen Ton der Alten an und ahmte insbesondere die erotischen Dichter des Augusteischen Zeitalters in den anmuthigsten Versen nach. Von dieser Art sind seine „römischen Elegien“ dem Properz nachgebildet, reizende, wenn auch etwas freie Schilderungen der verliebten Abentheuer, mit denen sich der Dichter in Rom ergötzt hat.

Der Zahl nach übertreffen die Gelegenheits- und Lehrgedichte, Epigramme, wilde und zahme Xenien alle andern Gedichte Göthes. Sie verrathen einen feinen Geschmack, ein gewähltes Urtheil, aber auch viel Selbstgefälligkeit. Sonderlich in seinen spätern Jahren hat Göthe gar gewöhnliche Gedanken mit einer Prätension vorgetragen, als ob es Orakelsprüche wären.

Die Xenien gab Göthe mit Schiller gemeinschaftlich heraus, im Jahr 1797. Göthe zog sich damals den genialen Schiller zurecht. Es ist hier der schickliche Ort, über das Beisammenseyn unserer großen Dichterheroen in Weimar zu reden.

Die Vereinigung von Wieland, Göthe, Schiller und Herder in Weimar war kein Zufall. Die Herzogin Amalie, welche sie dahin berief, war der personificirte Genius der Zeit, ihre Huld die des Jahrhunderts. In jenen vier Dichtern culminirten die Hauptrichtungen deutscher Dichtung. In Wieland die noch vom französischen Geschmack beherrschte Schule, in Göthe die Natürlichkeit, in Schiller der Sturm und Drang, in Herder der poetische Universalismus. Nur die eigentliche, echte, d. h. zur Vorzeit der Nation zurückgreifende und christliche Romantik war in Weimar nicht vertreten, den herrschenden Geistern fremd, allen bisherigen Geschmacksrichtungen zugleich entgegengesetzt. In Weimar feierte die dem heidnischen Geist, der christusfeindlichen Philosophie, dem vaterlandslosen Kosmopolitismus, der rationalistischen Schwärmerei für das allgemein Menschliche und der Buhlerei mit den Genien aller Zeiten und Völker verfallene Poesie ihren höchsten, aber auch letzten Triumph. Die kleine

weiße Hand der Herzogin Amalie lenkte die Quadriga des vierfachen Pegasus, als ob sie geahnt hätte, nur ein Weib könne ein Jahrhundert geistig beherrschen, in welchem die deutsche Nation den Nerv ihrer Mannheit verloren hatte. — Wenn aber auch in einem Sinn einverstanden, waren doch die vier großen Dichter einander zu scharf entgegengesetzt, als daß sie sich persönlich hätten eng aneinander schließen können. Nur den jüngeren und leicht zu enthusiasmirenden Schiller fand Göthe gefügig und zugleich seiner großen Popularität wegen wichtig genug, um mit ihm ein Duumvirat zur Beherrschung des deutschen Parnasses zu stiften. Die Xenien waren eine Revue der damaligen Modeliteratur und geißelten jeden schlechten Dichter mit einem kleinen Distichon, immer witzig, fast immer gerecht.

Für die Unterhaltungen des Weimarschen Hofes schrieb Göthe in seiner ersten Glanzzeit daselbst kleinere heitere Stücke und Scherze der Liebe und Eifersucht: Laune des Verliebten, Jery und Bätely, die Fischerin, Scherz, List und Rache, die ungleichen Hausgenossen. Erwin und Elmire ist nach einer englischen Romanze in Goldsmiths Vicar bearbeitet. In Claudine von Villa Bella klingt ein Ton an, wie in Shakespeare's Lustspielen, aber alles ist geringerer Art, man glaubt den Shakespeare von Metastasio bearbeitet. Lila ist eine sehr schwache Nachahmung.

Lila, die nervenschwache Gemahlin des Baron von Sternthal, wird nach seiner Abreise schwermüthig, bildet sich ein, er sey todt und wird ein wenig verrückt, so daß sie ihn, obgleich er wiederkommt, gar nicht mehr erkennt und in den Wald flüchtet. Da verabreden die Verwandten eine Comödie, umgeben sie mit Masken von Feen, Zauberern und dergl. und heilen sie, indem sie in ihren Wahnsinn eingehen, nur so erkennt sie in ihrem Irrsinn den Gatten wieder und erst durch dieses Wiedererkennen wird sie vom Irrsinn geheilt. Das poetische Motiv, das Nichtwiedererkennen des wirklichen Geliebten im Schmerz um den eingebildeten ist aus dem arabischen Roman Medschnun und Leïla entlehnt (daher auch Göthe schon den Namen beibehalten und nur die Geschlechter gewechselt hat). Da das arabische Original von Dschami so schön ist, hätte Göthe diese Nachahmung unterlassen können.

In kleinen Stücken spottete Göthe mehrmals über Wieland. So in „Götter, Helden und Wieland", worin er mit Recht die tiefe Kluft zeigte, die zwischen der Wieland'schen Auffassung der Antike und den wirklichen Alten bestehe, und in „Orpheus und Euridice", einer Parodie von Wie-

lands Alceste. Die Cyniker der Natürlichkeit verhöhnte Göthe im „Satyros“, der die Philister erst zur freien Natur hinauslockt, sie dann aber durch seine Bocksnatur erschreckt und ärgert. Der Pietisten lachte Göthe im „Pater Brey“, einem Nachbild des Tartuffe und echtem Mucker; aber auch der seichten Rationalisten im „Doctor Bahrdt“. Im „Groß-Cophtha“ spiegelt er die Charlatanerie des Cagliostro ab, von der sich damals die Höfe berücken ließen. Im „Bürgergeneral“ und in „den Aufgeregten“ macht er die deutschen Schwärmer für die erste französische Revolution lächerlich. Im „Triumph der Empfindsamkeit“ spottet er über seinen eigenen Werther. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweiler führt uns ins lebendige Gewühl eines kleinstädtischen Marktes mit obligatem Theater, auf dem eine Haupt- und Staatsaction aufgeführt wird. Fast alle diese launigen Stücke erinnern in der Kürze wie in den Knittelversen an Hans Sachs, dem Göthe den Reiz des naiven Humors glücklich abgelauscht hat.

Unter den kleinen Gemälden, welche Göthe in Prosa entwarf, steht sein römischer Carneval und sein St. Rochusfest zu Bingen oben an. Gar viel Schönes oder wenigstens zart von Poesie Angehauchtes findet sich auch in seinen Schriften über Kunst und Alterthum, über die Farbenlehre, über die Metamorphose der Pflanzen, in den Wanderjahren, in Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben ꝛc. Aber alle seine spätern Prosaschriften sind pretiös geschrieben, als nahte Herr von Göthe selbst immer nur in Ehrfurcht und gleichsam zitternd seiner eigenen Gottheit.

In seiner letzten Zeit wandte sich Göthe auch noch der orientalischen Poesie zu und schrieb den „westöstlichen Diwan“, 1819, kokette Nachahmungen der Liebes- und Weinlieder von Hafis, der arabisch-persischen Liebesgeschichten von Jussuf und Suleicha und der orientalischen Spruchdichtung, hauptsächlich angeregt durch v. Hammers Uebersetzungen. Im Grunde nur eine ältliche Wollüstelei. Der alte Herr wollte noch Haremsluft athmen und unter Wohlgerüchen sterben.

August Wilhelm Schlegel (später geadelt), der mit seinem Bruder Friedrich gewöhnlich zum Haupt der Romantiker gemacht wird, hängt mit der wahren Romantik nur locker zusammen und war vielmehr der Großceremonienmeister des poetischen Universalismus, wie er von Herder in der Theorie festgestellt, von Göthe praktisch ausgeführt wurde. Schle-

gel huldigte den Griechen, Shakespeare und Calderon zugleich, machte sich zum Sklaven einer Französin (Frau von Staël), schrieb in ihrem Dienst französisch und vertiefte sich zuletzt ausschließlich in indischen Studien. Er dichtete wenig Eigenes, ahmte mehr nach und errang sein großes Ansehen nur durch seine zahlreichen Kritiken, seine Geschichte der dramatischen Kunst, seine treffliche Shakespeareübersetzung. Von seinem antikisirenden Schauspiel „Jon" und seinen griechischen Balladen war oben schon die Rede. Daneben schrieb er auch zärtliche Gedichte, viele Ansprachen an Freunde und Gönner, eine Menge Sonette auf die berühmtesten Dichter und Künstler, sogar ein Freiheitslied auf Tells Capelle. Den Romantikern näherte er sich durch seine Gedichte „der Bund der Kirche mit den Künsten, der Glaube, die geistlichen Gemälde." In den letztern drückt er in Form von Sonetten den Inhalt und Charakter der schönsten Kirchenbilder aus. Auch gesellte er sich zu den Romantikern in ihrem satirischen Kampf gegen die Zopfpoeten. Er schrieb eigens eine „Ehrenpforte für Kotzebue" (wogegen Kotzebue den „hyperboreischen Esel" schrieb). und ein ausgezeichnetes Gedicht, worin er die Manieren von Voß, Matthisson und Feldprediger Schmidt parodirte. Deßhalb griff ihn auch Voß wüthend an als einen Kryptokatholiken, aber Schlegel erklärte öffentlich, er habe die katholischen Sympathien seines Bruders Friedrich nie getheilt, und sey und bleibe ein Protestant. In ihren letzten Jahren arbeiteten beide Brüder noch sehr viel für das Studium des Sanskrit und die Einführung der indischen Poesie in den Kreis unserer Betrachtung.

Friedrich Bouterweck, Professor in Göttingen († 1828), bekannt durch eine Geschichte der Poesie und Beredsamkeit in 12 Bänden, war selbst Dichter.

Bouterweck ahmte in lyrischen Gedichten hauptsächlich Tiedge nach, z. B. in seinem Kirchhof, auch ein wenig Matthisson und Schlegel in antikisirenden Sachen, z. B. die Vergötterung des Herkules. Unter anderem besang er die Gefühle eines otaheitischen Mädchens am Grabe ihres Geliebten. So weit holte er die Gelegenheit her, sich und Andere zu rühren. Das ist die Unnatur des poetischen Universalismus. „Mahomeds Himmel" faßte er sentimental auf. In den „Halbbrüdern im Geisterreich" contrastirt er die wahre Religion mit ihrem Zerrbilde, dem Fanatismus, d. h. die Aufklärerei mit der Kirche. In einer düstern Ro-

velle „der Schwur der Liebe“ läßt er eine Braut durch ihren ersten Liebhaber, dem sie die Treue gebrochen, am Hochzeittage erschießen. Alle diese Sachen stehen in seinen Miscellaneen, Berlin 1792, 2 Bände. Er schrieb auch einige philosophische Romane „Paulus Septimius, oder das letzte Geheimniß des Eleusinischen Priesters“ (1795) und „Gustav und sein Bruder“ (1796); mehr Reflexion als Poesie. Nur der Roman „Graf Donamar“ (1790) erregte Aufsehen, obgleich er ohne alle poetische Oekonomie und Klarheit die romantischen Effecte durcheinanderwirft

Graf Donamar wird kurz vor dem siebenjährigen Kriege preußischer Rittmeister. Unterwegs findet er einen umgestürzten Wagen und steht einer Dame von hoher Schönheit bei, die eine Französin ist. Bald darauf kommt er im Lager mit St. Julien, einem geheimnißvollen, überaus schönen und männlichen preußischen Husarenoffizier zusammen, schlägt sich mit ihm und versöhnt sich. Als gleichgesinnte Seelen werden sie die innigsten Freunde. In einem Auftrage des Königs nach Berlin geschickt, wird er dort von einer reizenden Wittwe Laurette von Wallenstädt umstrickt. Schon ganz von ihr verführt, entdeckt er, daß sie noch Andere liebt und flieht sie. Noch einmal begegnet ihm auf dem Wege die unbekannte französische Schöne. — Im zweiten Theil erzählt St. Julien seine Geschichte. Er ist in Spanien geboren, war einmal in Tunis gefangen und Sklave, kehrte zurück, entführte eine Nonne und fiel der Inquisition anheim, aus deren Kerkern er mit genauer Noth entrann. Donamar findet in Berlin in einer glänzenden Gesellschaft die schöne Reisende mit den herrlichen Augen wieder, es ist ein Fräulein d'Aubrecourt, aber bald erkennt er in ihr eine verloren gegangene Gespielin seiner Kindheit, Francisca von Sternach, wieder. Ihr Begleiter, der Marquis von Cressi, an den sie durch einen Eid gebunden ist, lockt Donamar in einen Hinterhalt, aber Donamar sticht ihn nieder und schlägt alle seine Begleiter glücklich ab, muß aber fliehen vor den Gerichten. Der verwundete Marquis geht in sich und gibt Francisca ein von ihm verborgenes Kästchen mit Kleinoden und läßt sie frei. Auf einmal ergibt sich, daß Francisca dieselbe Nonne Gabriele ist, die St. Julien einst geliebt hat, und um deren Besitz ihn der schlaue Marquis betrogen, der jedoch nur Franciscas Schutz, nicht aber ihre Liebe begehrt. Francisca erklärt dem Donamar, sie könne nie die Seine werden, da sie ihrem Pedro (St. Julien) nicht untreu werden wolle, obgleich sie ihn für todt hält. — Im dritten Theil kommt Donamar an einen kleinen Hof, wo Laurette, die ihn immer noch liebt, aus Eifersucht und Rache ihm Fallen stellt und ihn in einen Hochverrathsprozeß verwickelt. Als die Hinrichtung unvermeidlich geworden, will sie ihm wenigstens den öffentlichen Tod ersparen und gibt ihm Gift. An seinem Sterbebette erscheint Francisca wieder, erblickt St. Julien, der sich auch eingefunden, und stirbt vor Alteration. Sie wird mit Donamar begraben.

Gerh. Anton v. Halem, Regierungsdirector in Oldenburg, schrieb seit 1780 und schwankte beständig zwischen dem classischen und romantischen, abend- und morgenländischen Geschmack. Er schrieb Idyllen von Amor, Pan, Echo, das Orakel zu Pharä, die Schlange Python, Porcia, Arria rc. Dann behandelte er wieder altfranzösische und spanische Stoffe aus den Zeiten der Troubadours. Drittens schrieb er ein Epos von Gustav Adolf und eine Tragödie von Wallenstein, sogar ein Epos „Jesus" und nicht minder kleine Geschichten von Indianern und Negern. Alles bunt durch einander, aber ohne originellen Geist.

Gustav Fülleborn, Professor in Breslau, übersetzte den Persius und gab mehrere kleine Sammlungen zur Unterhaltung heraus (Papiere aus Heno's Nachlaß 1792, bunte Blätter, kleine Schriften und den Breslauer Erzähler), meist Bearbeitungen, aber voll Geist und Heiterkeit.

Johann Daniel Falk aus Danzig, lebte in Weimar anfangs als ein satirischer Schriftsteller ohne Genie und Erfolg, bekehrte sich dann plötzlich, gründete 1813 eine große Anstalt für verwahrloste Kinder und endete 1826 als ein frommer allgemein verehrter Mann. Seine wenig erheblichen Schriften sind:

Die heiligen Gräber zu Rom, 1796, Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire 1793—1803, worin das Beste aus fremden Originalen entlehnt ist. Satiren 1800 und 1804. Prometheus 1803. Amphitruo 1804. Irrfahrten des Johann von der Ostsee, 1805. Elysium und Tartarus 1806. Sämmtliche Werke, 7 Bände 1817; auserlesene Werke, 3 Bände 1819. Bußspiegel 1826.

In seinen Satiren schwankt er beständig zwischen Antik und Romantisch, Superfein und Possenhaft, Reim und Prosa herum und kann zu keiner Eigenthümlichkeit gelangen. Auch sind alle seine Sachen klein und kurz. Am ausgearbeitetsten ist sein Prometheus, dramatisches Gedicht.

Prometheus lebt in einer Höhle auf einer Insel unter den letzten Kindern, die er belebt hat, denen aber Merkur noch drei hinzugepfuscht hat, die als Philosophen, indem sie zur ursprünglichsten Natur zurückkehren wollen, auf allen Vieren gehen. Da landet ein englisches Schiff, dessen Capitän sich in eine schöne Prometheustochter verliebt. Die Philosophen aber gehen in die Werkstätte des Prometheus und beleben vorwitzig einige angefangene Statuen. Unter anderen einen Cerberus, dessen drei Köpfe als Dogmatismus, Idealismus und Spinocismus gegen einander reden, und eine Urania, zu welcher sich der eine Philosoph wie Pygmalion verhält. Lauter Anklänge von Ideen, ohne

daß irgend eine Grundidee hier energisch hervorträte, und einige pikante Situationen, die aber abgerissen und ohne Zweck dastehen.

Friedrich Rochlitz sammelte in seiner Glycine (1805) verschiedene Dichtungen.

Glycine ist der Name einer „irregulären Schmetterlingsblume". Das Beste in der Sammlung ist ein Schauspiel „die Zwillinge", verfolgte Königskinder, die durch einen Genius geschützt werden, nachdem die Schwester diesen Genius aus einer Quelle, in die er gebannt war, erlöst hat. Des Schah Kosru Zorn und Mißverständniß werden überwunden, der königliche Vater versöhnt. Ueber den sich Wiederfindenden schwebt der Genius empor. Ein zwar seltsamer Versuch, Romantik auf den Orient überzutragen, doch mit viel Wärme geschrieben. „Eduards Papiere" in Prosa sind viel pretiöser. Reinhold, Graf zu Dona, noch unbedeutender.

Karl Streckfuß, ein höherer Beamter in Berlin, machte sich als Uebersetzer des Ariost, Tasso und Dante berühmt. Seine eigenen Gedichte (von 1811) sind vergessen: wohlklingende, aber stofflose Sonette, einige schwache Romanzen. Sein Bestes sind die Elegien in weichen Distichen, den Götheschen nachgebildet, worin das Entstehen und Wachsen eines zärtlichen Verhältnisses nicht ohne Anmuth geschildert wird. Seine erste größere Dichtung war Ruth 1805, dann Altimor und Zemire, beide voll Zärtlichkeit, das Trauerspiel Maria Belmonte (1807), Klementine Wollmer und mehrere Bändchen voll Erzählungen. Sein Roman „Julie von Lindau" (1811) ist sehr schwach und fast kotzebue'sch.

Julie bricht die Ehe, bereut gleich nach der That, rennt wie rasend ihrem Buhler davon, daß ihr der Athem vergeht und fällt, indem sie einen Blutsturz bekommt, ihrem Gatten zu Füßen. Der Buhler kommt ihr nach. Sterbend gesteht sie ihre Schuld und der Gatte — verzeiht beiden mit zarter Rührung.

Dem poetischen Universalismus wurde nach Herders Vorgang hauptsächlich durch Uebersetzungen geholfen. Ich kann mich hier jedoch nicht auf alle diese Arbeiten einlassen, sofern sie durch folgende immer bessere wieder verdrängt wurden. Man fuhr fort, die griechischen und römischen Dichter zu übertragen. Voß und seine zwei Söhne trieben das Geschäft fabrikmäßig, wurden aber im gegenwärtigen Jahrhundert von vielen andern, besonders von dem fleißigen und gewandten Donner ersetzt. Inzwischen blieben bis auf diesen Tag doch noch viele Griechen unübersetzt, z. B. Nonnus. Auch die französischen und englischen Dichterwerke zu

übersetzen wurde in Deutschland rastlos fortgefahren. Aus der italienischen Literatur begann man vorzugsweise die über der Schäferpoesie vergessenen älteren Dichtungen zu übertragen, den Dante, Ariost, Tasso, Petrarka, Boccaccio, Gozzi rc. Aus Spanien hatte man früher nur die Amadis- und Schelmenromane entlehnt, und nur einige deutsche Jesuiten den Calderon benutzt. Jetzt wurden nach Herders Cid Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Camoens rc. übersetzt. Damals schon durfte ein gewisser Karl Große auf die Fremdsucht der deutschen Lesewelt speculiren, indem er 1794 unter dem falschen Namen eines Grafen von Vargas „spanische Novellen" herausgab, die man mit der größten Begierde las, als seyen sie Erzeugniß der spanischen Poesie. Als aber der Betrug entdeckt wurde, ward der Dichter bald verachtet und vergessen. Sein Talent war sehr mittelmäßig. — Reichardts Romanenbibliothek gab in mehr als zwanzig Bänden Auszüge aus altromanischen Dichtungen.

Joseph von Hammer in Wien öffnete den muhamedanischen Orient durch seine trefflichen Werke über die arabische, persische und türkische Poesie, durch ausgezeichnete Uebersetzungen (insbesondere der persischen Schirin 1809) rc., schrieb aber auch eigne Gedichte, z. B. „Italia", 101 Städtchen (1830). Seine erste vergessene Dichtung war „Die Befreiung von Akri" mit Noten. Spät schrieb er noch die romanhafte Geschichte eines großen Hexenprozesses „Die Gallerin auf der Riegersburg" 1845. Neben Hammer wirkte Hartmann vorzüglich für Uebertragung morgenländischer Dichtungen und Habicht gab zum erstenmal die ganze 1001 Nacht heraus. Die mongolische Mythologie und Märchenwelt enthüllten zuerst Pallas, J. J. Schmidt, Bergmann. Slavische Volkslieder und Märchen, auch ungarische, finnische rc., endlich Lieder und Märchen sogar der Wilden wurden als etwas Neues und Seltsames verbreitet.

Die reichste Ausbeute für die Poesie, wie für die Philosophie fand man bei den Indern. Das Studium des Indischen war von den Engländern begonnen worden, fand aber bald seine fleißigsten Förderer in Deutschland, wo jetzt fast jede Universität einen Lehrstuhl des Indischen aufzählt. Außer den Schlegeln erwarben sich hier das größte Verdienst Bopp, Lassen, Brockhaus, Holtzmann, Höfer rc. Das altpersische Heldenbuch von Iran übertrugen Görres und v. Schack.

Der einfache Humanismus verhielt sich zum poetischen Universalis-

mus wie das Licht zum Regenbogen. Der Mensch an sich war doch gar zu abstrakt, das Bedürfniß trieb dazu, ihn in allen Specialitäten der Race, der climatischen Bedingung und der historischen Entwicklung aufzufassen und wo möglich in allen diesen Situationen zu lieben. Das war aber nicht die Menschenliebe, welche das christliche Gebot verlangt, sondern im Gegentheil der Rückfall aus dem Christenthum in die heidnische Anschauung, denn weit entfernt, die Race von ihrem niedern Standpunkt auf einen höheren zu heben, sie zu bekehren und zu heiligen suchte man eben nur ihre specifische Unart festzuhalten. Am Ende schwand auch das humanistische Interesse. Man suchte nicht mehr das Reinmenschliche bei allen Racen und Völkern, sondern gerade das Verschiedenartige in der Physiognomie, im Charakter und Costume. Es entstand ein Wetteifer, wie bei einem römischen Carneval, durch neue und immer wechselnde Erscheinungen die Aufmerksamkeit auf sich zu locken. Was Göthe aus Virtuoseneitelkeit gethan, um sein Talent gleichsam auf allen Instrumenten spielen und glänzen zu lassen, das wiederholte nachher die literarische Industrie und lieferte fabrikmäßig antike und romantische, philisterhafte und idealistische, französische, englische, italienische, spanische, nordische, slavische, muhamedanische, indische, chinesische, amerikanische Poesie wie in einem wohlassortirten Waarenlager.

Nach Lessings widrigem Vorgange, als der zuerst einen Juden zum Ideal der Humanität erhoben (im Nathan), wurden bald alle möglichen Heiden, Türken, Mohren, Mulatten, Wilde, Räuber &c. gleichfalls dazu erhoben. Die edle weiße und christliche Race war freilich entartet genug, allein es ziemte sich doch nicht, daß sie sich an die Farbigen wegwarf. In Gellerts Inkle und Yariko war die niedere Race doch nur als das unschuldige Opfer der höheren Race (der Engländer verkauft nämlich hier eine Wilde, seine Lebensretterin, als Sklavin) bezeichnet worden. Aber der oben schon genannte v. Nesselrode, der 1778 sein Rührspiel „Zamor und Zoraide" vor dem Herzog Karl von Württemberg aufführen ließ, schildert die Neger als so vortreffliche und an Tugend den Weißen überlegene Menschen, daß er mit der Phrase schließt, „die Neger hätten weiße, die Europäer schwarze Seelen." Die Geßnerschen Unschuldsideale wurden jetzt auf Wilde übertragen, auf Kotzebue's Gurlis und Koras. Mit den Ständen verhielt es sich eben so. Während

Könige, Priester, Adel und selbst der Bürgerstand mit gehässigen Farben geschildert oder lächerlich gemacht wurden, erhob man dagegen Räuber, Hechelkrämer rc. zu Idealen.

5.

Die sittliche Erstarkung.

Unter allen seit der Herrschaft der Renaissance und des französischen Geschmacks verlorenen Gütern der Nation war keines in der deutschen Dichtung so lange vermißt worden, wie der sittliche Adel, das ritterliche Ehrgefühl. Man war zur Natürlichkeit zurückgekehrt, man hatte sich auch im Geist gekräftigt, aber viel länger ließen das sittliche Erzürnen, das Erröthen der wiedergebornen Unschuld, die Donnerstimme des erwachten Gewissens, die volle Ermannung der Nation in ihren edelsten Vertretern auf sich warten.

Justus Möser in Osnabrück war einer der ersten, welcher, ruhig aber fest, die verderbte Neuzeit zum erstenmal wieder mit den gesunden Augen eines alten Cheruskers ansah und in seinen unsterblichen „patriotischen Phantasien" das lebende Geschlecht mahnte, möglichst zur guten alten Natur, Sitte und Praxis zurückzukehren. Auch in einem Trauerspiel „Arminius" von 1749 frischte er die Vaterlandsliebe wieder auf, von der einst Lohenstein beseelt gewesen war.

Dieses Stück enthält trotz der langweiligen Alexandriner, in denen es noch geschrieben ist, viel Schönes und besonders ist der Charakter des bösen Segest gut durchgeführt.

Ohne dieses jetzt vergessene Stück würde Klopstock schwerlich seine Hermannschlacht (1769) geschrieben haben.

Nicht lange nach Möser erhob sich auch eine vaterländische Stimme in Schwaben. Unter allen deutschen Stämmen hat der schwäbische in seinem öffentlichen Leben am meisten von dem alten Rechtssinn und von verfassungsmäßiger Redefreiheit bewahrt, denn die württembergische Verfassung ist vierhundert Jahre alt. Hier hatte schon Frischlin in lateinischer Sprache für Bürger und Bauern gegen den Adel geeifert. Von hier aus erhoben sich auch im 18. Jahrhundert beredte Stimmen gegen den fürst-

lichen Despotismus. Friedrich Karl v. Moser (nicht zu verwechseln mit seinem Vater Jakob, dem wackern Vertheidiger der ständischen Rechte in Württemberg, der dafür in den Kerker kam und eine Menge frommer Lieder dichtete), stand in darmstädtischem Staatsdienst, aus dem er später in Ungnade entlassen wurde, gewann aber zuletzt seinen Prozeß mit dem Fürsten vor dem Reichskammergericht. Von ihm sind erhalten „Der Herr und Diener" von 1763, ein politischer Roman, worin er das Ideal eines guten Fürsten aufstellt, und „Doctor Leidemit", fragmentarische und aphoristische Betrachtungen über Welt und Menschen, nicht ohne Geist. Auch seine „politischen Fabeln" sind nicht so schlecht, wie Gervinus glaubt. Etwas seltsam ist sein „Daniel in der Löwengrube", ein Heldengedicht in poetischer Prosa. Der herrliche allbekannte Stoff hat durch das sentimentale Pathos des Gedichts nichts gewonnen. — Noch viel interessanter und berühmter war Schubart.

Christian Friedrich Daniel Schubart, unter dem kunstliebenden Herzog Karl von Württemberg Musikdirector, machte sich durch seine Freimüthigkeit und bittere Kritik Feinde und verfiel im Umgang mit den welschen Sängern des Herzogs in kolossale Lüderlichkeit und Freigeisterei. Die Lüderlichkeit brachte ihn ins Gefängniß. Kaum wieder frei, mußte er wegen eines Spottgedichts flüchten, 1772. Er irrte nun lange umher, da seine schlimmen Sitten und sein übler Ruf ihn überall wieder vertrieben, von Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, Würzburg, München. In Augsburg fand er endlich einen Platz als Zeitungsschreiber und gab die „Deutsche Chronik" heraus (1774—1777, fortgesetzt erst 1787—1791). Dieses merkwürdige Blatt ist der Prototyp aller späteren deutschen Oppositionsblätter. Es war politisch liberal, vertheidigte das Reinmenschliche gegenüber dem Bestehenden, verlangte Abschaffung der Prügelstrafe 2c. Endlich war er für alle leidenden Völker interessirt, in welchem Sinn die Deutsche Chronik sogar wagte, die Polen bei der ersten Theilung ihres Reichs zu beklagen und in Schutz zu nehmen. Neben so edeln, ja erhabenen Stellen bietet die Chronik aber auch viel seichte Aufklärerei. — Von Augsburg vertrieben floh er nach Ulm, wäre unterwegs aber beinah von den katholischen Bauern todt geschlagen worden, da er die katholische Geistlichkeit durch seine Angriffe gereizt hatte. Aber auch in Ulm blieb er nicht lange. Herzog Karl ließ ihn aus der Stadt locken, fest nehmen

und auf den Asperg führen, 1777. Man glaubte, ein berüchtigtes Epigramm sey die Veranlassung gewesen. Als nämlich der Herzog 1770 die hohe Karsschule in Stuttgart stiftete, schrieb Schubart:

Als Dionys aufhörte ein Tyrann zu seyn,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Allein der Herzog, der gegen Schubarts treue und edle Gattin gnädig war und später auch ihn selbst wieder zu Gnaden annahm, hat ihn nur bessern wollen. Schubart blieb ein Jahr in einem sehr dunkeln und rauhen Kerker und durfte sich mit nichts beschäftigen als mit geistlichen Dingen. Dann erst brachte man ihn in ein lichteres Zimmer und unter die andern Gefangenen, deren Elend ihn vollends zerknirschen sollte. Das gelang denn auch so weit, daß er von dem Consistorium, welches ihn früher seiner Gottesleugnerei wegen excommunicirt hatte, die Gnade erflehte, wieder zum heiligen Abendmahl zugelassen zu werden. Auch machte er viele geistliche Gedichte. Im Jahr 1785 ließ man auch Frau und Kinder zu ihm, um den durch Religion Gezähmten nun durch die Familiengefühle zu fesseln und als der Herzog glaubte, sein pädagogisches Meisterstück an ihm gemacht zu haben, ließ er ihn 1787 nicht nur wieder heraus, sondern kündigte ihm auch seine Befreiung selber an. Der Gebesserte wurde nun Theaterdirector in Stuttgart und gab auch die Chronik wieder heraus, natürlich nicht mehr im alten Geist, starb aber schon 1791.

Es war wohl ein gewaltig brausender Geist in diesem unreinen Gefäß, und da alles zusammenwirkte, um ihn zu schwächen und zu ermatten, so muß man sich nur wundern, wenigstens in einzelnen Strahlen ihn noch in so feuriger Reinheit zu finden. Seine gesammelten Gedichte bilden ein wunderliches Durcheinander von frommen geistlichen und von wilden kecken Trotz- und Freiheitsliedern und von Gelegenheitsgedichten, die er als Hofpoet zu machen hatte.

Unter den Gedichten, in denen er ganz seine Eigenheit aussprach, sind am merkwürdigsten die berühmte „Fürstengruft“:

Da liegen sie die stolzen Fürstentrümmer rc.

Noch besser „Deutsche Freiheit“:

Da lüpfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Fessel am Arm rc.

Die Erinnerung an seinen Leidensbruder Frischlin:

Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?

Dann das berühmte Abschiedslied der vom Herzog Karl an die Holländer verkauften Soldaten oder das „Kaplied“:

Auf, auf ihr Brüder und seyd stark.

Der wilde Naturschrei in seinen Liedern muß uns mit der moralischen Versunkenheit versöhnen, in die er hineingerieth, ein trauriges Opfer seiner Zeit, in der sich die bessere Natur wenigstens wehrte. Er hat den größten Einfluß auf Schiller geübt.

Der blinde, aber als Lehrer zu Colmar im Elsaß unermüdlich bis ins hohe Alter thätige Gottlieb Conrad Pfeffel († 1809) steht seit 1761 als Dichter zwischen Gellert und Schubart. Seine Fabeln und Erzählungen, womit er 10 Bände gefüllt, sind alle in der Form den Gellert'schen ähnlich, doch in der politischen Freimüthigkeit reicht er nahe an Schubart. Von Gleim, Claudius ꝛc. entlehnte er den scherzhaften Modeton, wonach damals vor die antiken Götter englische Titulaturen gesetzt wurden, Miß Hebe ꝛc.

Rührend ist sein Minnelied zweier Blindgeborner „wir altern nie, weil wir uns nicht sehen können.“ Berühmt ist sein Lied von der Tabakspfeife des alten Invaliden. Das Lied „der freie Mann“ ist, obwohl pedantisch, doch ein Vorbild unzähliger Freiheitslieder geworden.

Wer ist ein freier Mann?
Der, dem nur eigner Wille
Und keines Zwingherrn Grille
Gesetze geben kann;
Der ist ein freier Mann ꝛc.

Das „Lied eines Negersklaven“ ist ein Hohn über die deutschen Fürsten, die ihre Unterthanen nach Amerika verkauften, einem Neger in den Mund gelegt, der sich über die „weißen“ Sklaven freut. Von so vielen Fabeln hier nur einige politische. Apis, ein Ochse in Aegypten als Gott verehrt. Nicht zu verwundern, solche Ochsen werden heute noch vergöttert, auf Thronen. — Das Goldstück. Ein Knabe findet ein Goldstück, ein alter Jude erklärt es aus Neid für falsch und der Knabe wirft es weg. Eine treffliche, gegen Lessing gerichtete Fabel.

Ihr raubt den Christen
Ein Gut, das euch nicht nutzen kann.
Gelehrte Herrn Fragmentenschreiber,
O werdet lieber Straßenräuber!

Der Elephant pflegt in der Gefangenschaft nie der Liebe, weil er keine Sklaven zeugen will. — Der Stier macht noch unmittelbar in dem Schlachthause seinen Rang vor dem Schöps geltend. — Eine Kreatur erhält von Jupiter die Gabe, ganz Mensch oder ganz Pferd zu werden. Nachdem er einige Zeit Mensch gewesen, wird er lieber Pferd, denn als Pferd wird er doch nur von Einem, als Mensch von Jedermann geritten. — Ignorantia wird schwanger und gebärt ein Wunderkind, die „Meinung", das aber in der Taufe den Namen „Wahrheit" empfängt.

Auch ein gewisser Fischer gab 1796 zu Königsberg politische Fabeln heraus von ziemlich ähnlicher Art.

Seit Haller die Schweizer gepriesen und Klopstock an die Hermannschlacht erinnert, hatten die Dichter öfter den Nationalstolz wiederaufzurufen angefangen, was aber nicht recht Feuer fangen wollte, da der deutsche Michel zu tief schlief oder sich in der classischen und französischen Mode zu wohl gefiel. Die Schweizer rührten sich am meisten. Zwei Luzerner, Ignaz Zimmermann und der Exjesuit Crauer schrieben patriotische Schauspiele, der erste seit 1777 einen Tell und eine Schlacht bei Sempach, der andere seit 1778 einen Berthold von Zähringen, Kaiser Albrechts Tod und einen Oberst Pfeyffer, dazu schrieb Ambühl von Wattwil 1779 einen Schweizerbund und 1782 noch einen Tell, Müller Friedberg von Stäfels 1781 eine Schlacht bei Morgarten. Alles vergessene Gedichte, die aber das Vaterlandsgefühl genährt haben.

Friedrich Schiller, 1759 zu Marbach geboren, bildete sich auf der hohen Karlsschule in Stuttgart zum Regimentsarzt aus, durchbrach aber schon als Schüler die doppelten Schranken, welche ihn einengten. Je tyrannischer sein Herzog Karl regierte, um so mächtiger empörte sich in dem jungen Genius das Freiheitsgefühl, und je verdorbener die Sitten des Hofes und der Schule selbst waren, um so unwiderstehlicher trieb es ihn aus diesem Schmutz zum sittlichen Ideal hin. Zum erstenmal regte sich ihm unbewußt die uralte Sigfridsnatur. Hohe Gestalten reiner edler Heldenjünglinge schwebten ihm vor. Er konnte sie aber nur in grellem Gegensatz gegen die Wirklichkeit des modernen Lebens auffassen. So entstanden seine ersten Trauerspiele, die noch in Prosa geschrieben sind.

In den „Räubern", gedruckt 1781, die er noch als Karlsschüler schrieb, ist Karl Moor ein unbewußter Sigfrid, das nie verjährende Ideal eines deutschen Heldenjünglings, strotzend von Kraft, „als fühle

er eine Armee in seiner Faust", und unschuldig, unbefangen, treuherzig, hingebend. Darin, daß Schiller ihn durch die Verhältnisse dahin gebracht werden läßt, ein Räuber zu werden, liegt eine tiefe Symbolik. Der Sinn ist, die Nation ist physisch und moralisch so verkommen, daß ihr bester Sohn keinen Platz mehr in ihr findet oder die schlechteste Rolle in ihr übernehmen muß. Das begriff auch die Jugend der Nation mit wunderbarer Schnelligkeit und was man auch über die Verwilderung und Karikirung in diesem ersten Werke Schillers mit Recht sagen mochte, es wurde mit rauschender Begeisterung begrüßt.

In „Kabale und Liebe" (1784) hatte der junge Held sich überraschend schnell verfeinert, ohne von seiner Kraft nachzulassen. Hochgebildet und hochgeehrt, Günstling des Fürsten und Sohn des allvermögenden Ministers, war doch Ferdinand von Walter wieder nur jene uralte und ewig junge Sigfridsnatur, indem er der Personificirung aller der Nation angekünstelten Schande zurief: ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling! Schiller aber fühlte auch hier wieder, wie fremd dieser uralte sittliche Adel der Zeit geworden war und so mußte sein Held und dessen lilienreine Geliebte tragisch untergehen. Dieses tief rührende Trauerspiel hat nicht mehr den phantastischen Anstrich der Räuber. Er schildert die Menschen und die Verhältnisse ganz so, wie sie zu jener Zeit waren, wirft aber ein Schlaglicht von brennendem Glanze hinein, wie einen Strahl aus der reinen Region ewiger Unschuld.

„Fiesco" (schon von 1783) ist mit jenen ersten großen Dichtungen nicht mehr zu vergleichen. Der Held ist nicht rein, nicht deutsch genug. Aber es liegt etwas Prophetisches in seinem Schicksal. Die Auffassung ist welthistorisch. Das Genie, will der Dichter sagen, vermag mit all seiner Cäsargröße oder Alcibiadesliebenswürdigkeit doch nichts gegen das ewige Recht der Völker.

Seine späteren Trauerspiele schrieb Schiller in Jamben, und in diesen, wie in seinen lyrischen Dichtungen tritt eine ganz neue glänzende Seite des Dichters hervor, nämlich seine hinreißende, pindarische Beredsamkeit im musikalischen Rhythmus, ein Schwung der Begeisterung, wie ihn vor ihm noch kein deutscher Dichter besaß. Auf der Woge des Wohllauts scheint sich unserem Ohr ein Schwan zu wiegen und plötzlich verwandelt er sich vor unserem Geist in einen blitztragenden Adler, denn

die Gedanken sind hier noch mächtiger, als das Wort. Aber wir verlieren in diesem prächtigen Strom von Klang und Geist das ursprüngliche Bild des jungen Dichters. Man hat diese seine Wandlung so bezeichnen zu müssen geglaubt, als sey (namentlich unter dem Einfluß Göthe's in Weimar, wohin Schiller berufen wurde) die in ihm „gesättigte Kraft zur Anmuth zurückgekehrt". Aber das ist kein Lob. An Anmuth hat es schon vor Schiller der deutschen Dichtung nicht gefehlt, wohl aber sehr an Kraft. Es läßt sich nicht leugnen, sein Wohlgefallen an der poetischen Beredsamkeit als solcher, besonders an den sogenannten schönen Stellen, an majestätischen Sentenzen, am Doctrinären, an der philosophischen Betrachtungsweise hat seiner Erfindungskraft Eintrag gethan. Die ursprüngliche Kraft ist in den Charakteren seiner spätern Trauerspiele nicht mehr so naturwahr zusammengedrängt, wie in den ältern, sie löst sich zu sehr in der schönen Rede auf. Unverbrüchlich treu aber bleibt der Dichter seinem sittlichen Ideale, und das erhebt ihn über alle Dichter seiner Zeit. Die deutsche Jugend hat von Schiller edel fühlen und denken gelernt, die Nation hat an ihm nur Ehre erlebt, ihre eigne uralte Ehre in ihm wieder gefunden.

Im „Don Carlos", dem berühmten Trauerspiel, welches Schiller zuerst in Prosa, dann in Jamben schrieb, handelt es sich, wie im Fiesco um das ewige Recht der Völker gegenüber den Herrschern.

König Philipp II. von Spanien hat Elisabeth, die frühere Geliebte seines Sohnes Don Carlos, geheirathet, und ist deßhalb eifersüchtig auf diesen seinen Sohn, weil derselbe für die empörten Niederländer Sympathien hegt. Ein Maltheserritter, Marquis Posa, des Don Carlos Freund, wagt es, dem König selbst die gerechte Sache der Völker ans Herz zu legen, Philipp aber läßt den Marquis erschießen und Don Carlos heimlich hinrichten. Als Episode ist eingeflochten die schwärmerische Liebe der Prinzessin Eboli zu Don Carlos, während sie zugleich des Königs Maitresse ist.

Posa ist das Urbild des modernen Liberalismus, der auch aus seinen Reden eine Menge Sentenzen geschöpft hat, durchaus ehrlich und edel, aber unpraktisch, schwärmerisch und ein wenig schwatzhaft und eitel.

„Wallenstein", eine Trilogie von einem comischen Vorspiel und zwei Trauerspielen, ist reich an Schönheiten der Charaktere, wie der Gedanken und Sprache, aber der Hauptcharakter verfehlt.

Das Vorspiel „Wallensteins Lager" ist ein höchst-lebendiges und treues

Bild. In den folgenden ernsten Stücken sehen wir den großen Feldherrn kurz vor seinem Ende im Zweifel, welchen Weg er einschlagen soll? Der Bedächtige läßt sich von seiner feurigen Schwester, der Gräfin Terzky, hinreißen und fällt dem Verrathe zum Opfer. Des Hauptverräthers Oktavio Piccolomini Sohn Max liebt Wallensteins Tochter Thekla und fällt in der Schlacht.

Der wahre Wallenstein war ein verschlossener Charakter, sprach sehr wenig, vertraute sich niemand. Schiller läßt ihn geschwätzig und sogar gemüthlich seyn. Die äußere Pracht der Scenerie und Sprache deckt diese Hauptschwäche des Stücks nicht zu.

Die „Jungfrau von Orleans“ ist Schillers brillanteste Dichtung.

Jeanne d'Arc, unterm Zauberbaum dazu begeistert, wagt sich als arme Schäferin ins Lager der von den Engländern besiegten Franzosen, führt die letzteren rasch wieder zum Siege und setzt den rechtmäßigen König Karl VII. auf den Thron seiner Väter. Als sie sich aber in den schönen Engländer Lionel in dem Augenblick verliebt, in dem sie ihn tödten will, verliert sie das Vertrauen zu sich selbst, wird von ihrem Vater als Hexe angeklagt und folgt einem Hirten, den sie einst geliebt, in die Verbannung. Als sie aber von den Engländern gefangen wird und Lionel sie um Liebe beschwört, erfaßt sie der göttliche Geist von neuem, sie zerreißt ihre Ketten und fällt im Kampf. Der siegende König der Franzosen läßt ihre Leiche mit allen Fahnen seines Heeres bedecken.

Die heilige Begeisterung für das Vaterland, die schöne Amazone, die hinreißende Gewalt in Schillers Versen, alles vereinigte sich, um diesem Trauerspiel den glänzendsten Erfolg zu sichern. Man rühmte Deutschland, daß hier jene herrliche Jungfrau, die in Frankreich durch Voltaire's Pucelle in den tiefsten Staub und Schmutz begraben worden, wieder verherrlicht worden sey. Und doch war es ein Fehler Schillers, der Jungfrau die Schwäche anzudichten, von welcher die Geschichte nichts weiß. Es bleibt gewiß merkwürdig, daß selbst Schiller die Strenge und Consequenz glaubensstarker Charaktere des Mittelalters nicht zu fassen vermochte und ihnen kleine Menschlichkeiten zutrauen mußte.

„Maria Stuart“ ist von Schiller als leidende und mitleidswerthe Gefangene aufgefaßt worden und ihre früheren Sünden hat er verschleiert, um sie zu einem so reinen Opfer als möglich zu machen. Da ohnehin nicht viel Handlung in dem Stück seyn konnte, herrscht der elegische Klageton vor.

„Wilhelm Tell“ ergreift wieder weit mehr und erhebt sich auf die

Höhe der Jungfrau von Orleans. Auch hier handelt es sich darum, das Vaterland von fremder Tyrannei zu befreien. Im Allgemeinen folgt Schiller der Chronik von Tschudi und schildert die Alpen und die Männer der Urcantone mit bewundernswürdiger Frische und Lebendigkeit. Seine Sprache ist hinreißend wie immer. Die Reden, aus denen der Liberalismus seine Tendenzen schöpft, fließen hier wieder reichlich. Aber Tell selbst ist nicht der naive Sohn der Berge, der er seyn sollte, sondern reflectirt viel zu viel und ist insofern verfehlt, wie Wallenstein.

Die „Braut von Messina" ist Schillers sprachlich vollendetstes Werk, ein bloßes Kunststück, ein mißrathener Versuch, die deutsche Bühne zur altgriechischen umzuwandeln und die antiken Chöre wiederherzustellen. Dazu ist der Inhalt abschreckend widrig. Zwei Brüder bekämpfen sich auf Tod und Leben um den Besitz des Mädchens, das sie zuletzt als ihre eigene Schwester erkennen. Trotz alledem aber ist dieses Stück ein einziger langer Strom von musikalischer Rede, von schönen Stellen, herrlicher Lyrik und Gnomik, in der That wetteifernd mit den Chören der alten Tragiker oder mit den Oden des Pindar.

Schillers Uebersetzungen des Macbeth (nach Shakespeare) und der Turandot (nach Gozzi), der Phädra (nach Racine), des Parasiten und Neffen als Onkel (nach dem Französischen) will ich nur eben erwähnen. Vier Stücke hat er angelegt, ohne sie auszuführen, den falschen Demetrius (aus der russischen), Warbeck (aus der englischen Geschichte), die Maltheser (aus der Geschichte des Ordens), die Kinder des Hauses (ein altfranzösischer Criminalprozeß). Sie würden, wären sie auch vollendet, schwerlich einen Fortschritt des Dichters bezeichnen, der schon viel Größeres geschaffen hatte.

Schillers lyrische Gedichte und Balladen halten den ernsten Grundton seiner Trauerspiele ein und wetteifern mit den „schönen Stellen" derselben im Feuer der Begeisterung und im Wohllaut. Die Natur tritt hier zurück oder bildet nur den landschaftlichen Hintergrund. Der Mensch mit seinen Idealen, oder wenigstens mit seinen feurigen Leidenschaften steht immer im Vordergrunde. Schillers Liebeslieder, die berühmten Lieder an Laura, von Amalia „schön wie Engel voll Walhallas Wonne", der Triumph der Liebe, „Selig durch die Liebe, Götter, durch die Liebe", Hektors berühmter Abschied rc. gemahnen uns alle wie seine „Semele",

denn immer ist es ein Gott, der den geliebten Gegenstand mit seinem Blitz umhüllt und in Flammen verzehren will. — In den geselligen Liedern strebt Schiller die Flamme seines Busens über die ganze Tafelrunde auszubreiten, aber in diesen poetischen Toasten steigert er sich selbst zu sehr. Die Beredsamkeit wird schwülstig. So in dem berühmten Liede an die Freude, dessen Ueberschwenglichkeiten von Jean Paul mit feiner Ironie erörtert worden sind.

Zu den herrlichsten Schöpfungen Schillers gehören seine zahlreichen Balladen. Leider sind nur wenige darunter der vaterländischen Vorzeit entnommen, wie Eberhard der Greiner, der Graf von Habsburg; oder dem ritterlichen und romantischen Kreise, wie der Gang nach dem Eisenhammer, der Taucher, der Kampf mit dem Drachen, der Handschuh, Ritter Toggenburg; einige auch dem modernen Leben, wie die Kindesmörderin und die wundervolle Mädchenklage „der Eichwald brauset, die Wolken ziehn“, mit einem starken Anklang an die altenglische Ballade. Die meisten und schönsten Dichtungen dieser Art widmete Schiller antiken Stoffen, die wir oben schon kennen lernten.

Schiller hatte immer etwas Pathetisches, daher seine vielen Lehrgedichte und philosophirenden Prosaschriften. Am meisten echte Poesie liegt in seinen kleinen Lehrgedichten, welche Fabeln und Parabeln gleichen, z. B. die Theilung der Erde, das Mädchen aus der Fremde, das verschleierte Bild zu Sais. Dagegen macht sich die Lehrhaftigkeit als solche zu breit in den größeren Dichtungen: die Ideale, das Ideal und das Leben, die Künstler, der Spaziergang, Würde der Frauen, das Lied von der Glocke. Die Sprache in allen diesen Gedichten ist prachtvoll, der Gedanke glänzend, der Sinn nicht selten tief, aber es ist doch nur Lehre und Beredsamkeit in poetischem Gewande, es ist nicht Poesie selbst und allein. Diese Bemerkung hält uns jedoch nicht ab, in der Glocke das größte bekannte Meisterwerk der sogenannten didaktischen Poesie zu erkennen.

Unter Schillers prosaischen Dichtungen ist der Geisterseher die bedeutendste. Es erschien davon nur der erste Band, 1789.

Ein Graf von O. lernt in Venedig einen deutschen Prinzen kennen. Zur Carnevalszeit sitzen sie einmal beisammen, als die Maske eines Armeniers sich ihnen gegenübersetzt und die Uhr ziehend ausruft: „Wünschen Sie sich Glück,

Prinz, um 9 Uhr ist er gestorben.* Nach einiger Zeit erfährt der Prinz durch einen Trauerbrief, der Erbprinz seines Landes sey gestorben, genau um 9 Uhr an jenem Tage. Nun ist nur noch ein Thronerbe vor ihm übrig. Der Prinz wird von einem Sicilianer, einem Gaukler, ins Netz gezogen, der ihm den Geist eines Freundes erscheinen läßt, um von ihm ein Geheimniß zu erfahren. Kaum aber ist der falsche Geist aufgetreten, als er durch den wahren verdrängt wird, so wie der Betrüger selbst durch den Armenier, der aber den wirklichen Geist beschworen hat. Dadurch wird nun der Prinz immer mehr von der geheimnißvollen Macht des Armeniers überzeugt. Bald darauf wird er rasend verliebt in eine wunderschöne Griechin, die für ein Kind der Liebe eines Fürsten ausgegeben wird, kommt dadurch in Gefahr, wird zugleich von seiner Schwester daheim, die ihn bisher mit Geld unterstützt, verlassen und ist in größter Noth, als ihn der Armenier abermals rettet, um einen Preis, der am Schlusse nur kurz erwähnt ist. Der Prinz ist nämlich katholisch geworden. Die ganze Intrigue hatte keinen andern Zweck.

In den folgenden Theilen sollte wahrscheinlich der Prinz einen kleinen deutschen Thron besteigen. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß Schiller an den Herzog Karl Alexander von Württemberg gedacht hat, der in Venedig katholisch wurde und im Anfang des vorigen Jahrhunderts das protestantische Land erbte. Nur daß Schiller die Geschichte mehr modernisirt hat. Der Roman wurde alsbald von mehreren Andern fortgesetzt, ohne Geist. Schiller selbst hat mit Recht die undankbare Arbeit, mit der er in einem Augenblick der Noth dem Modegeschmack schmeichelte, fallen lassen. Auch seine kleinen Erzählungen „der Verbrecher aus verlorner Ehre“ und „Spiel des Schicksals“ hätte ein Geringerer schreiben können.

Schiller schrieb auch größere Geschichtswerke, eine Darstellung des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs, beide Meisterwerke in Styl und Behandlung, aber aus unzulänglichen, zum Theil trüben Quellen geschöpft, daher dem Sachinhalt nach gar nicht zu brauchen. Die zahlreichen Abhandlungen sodann, in welchen Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, über naive und sentimentale Dichtung, über das Erhabene, über ästhetische Sitte, über den Gebrauch schöner Formen ꝛc. seine Begeisterung ergossen hat, spiegeln uns überall das liebenswürdige Bild des großherzigen Dichters wieder, erklären uns auch zur Genüge, warum sein Schönheitsgefühl aus der Zopfzeit heraus

zum antiken Ideale zurückstrebte, haben aber weder einen christlichen noch volksthümlichen Boden.

Neben Schillers leichtem lebensfrischem Heldengeiste erblicken wir die düstere Gestalt eines Landsmanns, der edel, wie er, doch dem Schicksal nicht zu trotzen vermochte. Friedrich Hölderlin von Lauffen versank, nachdem er Herrliches gedichtet, schon als Jüngling in einen Wahnsinn, der ihn vierzig Jahre lang, bis an seinen Tod (in Tübingen) nicht mehr verließ. Das Ideal, wonach er strebte, blieb ihm unerreichbar; der Weltschmerz, Mensch bleiben zu müssen, wo man Gott seyn möchte, verzehrte ihn. Er war aber kein eitler Egoist, sondern der Schmerz Anderer lag auf seiner Brust. Er trauerte tief um das Vaterland.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland,
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd',
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes holen.

Er trug, was er fürs eigne Vaterland empfand, auf Griechenland über und dichtete den 1798 im Druck erschienenen Roman „Hyperion" dessen Held für alles Hohe und Schöne, für Vaterland, Freiheit und Tugend und dabei auch für eine schöne Diotima (Hölderlins eigne, aber verbotene, unerreichbare, weil schon verheirathete Geliebte) schwärmt. Später schrieb er den „Empedokles", worin er schon aller Hoffnung entsagt. Der Held kann der Gemeinheit, welche die ganze Welt beherrscht, nicht dienen und muß daher in erhabner Einsamkeit untergehn. Zuweilen hält Hölderlin warm am Leben. Er malt seine schwäbische Heimath im hellsten Sonnenschein, ein liebliches Bild:

Seliges Land! kein Hügel in Dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Besten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.

Noch schöner ist das bewundernswürdige Rheinlied, gewiß das schönste

unter allen den unzähligen, in denen der Vater Rhein zum Sinnbild des deutschen Volks selbst gewählt worden:

Jetzt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter über einander
Hinabschaun, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme wars des edelsten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen 2c.

Tiefrührend sind die Gesänge Hölderlins, in denen ihn die Ahnung seines künftigen Unglücks ergreift. Seine sämmtlichen Werke sammelte Christoph Schwab 1846.

Man wird es mir vielleicht verdenken, daß ich hier schon von Jean Paul rede und diesen empfindsamen und humoristischen Dichter an Schiller

anreihe. Allein ich thue es mit Ueberzeugung, weil das Hauptsächliche an Jean Paul weder seine Thränenseligkeit, noch sein brillanter Witz, sondern sein edler Charakter, seine Seelenhoheit, Seelenschönheit, Seelenunschuld ist. Friedrich Richter (geboren 1763 zu Wunsiedel, gestorben als Titularlegationsrath in Bayreuth 1825), nannte sich als Autor nur Jean Paul. In armen Verhältnissen aufgewachsen und lange mit Noth kämpfend, war er einer der reichsten und liebenswürdigsten Geister auf deutscher Erde. In ihm vollendete sich, was Hippel angedeutet, der Humor, der mit einem Gesichte lacht und mit dem andern weint. In dem Engländer Sterne und noch früher in Shakespeare sind die ersten Muster dieses echt germanischen Humors zu suchen, dessen die Romanen so wenig fähig sind, als es die Griechen und Römer waren. Es gehört germanisches Gemüth dazu.

Jean Paul hat seiner Zeit das Publikum hingerissen und wurde schwärmerisch geliebt. Lichtenberg sagt (vermischte Schriften II. 309), an Jean Paul interessire nur der Autor selbst, seine Manier, nicht der Gegenstand seiner Werke. Doch ist das nicht richtig. Er bringt, wenn auch nur in grellem Contraste, doch das Innerste der deutschen Volksnatur zur Erscheinung, so objectiv wie irgend ein anderer. Ueberall kehren in seinen Werken folgende Grundgestalten wieder.

Vor allem der „hohe Mensch“, ein an Leib und Seele gesunder reiner, keuscher, vornehmer Jüngling, in dessen idealer Schilderung etwas an Sifrit gemahnt, trotz aller modernen Civilisation. Jean Paul gefällt sich besonders darin, diese so hochadelige Persönlichkeit in jugendlicher Unschuld und Blödigkeit zu schildern, die dennoch den kühnsten Heroismus nicht ausschließt. Darin spiegelt sich wahrhaft das Schönste in der deutschen Jünglingsnatur ab, und diese interessante Gestalt verschwimmt nicht in phantastischen Bildern oder empfindsamen Thränen.

Diesem Jüngling entspricht ein eben so reines, vornehmes Mädchen fast mehr amazonen- als madonnenhaft, von fast männlicher Festigkeit, ein Ideal, vor dem der Dichter aus innerer Andacht in der Ausführung des Gemäldes zuweilen stockt und gleichsam vor seiner eignen Schöpfung blöde wird.

Der dritte überaus reizende Gegenstand der Dichtungen Jean Pauls, mit jenen beiden ersten contrastirend, ist die Demuth, Bescheidenheit und

das stille Glück der genügsamen Armuth, der unversiegbare Frohsinn in äußerer Dürftigkeit.

Die vierte Figur ist der kapriziöse Freund des hohen Menschen, der dessen Ernst und Würde in der tollsten Possenhaftigkeit parodirt, hinter seiner Satyrsmaske aber alle Grazien verbirgt, um, wo es darauf ankommt, mit sarkastischer Miene und unter Hohn und Spott das schwerste Opfer für den Freund zu bringen.

Als fünfte und sechste Hauptfigur kehren ein schwindsüchtiges Mädchen von edelster, durchscheinendster Zartheit, und ein blinder gleichfalls an der Schwindsucht sterbender Jüngling öfters in Jean Pauls Romanen wieder. Jene ist gewöhnlich die erste Liebe des hohen Menschen und welkt vor seinen Augen wie eine Lilie. Der andre ist der Freund des hohen Menschen, in unendlicher Liebe und Treue an ihm hängend und gleichsam sein musikalisches Echo, sein Gefühl in Flötentöne übersetzend und ihn damit umspielend. An dieses empfindsame Paar, das aber nie ein Paar wird, hängt Jean Paul alles an, was seine schöne Seele an weichsten und zartesten Gefühlen ausströmt und was für festere Gestalten nicht passen würde. Es ist darin etwas von Engelsreinheit und elfenartiger Feinheit, aber auch etwas Krankhaftes, was den Leser um so unangenehmer berührt, als Jean Paul es sich angelegen seyn läßt, um den Reiz des Contrastes zu erhöhen, die Schmerzen jener zarten wunden Seelen und hektischen Brüste mit dem Anatomiemesser des lachenden Humors zu seciren.

Die siebente Hauptfigur ist im Contrast zu jenen beiden überzarten Wesen ein cynischer Arzt, der gleichsam von Amtswegen unzart ist und den Jean Paul zum Träger aller der Witze braucht, die selbst für die vierte Figur zu derb wären.

An diese Hauptfiguren reihen sich nun noch Gestalten aus dem Hofleben eines Duodezfürsten, die jedoch nur den Hintergrund bilden. Der Fürst wird gewöhnlich als ausgelebt mit Ironie, die Fürstin als zurückgesetzt mit zartem Mitleid behandelt, die unschuldige Prinzessin mit einer jugendlichen Andacht angebetet. Unter den Hofleuten findet sich ein sarkastischer Junker als obligater Bösewicht.

Der Duodezstaat Flachsenfingen oder Scheerau wird vom Dichter

stets mit überlegenem Humor verspottet und darin auch manche gesunde politische Satire auf größere Staaten angebracht.

Dem kleinen Hofe und seinen Cabalen gegenüber liegt gewöhnlich in Jean Pauls Romanen der stille Frieden eines ländlichen Thales und Dörfchens in paradiesischer Maienluft.

Obgleich Jean Paul durch und durch deutsch ist, Deutschland nie verließ, auch alle seine Stoffe und Gefühle Deutschland entlehnt, hat er doch die Schwäche, seinen Romanhelden gern fremde Namen und wenigstens den Schein eines fremden Ursprungs anzudichten; so wie er denn auch seinen eigenen deutschen Namen französirt in Jean Paul.

Die eigentliche Geschichte ist in Jean Pauls Romanen stets eingetaucht in ein unendliches humoristisches Raisonnement. Jeden Augenblick springt der Dichter von seinem Gegenstande ab, um in eine persönliche und höchst bequeme Conversation mit dem Leser einzutreten und Nebengedanken auszuspinnen. Hierin hat er Sterne's Licenz oft bis zum Unleidlichen mißbraucht. Dazu ein Cumulus von Anhängseln aller Art, Vorreden, Vorreden zur Vorrede, Extrablättern, Einschiebseln, Ausschweifungen, Zugaben, Aphorismen ꝛc. Uebrigens ist alles an Jean Paul geistreich. Daher ich schon vor dreißig Jahren von ihm sagte, er gleiche einem Prisma, das alles und jedes, und wäre es auch nur eine Dachrinne, im poetischen Farbenglanze des Regenbogens sieht.

Sein erstes Werk waren 1783 die „Grönländischen Prozesse", noch kein Roman, sondern nur

> satirische Excurse über Schriftsteller, Ahnenstolz, Weiber, Stutzer, Lob der Narrheit, Verhältniß zwischen Genie und Regel, Bittschrift der Satiriker und Epigramme in Prosa (was Jean Paul später Streckverse nennt) ꝛc. Seine ganze Manier ist hier schon fertig, nur die sentimentale Seite tritt noch nicht in vollem Glanz hervor, sondern birgt sich noch in herber Knospe.

Ein ganz ähnliches Quodlibet war auch noch die „Auswahl aus des Teufels Papieren" von 1789. Dann erst ging Jean Paul zum Roman über. Sein erster ist „die unsichtbare Loge" von 1793.

> Rittmeister von Falkenberg hat den seltsamen Einfall, seinen Sohn Gustav durch einen Herrnhuter unter der Erde ohne Sonnenlicht erziehen zu lassen und erst als er zum Knaben heranreift, ihm zum erstenmal die Oberwelt zu zeigen, als ob es ein Himmel sey. In der neuen Welt findet Gustav einen jungen Seelenfreund an dem schönen blinden Bettelknaben Amandus, den

der Rittmeister gerettet hat, der aber schmachtend dahinstirbt. In der Stadt tritt ein Dr. Frank als die humoristische Person auf und Beate als die hohe Jungfrau, die den auf Amandus Grabe entschlummerten Gustav findet, eine sehr empfindsame Mondscheinscene. Ein andermal sind sie in großer Gesellschaft und können sich nur durch den Spiegel ihre Empfindungen ausdrücken. Ihre glücklichsten Momente erleben sie in dem paradiesischen Orte Lilienbad. Lieblich ist die Schilderung eines Gewitters, das die Liebenden nöthigt, unter einem Baum unterzustehen. Aber der Roman bricht ab. Wir erfahren nur noch eben, daß Gustav eine geheime Gesellschaft „die unsichtbare Loge" gestiftet hat. Aber was weiter mit ihm geworden, bleibt unbekannt. Diese wenigen Begebenheiten des Romans sind eingehüllt in ungeheure Efulgurationen des redseligen Witzes. Im Anhang gibt Jean Paul die liebliche Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal", ein Muster von liebenswürdiger Resignation und Frohsinn im Elend.

Dann folgte ein noch weit ausgebildeterer Roman „Hesperus oder die 45 Hundsposttage" 1795. Jean Paul läßt sich die Nachrichten von den im Roman auftretenden Personen durch einen Hund überbringen, daher der Titel. Hesperus ist ein ziemlich willkührlich gewählter Name. Jean Paul wünscht, das Buch möge abgeblühten Lesern zum Abend-, aufblühenden zum Morgenstern werden.

Im Baddorfe St. Lune erwartet der Prediger Eymann mit seiner Familie seinen Pflegesohn Victor und dessen Vater, Lord Horion. Der Lord ist blind, der Sohn deßhalb ein Augenarzt geworden und das Pfarrhaus wird ausersehen zur Kur, die vollkommen gelingt. Der Lord ist Freund und Günstling des deutschen Duodez-Fürsten Jenner von Flachsenfingen, bei dem nun Victor Leibarzt wird. Am Hofe verliebt sich Victor in die hohe Klotilde, die im Fräuleinstift zu Maienthal von dem blinden Lehrer Emanuel zu einem Ideal gebildet worden, obgleich sie die Tochter eines raffinirten Hofmanns, Lebaut, ist. In dasselbe hohe Wesen ist aber auch Matthieu, Sohn des Ministers, der obligate Bösewicht des Romans, ein über alles spottender Geist, und zugleich der Regierungsrath Flamin, Eymanns vermeinter Sohn, verliebt. Dieser Flamin ist aber eigentlich Jenners unehelicher Sohn und Klotildens Bruder. Die Liebe Victors zu Klotilden entwickelt sich langsam und überaus zart. Ihre Gesichter begegnen sich in einer Orangerie, indem sie an demselben duftenden Gesträuch riechen. Agnola, eine italienische Prinzessin, langt an als Jenners Braut. Emanuel weiht in der Johannisnacht seinen Schüler Victor zur Tugend ein. Dieser wird ein wenig auf die Probe gestellt durch Jakobine, Matthieu's schöne Schwester, und durch Agnola selbst, der er einst in einer Augenkrankheit beistehen muß. Es kommt so weit, daß er, indem die Fürstin ihre Augenbinde löst und sein Gesicht dicht über dem ihrigen hängt,

in einen Kuß mit ihr zusammenfällt. Allein das ist, wie der erste, so auch der letzte. Die Fürstin verzeiht ihm und er wendet sich ausschließlich Klotilden zu Einst erblickt er sie, wie sie ihn von fern für sein Wachsbild hält und lange weinend anblickt, während er, um ihr die Täuschung nicht zu nehmen, steif stehen bleibt. Ein andermal schmelzen ihre Seelen zusammen beim Anhören einer Harmonika. Einmal gehen sie unter ihrem schmalen Sonnenschirmchen zusammen im Regen. Endlich erklärt er ihr seine Liebe. In Maienthal segnet der blinde Emanuel den Bund ihrer Herzen ein. „Zum Mitleiden genügt ein Mensch, zur Mitfreude gehört ein Engel". — Aber Flamin, der noch nicht weiß, daß Klotilde seine Schwester ist, überrascht sie, wie Victor sie küßt, und stürzt wüthend auf sie los, von Matthieu aufgereizt. Es gibt eine wilde Scene. Inzwischen wird alles wieder ruhig. Victor wirbt um Klotilden und nimmt rührenden Abschied von dem sterbenden Emanuel, eine übertrieben empfindsame Scene, wozu ein gleichfalls blinder Zögling Emanuels, Julius, die Flöte spielt. Hier berauscht sich Jean Paul in der weichsten und wollüstigsten Empfindsamkeit und läßt den Schwindsüchtigen im Blumenduft und an der Süßigkeit der Töne sterben. Flamin ist so toll, sich mit dem alten Lebaut zu duelliren und ihn zu erschießen. Warum sagte dieser nicht vorher, daß jener Klotildens Bruder sey? Nun kommt wieder eine Neuigkeit, Victor sey nicht des Lords Sohn, sondern einfach Eymanns Sohn, der blinde Julius aber sey des Lords Sohn und Klotilde des Lords Tochter. Flamin wird frei und Victor mit Klotilden glücklich verbunden.

Die satirischen Intermezzos sind in diesem Roman nicht häufig. Am artigsten ist der Hofapotheker Zeusel gezeichnet, bei dem Victor in der Stadt wohnt. Dieser Zeusel ist ungeheuer eitel und dabei sehr klein. Wie er für Victor, den neuen Leibarzt, mit dem alten in Ungnade gefallenen groben Doctor Kuhlpepper zankt und wie er seinen als Kellner dienenden Zwillingsbruder vornehm verleugnet, sind sehr ergötzliche Scenen.

„Des Rektor Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg," 1795.

Der Rektor unternimmt seine Ferienreise mit 12 Schülern, die zu Fuß gehen, und seiner Tochter Cordula, die auf einem Cabriolet mitfährt und Proviant mit sich führt. Der Zweck der Reise ist, Erholung mit Belehrung zu verbinden. Jeder Tag hat seinen bestimmten Unterricht. Einmal wird Feld gemessen und Mathematik getrieben, ein andermal natürliche Theologie und Gott in der schönen Natur bewundert (wozu natürlich Regenwetter und allerlei üble Umstände kommen). In jedem Wirthshaus bekommt der geizige Rektor Händel, weil er aus eigenen Vorräthen zehrt und zu wenig zahlt. Einmal bekommt er Prügel, weil er bei einer Messung der Nase eines schlafenden Fleischers zu nahe kommt. Einmal erregt er Mißfallen, indem er seine Schüler im Fluchen, jedoch nur lateinisch, wetteifern läßt. An einem armen ungari-

schen Soldaten, der unterwegs erschossen wird, tadelt er das schlechte Latein der letzten Rede vor dem Tode. Einem Wirth demonstrirt er die Construktion eines kleinen Rades vor, welches er am großen Spinnrade anbringen soll, um daran die Umschwünge des großen zu messen und sich zu versichern, ob die Tochter fleißig gewesen. Die Tochter aber meint: das sieht er ja am Garne. Auf den Berg kommen die Reisenden nicht, weil ihnen Jean Paul mit der Nachricht entgegenkommt, das Wetter bessere sich nicht. — Nur eine Stelle in dieser humoristischen Reisebeschreibung ist sentimental, betreffend den stillen Kummer der zurückgesetzten und mißhandelten Cordula.

„Biographische Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesin", 1796. Unter der Riesin ist die Jungfrau Europa zu verstehen. Man sollte bei diesem Titel wieder nichts als humoristische Excurse erwarten, aber man wird durch einen förmlichen Roman überrascht.

Die Italienerin Adolina folgt vom Grabe ihrer Eltern einer Freundin nach Schottland, wo der edle Lismore, der sie schon in Italien geliebt hat, sie wiederfindet und sich unter höchst empfindsamen Thränen mit ihr verlobt. Hier nehmen Jean Pauls hohe Menschen aufs bestimmteste den Charakter der beiden Nationalitäten an, welche die meiste romantische Anziehungskraft auf Jean Paul übten, auf Kosten seiner vaterländischen Gefühle.

„Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs", 1796.

Der Armenadvokat Firmian Leibgeber hat seinen Namen mit seinem Busenfreund und Ebenbild Siebenkäs getauscht. Er lebt im Reichsmarktflecken Kuhschnappel, den Armen dienend, deßhalb selber arm. Der Heimlicher St. Blaise, ein alter Verwandter, vorenthält ihm eine Erbschaft. Sein sarkastischer Freund Leibgeber aber zwingt den alten Geizhals durch seinen großen Hund, angstvoll auf dem Stuhl sitzen zu bleiben und silhouettirt ihn unter unaufhörlichen satirischen Injurien. Das ist die einzige Rache, die sie nehmen. Der Armenadvokat hat eben die hübsche Linette geheirathet, ein armes ungebildetes Mädchen, welches die geistige Unruhe ihres Mannes nicht begreift. Anfangs geht es ganz gut, bald aber wird Siebenkäs durch die Wirthschaftlichkeit seiner Linette, durch das ewige Kehren mit dem Borstbesen rc. gestört. Sie aber wird durch ihn tief gekränkt, da er anfängt, aus Noth die Möbeln zu verkaufen. Was er ganz leicht nimmt, ist für sie das Drückendste. Was sie ganz unbefangen thut, macht ihn toll. Linette weist zwar die Huldigungen eines parfumirten süßen Patriciers, Rosa von Meyern, ab, wird aber desto unbewußter von dem Schulrath Stiefel bezaubert, dem Hausfreund, dessen gemessenes und prosaisches, langweilig ehrwürdiges Wesen zu dem ihrigen paßt. Diese Verhältnisse sind mit trefflichem Humor geschildert, am ergötzlichsten die Noth und das Glück bei einer Kirmes, indem der bereits von Allem

entblößte Armenadvokat bei einem Vogelschießen die ersten Gewinne trifft, während Linette sich von dem ehrbaren Schulrath trösten läßt. — Als Episoden werden hier zwei Traumbilder eingeschoben: Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sey, eine Ausgeburt humoristischer Verzweiflung, die ein sentimentales Gewand annimmt; und: ein Traum im Traum, eine sentimentale Apotheose der Mutterliebe. — Siebenkäs reißt sich endlich einmal von der Trübsal seiner Häuslichkeit los, besucht seinen Leibgeber und macht die Bekanntschaft der geistreichen und hochgebildeten Engländerin Natalie. Da gibt ihm Leibgeber den Rath, den er befolgt. Er kehrt heim, stellt sich, als rühre ihn der Schlag, stirbt zum Schein und läßt einen leeren Sarg begraben, während er selbst Leibgebers Stelle als Inspector in Vaduz annimmt und Natalien, die über seinen Tod getrauert, plötzlich überrascht und heirathet. Es versteht sich von selbst, daß unterdeß auch Stiefel die verwittwete Linette geehelicht hat und sehr glücklich mit ihr lebt. Das ist der einzige Roman Jean Pauls, gegen dessen Sittlichkeit viel einzuwenden wäre.

„Leben des Quintus Fixlein", 1796. Ein etwas potenzirtes Schulmeisterlein Wuz, aber eben so meisterhaft geschildert.

Fixlein ist Quintus einer Stadtschule und wird zu einer Landpfarrei befördert, wodurch es ihm möglich ist, ein blutarmes adeliges Fräulein, die bescheidene Thienette, zu heirathen. Es ist eine köstliche Figur dieser gute, immer fröhliche, fleißige Mensch. Wie er die Ferien benützt, um zu seiner armen alten Mutter aufs Land zu reisen, und wie er in deren ärmlichen aber saubern Häuslichkeit das Fräulein sieht, ihr seine Liebeserklärung macht rc. und endlich mit ihr auf der Pfarrei aufzieht, gehört zu dem Anmuthigsten, was Jean Paul je gedichtet hat.

Als Anhängsel des Quintus Fixlein drei merkwürdige poetische Traumgesichte.

Die Mondfinsterniß. Auf dem dunkeln Monde zittern die noch ungebornen Seelen, die zur Erde kommen sollen, vor einer Riesenschlange, die sich von der Erde gegen sie aufbäumt, sie werden aber durch einen schönen Jüngling, den Genius der Religion, geschützt. Ein Bild von sehr schwacher Erfindung, aber vortrefflich ausgeführt. — Der Tod eines Engels. Ein Extrem von Zartheit, wie sterbender Flötenton und verzitterndes Mondlicht. — Der Mond. Die Seelen kehren von der Erde wieder zum Monde zurück. Ein Kind ist den Eltern vorangegangen, der Vater Eugenius folgt ihm nach und winkt nun der sterbenden Mutter, das Kind an der Hand, aus dem Monde zu.

„Das Kampaner Thal oder über die Unsterblichkeit der Seele", 1797.

In dem bekannten reizenden Pyrenäenthale kommen befreundete Menschen

zusammen, unter andern Victor aus dem Hesperus, und unterhalten sich inmitten dieses irdischen Paradieses über die Fortdauer der Seele. Einer bezweifelt sie, gibt aber am Ende nicht den Verstandes-, sondern Gefühlsgründen der andern nach. Hier überläßt sich Jean Paul allen Wonnen seiner sanftesten Gefühle, so daß er sogar den Blumen eine Seele und Seelenfortdauer zuschreibt und ein künftiges ungestörtes Paradies. Uebrigens durchzieht das Ganze ein hoher sittlicher Ernst. Der Hauptbeweis für die Unsterblichkeit liegt dem Dichter in dem Daseyn der Tugend, Wahrheit und Schönheit. Dieser auf Erden so deutlich vernehmliche Dreiklang setzt nothwendig die Musik höherer Sphären voraus, aus denen sie zu uns geflogen. — Als humoristischer Anhang die Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus. — Unter dem Titel Selina erschien eine unvollendete, aber in zahlreichen Bruchstücken erhaltene Fortsetzung des Kampanerthals, worin abermals alle Fragen über Unsterblichkeit durchgesprochen werden. Sie enthält sehr schöne Gedanken, aber zu sehr mit Bekanntem gemischt. Hier hätte Jean Paul nicht philosophiren, sondern einzig Dichter seyn und nur Neues geben sollen.

„Der Jubelsenior", von 1797. Eine Idylle,

die Jubelfeier eines Schulseniors und seiner alten treuen Ehehälfte schildernd; aber so überladen mit humoristischen Ausschweifungen, daß sich die eigentliche Erzählung darunter fast ganz verliert.

Palingenesien, 1798. Auch unter dem Titel Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg.

Nichts als humoristische Digressionen, unter denen der dünne historische Faden, durch den sie zusammenhängen, kaum mehr bemerkt wird.

Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf, 1799. Desgleichen Jean Pauls Freiheitsbüchlein oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm und die Abhandlung über die Preßfreiheit.

Aus Anlaß eines Verbotes, das von der Censur der Universität Jena ausgegangen war, weil ihr die Dedication nicht discret und conventionell genug vorkam. Viel Lärm um nichts.

Der „Titan" von 1800 ist Jean Pauls Meisterwerk. Hier hat er den „hohen Menschen" vollendet. Es ist wieder der Victor des Hesperus, aber um Vieles erhabener.

Albano, der junge spanische Graf von Cesara, in Deutschland auf dem Lande erzogen, fährt mit seinem humoristischen Gesellschafter, dem Bibliothekar Schoppe, und mit dem griechischen Baumeister Dian über den Lago maggiore

nach der zauberischen Insel Isola bella, um daselbst zum erstenmal seinen Vater, Don Gaspard, Ritter des goldenen Vließes, wiederzusehen. Um die volle Wonne der schönen Aussicht zu genießen, verbindet er sich die Augen und macht die Binde nicht eher los, als bis er auf der hohen Terrasse der Insel steht. Die Naturschilderung ist um so bewundernswürdiger, als Jean Paul nie in Italien war. Der feurige Sohn findet einen kalten, wenn auch sorglichen Vater, der ihm einen neuen Hofmeister, den Lector Augusti, einen glatten und kühlen Weltmann zuführt, mit welchem er die Universität und den kleinen Hof in Pestiz beziehen soll. Das ist die Hauptstadt des kleinen Fürstenthums Hohenflies, in welchem Albano bisher auf dem Lande zu Blumenbühl bei dem Landschaftsdirector von Wehrfriz erzogen worden ist, dessen treffliche Gattin Albine und dessen gutmüthige Tochter Rabette Mutter- und Schwesterstelle bei ihm vertreten hatten. Es war ihm nie erlaubt, zur Stadt zu kommen. Aber er hatte oft von der lieblichen Liane, Tochter des Ministers von Froulay, und ihrem genialen Bruder Roquayrol reden hören. Als er nun endlich in die Residenz kommt, wo er bei dem arroganten Leibarzt Dr. Sphex ein Quartier nimmt, was zu sehr komischen Nebenpartien Anlaß gibt, hört er mehr von der schönen Liane. Eben ist der alte gute Fürst, der einmal den Knaben Albano im Walde gesegnet hatte, gestorben und Dr. Sphex hat ihn secirt und sein Herz nach fürstlicher Sitte in eine besondere Kapsel gethan. Als Roquayrol über die Brust ohne Herz sarkastische Bemerkungen macht, entsetzt sich die sanfte Liane so sehr, daß sie, da ohnehin eine heftige Migraine bei ihr im Beginn ist, plötzlich erblindet. Um ihre Augen zu heilen, verordnet der Doctor Wasserstaubbäder. Sie stellt sich also in einem Wasserhäuschen dem feinen Gestäube der Springbrunnen blos, und Albano schleicht sich in den Garten, um sie zum erstenmal näher sehen zu können. Ihre Engelsschönheit im Mondlicht übertrifft alle seine Erwartungen. Sie gewinnt die Sehkraft wieder. Beide lernen sich lieben, aber sie trägt den Todeskeim im zarten Busen, und verlangt von ihm, er solle nach ihrem Tode die wunderschöne Gräfin Linda de Romeiro, seine spanische Landsmännin lieben und heirathen, dieselbe, die ihm schon auf Isola bella durch einen taschenspielerischen Geisterspuck als die ihm bestimmte Braut verheißen war. Albano wird noch einmal durch Geisterspuck an Linda erinnert, in welche zugleich Roquayrol und Schoppe verliebt sind. Linda war in ihrer Jugend einmal in Pestiz. Roquayrol liebte sie schon als Kind. Albano gesteht diesem, daß er dessen Schwester Liane liebe, und tritt ihm sogleich gerne die unbekannte Linda ab. Da wird Roquayrols Freundschaft noch feuriger und er hilft ihm nach Kräften, macht sich daneben aber das Vergnügen, die unschuldige Rabette ein wenig zu verführen. Inzwischen wird das geheime Treiben der Liebenden verrathen und der Minister speit Feuer und Flammen. Liane bleibt standhaft, bis sie zu dem „guten Vater", dem frommen Bußprediger Spener, geschickt wird. Dieser ehrwürdige Greis beweist ihr, sie dürfe Albano nicht heirathen und müsse ihm entsagen, und sie

muß einen heiligen Eid schwören, es nie zu verrathen. Diesen Eid hält sie, nimmt noch einen rührenden Abschied von Albano und — stirbt. Albano fällt aus Gram in ein Fieber, dem er hätte unterliegen müssen, wenn nicht die Prinzessin Idoine, die viel Aehnlichkeit mit Liane hatte, ihn durch ihr Erscheinen getröstet hätte. Diese Idoine war eine Tochter des benachbarten Fürsten von Haarhaar und bewohnte ein idyllisches Dorf, wo sie ein Ideal von Menschenglück verwirklichte. — Ihre Schwester Isabelle muß inzwischen den jungen Erbfürsten von Hohenflies, Luigi, heirathen, einen entnervten, dem Tode entgegensiechenden Menschen. Daher Isabelle sich nicht befriedigt fühlt und ihre Augen auf den schönen, wiedergenesenden Albano wirft. Sie reisen zusammen mit Don Gaspard nach Italien. In seiner Unschuld versteht er Isabelle nicht und verletzt ihren Stolz aufs höchste, so daß er sich von ihr trennen muß. Er muß nach Neapel. Auf der Insel Ischia trifft er zum erstenmal mit Linda, der so oft ihm Verheißenen, zusammen, und findet sie wirklich so amazonenhaft schön und geistreich, daß er Lianens letzten Willen erfüllen und Linda lieben zu müssen glaubt. — Sie kommen nach Pestiz zurück. Hier findet Albano seinen geliebten Schoppe im Narrenhause und muß ihn endlich sterben sehen. Hier ist das Tragische des Humors auf eine solche Höhe getrieben, daß man erstaunt, ihn gleich darauf auf eine noch höhere getrieben zu sehen in Roquayrols Trauerspiel. Roquayrol nämlich liebt Linda noch immer zum Sterben und muß sie in Albano's Armen sehen. Da treibt ihn Isabelle, die ihn zum Buhler angenommen, aus Rache an, die Aehnlichkeit, welche seine Stimme mit Albano's Stimme hat, und Linda's abendliche Blindheit zu benutzen, um sie, als sey es Albano, im Garten zu verführen. Linda, voll Hingebung gegen Albano, glaubt ihn zu umfassen und wird von Roquayrol entehrt. Der Bösewicht führt aber gleich darauf das lange schon von ihm angekündigte Trauerspiel auf, in welchem er in der Rolle des Selbstmörders sich wirklich todt schießt.

Linda muß, als sie die Verwechslung entdeckt, auf ewig fliehen. So hart wird ihre frühere Männerverachtung und der Ehrgeiz ihres Vaters bestraft. Denn nun erst erfahren wir, sie ist Don Gaspards Tochter und von ihm sind die geisterhaften Gaukeleien ausgegangen, durch die Albano dahin gebracht werden sollte, sie zu heirathen. Albano selbst aber ist der Bruder Luigis, der rechtmäßige Thronerbe von Hohenflies. Sein ehrwürdiger alter Vater, der verstorbene Fürst und dessen Gemahlin hatten ihn absichtlich entfernt und ländlich erziehen lassen, um ihm die Kräfte und Tugenden zu retten, welche Luigi schon frühzeitig durch die gewöhnliche Prinzenerziehung und durch die Arglist des Haarhaar'schen Hofes, der den Hohenfliesischen beerben wollte, eingeleitet hatte. Nun gestaltet es sich so, daß der Erbprinz von Haarhaar ebenfalls entnervt war und starb und daß auch sein Erbe mit der Hand der edlen Idoine unserem glücklichen Albano, so wie das Erbe von Hohenflies zufallen mußte.

Die komischen Anhänge zum Titan enthalten 1) Das Pestizer Realblatt voll unabhängiger humoristischer Digressionen.

2) Die clavis Fichtiana, Excurse über die Fichte'sche Philosophie.

3) Giannozzo's Seebuch.

Giannozzo ist der Seelenbruder Schoppe's, voll von Sarkasmen über die Gemeinheit, Dummheit und Schwäche der Menschen fast mehr noch als über ihre Laster. Ueber die Laster kann man sich wenigstens erzürnen, über jene nur ärgern. Diesem bittern Aerger überläßt sich Giannozzo so recht con amore, indem er auf seinem Luftschiff über die Millionen Philister und Schwachköpfe hinüberfährt. Reflexionen dieser Art nehmen den größten Theil seines Tagebuches ein. Dazwischen aber finden sich auch artige Abentheuer. So landet Giannozzo im kleinen Fürstenthum Vierreuter und läßt an der Hoftafel des Abends heimlich ein Paar lebendige Fledermäuse los, die er mitgebracht hat. Dann beschreibt er den Tumult, das Geschrei der Damen, die Tapferkeit der Hofleute und Ritter, die mit gezogenem Degen die Fledermäuse verfolgen, unter welchem Spektakel er selbst unvermerkt wieder in die Luft aufsteigt. Ein andermal läßt er sich in Mülanz nieder, um den Censor Fahland, den er im Mondschein mit einer Dame verdächtige Wege gehen sieht, in einer Rotunde zu erschrecken. Sein Schiff bleibt aber oben in der Oeffnung stecken und er muß sich begnügen, dem fliehenden Paare seine Sarkasmen nachzuschleudern. Sehr witzig ist Giannozzo's „flüchtiger Plan zu einem Jubiläum des Nürnberger Galgens", desgleichen bei einer Lesung des Blorberges die „Vorrede des Teufels zum Brockenbuche". Einmal wird Giannozzo sehr gerührt, als er nämlich über Italien fliegt und einer reizenden Dame Liebesbote wird. Einmal wird er gefangen, entflieht aber während eines Ungewitters. Ueber der kleinen Festung Blasenstein schwebend fordert er sie spöttisch zur Uebergabe auf. Endlich fährt er einer Gewitterwolke entgegen, schildert noch den wilden Reiz des Schrecklichen, das ihn umgibt, und wird vom Blitz erschlagen. Die herabgestürzte Leiche findet sein Freund Leibgeber.

„Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer", 1801.

Der Consistorialrath Peresir hat eine gewisse Minette verführt und sitzen lassen. Sie weiß sich zu helfen, neckt einen Berggeschworenen, den kurzstämmigen Herrn Tortupal, sie werde ihn in den April schicken und bekommt ihn richtig zum Manne. Unter seiner Firma nun wird sie Mutter einer gewissen Kora, deren wahren Vater, den Consistorialrath sie nun dadurch quält, daß sie der Tochter eine ihm im höchsten Grade widerwärtige Erziehung gibt. Der Consistorialrath bekommt in rechtmäßiger Ehe einen Sohn, Wolfgang, der im Kriege einen Arm verliert und nach seiner Heimkehr sich innig in Kora verliebt. Da muß endlich der Consistorialrath, so schwer es ihm wird, dem Sohn seine Jugendsünde eingestehen, um zu verhindern, daß der Bruder nicht die

Schwester heirathe. Ein aus dem Leben gegriffener Stoff. Die Qualen des sündigen Vaters sind sehr gut beschrieben.

„Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht.“ Im 39. Theil der gesammten Werke dem heimlichen Klagelied angehängt.

Eine Vision in der Neujahrsnacht des neuen Jahrhunderts, 1800. Das Pikanteste darin ist die Vorahnung des letzten Menschen, der einst allein am Ende aller Jahrhunderte noch übrig seyn wird.

Die „Flegeljahre“ von 1804 sind wieder eines von Jean Pauls Meisterwerken.

In der kleinen Residenz Haslau wird das Testament des kinderlos verstorbenen Herrn van der Kabel eröffnet. Sieben weitläufige Verwandte sind geladen. Derjenige unter ihnen soll sein Haus in der Stadt erben, der binnen einer halben Stunde die ersten Thränen über ihn weinen könne. Köstliche Schilderung der Erben, wie sie sich abquälen, bis endlich der arme Frühprediger Flachs, der es wirklich am Nöthigsten hatte, die nöthigen Wassertropfen im Augenwinkel auftreibt. Weiterhin setzt das Testament den Gottwalt Harnisch zum Universalerben ein, einen unbedeutenden Jüngling vom Lande, den er zufällig kennen gelernt als das offenste, liebenswürdigste Gemüth. Aber das Testament schreibt ihm komische Klauseln vor, die den Zweck haben, den jungen Menschen mehr ans praktische Leben zu gewöhnen. Eine Klausel verlangt, es soll ein Schriftsteller gesucht werden, der das Benehmen der Erben niederzuschreiben habe und dem für jedes Capitel eine Nummer aus van der Kabels Naturalienkabinet verabfolgt werden soll. Der Schriftsteller ist nun Jean Paul und jedes Capitel hat die Ueberschrift einer Naturalie. Die letzte Klausel verlangt, Walt soll Pfarrer werden, wo möglich in Schweden. Dabei eine Beschreibung der Glückseligkeit eines schwedischen Pfarrers an einem der längsten Tage, an dem die Sonne kaum untergeht.

Der glückliche Erbe weiß noch nichts, aber sein Zwillingsbruder Vult (quod deus vult), der schon seit Jahren davongelaufen und ein berühmter Flötenspieler geworden ist, hat es in der Stadt erfahren, ist der Nachricht vorausgeeilt und sieht in später Dämmerung von einem Baume herab, von wo aus er ins nahe Fenster sehen kann, dem Abendgespräche der geliebten Familie und dem neidischen Hoffiscal Knoll (einem der zurückgesetzten Miterben) zu, der gekommen ist, den jungen Walt als künftigen Notar zu examiniren und zu legitimiren und erst hintendrein wie beiläufig des Testaments erwähnt. — Walt begibt sich nach Haslau, um hier als Notar zu prakticiren und die verschiedenen kleinen Proben des Testaments zu bestehen. Im Nankinkleide auf einem alten steifen Schimmel reitend spielt er eine tragikomische Figur, wobei sein Bruder Vult, der ihm unerkannt nachfolgt, ihn bald auslacht, bald ihm hilft. Walt hat durch seine Liebenswürdigkeit auch auf den welterfahrenen

Bruder denselben Zauber geübt, wie auf den alten Kabel. Vult beschließt daher, sich des Bruders anzunehmen, um ihm durch die Fußangeln der Testamentsklauseln möglichst durchzuhelfen. Er gibt sich ihm zu erkennen, worüber Walt ganz selig ist. Doch wird er von des Bruders Schärfe und humoristischer Härte hin und wieder abgestoßen.

Die größte Albernheit, die dem armen Walt passirt, ist seine poetische Liebe zu dem stolzen Grafen Clotar. In diesem glaubt er das Ideal aller männlichen Hoheit zu erblicken und sucht ihm nahe zu kommen, findet aber, wie ihm Vult vorausgesagt, einen kalten Egoisten. Als ihm Walt einmal in der Seligkeit der unerwiederten Freundschaft im Garten nachläuft, geht der Graf in eine Pyramide, die ein maskirter Abtritt ist. Fast noch derber ist die Entzauberung, als Walt sich als Edelmann verkleidet, durch seinen Bruder beim Grafen einführen läßt, ihn sehr artig findet, sich ihm daher entdeckt und nun plötzlich von ihm per Er angeredet und auf's gröbste behandelt wird. Minder gewaltsam stößt der gute Walt überall gegen das praktische Leben an. Aber er begeht nichts Lächerliches, was nicht zugleich das Liebevolle und Poetische seines Wesens darlegte. Deßhalb ist er auch in der Liebe glücklich. Als Kind an den Blattern schwer erkrankt und vorübergehend erblindet, war er durch die kleine Tochter des Gutsherrn General von Zabloki getröstet worden, die ihn an einem Aurikelstrauße hatte riechen lassen. Dieser Duft blieb ihm seitdem unvergeßlich. Er hatte die Generalstochter, Wina heißt sie, seitdem nicht wieder gesehen. Jetzt erfährt er, sie sey die Braut Clotars. Er ist so uneigennützig, daß er's tief bedauert, als die Heirath rückgängig wird. Er sieht Wina zum erstenmal in einem himmelblauen Kleide, Perlen im dunkeln Haar bei seines Bruders Flötenconcert (humoristische Episode beim Concert: die Schlacht unter den Instrumentisten) und wird von tiefster Liebe ergriffen. Er hat das Glück, sie öfter zu sehen, indem ihr Vater sich von ihm französische Briefe erotischen Inhalts abschreiben läßt. Wina sieht einmal Vult, hält ihn wirklich für blind und führt ihn. Nun wird auch er sterblich in sie verliebt. Walt hört Wina das Lied von Salis „nur ein Hüttchen still und ländlich“ singen, ein Beweis, daß sie nicht hoch strebt. General und Tochter reisen ins Bad. Walt reist — auch, trifft mit ihnen zusammen, wird über Erwarten gut aufgenommen und empfängt unter einem Wasserfall den ersten Blick der Liebe von Wina. Seine Liebenswürdigkeit rührt sie, seine Dichtergabe flößt ihr Achtung für ihn ein. Noch ist er so unschuldig, daß er nicht mehr wagt als poetisch zu träumen, was er glaubt, das Wina träumen könne. Dieser Traum von Wina's Traum ist nicht sehr zart. Sie bittet ihn, ihrer Freundin Raphaele Neupeter eine kleine Freude zu machen an ihrem Geburtstag. Walt dichtet den Wunsch, Wina singt, Vult spielt die Flöte dazu. In der heitern Mondnacht fahren sie auf dem Eise Schlittschuh. Endlich wird Vult überzeugt, Wina liebe nicht ihn, sondern Walt, wird ein wenig kalt und geht in die weite Welt. Hier bricht der Roman ab.

Der Hauptreiz der Flegeljahre ist die unübertreffliche Schilderung einer unverdorbenen deutschen Jünglingsnatur.

Das deutsche Seitenstück zu Rousseau's Emil ist die Levana von 1807, eben so rein menschlich, empfindsam und freisinnig, aber weit tiefer in die Seelensphäre der Kinder eindringend. An diesem Meisterwerk ist nur eins auszusetzen, daß es nämlich ganz unmöglich ist, den gemeinen Vätern und Schulmeistern die Feinheit der Empfindung und geistige Capacität beizubringen, welche dazu gehört, um Jean Pauls Winke zu verstehen und seinen Vorschriften nachleben zu können.

Nun folgen einige mehr wissenschaftliche Arbeiten, die „Vorschule der Aesthetik", 1804. Ein Buch voll der feinsten und wahrsten Bemerkungen, voll genialer und witziger Gedanken, worin aber doch das richtige Gefühl und der Mutterwitz mehr walten, als irgend welches System. Unter allen Schriften Jean Pauls, die keine Romane sind, ist diese eben so vorzugsweise die reichste und beste, wie unter den Romanen der Titan. — Daran reiht sich die „kleine Bücherschau", 1825, gesammelte Vorreden und Rezensionen, z. B. über Hoffmanns Phantasiestücke, über Deutschland und die Corinna von Frau von Staël (echt deutsch und männlich der Französin und dem Weibe gegenüber).

Ein ganzes Buch schrieb Jean Paul „über die deutschen Doppelwörter" 1820, worin er mit unendlicher Zähigkeit und Weitschweifigkeit das Weglassen des s in Doppelwörtern verficht. Seitdem schrieb er sich auch nicht mehr Legationsrath, sondern Legationrath, und feierte keinen Geburtstag mehr, sondern nur noch einen Geburttag. Durch diese Bizarrerie sind alle spätern Auflagen seiner Werke entstellt.

„Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flötz" von 1807 ist wieder eine anmuthige Idylle.

In dieser humoristischen Reisebeschreibung charakterisirt sich Schmelzle als ein ausgemachter Hasenfuß, sucht es aber durch seine Selbsttäuschung zu bemänteln. Am ergötzlichsten ist sein Paratonnerre, ein auf einem Regenschirm angebrachter Blitzableiter; seine Angst vor einer Hure, die ihn fälschlich als Vater eines Kindes angeben könne; seine Noth, als er eine Tafel vor sich sieht, auf der vor umhergelegten Selbstschüssen gewarnt wird; seine Furcht, der Barbier könne toll seyn 2c. Er sucht bei einem General um eine bessere Anstellung an, dieser aber weist ihn ab, weil er einmal aus einer Schlacht davon gelaufen sey. Vergebens beweist Schmelzle, daß er aus Furcht gar nicht einmal bei der Schlacht anwesend gewesen sey, also auch nicht aus ihr

hätte können weglaufen. Ueber Nacht im Wirthshaus wird ihm die Bettdecke weggezogen und er badet im Angstschweiß, bis seine ihm nachgereiste lustige Gattin und ihr Schwager, ein derber Dragoner, der sich einen Spaß mit ihm gemacht, ihn aus seinem Irrthum reißen. — Die angehängte Beichte des Teufels bei einem großen Staatsbeamten ist forcirt. Auch in Schmelzle selbst ist manches zu sehr studirt und erkünstelt.

Doch ist es sehr merkwürdig, daß den Dichter gerade in den Unglücksjahren der französischen Ueberwältigung die Laune beschlich, die Feigheit zu persifliren, besonders in Bezug auf das nachfolgende Buch, „Dämmerungen für Deutschland“ von 1809, worin ein patriotisches Herz schlägt.

In demselben Jahre erschien: „Dr. Katzenbergers Badereise“. Unter den Dichtungen Jean Pauls, worin Witz und Humor über der Empfindsamkeit vorherrschen, die klassischste. Hier ist alles gesund gefühlt und wahr.

Dr. Katzenberger ist ein grober Arzt, der sich nicht nur vor keiner Gemeinheit scheut, sondern sie geflissentlich begeht und sich vor Niemand genirt, aus einem gewissen Zunftcynismus. Er schwärmt hauptsächlich für Mißgeburten und ist ihm nie wohler, als wenn er in ekelhaften medicinischen Materien wühlen kann. Er sucht, in der Hoffnung, ihm die Reisekosten aufzuladen, einen Mitreisenden nach dem Bade Maulbronn, wo er seinen Rezensenten durchprügeln will. Da meldet sich ein Herr von Nieß, der unter dem Namen Theudobach rührende Theaterstücke geschrieben und damit unbekannter Weise Katzenbergers feurige Tochter Theoda bezaubert hatte. Nieß gibt sich nun für einen Freund des berühmten Theudobach aus, aber je mehr sie diesen bewundert, desto weniger macht sie aus dem anwesenden Nieß. Katzenberger läßt das mitreisende junge Pärchen machen und ärgert alle Welt unterwegs durch seinen Cynismus. So verschlingt er Maikäfer und Spinnen, theilt einen Pfefferkuchen, den er der Gesundheit wegen auf bloßem Leibe getragen, Kindern aus, übersetzt jede Regung der Seele in eine des Körpers ꝛc. In einem kleinen Städtchen wird ihm die Mißgeburt eines achtfüßigen Hasen zum Kauf angeboten. Er gibt ein zu leicht wiegendes Goldstück dafür, läßt es deßhalb auf eine kleine Prügelei (im Apothekerladen) ankommen und zieht mit seiner Beute triumphirend ab, da er die Gegner durch einen in seinem Spazierstock verborgnen Giftpfeil schreckt. — Unter den Abentheuern unterwegs ist auch gut erzählt, wie ein Schwimmer, der öffentlich seine Kunst sehen lassen, von einem zufällig anwesenden Halloren, der ihm ins Wasser nachspringt, aus Kunstneid durchgeprügelt wird. — Am meisten Humor herrscht jedoch in Katzenbergers Tischreden vor, die darauf berechnet sind, den Mitessenden Ekel zu erregen und

doch so fein gewendet, daß der Leser nur lachen kann. In diesen Tischreden fließt denn auch der verbissene Grimm gegen den Rezensenten ein. Dieser, der Brunnenarzt Dr. Strykius, ist zugegen und hört alles mit an, wird aber von dem abgefeimten Katzenberger lange in Ungewißheit zappeln gelassen, und überbietet sich in Artigkeit gegen ihn. — Nieß gibt ein Declamatorium und berauscht sich in der Befriedigung seiner Eitelkeit. Am Schluß bekennt er, daß er selbst der berühmte Theudobach sey, dessen Verse er so eben vorgetragen. Nun ist aber eben ein wirklicher und leibhaftiger Hauptmann von Theudobach zufällig in den Saal getreten, bildet sich ein, jener poetische Schwächling bediene sich seines Namens und sagt ihm ganz trocken, er sey der wahre Theudobach. Nieß vertheidigt seinen Autornamen, aber Theoda drängt sich dazwischen mit Entrüstung und behauptet, nur der Hauptmann könne der wahre Theudobach seyn; nur er entspreche dem Ideal, das sie sich von ihm gemacht habe. Als sie nachher ihren Irrthum erkennt, ist sie sehr beschämt, aber den Hauptmann interessirt das schöne Mädchen und ihre Herzen finden sich. — Katzenberger beißt durch cynische Reden die letzten beiden Fräulein von der Abendgesellschaft hinweg und setzt sich dann mit Strykius zum Trinken hin, indem er vorgibt sich betrunken machen zu wollen, um an seinem eigenen Zustand medicinische Beobachtungen anzustellen. Er macht Strykius ganz sicher, der ihn am Ende mit nach Hause nimmt. Hier aber, in tiefer Nacht, zieht Katzenberger plötzlich ein Pistol hervor und zwingt seinen Gegner, eine in der Zeitung abzudruckende schmähliche Abbitte nicht nur zu unterzeichnen, sondern auch auswendig zu lernen. Dann will er ihm ein Glied zerbrechen, läßt es sich aber abkaufen durch das Skelett einer Hand mit sechs Fingern, und begnügt sich, den Rezensenten blos derb auf die Hand zu schlagen. Dann reist er entzückt mit seinen zwei Trophäen, dem Hasen und der Hand, heim und findet am Bett einer befreundeten Wöchnerin seine Tochter und den Hauptmann, den er als Eidam annimmt, als er erfährt, derselbe sey reich und habe auf seinen Gütern eine Höhle voll urweltlicher Knochen.

In den Anhängen: eine Empfehlung von Hebels alemannischen Gedichten, Dr. Fenks Leichenrede auf den Magen eines Fürsten, über den Tod nach dem Tode (höchst sentimental, der Tod im Himmel oder Paradiese, der Tod am Ende des zweiten Lebens). Die Kunst einzuschlafen; das Glück, auf dem linken Ohr taub zu seyn; die Vernichtung, eine Vision (apokalyptisch, aber nicht so einfach schauerlich wie Byrons Nacht). Ein warmes Andenken an die edle Charlotte Corday und mehrere Digressionen und Aphorismen.

„Leben Fibels", des Verfassers der Bienrodischen Fibel, 1812. Eine Idylle wie die von Fixlein und Wutz.

Gotthelf Fibel ist der Sohn eines armen Vogelstellers und wächst in wilder Unschuld auf. Da empfängt einmal der Pfarrer einen Besuch von seinem Bruder, dem Rector, und Gotthelf muß ihm einen redenden Staar überbrin-

gen, bei welchem Anlaß er die gelehrten Herren von dem Bedürfnisse eines besseren ABCbuchs reden hört. Der pedantische Rector holt von Gotthelfs Kopf eine Laus und zeigt sie unter dem Mikroskop, um an ihr die Größe Gottes in der Natur bewundern zu lassen. Zum Spaß schenkt der Rector ihm auch eine Matrikel, in die der junge Fibel auch seinen Namen eintragen darf; der Rector selbst unterschreibt aber nicht. Seitdem heißt Fibel nur der Student und ist mit diesem Titel überglücklich. Drolla, die hübsche Förstерstochter, die er liebt, ermahnt ihn zur Geduld. Sein alter Vater stirbt, hinterläßt aber einen kleinen Schatz in Gold. Ueberdies erfindet er das nach ihm benannte berühmte sächsische ABCbuch. Ein verdorbener Magister Pelz gibt ihm den Rath, sein Büchlein zu drucken und dem Markgrafen zu überreichen. Fibel thut das, hält aber in der Residenz jeden galonnirten Bedienten für den Markgrafen und fällt ihm zu Füßen, bis er den Markgrafen selbst, welcher schläft, für einen Bedienten hält und weckt. Der Markgraf donnerwettert ein wenig, muß aber über den armen Schelm lachen, und verspricht ihm Einführung seines Büchleins in den Schulen. Auch darf Fibel jetzt seine Drolla heirathen und schwimmt in Seligkeit. Sämmtliche Interessenten sterben, nur Fibel nicht, den der Verfasser noch in seinem 128. Jahre besucht und ihn noch immer beseligt findet von seinem Verdienst und Ruhm.

„Mars und Phöbus Thronwechsel", 1814.

Der Dichter hebt darin das Lügensystem Napoleons auf die schärfste Weise hervor und bewährt den Adel deutschen Gefühls gegenüber dieser welschen Lüge in der feinsten Auseinandersetzung der verschiedenen Gattungen von offizieller besonders lachender und auslachender Lüge. Die Pointe ist aus Stellers Reise nach Kamtschatka, das Beispiel des Bären, der erlegt und gebraten auf dem Tisch so angeredet wird, als ob er, statt verspeist zu werden, selber der Mitspeisende und Ehrengast wäre.

„Friedenspredigt für Deutschland", 1818.

Wieder politische Digressionen, sogenannte Nachdämmerungen für Deutschland. Dabei eine rein humoristische Schilderung des Krieges zwischen zwei Duodezfürsten, Maria und Tiberius.

„Der Komet" oder „Nikolaus Marggraf", 1820. Jean Pauls letzter größerer Roman, unvollendet geblieben.

Henoch Elias Marggraf, Apotheker im Städtchen Rom in der Markgrafschaft Hohengais, heirathet eine italienische Sängerin, die ihm (etwas zu früh) einen Sohn Nicolaus und dann noch drei Töchter gebiert. Hierauf stirbt sie, bekennt aber vorher in der Beichte, daß Nicolaus nicht Henochs, sondern eines deutschen Fürsten Sohn ist, dem er auch sehr ähnlich sehe. Die Aehnlichkeit besteht hauptsächlich in zwölf angeborenen kleinen Pockennarben auf der Nase

und in der Phosphorescenz des Haars, in der der kleine Nicolaus zuweilen wie in einem Nimbus strahlt. Henoch hat die Beichte belauscht und ist nichts weniger als zornig, sondern schätzt sich die hohe Verwandtschaft zur Ehre und spekulirt darauf, vom unbekannten Fürstenvater einmal für die Erziehung des Pflegesohnes reichlich belohnt zu werden. Nicolaus ist voll Liebe und Güte gegen Jedermann schon als Kind, hat aber eine große Einbildung von sich theils wegen seines Heiligenscheins, theils wegen der fürstlichen Geburt, die ihm Henoch verrathen. Als dieser aber stirbt und Nicolaus von dessen letztem Erbe studirt, ohne seinen fürstlichen Vater auffinden zu können, muß er heim und die Apotheke übernehmen. Es geht ihm schlecht, er wird bitter arm und verfällt auf allerlei Projecte, reich zu werden. Erst will er die Goldtinktur erfinden, dann versucht er, Diamanten künstlich zu erzeugen. Dabei vertraut er seinem dummen aber treuen Stößer Stoß alle seine Hoffnungen, wie er durch Reichthum seine fürstliche Geburt geltend machen und dann die wunderholde Prinzessin Amanda heimführen werde. Diese nämlich hat er einst als Knabe gesehen und geliebt, einen Orangenzweig, den sie fallen gelassen, als Heiligthum aufbewahrt und sogar ihre Wachsbüste nächtlicher Weile vom Brett, auf dem sie ausgestellt gewesen, gestohlen und in einem leeren Uhrgehäuse aufbewahrt wie ein Madonnenbild, zu dem er täglich betet. Inzwischen mißräth der Diamant, auf den er so sicher gerechnet, daß er Gäste eingeladen hat. Nun hat er keinen Heller Geld, und morgen soll er wegen Schulden gefangen gesetzt werden. Zu allem kommt noch der ihm feindselige Doctor, um die Apotheke zu visitiren, und findet alles schlecht. Aber ihn unterbricht des Stößers Ruf, es strahle im Ofen mit unbeschreiblichem Glanze. Man untersucht und siehe — der zweite Diamant ist mackellos und die große Erfindung gelungen. Ein Jude bezahlt gleich 5000 Thaler dafür, weit unter dem Werthe. Nicolaus bewirthet gleich fürstlich jeden, der kommt, und will auch Feinden Gutes thun. Er nimmt also eine Geldrolle und steigt Nachts auf einer Leiter in das Fenster des verarmten Unteraufschläger Schleifenheimer, um demselben die Geldrolle heimlich einzulegen, gerade weil derselbe ihn einmal als Kind mißhandelt hat. Aber Nicolaus wird auf der Leiter erblickt und für einen Dieb gehalten, was zu einer kleinen Straßenschlacht führt. Sie endet damit, daß alle Kämpfer sich auf die Geldstücke wälzen, die der Rolle entrollen, indem Nicolaus sie im Handgemenge zerschlägt. — Durch diesen Vorfall wird Nicolaus Widerwille gegen das kleinstädtische Rom, in dem es ihm bisher so übel ergangen, noch gesteigert und er beschließt, als Fürst incognito auf Reisen zu gehen, um seinen Herrn Vater und die Prinzessin zu suchen. Seine wenigen bisherigen Freunde nimmt er mit, lauter humoristische Figuren, die allerlei Hofchargen übernehmen müssen. Gleich auf der ersten Station findet er Jean Paul selber als Wetterpropheten und nimmt ihn auch mit. In der ersten Stadt, in der sie anlangen, hält Nicolaus alle Maler, die sich bei ihm melden, für die längst verstorbenen Meister, deren Bilder sie nur copiren, und

verschwendet sein Geld an sie, indem er sich von allen malen läßt. In der Bildergallerie findet er auch eine der kleinen Prinzessinnen, die seine Amanda begleitet hatten, jetzt erwachsen wieder, und redet Unsinn an sie hin.

Hier hört der Roman auf, ohne daß Nicolaus den Vater oder die Geliebte gefunden hätte, oder daß wir vorauswissen könnten, ob sein Wahnsinn geheilt werden oder tragisch enden wird.

Außer den aphoristischen Anhängen zum Kometen enthält derselbe zwei der geistvollsten Episoden.

1) Das große magnetische Gastmahl des Reisemarschalls Warbel (schon im Anfang des ersten Theils eingeschoben), eine treffliche Satire auf den Wiener Congreß. Nur Einer ißt, die übrigen Gäste glauben nur zu essen, indem durch Magnetismus ihre Eßwerkzeuge und Sinne in täuschende Bewegung gesetzt werden.

2) Die Traumgeberei. Fünf Studenten verschwören sich, dem Polizeidirector Saalpater und andern würdigen Personen ängstigende, beschämende und höchst ärgerliche Träume einzugeben, welche dieselben, durch Sympathie gezwungen, nothwendig träumen müssen. Die Studenten werden deßhalb als Demagogen verfolgt. Meisterhafte Satire auf die Mainzer Centraluntersuchungscommission.

Kleinere Aufsätze Jean Pauls wurden gesammelt in seiner „Herbstblumine" von 1810. Darunter der „Traum einer Wahnsinnigen", ein „Traum von einem Schlachtfelde". Ferner ein „Museum" von 1814. Darunter das Frappanteste: „des Geburtshelfer Walter Viermeissel Nachtgedanken über seine verlornen Fötus-Ideale", indem er nichts geworden als ein Mensch. Weitere Aufsätze aus Taschenbüchern und Zeitschriften, Briefe rc. enthalten die fünf Schlußbände der Gesammtausgabe, und Ernst Förster, Jean Pauls Schwiegersohn, Spazier, Jean Pauls Neffe, haben noch ganze Bände von Material, Bruchstücken, Aphorismen und Briefen nachgeliefert.

Eilftes Buch.

Romantik.

1.

Die falsche Romantik.

Man pflegte alles romantisch zu nennen, was weder antik noch auch philisterhaft modern war, sondern worin Gestalten und Scenen des ritterlichen Mittelalters vorkamen, oder, wenn es die Jetztzeit galt, wenigstens Bilder aus fremden oder eingebildeten Ländern. Unter dem Romantischen wurde eigentlich das Anfremdende gemeint, was jene Gestalten und Scenen für die gebildete Lesewelt hatten, die bisher in der Schule nur an das Antike, zu Hause nur an das Philisterthum gewöhnt worden war.

Begreiflicherweise wurde das Ritterlich-Mittelalterliche wie das Ausländische nicht nach seiner Art, sondern nach classischen Schulbegriffen und philisterhaft aufgefaßt, weshalb diese ganze Richtung nur eine falsche Romantik war. Die Philister fühlten sich wunderbar angezogen von den ritterlichen Heldengestalten, minniglichen Jungfrauen, alten Burgen und Harsthörnern, von der heiligen Veme, von Klöstern im Mondschein, von Geistern u. dgl., aber sie verstanden das Mittelalter nicht mehr und trugen ihre modernen Begriffe hinein.

Die Ritterromane, scheinbar zurückführend in das Mittelalter und dessen Geist, waren gerade die wildeste Ausgeburt der Aufklärung in ihrem Haß gegen das katholische Mittelalter. Durchgängig ergreifen sie

Partei für den modernen Staat gegen die alte Kirche und verlegen in den angeblichen Ritterbünden die moderne Maurerei in jene fernen Jahrhunderte zurück.

Leonhard Wächter († 1822 in Hamburg) schrieb unter dem Namen Veit Weber „Sagen der Vorzeit" in sieben Bänden 1787, worin durchaus diese Tendenz vorherrscht. Von echten Volkssagen finden sich hier nur schwache und entstellte Spuren. Alles ist moderne Erfindung. Bischöfe, Aebte, Mönche sind die obligaten Bösewichter, die alle erdenklichen Greuel begehen und dafür von dem „Ritterbund für Recht und Freiheit" gezüchtigt werden. Daneben kommen auch wilde Ritter vor, die das Faustrecht mißbrauchen, Räuberei treiben, Weiber schänden, bis zuletzt ein volksfreundlicher Fürst ihrem Unfug ein Ende macht und die Segnungen des modernen Staates in Aussicht stellt. Fast unerträglich ist die Affectation des mittelalterlichen Styles in mehreren dieser Sagen. Nur eine einzige, im dritten Theil, „Tugendspiegel", ist als Composition aus echten Sagen nicht übel durchgeführt.

Floribelle, die schöne Königin von Dänemark, kommt in Mannskleidern an den Hof der Königin Genovefa von Frankreich, um zu erfahren, ob sie wirklich so sehr schön und schöner noch als sie selbst sey? Hier kommt sie als Jüngling in Verdacht, mit der Königin zu buhlen, und muß sich vor dem König durch Entblößung ihres Busens rechtfertigen. Der Dänenkönig, ein Graf Adolph von Dachsburg, Floribellens Gemahl, thut aber, wessen sie fälschlich beschuldigt war, und buhlt mit Genovefen. Eine gewisse Wulfhilde, die ebenfalls mit ihm buhlen möchte, wird von Golo betrogen, der sie verkleidet und mit verstellter Stimme, als ob er Adolph wäre, umarmt. Dieser Golo vollbringt noch allerlei Missethaten, bis er entlarvt und durch die zornmüthige Wulfhilde erstochen wird.

In den „Holzschnitten" Veit Webers wird ein Bruder Gramsalbus als Vorbild aller mittelalterlichen Pfaffen verhöhnt, z. B. neben eine junge Schöne ins Bett gelegt, aber, so wie er sie berührt, jedesmal schmerzlich gezwickt, in einer Mummerei, als wäre er in der Hölle, entsetzlich geängstigt, zuletzt aber noch bei lebendigem Leibe zum Heiligen ernannt und der Schwank schließt damit, daß er vor seinem eigenen Altar sich selbst bittet: „Bitte für mich".

Den wüthendsten Haß gegen die Kirche trug der Hofgerichtsrath

Maier in seinem Ritterschauspiel „Fust von Stromberg“ zur Schau, aufgeführt zu Mannheim 1782.

Fust von Stromberg ist der Sohn eines Ritters mit der Leibeigenen eines Klosters. Auf diesen Umstand gründet die ruchlose Pfaffheit den Plan, die Güter des Ritters an sich zu reißen. Aber sein Heldenmuth und der treue Beistand des Adels vereitelt den Plan. In einer großen Menge von Nachträgen häuft der Dichter alle erdenklichen Verbrechen auf die Pfaffen.

Hermann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vemgerichte. Zwei Theile. Frankfurt und Leipzig, 1789.

Kaiser Wenzel feiert die Hochzeit zu Prag mit Sophie von Bayern. Reizende Mädchen umringen die junge Kaiserin mit Blumen. Die reizendste von allen, Ida, Tochter eines Bildhauers, gefällt der Kaiserin so sehr, daß sie deren Liebling wird. Der Liebling des Kaisers aber, Hermann von Unna, verliebt sich in Ida. Nur der Stand trennt sie. Ida wird aber von Neidern als Hexe angeklagt, weil Schönheit alle Welt behext, und vor das Vemgericht gezogen. Ihre lichte Unschuldsgestalt vor den schwarzen Richtern im Verborgenen ist der Glanzpunkt des ganzen romantischen Gemäldes. Ihre Unschuld wird beschützt durch den Grafen Eberhard von Württemberg, den wir plötzlich als ihren wahren Vater auftreten sehen. Der Bildhauer hatte das junge Mädchen dem Vater nur entführt, um es vor einer bösen Stiefmutter zu schützen. Unterdeß wird Hermann ebenfalls falsch angeklagt, als hätte er mit König Sigmunds Weibe Barbara gebuhlt. Nach allerlei Gefahren und Abentheuern aber kommt auch er gerechtfertigt zurück und wird mit seiner Ida vermählt.

In seinen Ritterromanen ahmt der oben schon charakterisirte Forstrath Cramer die naive Sprache des Götz, zugleich die Kraftausdrücke der Schillerschen Räuber und den glühenden Pfaffenhaß Klingers nach. Die Tendenz ist: tapfere Ritter und gute Fürsten schützen das Volk vor der Ungebühr der Pfaffen. Alles erdenkliche Böse wird den Pfaffen zugeschrieben. Man begreift den Pfaffenhaß der Freigeister, aber es war doch eine grobe Verirrung, wenn die Dichter sich ins Mittelalter zurückversetzten, um ritterliches Faustrecht und dynastische Usurpation zu preisen und dagegen die Kirche zu beschimpfen. Cramer hat seine Romane dramatisirt.

Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel. — Hier ahmt Cramer den biderben Styl der Ritterstücke von Törring nach und schmückt seine Reden nicht nur mit den bei ihm herkömmlichen Flüchen, sondern auch mit vielen: traun, schier, unwirrsch und ähnlichen kokett angebrachten alten Redensarten. Der

Raugraf ist im Kampf mit den Pfaffen, denen alle möglichen Laster angedichtet werden. Als guter Regent beschützt er das Volk gegen die Tyrannei, Räuberei und Hurerei der Pfaffen. Einmal läßt er die Mönche in einem Kloster lebendig verbrennen und freut sich, wie die Mäuse pfeifen. Ein geiler Propst raubt ihm seine Geliebte Adelheid. Er rettet sie, aber sie ist schon von Kummer so herabgekommen, daß sie in seinen Armen stirbt. Der Propst wird ermordet und furchtbare Rache genommen. Dann zieht sich Adolph von der bösen Welt zurück, die keinen Reiz mehr für ihn hat.

Haspar a Spada. Auch hier kämpft der biederherzige Held wider die Arglist des Bischof von Würzburg und eines buhlerischen Abts. Haspars Mutter ist von einem Pfaffen verführt worden und mit dem Gerippe desselben im schauerlichen Kerker eingesperrt; Haspars Gattin wird ihm von Pfaffen geraubt, doch wieder frei durch einen Freund, der, um nur ihr Versteck zu erfahren, mit des Bischofs Maitresse buhlen muß. Diese Maitresse liebt neben vielen andern auch einen jungen Pagen, den sie auf alle Art mißbraucht, bis er sie und sich zugleich vergiftet. Am Schluß tritt der Herzog von Braunschweig, den Haspar kennt, als volksfreundlicher Retter auf. In diesem Romane kokettirt Cramer am meisten mit dem Schauerlichen, Kerkernacht, Gewitterschwüle, grauenvoller Stille, Wildniß, Gift und Dolch, Schlacht und Brand ꝛc.

Spieß, Cramers Nachahmer, dessen auch schon oben gedacht ist, schrieb 1790 das Spektakelstück „Klara von Hoheneichen“.

Klara liebt den Ritter von Adelungen, dem sie Landgraf Heinrich von Thüringen zu entreißen sucht. Adelungen wird gefangen, aber von Klara befreit. Klara ist in Heinrichs Gewalt, wird aber von Adelungen wieder befreit und Heinrich, besiegt und gefangen, entsagt verzweiflungsvoll und geht in ein Kloster.

„Die Löwenritter“

bilden einen Bund zur Aufrechterhaltung des Rechts in Deutschland. Die Geschichte beginnt mit dem Tode Heinrichs VI. und endet mit der Thronbesteigung Friedrichs II. Der Bund prüft diesen letzten jugendlichen Hohenstaufen und unterstützt ihn, als er ihn bewährt gefunden, und hilft ihm auf den kaiserlichen Thron, indem er die Ritter des „schwarzen Bundes“ besiegt. Alles übrige dreht sich um eine italienische Gräfin Adelgunde und ihre Abentheuer im Abend- und Morgenlande. Geistlos, lang, breit, eine Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei ganz im Style des damaligen Maurerthums und der Theaterhelden mit Rüstungen von Pappendeckel.

Spieß schrieb auch eine „Maria Stuart“, welche viel besser ist.

Elisabeth spricht zu viel von ihrem guten Herzen und von ihrem weichen Mitleid, indem sie doch hart handelt. Nicht übel ist der Herzog von Norfolk

in die Mitte zwischen beide Königinnen gestellt. Er liebt Marien und wird von Elisabeth geliebt. Er hat sich tief in die Verschwörung gegen Elisabeth eingelassen. Sie verzeiht ihm. Er glaubt, sie habe auch Marien verziehen, als er aber, schrecklich getäuscht, erkennt, daß die Verzeihung nur ihm gelte und daß Mariens Todesurtheil schon unterzeichnet sey, überläßt er sich vor Elisabeth seiner Verzweiflung. Wüthend will sie ihn nun verhaften lassen, aber er ersticht sich vor ihren Augen.

Im „Petermännchen“ von Spieß

wird Ritter Rudolph von Westerburg (wie Faust) vom Teufel durch alle Stufen des Lasters durchgeführt.

Merkwürdig sind die Geisterromane von Spieß, weil sie sich an die altdeutschen Elbensagen anknüpfen.

Im „Hans Heiling“ kommt ein reicher Bauer in das Geisterreich im Innern eines Berges, wird mittelst eines Zauberringes selber Geisterkönig, verliert aber seine Macht durch Unklugheit und Verführung böser Geister. Hier schweift der Roman weit ab, läßt den Helden in eine Tochter des Ynka von Peru verliebt werden 2c. — In „den Berggeistern“ ist es Hannchen, ein reiches Bauermädchen, die nicht wirklich ins Geisterreich kommt, sondern nur unter phantastischen Vorspiegelungen einem schlauen Liebhaber in die Arme geführt wird.

Verwandt mit den Sagen von Ahasver ist der Roman von Spieß „der alte Ueberall und Nirgends“, der 1792 zuerst in Prag erschien.

Dieser alte Ueberall ist nämlich Ritter Georg von Hohenstauffen, der zu Karls des Großen Zeiten lebte und seine Ritterpflichten so streng übte, daß er überall die Unschuld und das Recht schirmte, selbst im Widerspruch mit dem höchsten Staatswillen. Natürlich verfiel er dem Gesetz und Karl der Große ließ ihn wegen seiner ungesetzlichen Tugendschwärmerei enthaupten. Allein weit entfernt, nun im Himmel den Lohn seiner Tugend zu erndten, ward ihm geboten, so lange, und zwar in beliebigen Gestalten, auf Erden umzuwandeln, bis er wenigstens fünf Handlungen verrichtet haben würde, die wirklich groß und gut zu nennen wären. Er setzt nun in allerlei Gestalten seine Tugendübungen fort, allein mit Schrecken wird er inne, wie schwer die ihm gestellte Aufgabe sey, denn fast alle seine Handlungen sind entweder bloß einfache Pflichterfüllungen, die nicht besonders belohnt und verehrt werden können, oder es sind wohl gar Anmaßungen und Täuschungen, die anstatt eines guten Erfolges einen bösen herbeiführen. Was immer Spieß für abgeschmacktes Zeug geschrieben hat, die Idee dieses Romans macht ihm Ehre.

Eine Kaufmannsfrau in Leipzig, Frau Benedikte Naubert, Tochter des Professor Hebenstreit, wetteiferte mit Veit Weber und Musäus

in der Wiedererweckung altdeutscher Sage. Ihre 1789 erschienenen „neue Volksmärchen der Deutschen" sind weit besser als Webers Sagen der Vorzeit und enthalten echten Sagenstoff von Rübezahl, den Kindern von Hameln, Roßtrapp, der weißen Frau ꝛc., sie muthen aber nicht so an, wie des Musäus Märchen, weil sie in einem zu empfindsamen Romanton geschrieben sind. — Zwischen 1785 und 1818 schrieb die Naubert 50—60 historische Romane. Man thut ihr zu viel Ehre an, wenn man sie die Schöpferin dieser Gattung nennt, da schon die Staats- und Liebesgeschichten historische Romane waren. Sie behielt auch von diesen noch die abentheuerlichen Verwicklungen und zum Theil sogar noch die galante Briefstellerei bei. Aber sie trug viel mehr Empfindsamkeit hinein und bewährte eine warme Liebe zum romantisch Ritterlichen, so daß sie ungefähr wieder zum Standpunkt der Amadisromane zurückkehrte oder zu der Grenze, wo Renaissance und Mittelalter sich berührt hatten.

Die Geschichte Emmas und Eginhards (von 1785) ist ziemlich ergötzlich wegen des gänzlich modernisirten Costüms. Ritter, gnädige Frauen und Hofsfräuleins wie in der galantesten Zeit, und sentimentale Briefwechsel mit den schönsten Romanfloskeln. Dazu viele Nebenpersonen und kleine Verwicklungen, wie immer bei der Naubert. Das Hauptinteresse dreht sich indeß um die Liebe des Geheimschreibers zu der schönen Tochter Karls des Großen, die (eine nicht unglückliche Erfindung) dem Sachsenhelden Wittekind zur Besieglung des Friedens verlobt werden soll. Am Schluß die bekannte Entdeckungsscene im Schnee.

Alf von Dülmen, ein Roman der Naubert von 1791, läßt den Helden als Freund des Otto von Wittelsbach mit ihm gegen das Leben des Kaiser Philipp verschworen, mit ihm verbannt und verfolgt, gefangen, gefoltert und in den Kerker geworfen werden, aus dem ihn endlich zwar ein Freund rettet, aber nur um den ganz Entkräfteten zu begraben. Dieser tragische Roman ist voller Abentheuer, Vemgerichte, mittelalterlicher Rohheit und moderner Sentimentalität in buntem Gemisch, nicht ohne Lebendigkeit, aber unnatürlich und unhistorisch, da der gute Kaiser in die moralische Schattenseite und der barbarische Otto in die Lichtseite gestellt wird.

Im Conradin von Schwaben lenkt Frau Naubert das Hauptinteresse auf eine kleine Liebschaft dieses Prinzen, und selbst im Walther von Montbarry, dem Hochmeister des Templerordens, beschäftigt sie das große Schicksal des Ordens und des Mannes nicht, sondern wieder nur eine Liebschaft, die sie ihm andichtet. Auch dem Hatto, Bischof von Mainz, legt sie eine Maitresse bei, der sie alles aufbürdet, was die Volkssage dem Bischof selbst zuschreibt. Die Thekla von Thurn, Tochter des berühmten böhmischen Rebellen, läßt Frau

Naubert doch gar zu wunderliche Abentheuer bestehen. Die Barbara Blomberg, Mutter des Juan d'Austria, macht sie nur zu einer Scheinmutter ꝛc.

Nur wenige und meist schwächere Romane der Naubert gehen vom historischen zum Familienromane über. So die Zwillingsschwestern von 1791. Eine Gräfin Mutter hat die Freude, „den Zwillingscherub“ ihrer Töchter nach vielen Sorgen und Gefahren, die besonders eine Tochter veranlaßt, glücklich verheirathet zu sehen. Nebenpersonen spielen, wie überall bei der Naubert, eine große Rolle. Das beste in diesem Roman ist die schlichte und sehr lebendige Schilderung eines Bootsmanns, wie er im Schiffbruch ein kleines Mädchen gerettet habe. In dem Roman „die Irrungen“ von 1808 wird eine gewisse Viole ihrem Geliebten durch Verleumdungen entrissen, heirathet seinen Vater und findet sich nun darein, des Geliebten Mutter zu seyn. Eine recht greisenhafte Erfindung der alten Frau.

Ein Nachahmer der Naubert war der Vielschreiber Gottlieb Heinrich Heinse mit seinen Romanen: Margarethe Maultasch, Turnier zu Prag, Ludwig der Springer, Ludwig der Eiserne, Dietrich der Bedrängte, Kanut der Heilige ꝛc.

Lindau, dessen „Heliodora oder die Lautenspielerin aus Griechenland“ von 1802 einen gewissen Ruf erlangte, schrieb noch unzählige Ritterromane, eine Erminia oder Einsiedlerin unter Roms Ruinen ꝛc.

Friedrich Schlenkert († als Professor der Forstacademie in Tharand) schrieb von 1780 an dialogisirte Ritterromane von äußerster Langweiligkeit und Rohheit, sofern er ohne eigene Erfindung nur bekannte geschichtliche Stoffe über seinen Leisten schlägt. So Friedrich der Gebissene, Kaiser Heinrich IV., Wiprecht von Groitsch, Moritz von Sachsen, Rudolph von Habsburg, Bernhard von Weimar, Theudelinde ꝛc. Er steht tief unter der Naubert und Cramer.

Ferdinand Ludwig Huber gab 1795 zu Berlin Schauspiele heraus, erstens das heimliche Gericht.

Ritter Sontheim hat einen andern Ritter erschlagen, um sein Weib zu freien. Es wird entdeckt und er wird vor die heimliche Veme geladen. Ein Freund rettet ihn, indem er sich selbst opfert, Sontheim aber kehrt zurück, wirft sich über seine Leiche und während die Vemrichter mit gezogenen Dolchen um ihn stehen — fällt der Vorhang.

Breit und geistlos behandelt, die Sprache in Göthe's Götz nachäffend. Im zweiten Stück, in dessen Vorrede Huber sich „eines gewissen höheren Costumes des Conversationstons“, wie Göthe in seinem Tasso, rühmt,

opfert sich die schöne und geistreiche Juliane durch freiwillige Flucht auf, damit ihr Geliebter, ein Graf, auch wieder zu seiner Gattin zurückkehren könne. „Die Wehmuth, die ich ihm in meinem Andenken hinterlasse, soll das Band zwischen ihm und mir heiligen."

Man sollte fast glauben, seine Frau, Therese Huber, die so viel Entsagungsromane schrieb, habe dieses Stück für ihren Mann geschrieben.

Auch Kotzebue pfuschte in die Ritterschauspiele. Wie er sich zur Romantik verhielt, erhellt am besten aus seiner „Johanna von Montfaucon".

Johanna ist die Gemahlin Adalberts, dessen Vater einst den Grafen von Granson aus seinem Erbe vertrieben. Adalbert macht sich über den unrechtmäßigen Besitz Gewissensbisse, kann aber keine Nachkommen des alten Grafen mehr finden. Inzwischen bemächtigt sich ein böser Nachbar, Ritter Lasarra, mit List und Gewalt des Schlosses Gransons und Johannens, die er längst heimlich liebt. Adalbert entkommt mit Noth. Lasarra gibt sich nun alle Mühe, Johannen zu gewinnen, und droht ihr endlich mit der Hinrichtung ihres einzigen geliebten Sohnes. Schon steht der Henker mit dem breiten Beile bereit, da bricht ihr Herz und sie bewilligt alles; mittlerweile aber hat Philipp, ein junger treuer Diener Adalberts, diesen gerettet und die Hirten auf den Alpen zu Hülfe gerufen. Sie kommen zu rechter Zeit, um Granson zu überfallen und die Hochzeit zu hindern. Während gekämpft wird, zieht Johanna schnell eine Rüstung an, waffnet sich, stürzt sich ins Gefecht und erschlägt Lasarra selbst in dem Augenblick, in welchem er Adalbert schon besiegt und niedergeworfen hat. Johanna ist frei, aber gleichzeitig hat man entdeckt, daß der alte Eremit, bei dem Adalbert auf seiner Flucht Schutz gefunden, der alte Graf von Granson, und die niedliche Hildegard, die als Tochter eines Meiers gegolten und Philipps Geliebte ist, des Grafen Tochter und Erbin ist.

In den „Kreuzfahrern" scheint er an Lessings Nathan gedacht zu haben, indem er alles Gehässige auf christlicher, alles Noble auf muhamedanischer Seite geschehen läßt.

Balduin von Eichenhorst rettet die gefangene Emirstochter Fatime aus der Gewalt der Christen und gibt sie ihrem Vater zurück. Verwundet kommt er in ein Nonnenkloster, wo eine junge Nonne ihn pflegen soll, die er als seine alte Geliebte erkennt, Emma von Falkenstein, die ihm aus Deutschland gefolgt und, weil sie ihn todt geglaubt, ins Kloster gegangen war. Sie fliehen, werden entdeckt. Schon soll Emma eingemauert werden, als der Emir sie rettet. Der Bischof Ademar kommt dazu und löst großmüthig der Nonne Gelübde, so daß sie den Ritter heirathen kann.

Im „Eremiten von Formentera“ müssen sich alle Confessionen den maurerischen Bruderkuß geben.

Besagter Eremit lebt einsam, als der Zufall seinen eigenen, anfangs unerkannten Sohn Pedro mit der Türkin Selima, die derselbe entführt hat, auf die Insel führt. Durch einen noch größeren Zufall kommt auch Selimas Vater Hassan auf die Insel und man versöhnt sich. Pedro darf Selimen heirathen, sie darf aber eine Türkin bleiben, denn, so schließt das leichtfertige Opus: unser Glauben ist verschieden, doch die Herzen sind sich gleich.

Ritterschauspiele und Ritterromane entstanden, weil sie so sehr beliebt wurden, zu hunderten und tausenden und bilden jetzt noch eine stehende Rubrik in den Leihbibliotheken. Hier nur einige Titel.

Kuno von Kiburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Vemgerichts. Kuno von Schreckenstein oder die weissagende Traumgestalt. Wolfgang von Teufelstein oder die goldene Rose. Urach der Wilde. Kurt von der Wetterburg. Der Todtenritter. Adolph von Bomsen oder Ritterkraft und Mönchslist. Das Burgverließ oder die blutrothe Todtenfackel. Die Verschleierten im schwarzen Schloß. Busso von Falkenstein oder die Geheimnisse der Todtengruft 2c.

Neben den Ritterromanen entstanden unzählbare Räuberromane. und Räuberschauspiele. Hierin ging Schiller, von dem wir erst nachher ausführlich reden, voran. Die modernen Räuber galten als Vertreter des Rechts, wie die oben genannten Ritterbünde. Die gebildete Welt stand auf dem Kopfe, indem sie ihre eigne philisterhafte Einrichtung zu verachten und zu hassen und für die Feinde der bürgerlichen Ordnung, die Räuber, zu schwärmen begann. Sie trug schon revolutionären Geist in sich, indem sie den Wahn ausheckte, alles Verderben gehe von den Priestern und Beamten aus und edle Räuber seyen berufen, das gekränkte Recht zu rächen, das Bestehende umzuändern.

Am weitesten ging Cramer in seinem Domschützen und Zschokke in seinem Abällino.

Der Domschütz, ein Wilderer und Räuberhauptmann, spielt mit seiner Bande die Rolle des Vemgerichts, straft die Bösen der höhern Stände und belohnet die Guten und Armen. Als Verbrecher steht nicht der Räuber vor dem Richter, sondern der Richter und Beamte vor dem Räuber. Zuletzt stellt sich der Räuber vor den Fürsten, wie Marquis Posa vor Philipp II., belehrt, erschüttert ihn aber nicht nur durch Reden, sondern enthüllt ihm, daß fast alle seine Beamten Bösewichter und Hochverräther seyen, er, der Räuber und seine

Bande allein seyen loyale Unterthanen und am Schluß des tollen Werkes steht der Fürst mitten unter den Räubern, während die Beamten in Ketten abgeführt werden.

Zschokke's Abällino spielt die Doppelrolle eines Prinzen und Räubers. In der letzten Rolle übt auch er ein Vemgericht über alles Böse im Staat und wird ungeheuer gefürchtet, bis er sich als vornehmer Herr zu erkennen gibt.

Der vertriebene neapolitanische Graf Olizzo liebt die schöne Rosamunde, Tochter des Dogen von Venedig, und erwirbt ihre Hand durch kühne und listige Ueberwältigung der in der Republik übel hausenden Banditen, indem er sich unter dem Namen Abällino in einer Verkleidung selbst an ihre Spitze stellt und sie so lange täuscht, bis er sie völlig in seiner Gewalt hat und dem Gerichte überliefern kann. Mit der Rolle des fürchterlichen Abällino abwechselnd, spielt er die eines gewissen Flodoardo, eines höchst feinen Florentiners, der unter den venetianischen Nobili sich eben so viel Ansehen erwirbt, wie Abällino unter den Banditen und der scheinbar an der Spitze der Sbirren gegen eben diesen Abällino zu Felde zieht. — Das Ganze ist die anmaßendste Koketterie, die sich denken läßt, dazu gemein geschrieben.

Christian August Vulpius, dessen schöne und üppig gebaute Schwester die Haushälterin und Maitresse Göthe's wurde (und die Göthe 1806 nach der Schlacht von Jena im Lerm der Zeit unbemerkt heirathete), war Sekretair des Grafen Soden in Nürnberg, dann Theaterdichter und endlich Bibliothekar in Weimar. Er erwarb sich 1798 einen großen Ruhm durch seinen „Rinaldo Rinaldini", der unter allen Räuberromanen der Zeit der beliebteste wurde. Vulpius mischte hier den Charakter Karl Moors von Schiller, des edeln Räubers, mit dem des Don Juan, des Lieblings aller Weiber. Auf den zahlreichen Kupferstichen, die dem Roman beigegeben wurden, erscheint Rinaldo stets mit einer großen weit vorstehenden Adlernase. Ein solcher Held war ganz geeignet, das damalige frivol sentimentale Publikum, sonderlich die Weiberchen, zu entzücken. Zum Ueberfluß mischte Vulpius noch Mysterien hinein, die dem freimaurerischen Geschmack der Zeit zusagten. So abgeschmackt nun auch ein solcher Held ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß, wenn man sich einmal in die Illusion seiner Zeit versetzt, er eine Menge Leser in hohem Grade anziehen und befriedigen mußte. Durch die ungeheure Donjuanerie und immerwährend abwechselnde Schäferscenen kitzelt er die Sinne des Lesers; durch die Räuberrenommisterei von Geistesgegenwart, Tapferkeit ꝛc.

schmeichelte er dem soldatischen Geschmack der Zeit, zugleich war das an sich verwerfliche Räuberleben bei ihm durch die großmüthige Art, in der er es wie Karl Moor trieb, und noch mehr dadurch entschuldigt, daß er ein Werkzeug geheimer Oberen eines hohen Menschheitsbundes seyn sollte. Endlich umschwebte ihn immer eine süße Melancholie, mitten in der Ausübung sultanischer Zeugungslust seufzt er immer als unglücklich Liebender. So war denn alles in ihm vereinigt, lüsternen und zugleich empfindsamen Leserinnen den Kopf zu verrücken.

Rinaldo liegt im Walde bei seinem Freund Altaverde. Liebeskummer quält ihn, er hat Aurelien gesehen und weiß noch nicht, wer sie ist. Bei dem Einsiedler Donato findet er ihre Spur und entdeckt, sie sey die Tochter des Prinzen Della Roccella. Aber sie wird ihm heimlich entführt und muß einen Andern heirathen. Rinaldo wird von seinen Leuten aufgefordert, nicht müßig der Liebe nachzuhängen, sondern etwas zu thun. Er überrascht eine reisende Herrschaft, erzählt ihr, als ob er ein Förster wäre, eine kecke That Rinaldo's und vollbringt sie in demselben Augenblick, indem er ihnen all ihr Geld abnimmt und ihnen sagt, er selbst sey der Gefürchtete. Aber er wird von Soldaten überfallen und schlägt sich mit Mühe durch. Nachdem er sich etwas erholt, stößt er auf Zigeuner und kauft ihnen ein schönes Mädchen ab, Rosalie, die seine Beischläferin wird. In den Ruinen einer Burg tödtet er einen andern gefürchteten Räuber, seinen Nebenbuhler, und sammelt sich hier eine neue Schaar. Auf einem seiner Streifzüge findet er Aurelien wieder, unglücklich verheirathet an einen Baron, der sie mißhandelt. Rinaldo straft ihn und seine schlechten Gesellen und Buhlerinnen und bringt Aurelien in ein Kloster. Weiter ziehend tröstet er sich abermals in den Armen zweier Judenmädchen. Als er zu hart verfolgt wird, zieht er sich incognito nach Neapel zurück. Hier kommt ihm, durch Ludovico, einen früheren Räuber, der unter ihm diente, belehrt, ein Abentheurer auf die Spur, ein corsischer Hauptmann, der ihm Geld abzupressen sucht und ihn wirklich in Gefahr bringt; aber die reizende Dame Olympia, eine Buhlerin ersten Ranges, die sich in ihn verliebt hat, rettet ihn. Die erste Schäferstunde mit Olympien hat etwas Pikantes, indem sie sich vorher nicht hat sehen lassen, jetzt aber, indem er gerade in ihren Armen schwelgt, plötzlich alles Licht auf das Bett fallen läßt und ihm ihre ganze Schönheit enthüllt. Aber der Capitain denuncirt ihn und er wird gefangen. Olympia befreit ihn aus dem Kerker und gibt ihm Briefe nach Messina. Hier verliebt er sich in die schöne Laura, vergißt sie aber bald über der weichen liebreichen Gräfin Dianora, in deren Armen er das höchste Glück seines Lebens genießt, bis sie entdeckt, wer er ist, und ihn flieht. Auch hier verfolgt ihn der Capitain und eine Gesellschaft von schwarzen Verborgnen. Aber der vom Capitain abgefallene und wieder zu Rinaldo übergegangene

Ludovico und der Räuberhauptmann Luigino schützen ihn, Olympia befreit ihn zum zweitenmale; endlich tritt ihm der Alte von Fronteja als sein lebendiger Schutzgeist entgegen, der wie Sarastro oder der Alte vom Berge zugleich Zauberer und Meister vom Stuhl einer geheimen Loge ist, in der sehr schöne Schwestern neben den Brüdern dienen und geheime Naturweisheit neben Menschenbeglückung getrieben wird. Bei einem Besuch bei Laura finden sich Räuber ein, die Rinaldo durch Nennung seines Namens zurückschreckt. Statt eines Lohnes erbittet er sich von Laura's Vater nur, daß er sie ihrem Geliebten, einem armen Schreiber, vermähle. Dafür tröstet ihn die wiedergefundene Rosalie, die ihm ein Kind bringt, aber bald stirbt. Nochmals gefangen, wird er aber vom Alten von Fronteja gerettet. Der Capitain wird endlich getödtet, aber andere Feinde verfolgen Rinaldo. Er wird in einer Villa verborgen, wo er Serenen, das schöne Gärtnermädchen, schwängert. Dann verbirgt man ihn auf der Insel Pantaleria, wo er Dianora wiederfindet, die ebenfalls ein Kind von ihm hat. Hier erfahren wir die erste Nachricht von Rinaldo's Jugend. Er ist als Hirtenknabe aufgewachsen, von einem Klausner gebildet, dann Soldat und wegen Subordinationsvergehen geflüchtet endlich Räuber geworden. Rinaldo wird auch hier entdeckt und von Soldaten überfallen. Da, um ihn zu retten, stößt ihm der Alte von Fronteja den Dolch in die Brust.

Rinaldo lebt aber als Ferrandino wieder auf auf der Insel Lampidosa. Dann kommt er nach Cagliari in Sardinien und gewinnt die Liebe der schönen Fortunata. Der Alte weist ihn nach Ragusa, wo er eben so die Liebe der schönen Serafina gewinnt und auf einem einsamen Schloß die der Marvalisa. Zu diesen neuen Liebschaften gesellen sich die alten, denn sowohl Olympia, die im Dienst des Alten steht, als Serene und Dianora folgen ihm in den Orient. Eine Zeit lang scheint es, als sollte Rinaldo Corsika's Freiheit erkämpfen, dann die der Heiducken, allein er kommt nicht dahin, sondern nach Cypern. Hier nämlich ist der Alte von Fronteja — Pascha und gibt sich als Rinaldo's Vater zu erkennen. Auf Cypern hat nun Rinaldo eine gute Zahl seiner Liebschaften im Harem um sich, verliebt sich aber wieder extra in Ismunde, eine schöne Cypriotin. Als Türke wird er gefangen und nach Malta gebracht, aber auch hier wieder frei und durch die Liebe der schönen Milita getröstet. In seinen Harem nach Cypern zurückgekehrt, wird er von seinem Vater zum türkischen Heer geschickt, um gegen die Russen zu fechten, wird aber besiegt. Als später Cypern sich weigert, dem Sultan neue Truppen zu stellen, und die Türken die Insel angreifen, kommt Rinaldo um.

Vulpius schrieb noch „romantische Geschichten der Vorzeit“, eine „Saalnixe“, mehrere Schauspiele, aber ohne Geist und mit nachlässiger Breite. Auch seine Sammelwerke „Curiositäten“ und „die Vorzeit“ sind sehr oberflächlich.

Noch andre Räuberromane waren

Aborni, der Räuber, ein Retter der unterdrückten Menschheit. Alessandrini oder die Räuberrepublik in Italien. Antonia della Roccini, die Seeräuberkönigin. Aranzo, der edle Räuberhauptmann. Ortellino, Italiens Furcht und Schrecken. Rolando Rolandini, der furchtbare Land- und Seeräuberfürst. Glorioso, der große Teufel. Rollino, der furchtbare Räuberhauptmann in den apenninischen Felsenklüften. Josephine, die Banditenbraut im Nonnenkloster. Moraldini, der edle Banditensohn. Romalino, der furchtbare Mädchenräuber. Coronato, der Schreckliche. Salardo, der Schreckliche. Sebastiano, der Verkannte ꝛc.

Die Freimaurerei spielte in der Unterhaltungsliteratur eine große Rolle, theils durch den Zauber des Geheimnisses, der sie umgab, theils durch das günstige Vorurtheil, das sich an sie knüpfte, sie sey die geheime Wohlthäterin und Erlöserin der duldenden Menschheit. In den hieher gehörigen Romanen ist es in der Regel ein geheimnißvoller Greis, wie der Alte von Fronteja im Rinaldo Rinaldini, oder wie der Groß-Cophtha Göthe's, der Armenier in Schillers Geisterseher, der die unsichtbaren Fäden des Geschickes lenkt.

Solche Romane waren z. B.: Alinon, der Greis in vielerlei Gestalten oder die Geheimnisse der Felsengruft. Roderigo Anderugo oder die Unbekannten in den Klüften von Piombino. Die Brüder des Bundes für Menschenglück. Euphemion, der Unerforschliche. Mirakuloso, der Schreckensbund der Illuminaten. Die Nachtwandlerin oder die schreckliche Bundesgenossin der Finsterniß. Die Gerichte des furchtbaren Bundes. Sionio, der Greis des Gebirges. Die furchtbaren Unbekannten oder die Ritter für Tugend und Recht. Die Verborgenen aus Griechenland.

Das Geisterwesen spielte dabei eine große Rolle. Hier einige Büchertitel, aus denen man die ganze Gattung erkennt.

Schauervolle Abentheuer im Todtengewölbe zu Bentheim. Golisano, der rettende Dämon. Evestona, die Braut von Marmor. Der Geisterliebling oder die Entschleierung im Grabe. Gelaor, der Geist. Die Geisterzwillinge. Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe. Die Geister der Schauerhöhle. Die Mitternachtglocke. Der steinerne Sarg im Ulmenthale. Der Schreckensthurm am See oder die mitternächtliche Todtenglocke. Theobul, der Geisterkönig.

Auch in die erotische Erzählung kam mehr Romantik. Das französische Boudoir wurde ein orientalischer Harem, oder in venetianische und andalusische Nächte, oder nach den Südseeinseln verlegt. Die Leihbibliotheken füllten sich mit Büchern wie:

Abduls Liebesnächte in Stambul. Heliodora, die Lautenspielerin aus Griechenland (von Lindau). Maryhanna oder die Liebe auf Otahaiti. Mathildens Carriere durch Inquisition und Serail. Thirza, die Seherin aus Griechenland. Janequeo, das Heldenmädchen aus Chili. Pauliska, das Kosakenmädchen. Albina, das Blumenmädchen. Reise einer Negerin.

Das Romanschreiben wurde Lebensberuf für Leute, die zu besserer Thätigkeit verdorben waren, und erzeugte ein literarisches Proletariat. Ein merkwürdiges Exempel dieser Art war der erste adelige Proletarier von Baczko, ein ostpreußischer Edelmann, der 1775 seinen ersten (die academischen Freunde) und 1822 seinen letzten Roman (Bodo und Laura) schrieb, sein Leben lang mit Nahrungssorgen kämpfte und erst in hohem Alter mit einer Professur begnadigt wurde. Baczko gefiel sich am besten in historischen Romanen, schrieb aber auch Familiengemälde und Operetten, alles für die Vergessenheit. Und wie viele folgten seinem kläglichen Beispiele! Der literarische Markt wurde und wird heute noch überschwemmt mit Producten der literarischen Hungerleiderei, die sich für Poesie oder wenigstens Unterhaltungslecture ausgeben. Einer der ersten unter diesen völlig überflüssigen Vielschreibern war Karl Friedrich Benkowitz, der seit 1797 Reisen, Zaubergeschichten, Robinsonaden, einen Faust den jüngern, die Geschichte eines Affen, einen sentimentalen Abadonna, einen lustigen Hilarion ꝛc. schrieb, alles forcirt und ohne Beruf.

2.

Die echte Romantik.

Unter Romantik ist nichts anderes zu verstehen, als die Wiedererweckung des christlich-deutschen Geschmacks, wie er im ganzen Mittelalter geherrscht hatte, im Gegensatz gegen die Renaissance, als die Wiedererweckung des antikheidnischen Geschmacks der vorchristlichen Zeit. Romantik ist ein unpassender Ausdruck. Die s. g. romantische Schule setzte die deutsche Nationalität zum erstenmal wieder dem Kosmopolitismus, dem allgemeinen Humanitätsideale entgegen, und das kirchliche, mittelalterliche Christenthum der Aufklärung. Sie griff um drei, vier Jahrhunderte zurück. Das war nun nach so viel Verirrungen und Ausschweifungen ein ganz natürlicher Act des wieder zu sich selbst kommenden National-

geistes, allein er fand in der gründlich verderbten Zeit keinen Glauben, ja die meisten Romantiker ließen sich einschüchtern, verloren selbst den Glauben an ihre Mission und capitulirten mit den Mächten, die sie überwinden zu können verzweifelten.

Die Romantik ging von norddeutschen Protestanten aus. Das ist sehr merkwürdig. Die Katholiken verhielten sich dabei passiv. Weder gegen die protestantische Aufklärerei, noch gegen den seichten Josephinismus in Oesterreich und Illuminatismus in Bayern erhob sich ein katholischer Dichter. Die ganze tiefe Ideenfülle des Katholicismus schien todt und begraben. Der mächtige Jesuitenorden fand selbst in seiner schrecklichen Katastrophe nicht einen Dichter, der seinen Untergang beklagt hätte. Dem diabolischen Muthwillen der Freigeister wurde keinerlei Erinnerung an die Herrlichkeit des Evangeliums, an die großen Heiligen, Helden, Denker und Dichter der alten Kirche entgegengesetzt. Ueberall nur dummes, dumpfes Schweigen. Wer in der katholischen Welt irgend als Dichter auftrat, stand auf Seite der Freigeister. Die romantische Reaction ging von Protestanten aus und wurde gerade von den Katholiken am wenigsten begriffen und unterstützt.

Die Romantiker selbst waren sich noch nicht klar. Sie verwechselten in der ersten Begeisterung, was der Nation, was der Kirche und was der Poesie gebührte und nicht gebührte. Im Grunde ging auch die ungeheuerste Schwärmerei des Novalis und einiger späteren Romantiker, sofern sie die ganze Welt in Poesie eintauchen, gleichsam vernichten und poetisch wiedergebären wollten, aus einem nur mißverstandenen Katholicismus hervor, indem sie der Poesie eine Mission der Verklärung zudachte, die nur der Kirche zukommt. Die bezeichnete Schwärmerei kannte eigentlich nur *ein* Sakrament, die Transsubstantiation aller Prosa in Poesie. Dieses Eintauchen der ganzen Welt in Poesie war aber eine Uebertreibung, eine Unnatur, die sich bald rächen mußte. Die poetischen Enthusiasten flohen, haßten, beschimpften die Wirklichkeit der Dinge und fielen in bodenlose Phantasterei.

Die Katholiken machen das den Romantikern zum Vorwurf, die Protestanten sind umgekehrt schon über die bloße Tendenz der Romantiker zum Katholicismus unzufrieden. In dieser Zwitterstellung konnten sie nicht festen Fuß, nicht dauernde Achtung und überlegene Macht gewinnen. Ihre

Poesie stieg am einfärbigen norddeutschen Himmel wie ein in den prächtigsten Farben des Südens brennendes Meteor auf, nur um bald wieder zu erlöschen. Aber in ihrer Fata Morgana spiegelte sie die Poesie des Mittelalters in die der Zukunft hinein. Die Romantik glich einer Vision der schlafenden Nation. Es war etwas Geisterhaftes und Prophetisches darin. Auf geheimnißvolle Weise und unvermerkt wurden viele Seelen umgestimmt. Der Zusammenhang der tiefgesunkenen und durch fremde Bildung verdorbenen Nation mit ihrer schöneren und edleren Vergangenheit machte sich geltend. Die Romantik war ein Heimweh der Nation. Wie glänzend auch ihre dichterischen Versuche ausfielen und die Welt durch eine Fülle der Phantasie und Geist überraschten, so war doch noch wichtiger und tiefgreifender, was, angeregt durch jene romantischen Dichter, für Wiederanerkennung der alten Kirche und der herrlichen, bisher ganz vergessenen Dichtungen unseres Mittelalters, so wie für die Aufsammlung aller alten, von der gebildeten Welt bisher verachteten Poesie im Volk geschah.

Der eigentliche Begründer der modernen Romantik in dem bezeichneten Sinne war Novalis.

Friedrich von Hardenberg, geboren 1772 in Wiederstadt im Mansfeldischen, studierte in Jena mit Friedrich Schlegel, dann zu Freiburg das Bergfach, wurde Salineninspector in Weißenfels und starb schon 1801. Er wurde berühmt unter seinem Schriftstellernamen Novalis, der aber keineswegs etwas Neues oder Außerordentliches ausdrücken sollte, sondern nur entlehnt war von einem Gute dieses Namens, nach welchem sich die ältere Linie des Hauses Hardenberg unterschied, wie die jüngere sich nach dem Gute Rostorf nannte (Tiecks gesammelte Novellen, Breslau 1838 S. 60). Seine Werke wurden gesammelt von Tieck und Schlegel und bestehen, einige Lieder ausgenommen, fast nur aus Fragmenten, aus denen aber ein wunderbares Licht in den köstlichsten Farben strahlt.

In dem unvollendet gebliebenen Roman „Heinrich von Ofterdingen", welcher 1802 zum erstenmal erschien,

> stellte Novalis diesen aus der Minnesängerzeit so berühmten Heinrich in den Mittelpunkt der ganzen Welt als dasjenige Subject, welches alles Object der Welt, des Himmels und der Erde durchdringen und sich gleichsam aneignen sollte durch die geheimnißvolle Formel der Poesie. Denn eine andere Einheit

gab es für Novalis nicht, als die poetische, wie er überhaupt die Welt nur als ein mißkanntes Gedicht ansah, bei dem es nur darauf ankomme, seine ewige und vollendete Poesie zu begreifen. Seine poetische Alleinslehre ließe sich auf indischen Pantheismus zurückführen, wenn sie sich nicht zu einem gothischen Dome wölbte. Das geheimste Räthsel der Poesie selbst kann nur durch den christlichen Glauben gelöst werden und die Welt mit all ihrer Sinnlichkeit und Materie wird in höherem Sinne doch ganz zur Kirche, und zwar zur katholischen, denn Novalis konnte dem Protestantismus nur ein Oppositions-, nicht das ursprüngliche kirchliche Besitzrecht zugestehen. Ihm schwebte die Einheit des Reichs mit der Kirche vor, wie sie in der besten Zeit des Mittelalters bestanden hatte. Ein so doppelter und wieder vielgegliederter und doch einiger Organismus sollte die ganze Welt werden, nach Raum und Zeit, Natur und Geschichte. Der unvollendete Roman sollte, wie Tieck bemerkt, mit einer Versöhnung des Christenthums und Heidenthums schließen durch Vermittlung der Maria. Das ist wohl nur so zu verstehn, daß das Heidenthum alle seine poetischen Schätze der Madonna zu Füßen legen sollte, wie die heil. drei Könige gethan.

Sey dem, wie ihm wolle, so erscheint allerdings des Novalis poetischer Pantheismus nur als der concentrirteste Herder'sche Universalismus; allein die Tendenz zum deutschen Mittelalter und Katholicismus schlägt bei ihm doch in der Art vor, daß er mit Recht den Romantikern zum Führer gegeben wird. Er dichtete die schönsten Marienlieder, die von moderner Lippe flossen, aber er wurde nicht katholisch. Freiherr von Eichendorff sagt, die innere Rückkehr in ihn selbst sey noch nicht vollbracht gewesen und habe also auch in seinen Dichtungen noch nicht zum vollen Ausbruch kommen können. Dasselbe zeigt sich bei Ludwig Tieck und den meisten übrigen Romantikern. Alle trieb es zur alten Kirche hin, aber sie blieben vor der Kirchenthüre stehen, eine magnetische Gegenströmung stieß sie zurück.

Mystisch, märchenhaft sind auch des Novalis Hymnen an die Nacht. In der Form vollendet sind nur seine wenigen lyrischen Gedichte, die geistlichen:

Fern im Osten wird es helle 2c.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist 2c.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu 2c.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt 2c.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt &c.

Dazu die schönen weltlichen Lieder, das Bergmannslied:

Das ist der Herr der Erde,
Der ihre Tiefen mißt &c.

Und das Weinlied:

Auf grünen Bergen ward geboren &c.

Im Anhang zu den Schriften von Novalis häuft sich eine ungeheure Menge tiefsinniger Aphorismen wie ein Schutt von Perlen und Juwelen auf. Sie alle sollten noch in den kaiserlichen Schmuck des Heinrich von Osterdingen eingestickt werden.

Ganz entschieden sprach das katholische Princip der protestantische Berliner Wilhelm Heinrich Wackenroder aus, indem er (1797) „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" schrieb, das Programm der neuen christlichen Kunst und ein mächtiger Impuls für die romantische Richtung in der Poesie. Tieck, dem Wackenroder befreundet wurde, veränderte darnach seine ganze Richtung.

Der erste Romantiker, der von überaus reichem Geist und produktiv zugleich der Form Meister war und der neuen Richtung eine breite Bahn brach, war Ludwig Tieck, Sohn eines Seilers in Berlin. Es wird immer wunderbar bleiben, daß der romantische Geist gerade in einem Berliner Gamin erwachen mußte, der mitten in der Windigkeit und Liederlichkeit Berlins unter der Herrschaft Kotzebue's aufwuchs. Aber es erklärt sich aus der Gesundheit der deutschen Natur, die endlich anfängt sich zu ekeln, wenn man sie allzu gemein behandelt, und die dann das Edle aus sich selbst herstellt. Tiecks bedeutungsvolle Werke überraschen um so mehr, als man einen starken Charakter bei ihm immer vermißte und seine Flexibilität erstaunlich ist. In seinen ältesten Erzählungen jagen sich lichte und schwarze Wolken der Leidenschaft in einem noch ganz unstäten Gemüthe.

Almansor, eine Idylle von 1790, zeigt uns einen von seiner Geliebten betrogenen Jüngling, den ein Greis tröstet. Auch im „grünen Band" wird Treue gebrochen. In den „Brüdern" bewährt dagegen ein Bruder dem anderen seltene Treue. Im „Fremden" erschrickt ein Bräutigam vor dem unerwarteten Anblick seines bleichen Nebenbuhlers so, daß er die Treppe hinunterstürzt und

stirbt. In „Siegmunds Leben“ bewirbt sich ein würdiger Candidat lange vergebens um ein Amt, bis er es durch ein Freudenmädchen erhält. Der „Geniale“ liebt drei zugleich und heirathet eine, während die zweite von ihm schwanger ist und die dritte abgefunden wird. „Die männliche Mutter“ bringt ihre geschwängerte Tochter dadurch zu Ehren, daß sie selbst als Mann verkleidet sich mit ihr trauen läßt. Die lüderlichste unter diesen Erzählungen ist das „Schicksal“ von 1795. Hier wird der schüchterne Anton allmählig durch muthwillige Mädchen kühn genug gemacht, um in einem Nonnenkloster den Faublas zu spielen, als Lakai verkleidet seine Herrin zu liebkosen rc., bis er verdiente Peitschenhiebe bekommt.

In dieser lüderlichen Manier culminirte Tiecks Roman „William Lovell“ von 1795.

William ist ein junger Lovelace und Don Juan zugleich, der allen Schönen die Köpfe verrückt, allen mit sentimentaler Schwärmerei naht und alle wieder mit herzloser Kälte verläßt. Sohn eines vornehmen Engländers verhimmelt er zuerst in Liebe mit Amalie Wilmont. Wie sie einander ihre Liebe zum erstenmal gestehen und einander in die Arme sinken, ist mit dem süßesten Feuer der Poesie, fast mit der Gluth wie in Shakespeare's Romeo und Julie geschildert. Aber der junge Herr läßt seine zärtliche Herzensdame bald sitzen, reist nach Paris, amusirt sich dort und verliebt sich in die muntere und nichts weniger als spröde Louise Gräfin Blainville. Nachdem er in ihren Armen geschwelgt, läßt er auch sie sitzen und reist nach Rom. Hier fesselt ihn die liebliche Rosalie, deren Bräutigam er wie zum Spaß erdolcht und die er dann wieder sitzen läßt. Sie stürzt sich in die Tiber. Eine gewisse Bianca übernimmt ihre Stelle und wird seine Geliebte, aber gleichfalls von ihm verlassen. — Amalie, der er förmlich abgesagt, hat einen gewissen Mortimer geheirathet. Lovell's Vater ist gestorben, er kehrt nach England zurück und findet die Gräfin Louise, nachdem sie entführt und von Blattern entstellt verlassen worden, als Aufseherin in Mortimers Hause. Schnell mit ihr einverstanden verabreden sie einen Streich gegen Amalie. Louise erregt in Mortimers Abwesenheit eine kleine unschuldige Feuersbrunst, Lovell ist bei der Hand und rettet die ohnmächtige Amalie, wobei er sie küßt und umarmt, ohne daß sie es merkt. Das Feuer aber hat sich weiter verbreitet, als er gewollt, das ganze Haus liegt in Asche. Noch ärger handelt er an Emilie Burton, der Schwester eines seiner ältesten Freunde. Er entführt sie, nachdem er ihren Bruder vergeblich zu vergiften getrachtet hat, und läßt sie sitzen, sie stirbt vor Gram. Aber Karl Wilmont, Amaliens Bruder, der Emilien geliebt hatte, schwört ihm Rache. Amalie bekommt einen Sohn, man kann nicht errathen, ob eine Frucht jener Nacht, da Mortimer kein Bedenken trägt, ihn als den seinigen anzuerkennen. — Lovell flieht aus England, wird Spieler von Profession, betrügt und sinkt endlich so tief, daß er sich aus Verzweiflung in toller Laune zu einer Räuber-

bande in Italien gesellt. Karl Wilmont ist ihm nachgereist, findet ihn unter den Räubern, beide aber kommen dießmal noch unverletzt auseinander. Lovell kehrt nach Rom zurück, wo Bianca eben stirbt. Auch sein alter Freund, der Maler Andrea stirbt, erklärt sich noch vor dem Tode als seinen Landsmann Waterloo und beweist ihm, wie er ihn bisher am Gängelbande geführt und zu seinen Liebschaften listig angeleitet habe, wie auch die mißlungene Vergiftung Burtons nur seinen Zwecken hätte dienen sollen, da er dessen Verwalter sey und ihn zu beerben gehofft habe ꝛc. Noch ganz verblüfft von diesen Enthüllungen wird Lovell endlich von Karl erreicht und im Duell erschossen.

Man hat in Lovell ein Vorbild Byrons und den ersten Repräsentanten der modernen Zerrissenheit sehen wollen. Allein zu Tiecks Ehre müssen wir protestiren. Lovell wird nirgends von seinem Verfasser als eine edle Prometheusnatur, sondern immer nur als ein egoistischer Bösewicht aufgefaßt. — In den übrigen Jugendprodukten Tiecks macht sich ein Zug zum Phantastischen und zum Humor bemerklich.

Abdallah (in einer Erzählung von 1792) folgt der Lehre Omars, daß Gutes und Böses einerlei sey und der Geist über beiden stehe. Das treibt ihn bis zum Vatermorde. Dann aber erwachen in ihm alle Furien, wie im Orest, und er schleppt ein halbwahnsinniges Daseyn fort. — In „den Freunden" geräth einer der Freunde, indem er für den andern Heilung sucht, ins Elbenreich. — Im „Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli" faßt dieser nach allerlei glücklichen und unglücklichen Abentheuern den Entschluß, um ein ruhiges Brod zu finden, nicht die bisherigen mühseligen Wege einzuschlagen, sondern lieber gleich Kaiser zu werden, was ihm denn auch mit einiger dämonischer Hülfe und etwas Goldmacherei schnell gelingt. Der trockene Ton mit vielen Abkürzungen, in dem der Kaiser alles erzählt, was ihm begegnet, und das Wunderbarste ganz ordinär nimmt, ist höchst ergötzlich. — Im „Peter Lebrecht" spricht sich Tieck humoristisch im Ton Sterne's und Hippels über Menschen und Dinge aus. Zwei kleine Schauspiele oder eigentlich nur Dialoge, „ein Prolog" 1796 und „der Autor" 1800, enthalten Satiren auf den schlechten Bühnengeschmack. Zwei größere dramatische Werke Tiecks sind nur dem Johnson nachgebildet, der Herr von Fuchs dem Volpone und Epicöne oder das stille Frauenzimmer. Das älteste Drama Tiecks von 1790 „Alla-Moddin" nach einer Erzählung im deutschen Merkur, ist nicht der Rede werth.

Größere Bedeutung sprach erst 1795 das Trauerspiel „Karl von Bernek" an, ein romantischer Orestes.

Walther von Bernek kehrt aus den Kreuzzügen nach langer Gefangenschaft zurück und findet bei seinem Weib einen Buhler, der ihn umbringt. Sein Sohn Karl aber rächt ihn, stößt den Buhler nieder und tödtet in der Wuth

auch seine Mutter, büßt dann seine Schuld, von Furien verfolgt, bis ihn auf seine dringende Bitte zur Sühne sein eigener Bruder ersticht.

Die „Theegesellschaft", Lustspiel von Tieck in Prosa, 1796, ist eines seiner witzigsten Werke.

Er schildert eine gemeine Berliner Theegesellschaft mit allen ihren conventionellen Redensarten, Höflichkeiten und Fadheiten! Man spricht vom Kartenschlagen und Wahrsagen. Ein gewisser Werner, der Demokrit in diesem großstädtischen Abdera, wird beschuldigt, sich von einem alten Weibe haben wahrsagen zu lassen, über welche abergläubige Schwäche sich alle im Gefühl ihres aufgeklärten Verstandes empören. Allein gerade der alte Herr, der sich am heftigsten darüber erklärt hat, sucht noch am nämlichen Abend selber das alte Weib auf, und die ganze Theegesellschaft thut desgleichen, nur aus Langeweile und des Spasses wegen. Wie erstaunen sie nun, als sie sich bei dem alten Weibe alle beisammen finden, und noch weit mehr, als ihnen die Alte in der That allen die Wahrheit sagt, die manchem centnerschwer aufs Herz fällt. Zuletzt sagt sie dem Fräulein Julie, ihr Bräutigam liebe sie nicht, liebe nur ihr Geld und sey gar kein Baron, sondern ein Aventurier und falscher Spieler. Der Baron braust auf, da läßt das alte Weib die Kleider fallen und steht als — Werner da, der heute erst die Beweise für seine Aussage erhalten hat und nach Entfernung des Betrügers selber Juliens Hand erhält.

Die „sieben Weiber des Blaubart", Erzählung von Tieck, 1797. Neben seinem Drama, welches viel besser ist, schrieb Tieck auch diese Erzählung in der Manier wie den Peter Lebrecht, ein wenig an Sterne, Hippel und Jean Pauls Humor streifend, eine Manier, die er aber bald wieder, als ihm nicht ganz natürlich, verlassen hat, und mit Recht.

Blaubart empfängt hier von einer Fee einen bleiernen Kopf, der ihm wahrsagt und in allen Dingen Rath ertheilt. Diesen Kopf hält er geheim, weckt aber dadurch die Neugier seiner Weiber und bestraft jede mit dem Tode. Die Pointe der Erzählung liegt nun in der Contrastirung der sieben Weiber, von denen die eine ernst, die andere lustig, die eine vornehm, die andere ländlich naiv ist ꝛc., die aber alle in der Neugier einander gleich sind.

Das „Ungeheuer" und der „verzauberte Wald", musikalisches Märchen von Tieck, 1798.

Prinz Aldrovan, dessen älterer Bruder durch eine böse Stiefmutter mit Hülfe einer bösen Fee in ein Ungeheuer verwandelt worden, wird angereizt, gegen dasselbe zu kämpfen, damit wo möglich beide umkommen. Allein dadurch wird gerade des Bruders Entzauberung bewirkt, und in gleicher Weise schlägt der bösen Weiber Arglist fehl in Bezug auf Aldrovans Geliebte, An-

gelica, welche sie wahnsinnig gemacht haben. Ein guter Genius sichert das Glück der Liebenden. Die Erfindung ist schwach, aber die Ausführung desto geistreicher. Ergötzlich ist besonders die Rolle eines aufgeklärten Ministers, der mitten unter märchenhaften Wundern doch an dieselben nicht glauben will, und die großartigen Wahnsinnsscenen am Schluß, indem der Wahnsinn den ganzen Hof ansteckt und alle in ihrer Tollheit ein Ballet tanzen.

Die „verkehrte Welt", ein historisches Schauspiel von Tieck, 1798, auch im Phantasus.

Die Idee dazu entlehnte Tieck aus Christian Weise's Zittauischem Theater. Das poetische Motiv ist die humoristische Umkehr aller Verhältnisse. Der historische Faden, an den sich alles reiht, die Einsetzung des Skaramuz auf den Thron des Parnasses, als Herrscher im Gebiet der Kunst, statt des verbannten Apollo. Im Uebrigen wird der Zusammenhang jeden Augenblick durch Autor, Leser, Maschinist ꝛc. unterbrochen. Die tollste Willkühr wie im besoffensten Moment eines Carnevals herrscht durchs ganze Stück. In diesem Wirrwarr geht dann der Haupteffekt des witzigen Contrastes zu Grunde, die Vorstellung schlechter Poesie und Kunst verschwindet als solche in dem allgemeinen Taumel.

Erst jetzt bemerken wir bei Tieck den Einfluß seines Umgangs mit Wackenroder. Plötzlich begeistert er sich in seinem Sternbald für das Altdeutsche und Katholische. Franz Sternbalds Wanderungen, „eine altdeutsche Geschichte" (1798) war ein Kunst- und Künstlerroman, wie sie Heinse schon früher geschrieben, aber nicht mehr huldigend der Wollust, sondern dem Ernst der Kirchenmalerei, nicht mehr der Antike, sondern der Gothik. Zum erstenmal wurde hier nicht blos der Künstlereitelkeit gehuldigt, sondern dem Inhalt der Kunst, dem Geist des christlich-deutschen Mittelalters.

Franz Sternbald lernt die Malerei bei Albrecht Dürer in Nürnberg und kehrt heim nach Franken. Unterwegs lernt er Pirckheimer kennen und den Schmied Quintin Messys. Eine kunstliebende Dame von hoher Schönheit hat er kaum erblickt, als ein Wagen sie ihm entführt. Sie bleibt sein Ideal. Er besucht die Niederlande, lernt dort die großen Maler kennen und tritt die ihm bestimmte Braut ihrem Geliebten, dem jungen Schmiede ab, der ein großer Maler geworden ist. Auf der Reise geräth er im Wald in eine von der Jagd ausruhende heitere Gesellschaft und lernt eine schöne Gräfin kennen, durch die er nach Italien gewiesen wird, wo er Michel Angelo und andere große Künstler kennen lernt und endlich sein Ideal findet, dessen Besitz sein edles Streben nach dem Schönen lohnt. — Durch das ganze Buch zieht sich eine sanfte

Schwärmerei für die altdeutsche Kunst und Kirchenmalerei. Zum erstenmal wird hier Th. II, S. 248 im Namen des Schönen gegen den Protestantismus protestirt, der das Schöne aus den Kirchen verbannt habe.

Bald darauf folgte das katholische Programm der Romantik in Tiecks Trauerspiel: „Leben und Tod der heiligen Genovefa" (1799). Nach dem bekannten Volksbuch, aber mit Shakespeare'schem Geiste durchgeführt, Tiecks bestes dramatisches Werk. Es ist besonders dadurch wichtig, daß es zum erstenmal wieder seit den Dichtungen des Mittelalters die „Glorie der katholischen Religion" am Horizont heraufführte. Der Grundgedanke ist, daß alle Leidenschaften der Menschen ihre endliche Beruhigung und Versöhnung in der Kirche finden.

Im Prolog tritt der h. Bonifacius auf, mit mächtigen Worten Deutschland für die alte Kirche reclamirend. Dieses Werk unterscheidet sich auffallend von den unkirchlichen Produktionen der modernen Poesie und doch hängt es mit ihnen wieder nahe zusammen durch eine einzige Schwäche. Tieck konnte nämlich nicht unterlassen, den Bösewicht Golo sentimental zu behandeln, ihm eine schwärmerische Liebe für Genovefa anzudichten, ihn als edel und unglücklich zu bezeichnen, mit einem Wort ihn zu entschuldigen. Das gestattet aber der Stoff und Geist der alten Legende nicht, und verbietet sich von selbst, einen Mann, der an einem Weibe so grausam handeln kann, der so heimtückisch seinen Herrn verrathen und einen unschuldigen Diener opfern kann, empfindsam aufzufassen.

Hieher gehört Tiecks dramatisirter „Kaiser Octavianus" nach dem bekannten Volksbuch, wieder eine der bedeutendsten Dichtungen Tiecks.

Es ist ein in vielen Variationen sich wiederholender Text, die Trennung einer Familie theils durch Leidenschaft und Unglauben, theils durch äußere Zufälle und ihre Wiedervereinigung durch den Glauben. Die ganze Geschichte des Christenthums ist in dieser Legende vorgebildet, die Trennung der heidnischen Völker und ihre Vereinigung zu einer einigen Gemeinde durch die Kirche. Dieses einigende Princip ist hauptsächlich in der frommen duldenden Mutter, Kaiserin Felicitas, dem personificirten Glauben dargestellt. Unter den beiden verlorenen Söhnen ist Florens, der bei einem Spießbürger in Paris erzogen wird, dessen Heldenkraft aber bald zum Durchbruch kommt, der liebenswürdigste Repräsentant des weltlichen Ritterthums im Mittelalter, während sein Bruder Leo mehr die ideale Seite des Ritterthums darstellt. Doch verlieben sich beide und heirathen, Florens die muntere Rose, Leo die stille Lilie. In der sentimentalen Allegorisirung dieser beiden Blumen herrscht außerordentlich viel Wohllaut, doch kommt uns diese Parthie kühl vor oder läßt uns wenigstens kühl. Hier folgt Tieck auf einmal dem Calderon und fällt somit

aus der Illusion des Volksbuches heraus. Wollte er Calderon folgen, so hätte er es in der Manier des Autors thun sollen und die kirchlichen Grundideen des kirchlichen Gedichts, nicht aber den Gegensatz zweier Seiten der weltlichen Liebe auffassen sollen.

Diese Dichtung bildet den Uebergang zu den Bearbeitungen der mehr heidnischen Volksbücher. Unter diesen ist der „Fortunat" Tiecks schönste dramatische Dichtung.

Der Reiz liegt hier in der Furchtbarkeit und Grausamkeit des Glückes, das seine giftige Tücke unter der üppigsten Fülle von Lust und Witz verbirgt. Auch fehlt hier die schwärmerische Parthie romantischer Sentimentalität, die im Octavianus und in der Genovefa zu viel Anspruch an uns machen. Alles ist natürlicher, shakespearischer.

Eben so geistreich und durchaus heiter ist das dramatische Märchen vom „kleinen Däumling".

An den Oger, der den kleinen Däumling und seine Brüder fressen will, knüpft Tieck eine Reihe Satiren auf die moderne Bildung an. Statt der großmüthigen Riesen der echten Sage nämlich gibt er ihm einen modernen Blaustrumpf, eine gewisse Malwina, zur Gattin, ein zartes Wesen, welches er geraubt hat und nun unbarmherzig zu seinen häuslichen Diensten zwingt. Daneben hält er sich einen gleichfalls geraubten Hofrath Semmelziege, blos zu dem Zweck, ihn täglich auf einem Brett in die Höhe zu prellen und sich an seinen Luftsprüngen zu erlustigen. Dieser Hofrath vertraut Malwina sein früheres unglückliches Schicksal. Er hatte nämlich eine gewisse Ida zur Frau und beide Eheleute konnten sich einen Fehler nicht verzeihen. Semmelziege nämlich hatte unaufhörlich das garstige Wort im Munde, das volksthümlich in einer Sylbe den Theil des Körpers bezeichnet, mit dem er jetzt durch das Prellen am meisten bestraft war. Die Frau aber pflegte immerfort zu stricken und selbst während der zartesten Mysterien des Ehestandes kratzten ihn ihre Stricknadeln auf dem Rücken. — Nachdem der Riese und Menschenfresser durch Däumlings List umgekommen, versöhnt sich der Hofrath mit seiner Frau, und einer seiner Freunde heirathet die vielgeprüfte Malwina.

Im „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens" hat Tieck das bekannte Volksmärchen in seiner liebenswürdigen Manier behandelt, ohne Einmischung moderner Satire.

Der „Blaubart", dramatisirt, in Prosa. Die bekannte Volkssage, aufs anmuthigste frei bearbeitet. Um die beiden Säulen der Dichtung, den harten Mann und die neue Eva, rankt sich köstlicher Humor. Die Feinde des Blaubart, abgeschmackte Ritter mit ihrem muntern Narren

und langweiligen Rathgeber sind vortreffliche Zugaben. Auf der anderen Seite ist auch der tieferen Empfindung Rechnung getragen. Simon, der Bruder der Agnes, die in Blaubarts Gewalt die furchtbare Strafe für ihre Neugier erwartet, ahnt auf wunderbare Weise in seiner träumerischen Natur das Unheil und es treibt ihn zur Rettung.

In Prosa hat Tieck sehr anmuthig folgende altdeutsche Volksbücher überarbeitet: Magelone, Melusine, die Haimonskinder. In Versen ein Fragment aus König Rother. Vom Donauweibchen schrieb Tieck nur den ersten Act. Das alte Schildbürgerbuch hat Tieck gleichfalls artig behandelt, nur passen die Anspielungen auf die Revolution und auf das moderne Schulwesen nicht hinein, das stört die alterthümliche Illusion.

Das dramatisirte Märchen vom gestiefelten Kater ist mit dem köstlichsten Humor geschrieben, aber fast ganz moderne Satire, wie seine Fortsetzung im „Prinz Zerbino“. Diese Dichtungen haben, wie es heißt Tieck viel geschadet, weil der darin vorkommende gutmüthig pedantische König Gottlieb dem König Friedrich Wilhelm III. durch Kotzebue als eine Stichelei auf ihn, den König, denuncirt worden seyn soll. Tieck mußte als Privatmann leben und später als sächsischer Hofrath in Dresden, und erst als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg (1840), wurde Tieck ehrenvoll nach Berlin berufen.

Im „gestiefelten Kater“ bezeichnet der König das alte Regime vor der Revolution, der Popanz die kurze Herrschaft des Volks, Gottlieb die moderne aufgeklärte Regierungsweise und der Kater den Genius des Fortschritts.

In Zerbino ist Gottlieb König geworden, der alte König hat als schwachsinnig abgedankt. Der Kater ist Minister. Gottliebs Sohn, Prinz Zerbino sucht den guten Geschmack; überall, wohin er kommt, versichert man ihn, hier sey der gute Geschmack, aber überall findet er Abwechslungen der nämlichen armseligen Narrheit des Modegeschmacks, bis er endlich durch Zauberei in den wahren Garten der Poesie gelangt, wo die Bäume und Blumen singen und die Geister der größten Dichter umherwandeln. Aber diese poetische Erfahrung hilft ihm nichts, denn sein eigener Hund, Stallmeister, der ihm entsprungen und heimgekehrt ist, hat das Ministerium des Unterrichts übernommen, reformirt das ganze Land, rottet allen alten romantischen Aberglauben, auch den an die Poesie, aus und erzieht die Menschen nach einer neuen rein rationalistischen und moralischen Methode. Als nun der Prinz zurückkommt, wird er für verrückt erklärt und so lange eingesperrt, bis er aller Poesie abschwört

und sich vor Stallmeister demüthigt. — Durch die Satire zieht sich eine romantische Idylle voll schwärmerischer Liebe hindurch, die einen Gegensatz gegen die derbe aristophanische Prosa bilden soll, doch aber hieher nicht paßt. Schon am Dichtergarten war es ja des Contrastes genug. — Auch in den komischen Personen scheint uns zu große Vervielfältigung. Aristophanes und Shakespeare würden hier weniger Figuren und vielleicht mit mehr Erfolg gebraucht haben. Die beiden Alten, Hinze und der alte König aus dem gestiefelten Kater, sind unübertrefflich. Eben so Stallmeister und Nestor, aber die beiden letzten haben schon zu viel Verwandtes. Polykomicus bleibt im Ganzen unverständlich. Die Richtung, die er bezeichnet, ist auch schon durch andere Parthien des Gedichts bloßgestellt.

„Das jüngste Gericht", eine Vision von Tieck, 1800.

Eine humoristische Schilderung des jüngsten Tages, nicht durchgeführt, nur skizzenhaft, aber mit einigen guten Schilderungen. Das beste ist das Vertreten der Prüden, die sich nackend allen vordrängen, um zu zeigen, wie schamhaft sie wären ꝛc., sehr frivol, à la Wieland, aber voll Witz. Zuletzt wird der Autor selbst vorgenommen und zur Rechenschaft gezogen, weil er in seinem Zerbino ehrenwerthe Schulmänner ꝛc. verspottet habe.

Im „Phantasus" (von 1812) sammelte Tieck Erzählungen und Märchen, als würden sie vorgetragen in einem Kreise edler Herren und Damen nach dem Vorbild des Decameron. In den Gesprächen dieser Gesellschaft findet sich viel Treffliches und Feines über die deutschen Dichter gesagt, wird aber an Göthe viel zu viel Weihrauch verschwendet. Ueberhaupt gibt Tieck hier zu erkennen, wie weit er sich von dem eigentlichen Ziel der Romantik schon entfernt hatte. Von Nation und Kirche ist nicht mehr die Rede, alles läuft auf guten Geschmack und „glückliche Behandlung" hinaus. Das Schöne, hatte Göthe gesagt, ist das Resultat einer glücklichen Behandlung. Doch enthält der Phantasus treffliche Erzählungen.

Der blonde Eckbert. Eckbert, ein Ritter, heirathete die schöne Bertha, eines Hirten Tochter, die, ihrem strengen Vater entflohen, zu einer Fee oder Hexe gekommen war, der sie wiederum mit einer Menge Perlen und Edelsteinen entflohen war. Das Ehepaar lebte ganz einsam auf seiner Burg, wo niemand hinkam, als zuweilen Ritter Walther. Da saßen sie einmal vertraulich beisammen und Eckbert bat Bertha, dem Gastfreund die Geschichte ihrer Jugend zu erzählen. Walther hörte ruhig zu und ließ nachher wie zufällig den Namen des Hundes fallen, den Bertha bei der Fee gekannt hatte, auf den sie sich aber seitdem nie wieder hatte besinnen können. Walther mußte also mehr wissen, als nöthig war.

Dieß versetzte sie in grausame Beängstigung. Eckbert aber war so erbost, diesem Walther vertraut zu haben, daß er ihm auflauerte und ihn mit der Armbrust erschoß. Aber Bertha starb aus Kummer. Da fand sich ein gewisser junger Hugo bei dem trostlosen Wittwer ein, dem dieser auch eine Zeit lang vertraute, bis die alte Hexe zu ihm kam und ihm plötzlich eröffnete, sie sey sowohl Hugo als Walther, und habe diese Verkleidungen nur angenommen, um sich an Bertha zu rächen, welche seine eigene Schwester und dem Hirten nur von seinem Vater anvertraut gewesen sey. Da wurde Eckbert wahnsinnig. Von tief romantischem Anklang, aber nicht gut durchgeführt.

Der treue Eckart und der Tannhäuser. Nach der bekannten Sage, sehr schön ausgeführt. Dem treuen Eckart läßt sein grausamer Lehnsherr, der Herzog von Burgund, nach einander alle seine Söhne hinrichten und verbannt ihn selbst. Einst aber, als der Herzog auf der Jagd verirrt ist und verschmachten will, hilft ihm der treue Eckart und der reuige Herzog setzt ihn sterbend zum Vormund seiner eigenen Söhne ein. Diese aber werden von einem zauberischen Spielmann in den Venusberg gelockt; da bringt Eckart in den Berg ein und kämpft mit der Zwerge ungeheuern Schaaren, bis er ihnen die Söhne seines Herrn wieder abgewonnen. Er selbst aber stirbt an seinen Wunden und hält seitdem als Warner vor dem Venusberg Wache. Lange nachher kommt einmal der Ritter Tannhäuser zu seinem alten Freunde, Friedrich von Wolfsburg, und erzählt ihm seine traurigen Schicksale. Er habe wegen einer Geliebten, die ihm untreu geworden, deren Bräutigam ermordet, sie aber sey aus Gram gestorben. Dann habe er in wilder Verzweiflung den Bösen angerufen und habe von ihm ein Zauberlied gelernt, das ihn in den Venusberg geführt habe. Dort habe er gelebt, bis ihn die Sehnsucht nach der Heimath wieder herausgeführt. — Der Freund suchte ihn zu trösten, aber in der Nacht entfloh der Tannhäuser, nachdem er Wolfsburgs Gattin ermordet hatte, denn sie eben war seine alte Geliebte. Wolfsburg selber aber mußte, weil er von Tannhäuser einen Kuß empfangen hatte, vom Zauber fortgerissen, in den Venusberg folgen.

So vortrefflich der erste Theil der Erzählung vom treuen Eckart ist, so wenig genügt der letzte Theil vom Tannhäuser. Man muß sich wundern, warum Tieck sich nicht streng an die echte Volkssage gehalten hat, die viel schöner ist.

Der Runenberg. Der junge Jäger Christian wird von einem Fremden auf den gespenstischen Berg verlockt, wo er ein wunderschönes Weib erblickt, die sich vor ihm bis aufs Hemd auskleidet, sich nackt in der vollen Majestät ihrer Schönheit zu ihm wendet und ihm ein goldenes Täfelchen reicht. Plötzlich ist alles wie ein Traum verschwunden. Er kehrt um, heirathet und tritt in die Pacht seines Schwiegervaters als Landmann. Nach langer Zeit kommt einmal ein häßliches altes Weib auf ihn zu, redet ihn als bekannt an und — verwandelt sich, indem sie abgeht, in die Schöne der Runenburg. Zugleich

erblickt er etwas Glänzendes im Grase und findet die goldene Tafel wieder. Von Stund an vom Zauber ergriffen, eilt er zum Runenberg und kehrt nicht wieder. Sein Weib Elisabeth heirathet einen Andern. Da kommt Christian endlich noch einmal wieder, aber nur, um seine Kinder zu sehen und eilt gleich wieder zum Berge. — In diesem Roman hat Tieck das Wesen der sogenannten Waldminnen glücklich erfaßt.

Liebeszauber. Emil, ein reicher Fremder in Rom, hatte sich in ein reizendes Mädchen, das ihm gegenüber wohnte, verliebt, als er durch den Fensterritz sehen mußte, wie sie in Gemeinschaft mit einer häßlichen Alten ein siebenjähriges Mädchen abschlachtete und ihm das Blut abzapfte. Ohnmächtig zurückfallend, verlor er die Erinnerung, nicht ahnend, daß jenes unschuldige Blut zu einem Liebeszauber benützt wurde, der ihn selbst umstrickte. Denn bald darauf war er Bräutigam jenes schönen Mädchens. Beim Hochzeitsfest aber sah er im maskirten Gefolge seiner Braut die Alte wieder und einen türkischen Dolch, den er damals getragen, und der ihn an die Schauderscene plötzlich erinnerte, und nun durchbohrte er mit demselben Dolche die Braut. Höchst ergreifende Schilderungen, nur im Eingang fehlend, sofern gegen einen schon Verliebten eigentlich kein besonderer Liebeszauber angewendet zu werden braucht.

Die fünfte Erzählung des Phantasus ist die Lebensgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter von Provence, von 1796, eine höchst liebliche Bearbeitung des bekannten Volksbuchs.

Die Elfen. Die kleine Marie geräth einmal in ein Tannenwäldchen, worin die Elfen wohnen. Zerina, eine junge Elfe, wird hier ihre Gespielin, lehrt sie aus Goldsand plötzlich Blumen hervorschießen lassen, sich auf Bäumen wiegen und fliegen ꝛc., zeigt ihr die liebreiche Elfenkönigin und den halb schlafenden gnomenhaften Metallkönig und macht eine kleine Reise durch die Elementarreiche der Luft, Erde, Wasser und Feuer. Auch lernt sie den Vogel Phönix kennen, dessen Ankunft das ganze Elfenreich in Bewegung setzt. Mit einem Ringe beschenkt wird sie wieder entlassen, unter der Bedingung, nie etwas von dem, was sie gesehen zu verrathen, indem ihr gesagt wird, die Elfen, die der ganzen Gegend Glück bringen, würden augenblicklich verschwinden und mit ihnen das Glück, wenn sie verrathen würden. Marie schweigt, wächst heran, heirathet und wird eine glückliche Mutter. In all dieser Zeit ist die Gegend voll Segen. Ihr Kind Elfriede aber erhält die kleine Zerina zur Gespielin, gerade so wie sie einst ihre Gespielin gewesen war. Erst als einmal Zigeuner ausgewiesen werden sollen, die in jenem Tannenwäldchen hausend von den Elfen in Schutz genommen sind, und Mariens Gatte heftig auf sie schilt, verräth Marie in edlem Unmuth ihr Geheimniß und sagt, daß von dem Frieden jenes Tannenwäldchens der Segen der Gegend abhänge. Da nimmt Zerina Abschied, schon am andern Tage erfährt man, ein Fährmann habe die Elfen über den Fluß führen müssen, die ganze Nacht hindurch, und von Stund an herrscht Unglück in der Gegend und in Mariens Hause, alle

sterben im Elend. — Schöne Auffassung der echten deutschen Sage, nur der Phönix paßt nicht dazu.

Der Pokal. Ferdinand erblickt in der Tiefe eines goldenen Pokals durch Zauber eine nackte weibliche Gestalt von verführerischen Reizen, will sie küssen und macht dadurch den Zauber verschwinden. Nach vielen Jahren kommt er wieder einmal in dieselbe Stadt, ist bei einem Kaufmann zu Tisch und erblickt ein Mädchen, das auffallend jener Schönen im Becher gleicht. Zu seinem Entsetzen kommt auch der nämliche Becher auf den Tisch und geht um. Aber am Ende erfährt er, das schöne Mädchen bei Tisch sey die Tochter der älteren Dame, die sich ihm als die Schöne des Bechers zu erkennen gibt. Eine ziemlich schwache Erfindung.

Ich schließe hier noch den „Pietro von Abano“ an, obgleich diese Novelle erst später erschien.

Petrus Apone, ein berühmter italienischer Arzt, verliebt sich in die Leiche der reizenden Crescentia, weckt sie durch seine Zauberkunst wieder auf und lebt mit ihr, bis sie einmal zu Ostern dem Hochamt beiwohnt, die Nähe des Heiligen den Zauber löst und sie endlich wirklich sterben kann. Wie sie in ihrem lebend todten Zustand ihren Geliebten, Antonio, wiedersieht und ihm den von ihr begangenen Frevel gesteht, ist eine erschütternde Scene; abgeschmackt dagegen, daß Antonio später durch Crescentia's ihr täuschend ähnliche Zwillingsschwester entschädigt wird.

Die lyrischen Gedichte Tiecks sind sehr schön. Er gab eine Auswahl altschwäbischer Minnesänger heraus und ahmte selbst deren Form nach, nur daß er den grünen Wald mit noch viel jubelnderer Lust besang. Seine Waldlieder sind das Schönste, was wir in dieser Art besitzen. Keiner vertiefte sich so innig in die deutsche Waldeinsamkeit, bald in kühner Jagdlust mit weithallendem Waldhornklang, bald in trüber Melancholie, bald in süßer Liebessehnsucht. Seine Liebeslieder haben die Einfachheit und Gewandtheit des echten Volksliedes, aber schon eine etwas südliche romanische Gluth.

Geliebte, wo zaudert
Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
Von Sehnsucht und Kuß.

* * *

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

Aufs glücklichste drückt er den Zauber des Märchens aus, der seine besten Dichtungen adelt.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Aber indem er Sterne, Wolken, Bäume, Blumen Wettgesänge halten läßt, fällt er aus dem echten Volkston schon wieder zu sehr in das Allegorienspiel der Renaissance zurück. Oft tändelt er zu viel mit dem Wohllaut.

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen,
Ach, sie trachten
Weit noch ferne,
Wo sie wähnen
Schönre Sterne.

Dazu schlägt seine Liebe in Sonetten, wie in einem Blätterwalde aus. Seine italienische Reise besingt er auf allen Stationen und besondere Ehre in Lobliedern erweist er den Meistern der altitalienischen Musik. Einiges Lehrhafte mahnt an Göthe.

Mag Tugend sich und Laster gatten,
Sie sind nur Dunst und Nebelschatten!
Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
Die Tugend ist nur, weil ich sie gedacht.

Auch andere „Zweifellieder" beweisen, wie in Tieck der poetische Egoismus, den er Göthe abgelernt, mit der Demuth der echten Romantik kämpfte. Erfreulich unter so vielen Liedern, worin sich die subjektive Schwäche ausspricht, erscheint eine Erinnerung aus der Durchreise durch Tirol.

Wer da will Männer sehn,
Geh' ins Tirolerland.

In Romanzen leistete Tieck nicht viel. Sein Arion ist schwächer als der von Schlegel, sein Sifrit und Weland in kurzen Versen zu knapp behandelt. Nur der treue Eckart befriedigt durch die fast bänkelsängerisch einfache und doch edle Art des Vortrags.

In seinen letzten Jahren schrieb Tieck nur noch Novellen und einige

Romane, in denen seine Romantik ausgeglüht hat und er sich höchstens noch auf den Standpunkt der alles belächelnden Ironie stellt.

Der Wassermensch, eine ästhetische Conversation, worin Schillers Taucher dem Göthe'schen Fischer hintenangesetzt wird. Der Mondsüchtige, worin alles abermals auf eine Huldigung Göthe's wegen seines Mondliedes hinausläuft. — Die Sommerreise, aus Tiecks Jugendzeit, frisch erzählt, aber wieder voll Göthomanie. — Auch in vielen andern Novellen Tiecks wird über Literatur und Poesie conversirt, immer leicht und ironisch. Das Beste dieser Art ist „die Vogelscheuche". Einer hat einen ledernen Automaten, eine Vogelscheuche, mit vieler Kunst gefertigt, derselbe wird ihm gestohlen, er glaubt ihn aber in einem Herrn von Ledebrinna wiederzuerkennen, der eine lederne Akademie gestiftet hat (Theodor Hell) und verlangt vor Gericht seine Auslieferung. Der Lederne wird jedoch frei gesprochen und behauptet das Feld gegen die Phantasten. In dieser Novelle, die vortrefflich geschrieben, aber etwas zu lang gedehnt ist, kommt unter anderem eine Vertheidigung der Schminke vor, die an die besten Excurse Jean Pauls mahnt. — Auch im jungen Tischlermeister ergeht sich Tieck in literarischen Bemerkungen, namentlich in einem breiten Lobe des Göthe'schen Götz. Im übrigen handelt es sich um die in späteren Jahren fortgesetzte Jugendfreundschaft zwischen einem Edelmann und einem ehrbaren Tischler. — Das alte Buch oder die Reise ins Blaue macht Athelstan zu einer neuen Verkörperung des Oberon und zugleich Personification der poetischen Kraft. Als Ergänzung und Befriedigung dieser Kraft ist ihm Gloriana, eine neue Verkörperung der Titania, zugesellt. Sie verkehren mit den größten Dichtern aller Zeiten und beherrschen frei das selige Reich der Poesie, Athelstan kommt inzwischen in Conflict mit der modernen Muse, die sich für Poesie ausgibt und das Gegentheil davon ist.

Verführt von Göthe ließ es sich Tieck auch angelegen seyn, Poeten zu Helden zu machen. In seinem „Dichterleben" von 1826 und im „Dichter und sein Freund" schildert er des großen Shakespeare's Jugend, aber Shakespeare gleicht hier nicht sowohl sich selbst, als dem pretiös sich herablassenden Göthe. Im „Tode des Dichters" langweilt sich Tieck an den Qualen des armen Camoens.

In andern Novellen treten seltsame Charaktere und Sonderlinge auf oder werden Thorheiten der Zeit verspottet. So in den Wundersüchtigen die maurerische Geheimnißkrämerei, in den Wunderlichkeiten die Kunstliebhaberei. In der Gesellschaft auf dem Lande wird der Uebergang von der alten zur neuen Mode und das Abschneiden des Zopfes sehr anmuthig geschildert. Im Zauberschloß ist nur die Episode von der wilden Eng-

länderin von Interesse. Diese schöne, aber prude Amazone weist alle Männer ab, bis sie einmal beim Absteigen vom Pferde ausgleitet, so daß ihr Liebhaber sie völlig entblößt sieht. Da befiehlt sie selbst dem doppelt überraschten Liebhaber, sie auf der Stelle zu heirathen, denn nur ihr Gatte dürfe gesehen haben, was er sah. Minder heiter ist „Eigensinn und Laune", weil hier ein ähnlicher weiblicher Sonderling die Folgen ihrer Wunderlichkeiten schwer tragen muß. Sie wollte nämlich zwanglos ohne Ehe lieben und wurde entehrt. Im Geheimnißvollen schildert Tieck einen jungen Mann, der die unwiderstehliche Neigung hat, zu lügen und sich für etwas Anderes auszugeben, als er ist. In den musikalischen Leiden und Freuden spricht Tieck sehr schön über Musik.

Eine der anmuthigsten Novellen Tiecks sind „die Reisenden".

Ein junger Edelmann wird auf einige Zeit zu seiner Besserung in ein Irrenhaus gebracht und läßt sich aus Langeweile und durch die unwiderstehliche Macht des Beispiels von einem Irren überreden, es liege ein Schatz im Keller verborgen, den er zu heben eifrig mithilft. Endlich wird auch der Director der Anstalt angesteckt, hält sich allein für verrückt und alle seine Irren für gescheidt und entläßt sie freiwillig.

Mehrere Novellen Tiecks handeln von glücklicher Liebe. Der „Gelehrte", ein Bücherwurm, macht endlich ein armes im Hause zurückgesetztes Mädchen glücklich. Eine junge Gräfin, die ihrem bürgerlichen Geliebten entsagen muß, wird zufällig durch dessen Mutter aus großer Gefahr gerettet und darf ihn nun heirathen. In den „Abendgesprächen" gibt sich eine lange gesuchte Cäcilie endlich dem sie Suchenden als Jokei zu erkennen, der mit ihm selbst gereist ist. Im „Alten vom Berge" werden die Liebenden verbunden, nachdem ein Bösewicht von Nebenbuhler entlarvt ist. Hieher gehören noch „Liebeswerben" und „Waldeinsamkeit". Rührend ist „der Weihnachtsabend", in welchem eine arme Wittwe ihren verloren geglaubten Sohn in Glück und Wohlstand wiederkehren sieht Aehnlich „des Lebens Ueberfluß".

Ins romantische Gebiet der Wunder reichen noch einige Novellen hinein. Im „Schutzgeist" rettet eine Gräfin, von ihrem Schutzgeist geleitet, ihrem Sohn das Leben. In der „Klausenburg" wird der umirrende Geist einer Ahnfrau dadurch erlöst, daß ihr Nachkomme einmal eine Bürgerliche heirathet zur Sühne eines von der Ahnfrau an einem armen Weibe begangenen Verbrechens.

Ein Paar Novellen Tiecks sind historisch: „die Glocke von Aragon", ein Bild aus der spanischen Geschichte; „der griechische Kaiser", die tragische Geschichte Balduins von Flandern, der einige Jahre lang lateinischer Kaiser in Konstantinopel war.

In der größern, aber unvollendet gebliebenen Novelle „der Aufruhr in den Cevennen" (1826) machte sich Tieck an eine Aufgabe, welcher er nicht mehr gewachsen war.

Edmund, ein junger Cavalier und eifriger Royalist, zieht mit gegen die Camisarden zu Felde, wohnt aber einmal zufällig einer Andacht derselben bei, bekehrt sich und tritt auf ihre Seite. Mit seinem raschen Feuer contrastirt die Ruhe eines katholischen Geistlichen, mit dem er sich in ein Religionsgespräch einläßt. Der Schluß fehlt, Tieck hätte auch keinen befriedigenden zu Stande gebracht, da Gegenstände so ernster Art nicht mit Ironie abgefertigt werden können.

Eine große Verirrung Tiecks war 1840 sein Roman „Vittoria Accorombona".

Die Geschichte einer italienischen Dame, die von ihrem Gemahle an einen Cardinal verkuppelt werden soll, selber aber die Ehe schon geistig mit einem Herzog bricht, den sie liebt. Der Herzog vernichtet den Plan des Cardinals, der dafür den ehrlosen Kuppler und Gemahl erdolchen läßt. Als Wittwe kann sich V. nun ganz dem Herzog hingeben und lebt mit ihm in paradisischer Wonne, bis auch ihn das Gift der Rache hinrafft.

Eine ganz wüste Geschichte und von sehr zweifelhafter Moral.

Tiecks Schwager, August Ferdinand Bernhardi, gab 1797 „Bambocciaden" heraus, eine Sammlung gemischter Erzählungen und Lustspiele, auf die ohne Zweifel Tieck Einfluß übte, die aber nicht Gehalt und Bedeutung genug hatten, um nicht vergessen zu werden; derselbe Bernhardi stand Tieck und Schlegel bei im Kampfe wider Kotzebue, der die Romantiker mit wüthendem Hasse verfolgte.

Tiecks Schwester, Sophie Bernhardi, in zweiter Ehe v. Knorring, gab zu Berlin 1804 „dramatische Phantasien" heraus, in recht schönen Versen, aber nur ein sehr blasses Abbild der Romantik ihres Bruders, gleichsam in einem etwas bewegten Wasserspiegel, in dem Farben und Formen in einander rinnen.

Es sind drei phantastische Dramen, in denen je am Schluß ein alter König aus dem Schlaf oder aus einer Einsiedelei durch seine glücklichen Kinder

geweckt wird. Das ist im letzten Stücke „Frühlingszauber“, eine Allegorie des Naturlebens selbst.

Ihr Epos „Flore und Blanchefleur“ von 1822, in achtzeiligen Stanzen, führt den bekannten Stoff (vgl. Theil I. S. 4) etwas breit aus. Zuletzt erschien noch 1836 ein von ihr hinterlassener Roman „Evremont“.

Ein lebendiges Gemälde aus Preußens Unglückszeit von 1806—1813. Der Held, ein verlorener Sohn erster Ehe, wird in einem schwerverwundeten jungen französischen Offizier wiedererkannt, den man auf das Schloß seiner Gräfin Mutter bringt. Deren zweiter Gemahl, des Jünglings Stiefvater, bewährt unter mancherlei Aufregung einen klaren, ruhigen, edeln Charakter. Auch alle Nebenfiguren sind meisterhaft gezeichnet.

Friedrich Schlegel, der Bruder August Wilhelms, mit Tieck befreundet, schritt geradeaus dem Ziele der Romantik zu, von dem sich Tieck so weit entfernte. In Tieck glauben wir eine halbslavische, leichtblütige, kobold- und elbenartige, mehr der heidnischen Märchenwelt als der mittelalterlichen Kirchenpoesie zugeneigte Natur zu erkennen, während Schlegel mehr die deutsche, niedersächsische Festigkeit offenbart. Auch er fiel in Verlockung, aber er riß sich mannhaft los. Gerade je weiter er in seiner berüchtigten Lucinde verirrte, um so mehr Energie und Dauer gewann seine Bekehrung. Man hat es den Romantikern zum schwersten Vorwurf gemacht, daß sie in den neunziger Jahren in eine Art von Wollustraserei verfielen, und doch war ihre kurze Tollheit eher zu entschuldigen, als die langsame, ein halbes Jahrhundert fortgesetzte Unterwühlung jeder sittlichen Autorität und Pflicht in den Schriften von Wieland, Göthe, Kotzebue. Friedrich Schlegels Roman „Lucinde“ von 1799 erinnert an Wieland und Heinse.

Julius liebt erst unerfahrene Jungfrauen und allzuerfahrene Hetären bis er die Lucinde, eine moderne Aspasia findet, die mit dem raffinirtesten Körpergenuß zugleich den geistigen zu verbinden weiß. Das ganze Buch ist angefüllt mit Reflexionen über diese Vereinbarung sinnlicher und geistiger Wollust als das Höchste auf Erden. Zugleich ist das Buch eine Entsagung des männlichen Geschlechts zu Gunsten des weiblichen. Der Dichter behauptet S. 197, die Weiber allein seyen mitten in der Corruption der Bildung reinere Naturmenschen geblieben, und während der Mann immer zu heiß oder zu kalt sey, wohne nur den Weibern dauernd die Wärme bei, in der das schönste Maaß wie das süßeste Glück liege. Mit dieser weiblichen wollüstigen Wärme

sucht er nun sein ganzes Buch zu durchdringen, in dem die verführerischesten Scenen der Lust mit geistvollen Reflexionen abwechseln.

Diese s. g. Religion der Wollust gefiel damals. Selbst der berühmte Theologe Schleiermacher schrieb beifällige Briefe über die Lucinde. In dem Roman „Florentin", der Schlegels Gattin zugeschrieben worden ist (1801)

ist der Held als Maler ein etwas zahmerer Ardinghello, schwängert sein weibliches Modell und geräth nachher in Raserei, weil sie das Kind abtreibt. Dann ein das poetische Recht herstellender schöner Traum von Kindern.

Das Trauerspiel „Alarcos" war ein Einfall Friedrich Schlegels und steht mit seinen großartigeren Werken nicht im Einklang.

Graf Alarcos hat um die Hand der Infantin geworben, nachher aber eine Dame geringen Standes geheirathet, Clara. Der König macht ihm schwere Vorwürfe, Clara aber ist so großmüthig, sich selbst umzubringen, damit er die Infantin heirathen kann. Er will sich aber an Großmuth nicht übertreffen lassen und tödtet sich gleichfalls.

Das Schönste unter den wenigen Poesien Friedrich Schlegels sind seine lyrischen Gedichte. Obgleich auch er, wie sein Bruder, classische Formen nicht verschmähte und ein Lehrgedicht „Herkules Musagetes" in Hexametern schrieb und in seiner „Sprache und Weisheit der Inder" (1808) altindische Dichtungen übertrug, dazu Altspanisches von legendenhaftem Inhalt &c., blieb sein Herz doch dem Vaterlande in steter Treue zugewendet. Zu Anfang des Jahrs 1800 schrieb er eine sehr patriotische Mahnung „an die Deutschen".

Vergeßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all, an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Laien, Herrn und Unterthanen!

Vom echtesten Heimathsgefühl zeugen ferner Friedrich Schlegels wunderbar schöne Gedichte „vom verlornen Schloß":

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See &c.

und „vom Speßhart".

Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn
Und webtest fort dein Grün.

Der Romantik leistete Friedrich Schlegel Vorschub durch seine Bearbeitungen des Roland, Merlin, Lother und Maller, durch verschiedene kritische Schriften über Kunst und Literatur, am meisten aber durch seine philosophischen Arbeiten und durch seine Vorlesungen über Geschichte. Hier nämlich trat er zuerst mit großer Geistesüberlegenheit dem Vorurtheil entgegen, welches das vorige Jahrhundert beherrscht hatte, nämlich der Ueberschätzung der alten und der modernen Welt auf Kosten des Mittelalters. Er zuerst lehrte wieder, in die Nacht des Heidenthums habe das Licht des Evangeliums gestrahlt, und aus der tiefen Corruption des Alterthums habe nur das sittliche Princip des Christenthums zu retten vermocht, und auch das moderne Heidenthum und die moderne Corruption könne auf keine andre Weise überwunden werden, als durch die alte, ewig die eine und gleiche Kirche. Gegen diese Lehre empörte sich begreiflicherweise die ganze gebildete Welt, der Voß längst eingeschärft hatte: Im Anfang gingen die Menschen auf allen Vieren, bis griechischem Geist das erste Licht der Civilisation entströmte. Herrlich glänzte das classische Alterthum in diesem Licht, da brach die Finsterniß des Mittelalters herein, rabenschwarze Nacht des Pfaffenthums. In diese brachte wieder Luther das erste, noch schwache, der Humanismus aber, die Renaissance und die moderne Classicität und Philosophie das volle Licht.

Joseph Görres, Professor in Coblenz, geborner Katholik, erfaßte, obgleich kein Dichter, doch die Romantik am tiefsten und bewies, daß ihre Ansprüche nicht auf das formelle Dichten sich beschränken. Indem er im Anfang des Jahrhunderts einige Jahre in Heidelberg zubrachte, wirkte er auf den dort versammelten Kreis genialer Dichter eben so principiell ein, wie früher Novalis auf Tieck und Schlegel, denn er besaß unter allen den tiefsten, klarsten und umfassendsten Geist. Ihm erschien die ganze moderne Bildung seit der Reformation und Renaissance als eine Krankheit, an welcher das deutsche Volk zehre, oder als ein schwerer Alp, der auf ihm laste, und er sah das Heil nur in der Wiederfindung der eigenen deutschen Urnatur, des alten Reichs und der alten Kirche.

Die nächsten Bestrebungen dieses Heidelberger Kreises gingen dahin, die alten Volkslieder, Volksbücher, Volkssagen, die altdeutschen Dichtungen, die altkatholische Legende wieder zu Ehren zu bringen. v. Arnim und Brentano sammelten seit 1806 in „des Knaben Wunderhorn“ die

alten Volkslieder, Görres 1807 die „Volksbücher". Alle drei gemeinsam gaben 1808 die „Einsiedlerzeitung" heraus, worin sie theils alte deutsche und romantische Dichtungen sammelten, theils die classischen Philister, besonders den alten Voß verspotteten. Die noch sehr jungen Brüder Jakob und Wilhelm Grimm in Cassel sammelten seit 1812 Volksmärchen, ebenso Büsching in Breslau 1807 Volkslieder und 1812 Volkssagen. Von der Hagen gab 1807 das Nibelungenlied heraus, das jetzt zum erstenmal wieder einen weiten Leserkreis fand. Gräter in Ulm, der schon 1789 mit nordischer Literatur beschäftigt war und die skandinavischen Dichtungen durch Uebersetzungen verbreitete, kann doch kaum zu den Romantikern gerechnet werden, weil er noch Klopstocks classischen Bardenton festhielt. Das waren die ersten Anfänge eines Studiums, welches seither ununterbrochen alle Schätze altdeutscher Dichtung wieder zu Tage gefördert und das vergessene und verachtete Mittelalter unserer Nation in einem neuen Glanze gezeigt hat.

Natürlicherweise war das die stärkste Reaction der deutschen Natur gegen die classische seit drei Jahrhunderten herrschende Unnatur. Aber so sehr war der größte Theil der gebildeten Welt schon von der classischen Schule verzogen, daß er die neue Erscheinung nur mit Staunen, Mißtrauen und Widerwillen aufnahm. Am meisten tobte dagegen Napoleons damaliger Lobhudler Baggesen und in Heidelberg selbst der vom badischen Großherzog dahin berufene Voß im Geist und Interesse der damaligen Rheinbundpolitik.

Aber auch der alte Göthe erklärte sich entschieden gegen die Romantiker. Sein plötzlich erwachter Eifer für das Classische, sogar für die Renaissance erklärt sich aus seinem Widerwillen gegen Novalis, Tieck, Wackenroder und die durch sie zunächst bei den Malern erweckte Begeisterung für altchristliche, mittelalterliche, altdeutsche Kunst. Die Nazarener, wie man diese romantischen Maler nannte, welche größtentheils katholisch wurden und unter denen Overbeck den größten Ruhm erlangte, waren ein Greuel für Göthe, der unter den Malern einzig die mattherzigen Tischbein und Hackert pries. Er entzündete in Weimar eine künstliche Begeisterung für das Classische, ließ Plautus und Terenz, Corneille und Racine aufführen, übersetzte selbst Voltaire's Mahomed und Tancred und bewog Schiller, die Phädra von Racine zu übersetzen.

Unter den Satiren gegen die Romantiker finden wir aus dem Jahr 1808 eine anonyme Comoedia divina,

die aus drei Vorreden, einigen Scenen und einer Blumenlese aus den Schriften von Novalis, Görres, Fr. Schlegel ꝛc. besteht. Sie deckt die schwachen und bedenklichen Seiten der Romantik, insbesondere die Frechheit der Lucinde auf, erklärt aber auch manche Aussprüche der Romantiker für Unsinn, wo sie es keineswegs sind. Wie gemein die Auffassung ist, mag daraus erhellen, daß hier Novalis in eine Gans verwandelt und von einem in einen Fuchs verwandelten Buchhändler gefressen wird.

Dagegen kam der Schmerz der Zeit und das allmählig immer stärker erwachende Nationalgefühl unter dem Druck Napoleons der Romantik zu Statten. Die gebildete Jugend fand da keinen Trost mehr bei den Classikern, sondern versenkte sich viel lieber in die Erinnerung der deutschen Vorzeit, jener herrlichen Kaiserzeit, in welcher die deutsche Nation die herrschende in Europa gewesen war. Die Stimmung bis zum Jahr 1813 wurde immer romantischer und von allen Seiten standen Dichter auf, die theils mit schmetternden Trompetenklängen zum Kampfe riefen, theils die Heldenbilder der Vorzeit in die Gegenwart hineinmalten.

Göthe ließ diesen romantischen Sturm vorüberbrausen, fing aber 1817 in seinem „Kunst und Alterthum“ schon wieder an, „gegen die neudeutsche religiös-politische Kunst“ mit verbissenem Hasse zu eifern.

3.

Patriotische Dichtung.

Unter den romantischen Dichtern faßte keiner die Bedeutung der Schmach und Erhebung Deutschlands zur Napoleonischen Zeit so tief auf, wie Max v. Schenkendorf, welcher aus Tilsit gebürtig als Regierungsrath in Coblenz 1817 gestorben ist. Er nämlich erkannte, daß es sich um eine Wiedergeburt der Nation und Kirche handle, daß das Unglück Deutschlands nicht von Napoleon, sondern von viel früher herrühre, von der traurigen Zeit an, in welcher man den alten Glauben, die alte Sitte aufgegeben. Deshalb geht durch die Gedichte Schenkendorfs (1814 und 1815, später noch in einer Gesammtausgabe erschienen 1837) ein nicht blos ritterlicher, sondern auch frommer Ton. Deshalb

ruft er nicht blos die deutsche Jugend zum Streit in den schönen Liedern „erhebt euch von der Erde“, „Freiheit, die ich meine“, im „Landsturmliede“ 2c., und ehrt das Andenken unlängst für das Vaterland gefallener Helden, wie in dem lieblichen Liede auf Andreas Hofer, sondern er mahnt auch an die Vorzeit, an die Ehren, die verloren gingen und wieder errungen werden müssen, in den schönen Liedern vom Straßburger Münster, vom Dom zu Speyer, vom Rhein („Es klingt ein hoher Klang“ 2c.), vom 1000jährigen Todestage Karls des Großen (28. Januar 1814), in der Mahnung an den Kaiser 2c. Ueberall erinnert er an die Kaiserzeit, das Mittelalter und wünscht im neuen Frühling der Nation nur den alten wiederzufinden. Seine wärmste Liebe hat er in den Frühlingsgruß an das Vaterland gehaucht: „Wie mir deine Freuden winken“.

Als Sänger der Freiheit und Frömmigkeit zugleich stand ihm Ludwig Giesebrecht am nächsten, ohne seinen poetischen Werth zu erreichen.

Poetischer als alle andern, wenn auch nur in Prosa, faßte Görres in seinem Rheinischen Merkur die romantische Wendung im Jahr 1813 auf. Keiner wie er sprach in so flammenden Worten die Wahrheit aus, daß wenn wir nicht zur Einheit der Kirche und des Reichs zurückkehren, alle unsere Siege vergebens erfochten sind.

Nur augenblickliche Kampflust und Siegestrunkenheit charakterisirt andre Dichter des Befreiungskampfes.

Ernst Moriz Arndt, geboren auf der Insel Rügen, machte am Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Reisen in Süd und Nord, entwich als Professor zu Greifswald vor Napoleon 1808 und schürte den deutschen Patriotismus durch feurige Reden und Lieder, die ihm besonders in den Jahren 1813—1815 seine Unsterblichkeit sicherten. Mit Stein nach Deutschland zurückkehrend als dessen Sekretair, wurde er Professor in Bonn und baute sein Haus am Rhein, wurde jedoch nach den Karsbader Beschlüssen lange suspendirt, bis Friedrich Wilhelm IV. ihn herstellte. Eine kräftige, derbe Persönlichkeit, grundehrliches norddeutsches Wesen, ein zarter Sinn für das Häusliche, die Kinder und ihre wunderbare Märchenwelt, Lust an geselliger Freude, männlicher kriegerischer Ernst, Zorn gegen alles Undeutsche haben ihn bei Jung und Alt und selbst bei den Gegnern populär gemacht.

Er schrieb zuerst eine „Reise durch Deutschland, Frankreich, Italien“ 1800, „durch Schweden“ 1806. Seine Gedichte von 1803 enthalten Oden, Dithyramben und viele lange poetische Episteln an Freunde, worin noch sehr der classische Geschmack vorherrscht, Bacchus und Amor und die horazische Lebensweisheit gepriesen werden, daneben aber auch schon echt deutsche Lieder. Ganz Klopstockisch ist „Hermanns Siegeslied“ von 1787.

> Wodan! Donnerer, sie sanken
> Die Eroberer,
> Die Tyrannen, durch den schlanken
> Teutschen Todesspeer.

An Herder und Schiller zugleich mahnt das schöne Lehrgedicht:

> Heilig sind die Schlüssel der Herzen
> Bei Göttern und Menschen.

Die ganze männliche Freiheitslust Arndts beseelt das Gedicht „Natur“, worin er ausruft:

> O so nehmt, ihr hochfliegenden
> Vögel! nehmt mich mit, o Falken!
> Tragt mich, tragt, wo der Punkt wird
> Die Erde, die Sonne funkelt dem Blick
> Ein strahlendes Feuergebirg!

Das ist der Schwung Hölderlins, aber mit ungebrochenen, nie zu brechenden Flügeln. In seinen späteren Gedichten schlägt das kriegerische Feuer vor. Ein guter Theil der Arndt'schen Lieder sind wahre Volkslieder geworden und werden hunderttausendstimmig, so weit es Deutsche gibt, gesungen. Vor allem das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ In allen Liederbüchern finden wir wieder: „Sind wir vereint zur guten Stunde“, „Wer ist ein Mann? wer beten kann“, „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“ rc. Welcher unter unsern ältern Lesern erinnert sich nicht noch, mit welcher jubelnden Lust vor vierzig Jahren das Blücherlied von Arndt erklang „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus“ rc., und mit welcher Wehmuth die Lieder auf Schill „Es zog aus Berlin ein tapferer Held“ rc. und auf Scharnhorst „Wem soll der höchste Preis seyn?“ Und wer kennt endlich nicht die frohen Trinklieder unsres Arndt „Aus Feuer ist der Geist geschaffen, drum

schenkt mir süßes Feuer ein" ꝛc., und „Bringt mir Blut der edlen Reben, bringt mir Wein!"

Arndt dichtete auch Romanzen und wählte dazu manchen schönen Stoff, z. B.

Rudolph von Burgund wird von einem Mädchen geliebt, die ihm unerkannt als Page dient und als er schwer verwundet daliegt, sich das Hemd abreißt, um ihn zu verbinden. Als der König ihr Geschlecht erkennt, erhebt er sie zum Lohn ihrer Treue zu seiner Gemahlin.

Ein Lustspiel Arndts „der Schah und seine Familie" verspottet (1804) einige damalige Philosophen und Pädagogen.

Arndts „Märchen" von 1818 enthalten sehr treue Züge aus echten Volksmärchen Norddeutschlands, aber auch viel Willkührliches und sind etwas zu breit erzählt.

Das Märchen von den sieben Mäusen ist volksthümlich, auch das vom starken Klas Avenstacken Grad Durch, vom Wehrwolf, vom Johann Dietrich und den Elfen.

Aber das Märchen von einem in ein Schneeflöckchen verwandelten Mädchen, das vom Erdwürmchen, vom Rattenkönig Birlibi ꝛc. sind Spielereien einer schon ganz modernen Einbildungskraft. Die Märchen vom Zaunkönig und Wiedehopf sind eben so modern und willkührlich und passen um so weniger, als man echte deutsche Volksmärchen vor ihnen hat, die viel schöner sind. Daß die Geschichte der Prinzessin Anemone, die gestorben ist, weil sie die Seufzer erlösen wollte, kein echtes Volksmärchen enthält, versteht sich gleichfalls von selbst. So im ersten Theil. Der zweite ist noch weniger befriedigend.

Die politisch-philosophischen Jugendaufsätze Arndts sind vergessen, nur seine feurigen Flugschriften aus den Befreiungsjahren noch im geehrten Andenken, besonders „Der Rhein, Deutschlands Fluß, nicht Deutschlands Grenze." Im Alter schrieb Arndt in mehreren Werken die Erinnerungen seines Lebens nieder, ein wenig redselig, aber immer noch feurig und frisch.

Ein ehrendes Andenken verdient Karl Christian Wolfart aus Hanau, welcher unter dem Druck Napoleons in ernsten und würdevollen Trauerspielen an Gott und Vaterland appellirte. Seine „Katakomben" von 1809 zeigen uns die ersten Christen standhaft unter Nero's blutiger Tyrannei, sein „Hermann" malt den Sieg der Deutschen über die Römer.

Hieher gehört auch ein früh verstorbener Ehrenmann. Johann Gottfried Seume aus der Gegend von Weißenfels studirte in Leipzig,

wurde aber auf einer Reise nach Paris von hessischen Werbern ergriffen und nach Amerika verkauft, wo er den Engländern als gemeiner Soldat im Kampfe gegen die Volksfreiheit dienen mußte. Die gemeinste Rohheit, in welcher der Kamaschengeist des alten Europa und der Geist amerikanischer Sklavenhändler sich wechselseitig überboten, umgrinsten den edeln Mann Tag und Nacht, wie Frazzen der Hölle. Dann kam er nach Rußland und Polen, wo die Knute nicht lieblichere Melodien sauste, als in Virginien. Dann fand er sein theures Vaterland in der tiefsten Schmach und Entehrung unter Napoleons eiserner Ruthe. Seine Freiheit und Patriotismus athmenden Schriften sind voll von Ingrimm über die damaligen Zustände, über den Geist, wie er war vor der Schlacht bei Jena. Aber einsam mit seinem gekränkten Herzen und knirschenden Unmuth mußte er umherirren im Vaterlande. Er konnte es nicht aushalten. Da machte er einen Spaziergang nach Syrakus, um die Gegenwart zu vergessen und sich ins klassische Alterthum zu träumen. Bald aber schlief er zu einem schönern Traum ein und starb, um die Deutschen ewig daran zu erinnern, wie unglücklich man trotz allem Geist als eine Deutscher seyn kann, und um wie viel unglücklicher, je mehr man Deutschland liebt. Seine Lebensbeschreibung, sein Spaziergang nach Syrakus, sein Sommer 1805, seine Aufsätze und Aphorismen, worin sich sein männlicher Charakter treu abspiegelt, sind interessanter als seine Dichtungen, welche hinter der Büste des ernsten Mannes zu sehr den classischen Zopf herabhängen lassen. Er ist etwas pathetisch wie Klopstock und Schiller (seine Minna an der Harfe copirt nur Schillers Laura am Clavier) und tobt gegen Pfaffen und Bonzenthum wie Voß, als ob die arme Kirche, die damals so schwer mit unserem Vaterlande litt, an den Leiden schuld gewesen wäre. Er flüchtet in die antike Welt, um alte Römertugend und Griechenfreiheit aufzusuchen. In einem Trauerspiel in Jamben verherrlicht er den Miltiades. Er flüchtet auch ein paarmal, um sich zu zerstreuen, in die Idylle (das polnische Mädchen und die Weinlese). Besser als alle seine andern Sachen aber sind die kräftigen, muthigen Lieder, worin er mitten in der Franzosenzeit dem deutschen Hermann sein feuriges Opfer bringt, mitten in der Schande an die Ehre mahnt und furchtbare Anklagen erhebt.

Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit fliehn wir, wie die Pest.
Eh man öffentlich, was recht ist, ehrt,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheert,
Und die Volksschmach wird ein Freudenfest.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürsten,
Blicken in die Wette unsre Fürsten,
Stolz auf Knechtschaft, hin ins fremde Land,
Kriechen dort in der Clienten Heere &c.

Neben Seume muß sein Freund Heyno, Freiherr v. Münchhausen genannt werden, der schon 1791 ein Schauspiel „Sympathie der Seelen" und 1797 mit Seume „Rückerinnerungen" herausgab und 1801 „Versuche". Seine Gedichte sind von gleicher Freiheits- und Vaterlandsbegeisterung durchdrungen.

In Oesterreich trauerte Mathias Schleifer über die Schmach des Vaterlandes. Seine Gedichte wurden erst 1847 wieder gesammelt und gehen bis auf 1797 zurück. Sie feiern den Erzherzog Karl und klagen tief über den greulichen Verfall der Sitten in der Franzosenzeit.

Heinrich Joseph von Collin, k. k. Hofrath in Wien (wo er 1811 starb), ahmte Schiller nach, wie früher Denis den Klopstock, nämlich mit übertriebenem Pathos und Schwulst. Jedoch zeichnet ihn eine warme Vaterlandsliebe aus. Als Oesterreich dem gewaltigen Napoleon unterlag, hörte Collin nicht auf, sein Volk zu ermuthigen, namentlich in seinen Wehrmannsliedern. Auch in seinen Trauerspielen erfreut zuweilen das edle Feuer der Freiheitsliebe und des Patriotismus, im Uebrigen sind sie Epigonenarbeit voll hohler Phrasen, hochtrabender Rede und falscher Empfindsamkeit.

1) Regulus. Für die patriotische Aufopferung des römischen Helden, die eines Jeden hohe Bewunderung erwecken muß, kann nur dann das Herz abgekühlt werden, wenn sie, wie hier, zur phrasenreichsten Tugendprahlerei breit geschlagen wird. Attilia, des Regulus Gattin, kommt ihm, um ihn zum Bruch seines Eides zu bewegen, ganz kotzebue'sch mit Thränen und obligaten Kindern. 2) Coriolan. Auch hier langweilige Phrasen. 3) Polyxena. Einige Abwechslung von den Schiller'schen Jamben gewähren hier die eingestreuten kurzen Versmaße; aber sie nehmen sich im Munde der ernsten Cassandra unwürdig und possirlich hüpfend aus. Am Ende aber fällt Polyxena, indem sie geopfert

werden soll, wieder in die allertrivialsten Phrasenmacherei und denkt in einer langen Rede vor ihrem Sterben an nichts, als wie sie durch ihren Tod wenigstens der Mutter und Schwester die Freiheit erkauft habe (was nicht einmal wahr ist). Man kann einen Stoff von furchtbarer tragischer Größe nicht kleinlicher auffassen. 4) Die Horatier und Curiatier. Hier wird in breitem pathetischem Schwulst besonders der Streit zwischen dem römischen Bürgersinn und dem Naturgefühl durchgeführt, sofern Horatius, der seine Schwester mordet, das eine, der tiefgekränkte Schwiegervater der Ermordeten, der alte Curiatius, aber jenes vertritt. Der Schluß eine kotzebue'sche Verzeihungsscene. 5) Mäon. Dieser Neffe des Odenat liebt dessen Gemahlin Zenobia nur platonisch. Odenat wird eifersüchtig und fällt im Zweikampf von Mäons Hand. Das Volk steht auf und mordet Mäon, der zuvor noch Zeit hat, rührend von Zenobia Abschied zu nehmen und ihr zu empfehlen, doch ja an den Werken Odenats fortzubauen und Palmyra's Größe zu gründen. Abgeschmackter Platonismus. 6) Balboa. Der tapfere Balboa heirathet Marien, Tochter des stolzen Pedraria, spanischen Statthalters in Darien, der ihn tödtlich haßt und als Hochverräther unschuldig hinrichten läßt, obgleich Balboa großmüthig die Freunde, die ihn retten wollen, fortschickt. Maria stirbt aus Gram und nun jammert der alte Vater wie ein kotzebue'scher Papa. 7) Bianca della Porta. Die bekannte Heldin von Bassano, die, von dem Tyrannen Ezzelino verfolgt, sich am Grabe ihres hingemordeten Gatten ersticht, um der Schande zu entgehen. 8) Bradamante. Nach Ariosto. Roger entgeht den Nachstellungen der Fee Alcina und damit ja Kotzebue und die Rührung nicht fehle, wird Alcina selbst am Schluß reuig, gebessert und von der Strafe befreit. 9) Julie von Billenau. Julie wird von ihrem Gatten mit furchtbarer Eifersucht geplagt, und schon glaubt man an den blutigen Ausgang eines Trauerspiels, als sich entdeckt, das geheim gehaltene Kind, das für Juliens gehalten wurde, sey von einer Verstorbenen und Julien habe nur ein Eid gebunden, es nicht zu verrathen. Noch dazu aber sey Vater des Kindes gerade der ruchlose Verleumder, der Billenau's Ehe nur trennen wollte, um sich das Erbe desselben anzueignen. 10) Kindespflicht und Liebe, unbedeutend.

Collins jüngerer Bruder, Mathäus, schrieb auch einiges für die Bühne, eine Oper in Ossianischem Style („Calthon und Colmal") und ein Trauerspiel „Bela's Krieg mit dem Vater" aus der ungarischen Geschichte.

Unter Schillers Epigonen wurde Theodor **Körner** der beliebteste. In Dresden gebürtig, Sohn eines alten Freundes von Schiller, von Jugend auf für diesen begeistert, studirte er zuerst die Bergwerkskunde, wurde nachher aber Theaterdichter in Wien, ging 1813 unter das Freikorps von Lützow, schrieb begeisterte Vaterlandslieder und fiel im

Treffen bei Gadebusch. — Im Schwunge der Begeisterung wie der Verse steht er Schiller sehr nahe; doch fehlt ihm dessen sententiöser Ernst wie dessen sarkastische Kraft. Er ist in jeder Beziehung jugendlicher und freundlicher, daher auch heiterer Lustspieldichter.

Die Vaterlandsgesänge und feurigen Kriegslieder, die er 1813 in seinem kleinen Buche „Leyer und Schwert" veröffentlichte, sind die Blüthe seines Geistes. Viele davon wurden damals allgemein gesungen und hatten eine tyrtäische Wirkung. Schon vorher dachten seine Lieder des Andreas Hofer, der Schlacht bei Aspern ꝛc. Ein reizendes Sonett besang den Todesschlaf der preußischen Königin Louise. Unter den Kampfliedern von 1813 sind die berühmtesten:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen.

Das schöne Lied beim Rückzug nach der Schlacht bei Groß-Görschen:

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?

Das Sonett, das er als Verwundeter sang:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.

Das wilde Lied von Lützows Freischaar:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?

Das kräftige Lied „Männer und Buben":

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.

Zu pathetisch ist das Bundeslied während der Schlacht:

Ahnungsgrauend, todesmuthig ꝛc.

Desgleichen das Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!

Die Vergleichung des Schwertes mit der Braut:

Du Schwert an meiner Linken ꝛc.

ist zu sehr gemacht, zu wenig unmittelbar empfunden. Ganz mißrathen ist das Lied „Trost", das mit folgendem selbstgefälligen Geschwätz anfängt:

Wie wir so treu beisammen stehn
Mit unverfälschtem Blut!
Der Feierstunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Muth.

Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort —
Was gilts, ich sprech es aus.

Das ewige Sichselbströhmen ist überhaupt der Fehler der meisten neuen Freiheits- und Muthlieder.

Im Trauerspiel eiferte Körner dem Schiller'schen Schwunge am meisten nach. So im „Zriny" 1812.

Die berühmte Geschichte der Eroberung von Sigeth in Ungarn durch Sultan Soliman II., gegen dessen ungeheure Uebermacht sich Graf Niclas Zriny aufs heldenmüthigste wehrte, zuletzt sich hinausstürzte unter die Türken, während seine tapfere Gemahlin sich mit der Burg in die Luft sprengte. Körner contrastirt den sterbenden Greis Soliman, in dem die letzte Wuth des Tyrannen aufblitzt, sehr gut mit dem festen Zriny. Daneben läßt er noch Zriny's Tochter eine zarte Liebe pflegen mit dem jungen Helden Juranitsch, dem treuen Todesgefährten Zriny's (wie Schillers Max und Thekla). Als alles verloren ist, tödtet der Jüngling die Geliebte durch einen Dolchstich, ehe er sich selbst unter die Feinde stürzt. — In diesem Stück herrscht das ganze kriegerische Feuer Schillers und man merkt ihm die seit der Schlacht bei Aspern in Oesterreich gewachsene Begeisterung und den tiefen Haß gegen die Uebermacht Napoleons an.

Gewöhnlicher Art ist das Trauerspiel „Rosamunde".

Die bekannte Geliebte Heinrichs II. von England, die von seiner eifersüchtigen Gemahlin vergiftet wird.

Einen neuen und eigenthümlichen Reiz gab Körner dagegen seiner „Hedwig", obgleich er den Stoff nur alter Volkssage entlehnte. Vgl. Theil II. S. 69.

Räuberhauptmann Rudolfo ist aus Italien geflohen und dient als Förster unerkannt beim Grafen Felseck, wo er sich in das dort dienende Mädchen Hedwig verliebt und sie zur Frau begehrt. Aber schon vor ihm hat der junge Graf sich in sie verliebt und erklärt sich heftig gegen diese Verbindung. Hedwig, obgleich sie den finstern Förster nicht liebt, sondern ein Grauen vor ihm hat, gelobt ihm dennoch ihre Hand, um dem jungen Grafen die Mesalliance zu ersparen und den alten Eltern desselben keinen Kummer zu machen. Aber Rudolfo merkt wohl, daß Hedwig ihn nicht liebt, und das Leben verleidet ihm; er will sich im Walde erschießen. Da plötzlich steht seine alte Räuberbande um ihn her und alsbald faßt er einen andern Entschluß, nämlich in Abwesenheit des alten und jungen Grafen die alte Gräfin im Schloß zu überfallen, das Schloß auszuplündern und Hedwig zu rauben. Im Beginn der Nacht

geht Rudolfo zu den geängstigten Frauen, pfeift durchs Fenster und läßt die Bande ein. Aber indem sie im Keller nach den Schätzen wühlen, schließt die ihnen leuchtende Hedwig schnell besonnen die Kellerthür zu und zündet einen Stall an, um durch das Feuer die Bauern des nächsten Dorfes herbeizulocken. Sie hat nicht bemerkt, daß Rudolfo nicht mit im Keller ist. Er kommt, entreißt ihr die Schlüssel und will eben den Keller wieder aufschließen, als sie ein Gewehr ergreift und ihn niederschießt. Nun kommt Hülfe und der zurückkehrende Graf lohnt ihr mit der Hand seines Sohnes.

Ziemlich ähnlich ist „Toni", ein Schauspiel, welches Körner nach der Erzählung Kleists bearbeitete. Im „Heldenreich" verbirgt ein treuer Corporal, nachdem er seinen Hauptmann gerettet hat, auch noch seine eigne schwere Wunde, damit jener zuerst verbunden werde. „Die Sühne" sind ein wüstes Stück nach einer französischen Criminalgeschichte.

Ein Bruder heirathet das Weib des andern, indem er ihn todt glaubt. Jener kommt zurück und alles endet mit Mord.

Körners Lustspiele unterscheiden sich kaum von den gewöhnlichen.

1) Die Braut. In Alexandrinern. Graf Holm, Vater und Sohn, sind die allein auftretenden Personen, Nebenbuhler um dieselbe Dame, die sich natürlich dem Sohn zuwendet und den Vater beschämt. Ein sehr unbedeutender Scherz. 2) Der grüne Domino. In Alexandrinern. Hier treten nur zwei Mädchen auf, Pauline und Marie, die sich um einen Herrn im grünen Domino ein wenig quälen, bis man entdeckt, er sey Paulinens Bruder und Mariens Geliebter. 3) Der Nachtwächter. In Jamben. Zwei Studenten betrügen den Nachtwächter Schwalbe, indem sie ihn verlocken, auf das Dach seines Hauses zu steigen, dann die Leiter wegziehen und ihm seine hübsche Muhme, Röschen entführen. 4) Der Vetter aus Bremen. In Jamben. Pächter Veit erwartet einen Vetter aus Bremen, um ihm seine Tochter Gretchen zu verheirathen. Ihr Liebhaber Franz, ein junger Bauer, verkleidet sich und spielt diesen Vetter. Das schalkhafte Gretchen verkleidet sich aber gleichfalls in den Vetter und jagt dem ersten falschen Vetter nicht wenig Schrecken ein, bis beide sich entdecken und der Vater ihre Liebe billigt. Körners bestes Lustspiel. 5) Die Gouvernante. In Alexandrinern. Zwei junge Mädchen betrügen eine Gouvernante, indem eine sich in einen jungen Herrn verkleidet. Der Zweck ist, ihr ein paar Briefe herauszulocken, in denen ihrer beider künftiges Schicksal enthalten ist.

Aehnlich die Opern von Körner.

1) Das Fischermädchen. Schwache Nachahmung von Shakespeare's Sturm. 2) Der vierjährige Posten. Duval, ein französischer Soldat, ist auf dem Vorposten vergessen worden, bleibt im Lande und heirathet. Nach vier Jahren

kommt sein Regiment wieder an denselben Ort. Da holt er seine Uniform und Waffen hervor, stellt sich auf denselben Posten und sagt, er habe vier Jahre hier gestanden. Der General lacht und erlaubt ihm, bei seiner Frau zu bleiben. 3) Die Bergknappen. Röschen wird von einem Berggeist Runal entführt, aber von ihrem Geliebten wieder glücklich herausgebracht. 4) Alfred der Große. Harald hat eine Braut geraubt, wird aber besiegt und ersticht sich. 5) „Der Kampf mit dem Drachen". Der Drachenbesieger erwirbt die Hand eines schönen Fräuleins.

Körners prosaische Erzählungen.

1) Hans Heilings Felsen. Heiling macht einen Bund mit dem Teufel, um die schöne Elsbeth zu gewinnen, aber sie liebt den abwesenden Arnold, der endlich zurückkehrt. Da am Hochzeitstage beider bewirkt Hans durch Teufelskunst, daß das Brautpaar und alle Gäste versteinern. 2) Waldemar. Dieser Jüngling ist Officier, verliebt sich in eine schöne Italienerin, hat aber das Unglück, in einer Schlacht unwissend unter den Feinden ihren Bruder zu tödten, worauf sie vor Gram stirbt. Er stürzt sich in die Schlacht und kommt ebenfalls um.

Unter unsern patriotischen Romantikern nimmt der edle Freiherr Friedrich de la Motte-Fouqué eine bedeutende Stelle eine. Obgleich einer französischen Emigrantenfamilie entstammt, wollte er doch vor allem altfränkischer Ritter seyn und sah in dem kriegerischen Aufschwunge Preußens im Jahr 1813 das echte germanische Ritterthum wiedererstehen, um, wie St. Georg mit dem Kreuz bezeichnet, den Drachen der welschen Revolution und des welschen Imperialismus zu überwinden. Als Reiteroffizier verstand er überdies, wie kein Anderer, den Zauber des mittelalterlichen Ritterthums in das moderne Soldatenwesen überzuführen, und in jedem Lieutenant und Cornet auf seinem „Lichtbraunen" das wahre Ritterthum wiedergeboren zu sehen. Seine Romane wurden daher auch mit großer Begierde gelesen und feuerten die kriegerische Lust der preußischen Jugend nicht wenig an. Allein er gefiel sich in einer affectirten Kindlichthuerei, tändelte mit den Begriffen von Loyalität, Ehre, Ritterthum und Frommheit wie mit Puppen, und prahlte andererseits zu viel. Wie glücklich hatte Lessing im Major Tellheim einen Tapfern des siebenjährigen Kriegs gezeichnet, bescheiden, schweigsam, zugeknöpft bis unter das Kinn, wogegen Fouqué seine Helden mit dem Roß courbettiren, traversiren, mit dem blanken Harnisch und bunten Helmbusch kokettiren und überall sich in die Brust werfen unrd renommiren ließ.

Eigentliche Kriegslieder hat Fouqué nicht gesungen, oder nur sehr schwache. Seine lyrischen Gedichte (1816) enthalten aber viel Schönes. Das tiefste Gefühl für deutsche Treue und Ritterehre spricht sich aus in dem Gedicht „Liebesprobe". Auch seine zahlreichen Romanzen, welche meist deutsche und nordische Sagen behandeln, haben viel Anziehendes.

Mitten im Kriegslerm von 1813 schrieb Fouqué das Heldengedicht „Corona", daher auch im Anfang des Gesanges die gleichzeitigen Kriegsereignisse erwähnt und die Siege der Deutschen gefeiert werden. Das Gedicht selbst ist eine Allegorie des Kampfes der Zeit.

Der tapfere Ritter Romuald, der seiner frommen Gattin Blanka treu bleibt und sich durch alle Zaubergewalt der schönen Corona nicht überwältigen noch berücken läßt, bedeutet das treue und fromme deutsche Volk, das seine angestammten Fürsten nicht verräth. Corona selbst bedeutet die poetische Bezauberung der Welt durch die Revolution und Napoleon. Diese Corona wird zuletzt von Romuald besiegt, schwer verwundet und läßt sich sterbend von ihm taufen, wie Chlorinde bei Tasso. Eine geraume Zeit hindurch lastet auf Romuald der Fluch, obgleich er von allen der Tapferste ist, dennoch immer sieglos zu bleiben.

Fouqué hatte aber auch schon 1804 „dramatische Spiele" herausgegeben, worin er mit vielem Feuer „den Helden des Nordens" d. h. den Sigurd (Sifrit) feierte, als leuchtendes Vorbild für alle deutschen Helden. In der Zeit, in welcher die deutschen Mächte nichts als Niederlagen erfuhren, war das eine löbliche Mahnung des Dichters an die Heldenkraft der Ahnen. Die übrigen Stücke: Alboin, Eginhard und Emma, Thassilo, Hieronymus von Stauf (ein Opfer seiner eigenen Intriguen am bayrischen Hofe) bedeuten weniger. Fouqué gefiel sich am besten unter den Nordlandsrecken. Großen Beifall fand sein Roman „Sintram und seine Gefährten".

Der wilde Ritter Björn Gluthauge zu Drontheim in Norwegen thut einmal in der Juulnacht, obgleich Christ, das heilige Gelübde auf den Eber, jeden Hansekaufmann zu tödten, der ihm in die Hände fallen würde. Da klopft es ans Thor und ein alter Hanseate und sein Sohn bitten um gastlichen Einlaß. Die Reisigen wollen der Gäste schonen und Verena, die Hausfrau, bittet für sie; aber Björn setzt seinen einzigen Sohn Sintram aufs Spiel und ruft Tod und Teufel herbei, wenn er nicht sein Gelübde halte. Dennoch geschieht durch Verena's Gebet ein Wunder, die Knechte hauen fehl und der Sturm

reißt das verschlossene Thor auf, durch das die Kaufleute entkommen. Von der Zeit aber ist der junge Sintram durch die gespenstische Erscheinung zweier furchtbarer Gefährten geplagt, des klapperdürren langen Todes und des kurzen dicken und koboldartigen Teufels. Wild, wie sein Vater, überfällt er einst räuberisch die mit einem fremden Schiff gelandete Gesellschaft, wird aber von dem Schiffsherrn, Ritter Folco von Montfaucon, einem edeln Normannen, niedergeworfen und dann ritterlich geschont und als Verwandter erkannt. Nun lockt ihn der Teufel, sich der himmlisch schönen Gemahlin Folco's zu bemächtigen, der edeln Gabriele; aber sein besseres Selbst siegt ob. Er wird des Teufels los und ein so wackerer Ritter, daß ihm Folco selbst seinen Sohn zuschickt, um ihn zu erziehen. — Fouqué hat Sintrams beide Gefährten einem berühmten Kupferstich des Albrecht Dürer entlehnt, aber nicht gut angewendet. Bei Dürer begleiten sie einen ernst vor sich hinreitenden Ritter, der durch das Grausenhafte ihrer Nähe und durch ihr Hohnnecken sich nicht irre machen läßt und in dem auch mit andern Schrecknissen, phantastischen Felsen und Baumwurzeln, Schlangen und Pilzen angefüllten Thale fest und mannhaft vorwärts bringt. Irrthümlich hat man den Ritter für Franz von Sickingen gehalten. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sich Dürer unter ihm einfach das christliche Ritterthum und die deutsche Mannhaftigkeit überhaupt gedacht hat.

Denselben Contrast zwischen Nord und Süd faßte Fouqué in dem Roman „Die Fahrten Thiodolfs des Isländers" auf.

Pietro von Castelfranco, ein toscanischer Ritter, hat die schöne Margherita, Tochter eines stolzen provenzalischen Freiherrn, entführen müssen, weil er seine ältere Tochter Isolde zuerst verheirathen wollte, diese aber alle Männer abwies. Durch Sturm werden sie nach Island verschlagen und begegnen dem riesenhaften Jüngling Thiodolf, der sie in seines Oheims Gehöft in Sicherheit bringt und, obgleich Heide, ihnen einen Christenpriester mit Gewalt herbeiholt, um sie zu trauen. In Thiodolf schlägt bei großer Treuherzigkeit und Heldenart doch die heidnische Wildheit vor. Schade, daß ihn der Dichter gar zu alberne Streiche machen läßt, z. B. wie er als Elfenkönig vermummt die zarte Margherita schreckt. Ein schönes Naturgemälde gewährt der feuerspeiende Hekla. Das neugetraute Paar wird auf einem isländischen Schiffe, von Thiodolf geführt, in die Heimath gebracht. In der Provence recognoscirt Thiodolf das Schloß des stolzen Freiherrn und begegnet Isolden, deren Schönheit und hohe Würde ihn entzücken, aber nicht abhalten, sie auf den Arm zu nehmen und zu entführen. Es wird jedoch vereitelt. Thiodolf hört später, Isolde sey entführt, er sucht sie unter allerlei Heldenabentheuern vergebens, findet endlich in Constantinopel den greisen Nordlandshelden Helmfried als Heerführer der Wäringer, dient unter ihm und wird Christ. Hier begegnet ihm wiederholt die sogenannte heimliche Helferin, ein mystisches verschleiertes Wesen, das bei allen Gefahren in der Stadt rettend dazwischen tritt. Die Bulgaren

stürmen in ungeheuern Schwärmen heran, Helmfried fällt, Thiodolf wird Heerführer und siegt. Eine Kaiserstochter wird ihm angetragen, aber er schlägt sie aus. Da, bei einem Schauspiel, welches Sigmunds Drachenkampf darstellt, ergreift ihn der Zorn und er springt auf die Bühne und haut den Drachen von einander. Da ist unter ihm ein Mann verborgen, den er verwundet hat. Das Volk dringt auf Thiodolf ein, aber die Helferin schützt ihn. Es ist Isolde. Auch ihr Vater, der alte Freiherr kommt und sagt: „nun sey der Fluch gesühnt, einer alten Prophezeihung seines Ahnherrn zufolge." Isolde aber wird Thiodolfs Weib.

Dieselben Gegensätze, nur noch reicher entwickelt, liegen in Fouqué's größtem und berühmtestem Roman „Der Zauberring" von 1812.

Der junge Otto von Trautwangen ergötzt sich auf einer Wiese an der oberen Donau mit Pfeilschießen, die hübsche Bertha von Lichtenried leistet ihm Gesellschaft. Da nahen sich Ritter und Damen und schlagen ein Zelt auf. Es ist die schöne Gabriele von Portamour und ihr Ritter Graf Archimbald von Walbeck. Bereitwillig erzählt sie unseren jungen Leuten, sie ziehe aus, den Ritter Folco von Montfaucon zu suchen, dessen Schwester Blancheflour ihr einen kostbaren Erbring vorenthalte. Zufällig kommt Folco selbst und der Zweikampf um den Erbring beginnt auf der Stelle. Archimbald unterliegt, Otto aber will an seine Stelle treten und fordert Folco heraus, der ihn aber abweist, weil er noch nicht Ritter sey. Alsbald bittet Otto seinen greisen Vater, Herrn Hugh, um den Ritterschlag, der ihm auch zu Theil wird. Bei der nächtlichen Waffenwacht hat er gespenstische Schrecken zu bestehen und haut gewaltig unter die alten Harnische hinein gegen einen dämonisch auf ihn herabblickenden Helm mit Geierflügeln. Darauf nimmt er Abschied von Vater und Geliebten und zieht aus, um mit Folco um Gabrielens Ring zu kämpfen. Zu ihm gesellt sich Tebaldo, ein junger Kaufmann aus Italien, der die Liebesgeschichte eines tapferen Ritters Uguccione und der schönen Mailänderin Lisberta (seiner eigenen Mutter) erzählt. Lisberta starb, von Uguccione verlassen, aus Gram. Als Otto seine eigene kleine Liebesgeschichte erzählt, fährt ein junger Ritter, den sie unterwegs gefunden, wild auf. Es ist Heerdegen, Bertha's Bruder. Er bekämpft Otto, wird aber von diesem im Zweikampf hart verwundet. Otto aber sieht seinen Harnisch nicht gerne vom Blute seines künftigen Schwagers gefärbt und tauscht ihn aus gegen den Harnisch Archimbalds, mit dem er wieder zusammengetroffen. Heerdegen wird nach Trautwangen gebracht und von Bertha gepflegt. Bertha selbst muß nachher zu ihrer Muhme, Frau Minnetrost, die wie Mondschein in den Roman hineinstrahlt. Hier findet sie einen Zauberspiegel, in dem sie ihr eigenes Bild blutend erblickt. Auch zeigt sich ihr in dem Spiegel ein seltsamer Thurm in einer nordischen Gegend. Mit Heerdegen einmal am Ufer lustwandelnd stößt sie auf eine wunderbar fremdartige Gestalt, eine normannische Heidin,

Gerda, die hier Kräuter sammelt, und bald darauf werden sie von einer Menge normannischer Seeräuber umringt und in den hohen Norden über See entführt.

Unterdeß macht Otto Bekanntschaft mit dem Meister Blondel, der dem König Richard zum heiligen Grabe folgt, und gelangt endlich zur Burg Folco's, wo die schöne Gabriele, seit jenem Zweikampf ausgesöhnt bei Blancheflour verweilt. Ein ganzer Hof von Rittern ist zugegen. Da gibt sich Otto zu erkennen und Folco muß ihn im Kampf bestehen. Bei diesem Anlaß erfahren wir, der Erbring stamme von dem tapferen Ritter Huguenin, der Blancheflours und Folco's Vater gewesen, aber die Mutter wieder verlassen habe, die nachher der Ritter Portamour geheirathet und ihm Gabrielen geboren habe. Der Zweikampf ist heiß und dauert lange, endlich siegt Otto und überreicht knieend den Ring Gabrielen, die ihn auf die Stirne küßt und im Begriff ist, sich als seine Braut zu erklären. Da öffnet sich die Thür und der normannische Seekönig Arinbiörn tritt mit Bertha und Heerdegen, herein, auf dem Kopfe einen Helm mit Geierflügeln, gleich dem, vor dem Otto sich einst entsetzt hatte. Diese dämonische Erinnerung und Bertha's plötzliches Erscheinen wirken so mächtig auf Otto, daß er in die Berserkerwuth fällt, um sich haut und Bertha an der Hand verwundet, bis er von Arinbiörns furchtbarem Axthieb niedergeworfen wird.

Als Otto wieder genesen, folgt er Arinbiörn in den hohen Norden, um gegen die heidnischen Finnen mitkämpfen zu helfen. Hier erfährt er, Arinbiörns Vater habe mit dem Ritter Hugur um die schöne Astrid gestritten, der dieselbe aber unglücklicherweise getödtet habe, als er ihr begegnete, wie sie den Geierhelm vor sich hertrug und er sie für seinen Feind ansah.

Die Damen Gabriele, Blancheflour und Bertha werden inzwischen in der Provence, in Folco's Abwesenheit, von dem Sarazenen Muza, der als Gast bei ihnen ist, aber das Gastrecht bricht, nach Spanien entführt, jedoch so sittlich behandelt, daß ihre Tugend keine Gefahr läuft. Folco aber und Tebaldo reisen ihnen in Verkleidungen nach und Tebaldo rettet sie mit Hilfe von Gabrielens Erbring, in dem Zauberkräfte stecken. Muza fällt im Kampf, auch Folco, den aber Tebaldo in der Gruft wieder zum Leben ruft. Aber der Emir Nureddin, der Bertha gefangen, glüht in Liebe zu ihr und läßt sie zum zweitenmal entführen. Da erfährt sie, er sey der Sohn des tapferen Ritters Hygins, einst in Damascus gezeugt mit einer schönen Sarazenin. Bertha bewegt ihn, unter dem Namen Christophorus Christ zu werden.

Otto kämpft mit den heidnischen Finnen fort und kommt auf den geheimnißvollen Thurm, den einst Bertha im Zauberspiegel gesehen. Hier findet er die Frau Minnetrost als seine Mutter wieder. Sie heißt Hilldiridur und ist eine Schwester Astrids, die demselben Hugur (seinem Vater Hugh von Trautwangen) einen andern Sohn, Lothur, geboren hat. Dieser Lothur sieht ihm völlig gleich, und als sich beide zum erstenmal begegnen, entsetzen sie sich.

werden dann aber die besten Freunde. Otto ist nicht zufrieden mit den Zauberkünsten seiner Mutter, zerschlägt ihren magischen Spiegel und bewegt auch Lothur, ein Christ zu werden. Darauf ziehen alle heim nach Deutschland. Im Harz finden sie unvermuthet die Zauberin Gerda wieder, die hier von dem noch heidnischen Bergvolk als Göttin Freja verehrt wird. Die jungen Helden werden von ihr bezaubert, liegen Wochenlang in tiefem Schlafe, müssen sich das Blut abzapfen lassen x., bis Archimbald kommt, sie weckt und rettet. Lothur wird Mönch unter dem Namen Zelotes und begrüßt seinen Vater auf Trautwangen, um ihn wegen seines sündhaften Lebens ins Gebet zu nehmen und seine Seele zu retten. Die übrigen kommen nach. Hilldiridur ist die einzige noch übrige von Hughs zahlreichen Frauen und Geliebten, desto mehr aber sind Söhne und Töchter vorhanden, die alle nach und nach anlangen. Am schlimmsten geberdet sich Tebaldo, der mit dem Zauberring Unfug treibt und alle schreckt und gegen einander hetzt, bis Bertha erscheint und ihn durch einen bloßen Blick zwingt, den Ring herauszugeben. Nun vertheilen sich die Paare so: Otto heirathet die Bertha, Folco die Gabriele, Arinbiörn die Blancheflour, Archimbald die bekehrte Gerda. Heerdegen ist im Harz todt geblieben, Tebaldo geht ins heilige Land, Christophorus aber ist noch so sehr Türke, daß er meint, ein einzelnes Weiberherz genüge ihm nicht. Zum Schluß kommt noch Meister Blondel wieder, nachdem er seinen Herrn gerettet hat.

Die Donjuanerie des Herrn Hugh, welcher Huguenin, Uguccione, Hygins und Hugur zugleich ist, widerspricht zwar sehr der deutschen Treue, Ehrbarkeit und Ritterpflicht, ist inzwischen vom Dichter nicht böse gemeint, denn sie soll ihm blos zu dem allegorischen Zwecke seines Werkes dienen. Unter Hugh versteht er das deutsche Volk, das in der Völkerwanderung und in den Kreuzzügen seinen Einfluß nach allen Richtungen ausgebreitet, sich mit allen Völkern vermischt hat.

In dem Roman „Sängerliebe" zeichnet Fouqué die uneigennützige Treue eines provenzalischen Sängers.

Arnold liebt eine verheirathete Dame, widersteht jeder fremden Lockung, rettet das Kind seiner Dame und stirbt mit dem einzigen Trost, sie habe ihn ihren Sänger genannt.

Noch viel Liebreiz hat ein späterer Roman Fouqué's „Der Verfolgte".

Der junge Sachse Engelschall bringt ein sechsjähriges Mädchen, die lustige kleine Siegaminne, weit aus Sachsen her nach ihrer Heimath am Neckar zurück. Sie war von hier geraubt worden, und sollte auf dem Harz eben von einer heidnischen Priesterin geopfert werden, als der junge Engelschall sie durch

den Mord der Priesterin rettete, denn er war ein Christ. Die kleine befehlshaberische Person reist voll Anmuth durch die grünen Thäler des Neckars und erkennt an einer Kapelle auf dem Berge die Heimath wieder. Ihr verwittweter Vater Eberhard, der in tiefe Schwermuth versunken war, ist überglücklich durch ihre Heimkehr. So beginnt der Roman auf eine höchst anziehende Weise. Bald aber wird er langweiliger. Engelschall besteht abentheuerliche Kämpfe in der Lombardei, lebt als Wächter auf dem St. Bernhardsberge, zieht später gegen die Türken aus, entreißt ihnen die entführte Siegaminne und heirathet sie nach seiner Heimkehr in Sachsen, wo sich Herzog Wittekind unterdeß bekehrt hat.

Die übrigen Romane Fouqué's, „die vier Brüder von der Weserburg, Riedmar und Diona, Elidouc, der Refugié" ꝛc. sind viel matter. Dagegen haben wir von ihm noch eine gute Zahl von reizenden kleinen Erzählungen. Unter ihnen ist die „Undine" am berühmtesten geworden (von 1811).

Jenseits eines gespenstischen Waldes wohnt ein frommes altes Fischerpaar. Zu diesem kommt einst Ritter Huldbrand von Ringstetten, dem Fräulein Bertalda ihren Handschuh versprochen hat, wenn er Muth habe, den ungeheuerlichen Wald zu durchreiten, der sich aber verirrt hat. Der Fischer nimmt ihn gastlich auf, aber als er bei Tisch sitzt, spritzt es gegen das Fenster, und bald tritt die blonde, reizende, lachende und neckische Undine herein, die Pflegetochter des alten Fischerpaars. Traulich setzt sie sich zu des Ritters Füßen und liebkost ihn, der Alte verweist es ihr. Da wird sie wild und zornig und läuft davon. Ueber Nacht ergießt sich ein Waldbach so stürmisch, daß die Landzunge, auf der die Fischerhütte steht, vom Walde losgerissen wird und eine Insel bildet. Der Ritter kann nun nicht mehr zurück. Undine aber macht ihm die Gefangenschaft durch ihre Liebe bald sehr behaglich. Nur als er von Bertalda erzählt, beißt ihn Undine wie aus kindischem Scherz in den Finger. Als des Fischers kleiner Weinvorrath ausgeht, schwimmt ein volles Faß ans Ufer. Der Ritter wird immer verliebter in Undinen. Da wird ein verirrter Priester mit seinem Kahn ans Ufer verschlagen und angegangen, das junge Paar zu trauen. Er erkennt die Undinennatur, ist aber bereit, das schöne Mädchen dem Ritter zu vermählen, um dadurch dem Himmel eine Seele zu gewinnen, denn nach uralter Sage soll die seelenlos geborene Nixe eine Seele bekommen, sobald sie sich mit einem Menschen vermählt. Die Hochzeit wird gefeiert und das wilde, ungezogene Wellenmädchen wird von Stund an, nachdem ihr eine Seele geworden, sanft und mild und recht fraulich. Nun wird auch der Landweg wieder geöffnet und das schöne junge Paar begibt sich auf den Rückweg durch den Wald. Hier erlebt der Ritter wieder den nämlichen Spuck, wie auf dem Herritt; denn Undinens Onkel, Kühleborn,

ein Waldbach, umgaukelt ihn in allerlei phantastischen Gestalten, schreckt ihn und macht ihn naß. — Nachdem sie in der Stadt angelangt sind, entdeckt es sich, daß Bertalda die einst ins Wasser gefallene und wunderbar errettete Tochter der armen Fischersleute ist, die von einem Herzog auferzogen worden. Bertalda folgt dem Ritter und Undinen auf des Ritters Burg und lebt hier mit ihnen, um ihren Frieden zu stören. Zwar läßt Undine den Schloßbrunnen mit einem Stein zudecken, damit Kühleborn nie wieder mit ihr in Berührung kommen könne und meidet auf jede Art die Nähe des Wassers. Aber immer noch wird Huldbrand zuweilen durch das elementarische Wesen seiner Gattin geschreckt und es zieht ihn instinktartig zu dem ihm verwandten menschlichen Wesen Bertalda's hin. Einmal unternehmen sie eine Lustfahrt auf der Donau nach Wien, da ist Kühleborn wieder da, raubt neckisch Bertalda einen kostbaren Goldschmuck, Undine holt ihn wieder, aber Huldbrand macht ihr, daß sie immer noch mit ihrem alten Verwandten in Verbindung sey, zum schwersten Vorwurf und schilt sie. Da nimmt sie mit Thränen Abschied und verschwindet im Fluß. Er kehrt mit Bertalda auf die Burg zurück und heirathet sie. Als aber die Braut am Hochzeitstage, um ein Paar Sommersprossen in ihrem Gesichte zu vertilgen, den schweren Stein vom Schloßbrunnen heben läßt, dessen Wasser ihr früher dagegen geholfen hat, taucht Undine in tiefstem Schleier daraus hervor und tödtet den Ritter mit einem Kusse.

Die Erzählung ist voll Anmuth, der Stoff echt sagenhaft, die liebliche und wilde Eigenschaft des Elementes meisterhaft aufgefaßt im Charakter der Undine. Daher die Gunst, welche diese Erzählung erlangte. Undine wurde gemalt von Steinbrück, desgleichen ihre Trauung von Schnorr. Die berühmte Tänzerin Fanny Cerito führte in dem Ballet „Undine" in London als Undine einen Tanz im Mondschein aus, indem sie, aus dem Wasser tauchend, am Ufer mit ihrem eigenen Schatten spielend immer vor ihm tanzt. (Illustrirte Zeitung 1843, Nr. 26.)

Dem Wassergeist ließ Fouqué später noch Luft-, Erd- und Feuergeister nachfolgen. Sehr artig ist seine „Sophie Ariele" von 1825.

Zu Marseille steht Doctor Matthieu, ein gelehrter Arzt, mit Swedenborg in Verbindung durch eine Taubenpost. Da wird ihm ein Kranker angekündigt Oberst Gustav Gyllenskiold. Er leidet an furchtbaren Träumen, in denen ihm insbesondere oft ein mit einer Krone geschmückter blutiger Ritter erscheint. Während er dem Doctor erzählt, tritt dessen Gattin, die liebliche Sophie Ariele herein, ein weißes Täubchen auf der Schulter. Zart und leicht, kindlich fröhlich birgt sie tiefes Wissen und eine magische Gewalt über die Natur in ihrem einfachen Wesen. Sie stammt von fürstlichen Eltern, die sie nach einer harten Schlacht in früher Kindheit verloren. Sie ist auf einem Thurm hoch in den Apenninen erzogen, wo der Doctor sie auf einer botanischen Reise gefunden. Sie kennt wunderbare Heilkräfte, und gern folgt ihr der Gatte.

Auch dießmal zerreißt sie, was der Doctor über des Gastes Krankheit niedergeschrieben und verspricht, ihn selbst zu heilen. Sie gibt ihm ihr Täubchen mit, das zu seinem Haupte schläft, und dessen Macht wirklich die Träume bändigt: Der Grundton seiner Träume ist „Leben ist Sterben". Die fröhliche Sophie lehrt ihn „Leben ist Leben". Eine Brieftaube kommt von Swedenborg, er tödtet einen Geier, der sie verfolgte. Dann rettet er Ariele, als sie von maurischen Seeräubern entführt werden soll. Er wird dabei verwundet und stillt das Blut mit ihrem Schleier. Da lehrt sie ihn: „Sterben ist Leben". Er genest aber von seiner Wunde wie von seinen Träumen und kehrt in den Norden zurück. Nach vielen Jahren findet er zur See den Sohn Matthieus und Arielens auf einer wissenschaftlichen Reise, behält ihn auf sein Bitten bei sich und fällt in einer Seeschlacht, mit den Worten „Sterben ist Leben".

Der Ausgang dieser Erzählung ist, wie so oft bei Fouqué, matt und unbefriedigend und entspricht dem reizenden Anfang nicht. Allein darauf kommt es hier weniger an, als auf die Charakteristik und man muß gestehen, die Sylphennatur in Arielen zu zeichnen, ist Fouqué eben so gut gelungen als die Undinennatur in seiner Undine. Ariele ist der weibliche Ariel Shakespeare's, der Luftgeist, das personificirte Element, jedoch nur in seiner Reinheit und sonnigen Heiterkeit.

„Erdmann und Fiammetta" von 1826.

Erdmann ist der Sohn eines verschütteten Bergmanns in Goslar, widmet sich frühe der Malerkunst, obgleich er nur bei einem Maler lernen kann, dessen Bilder den Schützen zur Scheibe dienen, und lebt still bei seiner Mutter Erdmuthe, als einmal der welsche Marchese di Rosso Gallo in die Gegend kommt, auf seine Leistungen aufmerksam wird, ihn ermuntert und nach Italien einladet. Bald darauf findet er zufällig bei seinem Meister das Bildniß eines reizenden Mädchens, aus dessen Beischrift er erkennt, es sey Fiammetta, die Tochter eben jenes Rosso. Nun ruht er nicht mehr, sondern eilt nach Italien. Unterwegs, bei Nürnberg, trifft er mit einem Welschen im Walde zusammen, zeigt ihm arglos das schöne Bild und wird dessen beraubt, denn der Fremde behauptet, das Bild sey sein. Erdmann schlägt ihn zu Boden und nimmt ihm das Bild wieder ab. Der Fremde flieht. Da kommen Nürnberger Kriegsschaaren, an der Spitze Albrecht Dürer, die welschen Räuber, von denen sie geneckt worden, zu vertreiben. Erdmann lernt nun Dürer näher kennen, zieht aber weiter. — In Sicilien findet er am Aetna die Villa Rosso's, ähnlich einer Blumenvase, oben ganz bedeckt mit herrlichen Pflanzen, darunter Fiammetta im feuerrothen Kleide. Er wird von dem Vater und ihr gut aufgenommen und zum Dank für das zurückgebrachte Bild, streut sie die Feuerlilien, mit denen ihr schönes Haupt bekränzt war, über ihn aus. Er erfährt jetzt, jenes Bildniß sey von ihrem unbändigen Liebhaber Ardente gemalt wor-

den, der es habe in das Eis des Nordpols mitnehmen wollen, um dort einen Zauber mit ihr zu treiben, durch welchen sie, die Tochter des Aetna's, gezwungen werden sollte, ihn zu lieben. Erdmann weilt in der Villa und lernt die Meisterwerke Rosso's kennen, deren Schlüssel ist das Mysterium des Abyssus. Auch Ardente kommt zurück und wird gastlich geduldet. Die beiden Liebhaber bekommen oft Streit, immer aber bleibt Erdmann Meister. Fiammetta schwankt zwischen beiden, bald dem natürlichen wilden Feuer, wenn sie mit Ardente sympathisirt, sich überlassend, bald unwiderstehlich hingezogen zu dem milden, aber kräftigen Deutschen. Inzwischen will der Vater das Mysterium des Abyssus enträthseln und den durch Jupiter in den Aetna verbannten Giganten, deren Sturz er gemalt hat, ein Bild des Jupiter zum feierlichen Opfer bringen. Erdmann will sich zu so heidnischen Dingen nicht hergeben, geht aber doch auf den Berg, um im Nothfall Fiammetta beizustehen, und hat das Glück, sie wirklich aus den Flammen des Aetna zu retten. Weil aber die Geliebte sich doch nicht losreißen kann von dem dämonischen Zauber des südlichen Feuers, verläßt er sie und kehrt heim. Aber bei einem Besuch in Nürnberg kommen Rosso und Fiammetta als Pilger, reuig, bekehrt. Ardente ist im Aetna verglüht, Fiammetta wird Erdmanns Weib und Rosso erkennt, das Mysterium sey nicht im Abyssus, sondern nur in der Liebe zu finden. — Hier ist wieder recht sinnig das Element des Feuers in der Südländerin, und das Element der Erde in dem ruhigen Deutschen personificirt.

Interessant sind noch folgende Erzählungen: „Das Galgenmännlein".

Reichard, ein junger Deutscher, lebt ziemlich lüderlich in Venedig und verliert dabei sein Geld; aber ein Hauptmann verkauft ihm ein Galgenmännlein, d. h. einen Teufel im Glase, der alle Wünsche gewähren und Geld in Fülle bringen muß, wofür er des Inhabers Seele bekommt, wenn dieser ihn nicht zuvor um eine geringere Summe wieder verkauft, als um die er ihn gekauft hat. Reichard bedient sich des Teufels, bis ihm Angst wird, da verkauft er ihn. Durch Zufall aber bekommt er ihn immer wieder und kann ihn endlich gar nicht mehr los werden, da er ihn schon für die kleinste Münze, einen Heller, wiederbekommen hat. Nun sucht er in der ganzen Welt einen halben Heller und wird für wahnsinnig gehalten und der „Halbheller" genannt, bis er das Glück hat, im Wald einem Fürsten auf der Jagd das Leben zu retten. Aus Dankbarkeit schlägt ihm nun der Fürst Halbheller, so viel er will und so wird er den Teufel endlich los.

„Mandragora", Novelle von 1827.

Capitain St. Edmé will seinen Freund, den Grafen Armand, und Paris verlassen, weil er Armands Gattin Victoire liebt. Aber Armand selbst ladet ihn ein, zu bleiben, da der lilienreinen Frau Umgang so reinigend auf seine Leidenschaft wirken werde, daß er nirgends besser Heilung finden könne. Diese ungeheure Ironie findet er auch bestätigt, indem er bleibt. Eines Abends ist

in der Gesellschaft die Rede von der Wurzel Mandragora. Da erinnert sich die Gräfin, sie selbst habe in ihrem kleinen Naturalienkabinet ein solches ungeheuerliches Ding. Sie nimmt das Licht, es den Herren zu zeigen, als aber die scheußliche menschenähnliche Wurzel sich zu bewegen scheint, den ihr eigenthümlichen Leichengeruch verbreitet und sogar einen Weheton vernehmen läßt, entsinkt ihr der Leuchter. Edmé verspricht, sie von dem unheimlichen Schatze zu befreien, steckt die ekelhafte Wurzel in die Tasche und will sie vergraben. Ehe er aber dazu kommt, geräth er an eine Pharaobank und gewinnt eine ungeheure Summe Geldes. Der Bankier sagt ihm auf den Kopf zu, er habe eine Mandragora bei sich, sonst lasse sich das Glück nicht erklären. Nun will Edmé die Wurzel vergraben, wird aber gestört und schnell abberufen. Von dem Augenblick an, in welchem die Wurzel nicht mehr in Armands Hause ist, hat Armand Unglück, kommt um Geld, geräth in böse Händel 2c. Edmé hilft und gewinnt hohe Gunst beim Minister, so wie ihn dieser zum erstenmal sieht, und wird gleich zum Obersten befördert. Er gräbt die Wurzel nun wirklich ein, Graf und Gräfin verschwinden aus dem Lande, Edmé geht in den Krieg, wird verwundet und von einer schönen Albaneserin gepflegt, die er anfangs für die Tochter des Bankiers hält, dem er das Geld abgewonnen und der nachher in einem Duell erstochen worden, und von der er glaubt, sie heiße Mandragora, vor der er daher eine arge Scheu hat, bis sie sich als eine gewisse ganz unschuldige Aurora zu erkennen gibt, deren edler Vater nur von jenem Bankier betrogen worden. Er heirathet sie und kehrt mit ihr zu Armand und Victoire zurück, so daß sie hinfort in Frieden leben. — Fouqué schwankt hier auf widrige Weise zwischen dem romantischen Wunder und dem Rationalismus.

„Fata Morgana", Novelle von 1830.

Der junge Doctor Färber reist nach Sicilien, um die Fata Morgana zu holen und dieses Phänomen naturwissenschaftlich zu studiren, an Ort und Stelle aber wird er von dem Fischer Guglielmo, der fest an die Wirklichkeit der Feenpaläste und Gärten glaubt, mit dem gleichen Wahnsinn angesteckt, bis ihm die Besinnung zurückkehrt und er heimreist zu seiner treuen Geliebten. — Eine poetische Spielerei, an die Fata Morgana angeknüpft, wie eine ähnliche an die Mandragora, ohne tiefere Poesie, das schöne Wunder immer wieder durch die Wirklichkeit zerstörend, ohne damit einen Humor zu verbinden. Der sentimentale Dichter muß im Glauben an seine Wunder verharren, zerstört er es, so muß er nothwendig Humorist werden.

Adam Oehlenschläger, ein Däne, schrieb zugleich deutsch und dänisch, hatte sich aber ganz nach deutschen Mustern gebildet, seit 1808. Zwar hoffte er sich eine gewisse Originalität zu sichern, indem er vorzugsweise altnordische Stoffe auf die Bühne brachte, aber die Riesen und

Recken der Edda sind zu gewaltig, als daß sie auf die Bühne paßten. Sie wurden vom Dichter abgeschwächt, ihr Metall auf dem wässerigen Wege zersetzt. Fouqué wußte sie mit weit mehr Kraft und Feuer aufzufassen, als Oehlenschläger. Die Stücke des letzteren: Baldurs Tod, Baulundur, Hagbarth und Signe, Starkather, dazu die mehr historischen: die Wäringer, Palnatoke, Erich und Abel, Axel und Walburg kamen gar nicht auf die deutsche Bühne oder konnten sich nicht halten. Nur ein empfindsames Künstlerdrama von Oehlenschläger war einige Zeit beliebt, „Correggio" 1816.

Der berühmte italienische Maler Correggio lebt im tiefsten Elend. Schwindsüchtig trägt er einen schweren Beutel mit Kupfergeld, den ihm der Käufer seines Bildes zum Hohne aufgeladen, nach Hause und stirbt an Erschöpfung. Zu spät wird sein hoher Werth erkannt, der Lorbeer kann ihm nur noch die entseelte Stirne küssen.

Oehlenschläger bearbeitete auch einige Märchen der 1001 Nacht, dramatisch, ferner des Sokrates Tod.

Hier macht Sokrates den Aristophanes, der ihn öffentlich verhöhnt, gleichwohl zu seinem Schwiegersohn.

In der „Ludlams Höhle"

wird ein böser in der Höhle hausender Geist dadurch erlöst, daß eine Mutter lieber ihren Mann als ihr Kind opfern will.

Im „Hirtenknaben"

geht ein Knabe verloren und wird als Leiche wiedergefunden; bald aber zeigt es sich, die wunderbar erhaltene Leiche sey des Knaben im Gebirg einst verunglückter Großoheim, während der Knabe selbst lebend und munter zurückkehrt.

Im „Hugo von Rheinberg"

begeht Hugo scheußliche Verbrechen und kokettirt am Schluß noch mit der Vorstellung, wie er als irrender Geist umgehen und die Leute erschrecken werde.

In Prosa bearbeitete Oehlenschläger die Insel Felsenburg unter dem Titel „die Inseln im Südmeer" sehr glücklich, mit Zusätzen und ohne Zweifel sein bestes Werk. Ferner eine nordische Sage von Hroar, und mehrere Novellen.

In den „Mönchbrüdern" verirrt sich die falsche Empfindsamkeit des Dichters so weit, daß er den Papst einem verliebten Mönch auf Raphaels Für-

bitte Dispens zum Heirathen ertheilen läßt. — Echter Humor herrscht dagegen in der „Strafe nach dem Tode". Ein Wucherer stirbt am Schlage. Ein armer Barbier, den er um alles gebracht hat, will ihm in derselben Nacht ein geschlachtetes Schwein stehlen, hebt statt dessen im Dunkeln die Leiche auf, erkennt sie und hängt sie an einen Baum. Zigeuner hängen sie an den Galgen. Da kommt des Morgens ein Jude, des Wucherers Mitschuldiger bei vielen Verbrechen, des Weges daher, sieht seinen Freund am Galgen, glaubt, alles sey entdeckt, und hängt sich ihm freiwillig gegenüber.

Um wieder auf die Kriegs- und Freiheitslieder von 1813 zurückzukommen, so schrieb deren unter andern auch F. G. Wetzel (dessen Gedichte 1838 wieder gesammelt wurden), ziemlich trivial und noch in der Gleim'schen Grenadierweise.

So recht, Herr König, wirf ihm keck
Den Fehdehandschuh hin!

Derselbe Dichter schrieb auch Romanzen, ein Paar schwache Trauerspiele (darunter eine Jeanne d'Arc, viel schwächer als Schillers Jungfrau), und ein Paar harmlose Humoresken (Rhinozeros als Anhang zu Tiedge's Urania, und ein Prolog zum großen Magen).

Die „Kriegsgesänge" des Staatsrath von Stägemann (1814) sind dagegen des Tyrtäus würdig, voll preußischen Stolzes und hohen Schwunges, aber zuweilen zu steif und nicht einfach genug gehalten, als daß sie volksthümlich hätten werden können. — Mindern Anklang fanden Julius August von der Heydens „Katzbachhymnus" (1814), „Lied an sein Schwert" und „Liederkränze aus der Zeit der Schmach und Erhebung". Desgleichen die „Kampflieder" von Karl Lappe (1814), der auch einige nordische und norddeutsche Sagen in Romanzen brachte und ein romantisches Epos „Miranda" schrieb.

Die patriotische Begeisterung der Kriegsjahre wirkte nach in vielen epischen Dichtungen, worin unsre geschichtlichen Helden gepriesen werden. So in Brauns Hermann (1819), in des Schweizers Henne Divico (1826), in Klemms Herfest (Ariovist), Sutners Karl dem Großen, Becks Otto dem Großen, Kunze's Heinrich dem Löwen rc. Auch die alten Apostel der Deutschen und Glaubenshelden wurden episch gefeiert. So der Apostel Pommerns, Otto vom Bamberg, durch Meinhold, das Kreuz in der Mark (die Bekehrung der Mark) durch Seidel, Adalbert von Preußen durch Furchau.

Ludwig **Follenius** aus Hessen übertraf in schmetternden Trompetentönen alle andern Freiheitssänger der Zeit. Man glaubt, das wilde Heer komme, wenn er beginnt:

An der Katzbach, an der Katzbach
Heisa gabs ein lustig Tanzen,
Wilde wüste Wirbelwalzer
Rißt ihr dort, ihr schnöden Franzen!

Aber er fiel in Bombast z. B. in dem vielgesungenen Liede „Vaterlandssöhne, traute Genossen" mit dem selbstgefälligen Schluß:

Nordlands brausender Orgelklang,
Sturmgesang,
Stolz lockender Klang.

Das Renommiren wurde der Hauptfehler dieses Dichters, der als Student die deutsche Kaiserkrone vor dem Spiegel probirte, nachher aber als politischer Flüchtling in der Schweiz eine reiche Müllerstochter heirathete, zuletzt Schweinzüchter wurde und nur noch vegetirte. Seine „freien Stimmen frischer Jugend" erschienen 1819, seine „Harfengrüße aus der Schweiz" 1822. Er übersetzte auch einige lateinische Kirchenlieder und versuchte sich in Romanzen.

Joh. F. **Schick** schrieb ein Drama „Satans Bastard", worin Napoleon als Sohn des Teufels auftritt.

Friedrich **Rückert** in Coburg begann seine poetische Laufbahn unter dem Namen Freimund Raimar mit „geharnischten Sonetten" (1814) voll patriotischer Zornflammen, Trompetenklänge der Schlacht, die ihm großen Ruhm erwarben, obgleich auch schon in ihnen eine kleine Neigung zu Wortspielereien hervortritt. Damals schrieb Rückert auch zwei politische Comödien.

1) „Napoleon und der Drache". Der gallische Hahn brütet ein Ei, aus dem der Drache kommt, dem man das Futter mit der Guillotine zuschneidet, dessen Bette aus den Lilien der Bourbons und aus den dem Hahne selbst ausgerupften Federn besteht und der, immer größer wachsend, ganz Frankreich aufzufressen droht. Endlich kommt Napoleon, macht den Drachen durch Zauberei ganz klein und verschlingt ihn. Von da an aber speit Napoleon Feuer. 2) „Napoleon und seine Fortuna". Napoleon verläßt die Fortuna und hätschelt nur sein Kind zweiter Ehe, den Ruhm, der von ihm den Storch vom Thurm in Moskau verlangt. Napoleon will den Storch holen, erfriert aber

fast in Rußland und kehrt plötzlich zurück, um sich am warmen Hintern seines schlafenden Söhnleins wieder ein wenig zu wärmen. Rückert wollte noch ein drittes Stück schreiben, that es aber nicht.

Den merkwürdigen Uebergang von den Sängern der Freiheitskriege zu den späteren constitutionellen und demokratischen Freiheitssängern macht Ludwig Uhland in Tübingen. Seine politischen Lieder kämpften 1815 zunächst nur für das alte gute Volksrecht, gegen Napoleonischen Despotismus und Ministerialwillkühr in Württemberg, liehen aber dem damaligen Streben der gesammten deutschen Nation nach verfassungsmäßigem Recht einen klaren, bestimmten und edlen Ausdruck. Sein Lied „am 18. Oktober 1819“ sprach den ganzen Schmerz und Zorn des deutschen Patrioten aus. Im „Nothruf“ hebt er stolz hervor, daß es in Deutschland seit uraltester Zeit kein anderes Recht gibt, als Vertragsrecht, gegründet auf gegenseitige Treue, im Gegensatz gegen alle modernen Staatskünsteleien. Auch in seinen beiden Schauspielen „Herzog Ernst“ und „Ludwig der Bayer“ verherrlicht Uhland nur die alte deutsche Treue, wie sie wahren Männern ziemt. Im ersteren bleibt der Freund dem Freunde treu bis zum Tode; im zweiten brechen sich die versöhnten Fürsten die Treue nicht, trotz aller gegenstrebenden Interessen. So geht auch durch die übrigen lyrischen Dichtungen Uhlands ein Zug von hohem sittlichem Adel, z. B. in dem „Gesang der Jünglinge“. Die ganze Frische deutscher Jugend aber athmet in dem Liede „Ich bin vom Berg der Hirtenknab“. Und die echte Anspruchslosigkeit des gemeinen deutschen Mannes, wie rührend ist sie ausgedrückt in dem „guten Kameraden“! Ueberhaupt zog es Uhland aus der empfindsamen und reflectirenden Kunstdichtung immer zur Einfachheit des Volksliedes hin, daher sprechen seine Romanzen so freundlich an, z. B. „des Goldschmieds Töchterlein“.

Der Ritter sieht des Goldschmieds schöne Tochter, bestellt sich bei ihrem Vater einen Brautring und schmückt sie selbst damit.

So die reizende Romanze von Graf Eberstein (vgl. Theil II. S. 59), die hübschen Lieder von Graf Eberhard dem Greiner. In andern Romanzen ahmte Uhland theils altnordische, theils südromanische Formen nach. Von höchster Schönheit ist, was er in der letzteren leistete; „der Castellan von Coucy“ (deutsch die Sage vom Brennberger, vgl. Theil I. S. 388), „Don Massias“.

Dieser edle Sänger liebt eine Dame, deren eifersüchtiger Gatte ihn gefangen setzen und umbringen läßt, aber überall tönen ihm die Lieder des Verhaßten entgegen. Den Sänger rächt sein Ruhm.

Und „Dante's Jugendliebe“. Zum Schönsten, das Uhland gedichtet, gehört ferner „König Karls Meerfahrt“.

Karl fährt mit zwölf Gefährten über Meer, ein Sturm droht sie zu verschlingen, da reden die zwölf nacheinander, jeder wünscht oder gelobt etwas, Karl aber, statt ein Wort zu reden, handelt und steuert das Schiff glücklich durch die Wellen.

Echt romantisch ist Uhlands „verlorene Kirche“. Man hört im fernen Walde läuten und Kirchengesang, aber niemand kann dahin gelangen. Das ist das beste Sinnbild für die Verblendung der Romantiker, welche zwar immer die Kirche gesucht, aber nicht gefunden haben.

4.

Phantastische Ueberreizungen.

Diejenigen Dichter, welche nicht tief oder nicht lange genug die nationale und katholische Bedeutung der Romantik erkannten und festhielten, fielen in der Regel in eine phantastische Spielerei, welche alsdann von den Gegnern dem romantischen Princip selbst zur Last gelegt wurde. Schon Tieck war auf diesen phantastischen Irrweg gerathen. Die arglosen und stolzen Dichter glaubten, es sey genug, sich vom classischen Zopfe frei zu wissen, ohne zu ahnen, was der Ernst der Romantik ihnen für positive Pflichten auferlegte. Mehrere von ihnen ließen sich durch die Göthe'sche Form bestechen und sahen nicht so klar, wie Novalis, eine Schlange der Lüge und Verführung unter den Blumen.

Einer der liebenswürdigsten Romantiker war Ludwig Achim von Arnim, aus einer altbekannten preußischen Adelsfamilie, der sich mit der geistreichen Bettina, Schwester des Clemens Brentano, aus einem reichen Frankfurter Hause vermählte, eine Zeitlang in Heidelberg lebte, später aber auf seinem Gute Dahme privatisirte († 1831). Er begann wie Tieck mit heißen wilden Sachen, zuerst 1802 mit „Hollins Liebeleben“.

Hollin verliebt sich wie rasend in Marien, folgt ihr nach, trifft auf dem Brocken ihr Zimmer eben von der Abgereisten verlassen, ihr Bett noch warm und wälzt sich in dessen Wollust. Als er angestellt ist, schreibt er ihr und bittet um ihre Hand; reist aber dem Briefe gleich nach. Durch Zufall und Nachlässigkeit des Bestellers ist der Brief nicht abgegeben worden. Hollin findet alle ganz unbefangen und glaubt sich verrathen. An demselben Abend soll auf dem Liebhabertheater Schillers Maria Stuart aufgeführt werden. Hollin übernimmt die Rolle des Mortimer und ersticht sich auf der Bühne. Erst sterbend erkennt er seinen Irrthum.

In „Ariels Offenbarungen" von 1804 zeigt sich eine starke Neigung zum rein Phantastischen, dem aller natürliche Boden fehlt. Der Dichter spielt mit Gestalten des nordischen Mythus ohne Sinn und Verstand.

Durch eine blutschänderische Verbindung der Freyja mit ihrem Bruder soll ein auf Hermanns und Thusneldens Enkeln ruhender Fluch gesühnt werden. Angehängt sind Sonette auf Bilder berühmter Maler, nach dem Beispiel A. W. Schlegels.

Nachdem Arnim zu Heidelberg unter edeln Freunden gelebt und in Verbindung mit Brentano das „Wunderhorn" herausgegeben und kleinere Sachen in „Trösteinsamkeit" und dem „Wintergarten" gesammelt hatte, schrieb er 1810 seinen größten und besten Roman: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores".

Der italienische Palast des verstorbenen Grafen P. steht gänzlich leer und der herrliche Garten verwildert. In den weiten Räumen wohnt Niemand mehr als ein alter Bedienter und die beiden bis zur Bettlerarmuth herabgekommenen Töchter des Grafen, zwei eben aufblühende Mädchen. Die ältere ist die ernste und strenge Klelia, die jüngere die immer lustige und leichtfertige Dolores. Das Leben dieser verlassenen Geschöpfe in dem öden Palast wird mit höchster Anmuth geschildert. Da kommt einmal ein junger Graf Karl als Student vorüber, sieht die reizenden Mädchen ihr bischen Wäsche trocknen und verliebt sich in Dolores, die gegen den Willen ihrer Schwester ihn auf's freundlichste empfängt, nachdem sie alles was beide Schwestern etwa noch Kleidsames besitzen, allein angezogen und sich damit herausgeputzt hat. Die heiterste Jugendlust lacht uns aus diesen Schilderungen entgegen. Aber Karl muß zu seinen Studien zurück, Klelia geht als Gesellschafterin einer Verwandten, der Frau eines Schweizer Obersten, nach Sicilien. Dolores bleibt allein, kann jetzt aber nicht mehr einsam leben, mischt sich daher in die Gesellschaften der kleinen Stadt und wird, als Karl sie das erstemal wieder besucht, von ihm auf einer Wiese gefunden, wie sie eben als Blindekuh einen jungen Herrn

erhascht. Das gefällt ihm gar nicht, allein er versöhnt sich bald wieder mit dem schönen Mädchen und sie heirathen und ziehen auf des Grafen Landgut. Hier folgt Dolores ungenirt ihren Launen, oft zum Aerger Karls, den sie aber durch ihre liebenswürdige Fröhlichkeit immer wieder bezaubert. So verkehrt sie mit einem bizarren, halbverrückten Mädchen, der tollen Ilse, die ihm ein Greuel ist. So läßt sie sich mit einem pockennarbigen Nachbarn, einem äußerst rohen Landjunker, in Spottgefechte ein und wird von ihm tief beleidigt, so daß sie weinend beim Manne Hülfe sucht. Dieser fordert den Baron, der ihn aber auslacht und sich sogleich zur feierlichen Abbitte bereit erklärt. Er leistet sie wirklich vor dem Fenster der Gräfin und zwar in frühester Morgenstunde, wobei sie wieder in der besten Laune und im bloßen Hemde zum Fenster hinaussieht.

Hier werden mehrere Episoden eingeschoben, meist phantastisch oder frivol, z. B. die Geschichte des Prediger Frank, welcher behauptet, durch bloßen Blick die Frauen fruchtbar machen zu können. Die Erzählung dreier sitzen gebliebener Fräulein. Eine Stiftsdame erzählt die Geschichte des Mohrenjungen. Eine Aebtissin glaubt im Dunkeln den Baum zu umarmen, den sie ihrem Geliebten geweiht hat, umarmt aber einen Mann, der unter dem Baum steht und wird schwanger. Ihre kinderlose Schwester, eine Herzogin, stellt sich nun ebenfalls schwanger und trifft alle Vorbereitungen, um der Aebtissin Kind als das ihrige zu empfangen. Aber als die Stunde kommt und Gäste geladen sind, das ersehnte Kind zu bewundern, wird es als ein kleiner Mulatte erfunden, denn der Mann unter dem Baum ist ein Mohr gewesen. — Dann fährt die Geschichte der Gräfin Dolores fort, nachdem sich auf ihrem Gut ein bürgerlicher Dichter Waller eingefunden und Frau und Kind verloren, mit der Ilse eine Liebschaft angefangen hat 2c., alles Nebensachen, ohne Bedeutung für das Ganze. — Im zweiten Bande sehen wir das gräfliche Paar in die Residenz versetzt, wo Dolores Mutter eines gesunden Knaben wird. Zugleich erhält sie Nachricht aus Sicilien, wo sich Klelia mit einem Herzog von A. vermählt hat. Da wird Dolores neidisch, weil sie nur eine Gräfin, die Schwester aber eine Herzogin ist. Ein Vetter dieses Herzogs, der Marchese D. wird nun der Gräfin Dolores doppelt interessant und es gelingt ihm, sie zu verführen, während ihr Karl auf das Land zurückkehrt, um für seine Güter zu sorgen. Bald aber wendet sich Dolores mit Abscheu von dem Marchese ab, weil er ihre hingebende Liebe mit kaltem Hohn belohnt. Der Graf Karl wird unterdeß auf der Reise zu ihr durch allerlei nicht hiehergehörige Gaukelei, einen Wunderdoctor, ein unsichtbares Mädchen und einen Flötenspieler, aufgehalten. Als er zu Dolores kommt, martert sie seine unschuldige Zärtlichkeit mehr als alles. Er wünscht, daß das Kind, weil sie abermals schwanger geht, nach dem Marchese Johannes getauft werden möge, ohne zu ahnen, daß es des Marchese Kind sey. Aber als er sie im Schlafe reden hört, erfährt er seine Schande. Er nimmt sich aber zusammen und verräth nichts.

Am andern Tage ist ein Königschießen, dem er mit seiner Gemahlin anwohnt. Sie will mitschießen und hat das Ungeschick, ihren Gatten zu treffen. An seinem Krankenbette zeigt sich nun Dolores' aufrichtige Buße. Dafür wird ihr der Trost, daß sie einen Knaben gebärt, der nicht dem Marchese, sondern dem Grafen sprechend ähnlich ist. Er wird aber Johannes getauft. Sie widmet sich nun ganz der Häuslichkeit und den Kindern.

Abermals wird eine Episode eingeschoben, von der Päpstin Johanna, die Arnim später in einem größeren Werke ausführlicher behandelt hat.

Inzwischen ist der längst todtgeglaubte Vater Dolores', der alte Graf P. mit einer Ostindierin unermeßlich reich zurückgekehrt und hat den verwahrlosten Palast hergestellt. Und auch der Fürst des Landes, dessen Minister er früher gewesen, ist zurückgekehrt. Die Fürstin reist nach Italien, begleitet vom Grafen Karl und Dolores, die ihre Schwester Klelia aufsuchen wollen, deren Gatte, der Herzog, gestorben ist. Die Fürstin besteigt mit Karl den Aetna, ist in ihn verliebt und glaubt ihn des Nachts in den Armen zu haben, es ist aber ihr junger, längst in sie verliebter Schreiber. Mittlerweile wird des Fürsten Sohn, der lange verlorene Erbprinz, als gemeiner Husar wiedergefunden. Die Fürstin, als sie des Schreibers Frevel inne geworden, tödtet sich und ihn mit Gift. Karl, den Dolores für schuldig gehalten, ist vollkommen gerechtfertigt. Da stirbt Dolores, an demselben Tage und in derselben Stunde, in der sie einst ihrem Karl die Treue gebrochen, unter dem geistlichen Trost ihres Priester gewordenen Sohnes Johannes.

Sehr interessant, aber ohne Schluß ist der noch weit phantastischer ausschweifende Roman „die Kronenwächter" von 1817.

Berthold wird als neugebornes Kind mit dem Todtenkopf seines ermordeten Vaters dem Mörder desselben, einem alten Thurmwächter, in Waiblingen übergeben, wächst hier in Armuth auf, verliebt sich in die schöne Apollonia, des Bürgermeisters Tochter, und schwärmt in einem (in den sonst Jedermann unzugänglichen Ruinen eines Palastes des Barbarossa) verborgenen Garten, wo er erfährt, daß er selbst ein Hohenstaufe sey. Die verlorne Krone seiner Väter werde von einem geheimnißvollen Bunde bewacht. Sein Vater habe sie einst geraubt, als ihm rechtmäßig gebührend, aber dafür den Tod erlitten. Berthold findet auch seine Mutter wieder, verliert aber die Geliebte, denn der Bürgermeister muß wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt mit seiner Tochter fliehen. Berthold wird an seiner Statt Bürgermeister und altert. Da kommt der Wunderdoctor Faust und macht ihn wieder jung, indem er ihn sein Blut mit dem des Knaben Anton tauschen läßt. Der verjüngte Bürgermeister reist nach Augsburg, um den Kaiser Maximilian I. empfangen zu helfen. Es regnet heftig. Er begegnet der bildschönen Anna, die ihre Festkleider beschmutzt hat und steht ihr bei. Beide gefallen sich und er heirathet sie, als er entdeckt, daß sie Apolloniens Tochter ist. Er lebt lange glücklich mit ihr, aber

ein geheimnißvolles Band knüpft sich nun zwischen Anna und Anton an, weil es doch eigentlich Antons Blut ist, das in ihres Gatten Adern fließt. Die Geschichte nimmt aber keine frivole Wendung, sondern endet tragisch, indem Anton bei einem Aufruhr schwer verwundet wird und in Anna's Armen stirbt, Berthold aber, der Blutsympathie wegen abwesend, gleichfalls in demselben Augenblick sterben muß.

Man sieht, dieser Roman ist in der Erfindung unglücklich. Wie zwei quer durcheinandergewachsene Krystalle stehen sich hier die eine Geschichte, deren Mittelpunkt die Krone der Hohenstaufen ist, und die andere, deren Mittelpunkt der Bluttausch ist, wechselseitig im Wege, ohne zu einem organischen Ganzen verschmelzen zu können. Die große Erwartung, die uns die geheimnißvoll bewahrte Krone erweckt, wird am Ende durch nichts befriedigt. Aber alles Einzelne in diesem Roman ist meisterhaft; das Stillleben des Knaben auf dem Wachtthurm und in den Trümmern des Hohenstaufenschlosses ist eben so lieblich, wie das der jungen Dolores im öden Palast und Garten ihrer Ahnen. Man kann sich vom Reiz dieser Gemälde kaum losreißen und vergißt sie nie.

Arnims Wittwe hat noch spät eine Fortsetzung herausgegeben voll reicher Phantasie. Sehr ähnlich ist seine gleichfalls unvollendet gebliebene Novelle „Martin Martir“,

worin er die Schicksale der Marille, einer verloren gegangenen Kaiserstochter, unter niedern Ständen und Verhältnissen mit eben so phantastischem Humor zu schildern angefangen hatte.

Unter Arnims kürzeren Erzählungen und Novellen steht „Isabella von Aegypten“ obenan.

Das Zigeunermädchen, in das sich Kaiser Karl V. in seiner ersten Jugend verliebt, mit hohem poetischem Reize durchgeführt, schwankend zwischen dem süßesten Liebesglück und dem Glanz der Krone hier, und dem gemeinen, tollen, wilden und dämonischen Zigeunervolke dort.

Im Wintergarten (1809) hat Arnim viele alte Geschichten des 15. und 17. Jahrhunderts überarbeitet.

1) Euryalus und Lucrezia des Aeneas Sylvius, 2) die Insel Felsenburg, 3) Arbogast von Andelon nach Lyrers Chronik, 4) das Soldatenleben nach Philander von Sittewald, 5) die Geschichte der Mistreß Le-, die sich entführen läßt und nachher ihren Entführer heimlich anklagt, als ihr zufällig ihr Mann begegnet, 6) die Geschichte Clissons aus Froissarts Chronik, 7) die drei Erznarren nach Christian Weiße und Erinnerungen an Schelmuffski und Jakob Böhme, 8) Poliphil und Polia, aus dem Italienischen nach der phantastischen Dichtung des Mönchs Colonna, 9) Abentheuer des Prinzen Karl Eduard Stuart. Dazu noch eine Phantasie in Versen, Nelson und Medusa.

In den eigenen Novellen herrscht bei Arnim immer das phantastisch Barocke vor.

Seine „Melük Maria Blainville" ist eine Muhamedanerin, welche erst eine fromme Nonne und dann eine kokette französische Schauspielerin wird. In den „drei liebreichen Schwestern" läßt die Madonna Sterne vom Himmel als Goldstücke niederfallen, um die Armuth zu beglücken. „Cosmus," einer Gräfin verlorener Sohn muß Seiltänzer werden. In der „Eheschmiede" zu Gretnagreen führt der Dichter eine Menge ehelustiger Paare zusammen. „Frau von Saverne" wird von einem Intriguanten für verrückt ausgegeben und nur gegen das Versprechen, ihn zu heirathen, wieder frei, entkommt ihm aber und läßt ihn in einer Tretmühle ängstigen, bis er alles, was zu ihrer Ehrenrettung nöthig, zusagt. „Fürst Ganzgott" läßt eine Zeitlang den ihm sehr ähnlichen „Sänger Halbgott" seine Stelle bei seiner Gemahlin vertreten, welche äußerst zärtlich wird und den Sänger in die größte Verlegenheit versetzt. In der „zerbrochenen Postkutsche" treten Werther und Lotte, in der „Weihnachtsausstellung" Siegfried von Lindenberg auf. Im „Pfalzgrafen" wird dieser junge hübsche Graf an die Stelle der Leiche Philipps des Schönen in den Sarg gelegt, um die wahnsinnige Königin Juana zu heilen, und kommt derselbe Pfalzgraf später einmal zu einer andern Geliebten so brennenden Herzens, daß er nicht merkt, daß seine Kleider brennen. In der „Kirchenordnung" verschwindet ein Pfarrer während einer Sonnenfinsterniß und findet sich nach vielen Jahren wieder. Im „Raphael" schildert Arnim den Tod dieses großen Malers. In den „Metamorphosen der Gesellschaft" ergeht sich der Dichter in Betrachtungen der Gesellschaft, Literatur ꝛc.

Ich übergehe die übrigen Novellen. Unter den dramatischen Dichtungen Arnims ist „Cardenio und Celinde" am ausgezeichnetsten, eine freie Bearbeitung des schönen Trauerspiels von A. Gryphius (Theil II. S. 405).

Die Liebe siegt hier gegen alle Convenienzen der Welt und selbst über die Macht der Hölle. Nie, außer in Shakespeares Romeo und Julie, ist die erste Jugendliebe süßer und feuriger geschildert worden. Zwar hat Arnims Humor alle möglichen fremden Dinge, die Halloren, den ewigen Juden, Napoleon, Sir Sidney Smith ꝛc. hineingezogen und eine Fülle lyrischer Ergüsse und doch ist das Schauspiel nicht überladen und wie viel Blumen auch der Dichter in das Feuer seiner Dichtung wirft, als wollte er sie ersticken, die Gluth dringt doch durch alles hindurch mit ihrem schönen Purpur, ohne eine Blüthe zu verletzen.

Ungleich unpassender sind die willkührlichen Zusätze zu der „Päpstin

Johanna". Ueber die ältere Dichtung vgl. Theil II. S. 101. In Arnims Schauspiel

ist Johanna die Unschuld selbst. Sie wächst als Knabe, als Jüngling auf, bildet sich ein, als solcher in die schöne Stephana verliebt zu seyn, wird ohne Zuthun und ohne Arg Papst und verliebt sich jetzt erst als Mädchen in den schönen Pfalzgrafen, dem sie am Ende auch unter Zustimmung des neuen Papstes vermählt wird.

Wir sehen hier, wie Arnim den höchsten romantischen Reiz in einer willkührlichen Zerstörung aller mittelalterlichen Denkart suchte. Mit ähnlicher Willkühr behandelt er in den „Gleichen" die alte Sage vom Grafen mit seinen zwei Frauen. Vgl. Theil II. S. 61.

Während der Graf mit der schönen Amra aus der Gefangenschaft zurückkehrt, zieht ihm seine daheim zurückgebliebene Gemahlin mit ihrem platonischen Liebhaber Plesse entgegen. In Venedig treffen sie sich. Die Gräfin aber, die sich in Mannskleidern nur für ihren Bruder ausgibt, macht nun Amra heftig in sich verliebt. Auf dem Schlosse des Grafen leben sie dann keineswegs, wie die alte Sage will, in Frieden, sondern Plesse wird erschossen durch den Hofmeister Hartmann, aus dem der Geist Hugo's, des Ahnherrn der Gleichen redet. Zugleich wird Joseph, der lebendig begrabene Bruder der Alt-Gleichen, entdeckt und gerettet. Die Alt- und Neugleichen kämpfen und fallen, bis auf Joseph, der bestimmt ist das Geschlecht allein fortzupflanzen. Der Graf geht ins Kloster, die Gräfin ditto, nachdem sie sich noch dem sterbenden Plesse vermählt hat. Amra heirathet den wirklichen Bruder der Gräfin. Eine wirklich sinnlose Verdrehung des einfachen alten Stoffes.

Die historischen Stücke Arnims aus der brandenburgischen Geschichte sind ziemlich langweilig: Markgraf Karl Philipp, der echte und falsche Waldemar, der Bürgermeister Glinde, der Stralauer Fischzug, die Vertreibung der Spanier von Wesel. „Die Appelmänner" enthalten einen guten Stoff.

Der Bürgermeister A. von Stargard läßt als Pommerischer Brutus seinen schuldigen Sohn enthaupten. Arnim aber erbietet sich, den Todten durch ein Zauberstäbchen wieder lebendig zu machen und mit Wiedersehen und Versöhnung echt kotzebue'sch zu schließen.

Auch im „Auerhahn" hat Arnim zu willkührlich die schöne Sage von Otto dem Schützen (Theil II. S. 64) verändert. Eine Anzahl kleiner Possen- und Puppenspiele hat Arnim älteren deutschen Schwänken entlehnt,

z. B. das Loch im Thurm, ein Hahnreispiel, Jemand und Niemand, der wunderthätige Stein &c.

Bei Arnims Schwager, Clemens Brentano, tritt das Phantastische noch viel zügelloser hervor. Sein erster Roman: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter," ist so verwildert, wie Tiecks Lovell und Schlegels Lucinde.

Violette, deren Mutter schon eine femme libre war, lebt ganz nur der Wollust. Die Jungfräulichkeit will sich ihr gar nicht anpassen und sie sucht sie sobald als möglich los zu werden. Der ihr vom Schooße abgelöste Gürtel wird ihr um die Augen gebunden und macht sie blind für alles, daß sie nur allein die Lust genießt. In dieser rast sie nun durch den Roman mit der wilden Grazie einer Mänade. Dabei entwickelt sie schon vollständig alle Regeln der Weiberemancipation. Sie haßt die Ehe wegen ihrer unendlichen Flachheit als eine ewige Protestation gegen das freie Streben zur Höhe. Sie haßt die Tugend, denn sie sey ein Zwang, und sich zur Tugend zwingen, sey eben das wahre Laster. Die Religion läßt sie gelten, aber nur als Sinnlichkeit. Religion sey nichts als unbestimmte Sinnlichkeit, sagt sie II. 361. Andächtig seyn könne man nicht als Mensch, sondern nur als Mann oder Weib. Sie gesteht, daß sie eine Heidin sey und daß sie alle Männer für Götter halte wegen des Männlichen. Die christliche Religion sey zu geistreich, deßwegen werde sie untergehen und das Heidenthum bestehen bleiben &c.

Aber Brentano läuterte sich, wurde überaus fromm und blieb es. Im Uebergange schrieb er viele Humoresken, Märchen und kleine Erzählungen. Am bekanntesten ist sein „Gockel, Hinkel und Gackeleia".

Der Graf Gockel von Hanau und seine Gemahlin Frau Hinkel von Henneberg sind arm geworden und bewohnen eine elende Hütte in den Ruinen ihrer Stammburg. Das einzige Besitzthum des Grafen ist ein Hahn und eine Henne, die er, als seine Wappenthiere, unter allen Umständen behalten will. Einmal kommen drei Juden und bieten ihm eine große Summe für den Hahn, der auf seiner Schulter sitzt, aber er gibt ihn nicht her. Frau Hinkel indeß und ihre Tochter Gackeleia können den Hahn nicht leiden, weil er sie immer zu früh durch sein Krähen aufweckt, und stecken ihn in einen Sack, wo er von Tag und Nacht nichts mehr weiß und nicht mehr kräht. Unterdeß wird auch die Henne mit ihren Küchlein durch Gackeleia's Unvorsichtigkeit von einer Katze gefressen. Als der Graf den Hahn endlich befreit, verlangt das halbverhungerte und über den Tod der Henne tiefbetrübte Thier selber, er solle ihn tödten. Wenn er es mit seinem gräflichen Schwerte thue, so sey das ein ehrenvoller Tod, und überdieß werde er in seinem Kopfe einen Zauberstein finden, der ihm alle Wünsche gewähren werde. So war es auch. Der Graf

enthauptete den Hahn, fand den Stein, wünschte sich und seiner alten Frau Jugend und Schönheit, ein schönes Schloß in der Residenz und Gut die Hülle und Fülle. Der König borgte von ihm, behandelte ihn als seinen besten Freund, und wollte seinen Sohn mit Gackeleia vermählen. Aber Gackeleia hatte, obgleich der sterbende Hahn ausdrücklich verlangt, sie solle nie mit einer Puppe spielen, weil ihr Glück daran hänge, sich von einem Juden eine schöne Puppe aufschwatzen lassen und ihm dafür, wie er verlangt, den Zauberstein des Vaters gegeben. Der Graf konnte nun nicht mehr zaubern und der boshafte Jude machte, daß das schöne Schloß versank, der Graf und die Gräfin wieder alt wurden und sammt der Tochter als Bettler fortgejagt wurden. Gackeleia nahm die Puppe mit. Sobald der Graf diese erblickte, ahnte er, was an seinem Unglück schuld sey und wollte Gackeleia strafen. Diese lief davon und kam nicht wieder. Allein in ihrer Puppe steckte ein weißes Mäuschen, das der Jude hineingethan, um der Puppe lebendige Bewegungen zu geben, und das Mäuschen war einst vom Grafen aus den Zähnen einer Katze befreit worden. Aus Dankbarkeit gab es jetzt der betrübten Gackeleia das Rettungsmittel an, schlich sich in der drei Juden Haus, stahl ihnen, die sich unterdeß modernisirt, baronisirt, beordensbandet rc. hatten, bei Nacht den Zauberstein, verwandelte sie in Esel und gab dem Grafen all sein voriges Glück zurück, der Königssohn aber heirathete die Tochter.

Wie hier dem romantischen Ritter das moderne Judenthum, so steht im „Märchen vom Rhein" der in den Rhein gefallenen und vom jungen Müller geretteten romantischen Prinzessin die moderne Schulweisheit in Herrn Cisio Janus gegenüber. Im Märchen „vom Murmelthier" wiederholt sich das alte vom Aschenbrödel. In andern variirt Brentano nur die alten Märchen von den starken Gesellen, vom Tischlein deck dich, vom Siebentod auf einen Schlag, und viele Märchen des Neapolitaners Basile, alle mit sehr phantastischen Auswüchsen. — Meisterhaft ist die Satire „der Philister", worin Brentano den deutschen Spießbürger in der Napoleonischen Zeit schildert. Ein bloßer Scherz sind „die mehreren Wehmüller", voll komischer Verwechslungen aus Anlaß eines strengen Pestcordons an der Grenze.

Ernst und tragisch ist zuerst die merkwürdige „Geschichte des braven Kasperl und des schönen Annerl", in welcher die liebliche Naivetät der Idylle mit allem Gräßlichen eines Criminalprozesses gepaart erscheint. Annerl wird als Kindsmörderin hingerichtet. Im älteren ehrbaren Chronikenstyl schrieb Brentano die Begebenheiten des Schüler Johannes und

das Tagebuch einer Ahnfrau. In den „drei Nüssen“ gehen Omina dem Morde vorher.

Brentano schrieb auch mehrere Schauspiele. Am meisten wird sein „Ponce de Leon“ geschätzt (schon von 1801), der auch in der That öfter Shakespeare'schen Geist verräth, aber das Interesse weniger in Charaktere, als in tolle Verwicklungen und Verkleidungen legt und überhaupt an zu viele Personen vertheilt. „Die lustigen Musikanten“ und „Viktoria und ihre Geschwister“ sind Singspiele für die Siegesfeste von 1813, aber in humoristischem Ton geschrieben, das letztere erinnernd an Wallensteins Lager von Schiller. Demselben patriotischen Zwecke dient das längere episch-dramatische Gedicht „die Gründung Prags“, höchst wunderlich und bizarr die alte mythische Geschichte Böhmens mischend mit der Verehrung für das sächsische Königspaar, welches damals in Prag in unfreiwilliger Verbannung zubrachte.

Besser als alle diese allzu ausschweifenden Sachen sind die lyrischen Ergüsse Brentano's. Seine weltlichen Gedichte sind voll Zartheit und süßer Gluth. So das schöne Lied an den Mond, das Heimwehlied, die Blumenklage, die Romanze von der Lorelei. Die Romanzen vom Rosenkranz sind allegorisch zu verstehen und enthalten zum Theil nur persönliche Beziehungen und Erinnerungen. Aufs würdigste aber schließt Brentano mit den geistlichen Gedichten ab, die uns die heiligsten Bilder im reichsten Blumenkranze zeigen.

Oft vertieft er sich in reiner Blumenlust in dem immer höher ihn überrankenden, immer üppiger ihn umdrängenden Blumenflor und unter dem immer düfteschwerer auf ihn niederschattenden Blüthenüberhang, während kaum noch ein sonnenbeglänzter grauer Schein durch die bunte Farbenfülle blickt und an die Nähe der Kirche mahnt. Oft fällt er unwillkührlich in den Ton, der in den Liedern des h. Franziscus von Assisi überall wiederklingt, preisend die Natur als Gottes Schöpfung und verweilend beim geringsten der Geschöpfe als einem gottgeschaffenen Wesen, z. B. S. 455. Am schönsten in dieser Art ist das Frühmorgenlied vom Kirschenblüthenstrauß, S. 484. Zuweilen tritt die Persönlichkeit gar zu kindisch naiv hervor, z. B. in dem Liede vom Aderlassen vor dem Abendmahl, wo die Beziehung des Blutens auf den Tod am Kreuz nicht ziemlich erscheint. Allein man kann das kindliche Gefühl nicht wahrer ausdrücken und es gefällt uns besser, daß der Dichter sich ihm überläßt, als wenn er sich genirt und vor dem strengen Publikum mit allerlei vornehmer Zurückhaltung Position genommen hätte.

Die reiche Phantasie Brentano's kehrt wieder bei seiner Schwester Bettina v. Arnim, aber noch minder geregelt und noch willkührlicher. Daß sie sich (in Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde) in eine Liebe zu dem viel älteren Göthe hineinträumen konnte, war ein Verrath an der echten Romantik.

Ebenfalls dem Heidelberger Kreise befreundet und gleichfalls einer angesehenen Frankfurter Familie angehörig, leuchtete Karoline v. Günderode früh in poetischem Feuerwerk auf, um schnell zu erlöschen. Sie liebte im Anfang des Jahrhunderts den berühmten Heidelberger Philologen und Symboliker Creuzer (einen Freund von Görres) und gab sich selbst den Tod. Bettina schrieb über sie ein Buch und 1857 gab Götz ihre sämmtlichen Dichtungen heraus. Von dem Schmerz, der die Günderode zum Selbstmorde trieb, zeugen fast alle ihre lyrischen Gedichte.

Ein Schwanken, eine ängstliche Verwirrung, ob sie vergessen soll, ohne zu sterben, oder sterben, um zu vergessen, durchzittert das wunderbare Lied „Lethe“. In einem andern Liede „die Bande der Liebe“ gibt sie zu verstehen, die Erinnerung und der Tod sey für sie dasselbe, sie müsse an der Erinnerung sterben. Wieder in einem andern Liede „der Adept“ schildert sie die Unerträglichkeit der Zeit, die ewig dasselbe wieder bringt. In tödtlich ermattender Ungenüge schwankt sie zwischen Lebens- und Todeslust. Eines der schönsten Lieder, in das sie die ganze Poesie ihres Schmerzes gehaucht hat, ist das „Stumm und Leer“.

Kann Lieb so unlieb seyn,
Von mir so fern, was mein? —
Kann Lust so schmerzlich seyn,
Untreu so herzlich seyn? —
O Wonn', o Pein!

Immer bestimmter neigt das schöne schwere Haupt dem Abgrund zu. Sie will sterben.

Auf Naxos Felsen weint verlassen Minos Tochter.
Der Schönheit heißes Flehn erreicht der Götter Ohr.
Von seinem Thron herab senkt Kronos Sohn die Blitze,
Sie zur Unsterblichkeit in Wettern aufzuziehn.

Man wird nicht leicht rührendere Klagen in so schöner Sprache gelesen haben. Die Günderode steht, was ihre Sprache anlangt, in der ersten Reihe unsrer romantischen Dichter.

Ihre dramatischen Dichtungen sind weniger vollendet.

Auffallend klingt durch dieselben des falschen Ossian Harfe durch. Das kleine Stück „Mora“ ist ganz ossianisch. Es ist gewiß merkwürdig, wie sich von diesem Pseudobarden (dem in Sentimentalität speculirenden Macpherson) gleichzeitig der harte Napoleon und die zarte Günderode haben verführen lassen. In dem kleinen Stück „Immortalita“, einem lucianischen Gespräch ähnlich, gelangt Erodion über den Styx und wird durch Immortalita (d. h. die Liebe durch die Unsterblichkeit) nach Elysium geführt. Das kleine Drama Hildgund schildert die Vorbereitung zu Attila's Mord durch dieses Mädchen. Udohlah ist das schwächste Stück, in der Sprache auffallend an Lessings Nathan erinnernd. Ein Sultan entsagt seiner Geliebten, weil entdeckt wird, er habe den Mord ihres Vaters verschuldet. „Magie und Schicksal“ ist dem antiken Oedipus nachgebildet. Eine Mutter entbrennt für den eignen Sohn, den sie in der Jugend hülflos verlassen hatte, später in unreiner Liebe, ohne zu wissen, wer er ist. Merkwürdig sticht gegen dieses düstere Schauspiel „Muhamed“, ab, der unter allen Umständen, in Gefahren, in Trauerfällen, bei Gelegenheiten, wo er sich rächen könnte rc., die vollkommenste Ruhe, Milde und Großmuth bewahrt. Hätte die Dichterin selbst diese ideale Ruhe besessen, so würden wir ihren frühen Tod nicht beklagen müssen.

In Heinrich v. Kleist erkennen wir einen der liebenswürdigsten, aber auch der unglücklichsten Romantiker. Sohn eines preußischen Offiziers irrte er, ohne eine rechte Bestimmung zu wählen, unstät umher, hatte das Unglück, obgleich er selbst gar nicht Soldat war, 1806 für einen Offizier gehalten und als Gefangener nach Frankreich geschleppt zu werden, verliebte sich nachher in Adolphine Vogel, geb. Keber, und erschoß sich mit ihr gemeinschaftlich 1811. Durch das zerrissene Gewölk seiner Seele blicken wir in klare schöne Landschaften von wunderbarem Reize. Daß die Liebe ein Zauber sey, diese Wahrheit hat kein Dichter tiefer erkannt, als Heinrich v. Kleist, Aber er versenkte sich zu tief in diesen Zauber. Wer die ganze Süßigkeit der Sympathie ausdenken will, muß mit dem Leben zerfallen. In seinem ersten Trauerspiel „die Familie Schroffenstein“ schwebte ihm Romeo und Julie vor.

Rupert, das Haupt des einen Zweiges der Familie, glaubt, Sylvester, das Haupt des andern Zweiges, trachte ihn um des Erbes willen zu verderben. Da Ruperts jüngster Sohn zufällig verunglückt, heißt es, Sylvester habe ihn ermorden lassen und Rupert beginnt die blutige Fehde wider den ganz unschuldigen Sylvester. Insgeheim aber kommt Ruperts Sohn Ottokar mit Sylvesters Tochter Agnes im Walde zusammen, denn beide lieben sich. Als Rupert es erfährt, überfällt er sie. Ottokar hat aber noch Zeit, seine Kleider mit denen seiner Geliebten zu vertauschen. Eine Scene voll Reiz, indem er

dem keine Gefahr ahnenden Mädchen die Wonne der Brautnacht vorspiegelt, indem er sie entkleidet. Darauf kommt Rupert und ersticht seinen eigenen Sohn Ottokar, indem er ihn für Agnes hält. Agnes entkommt, wird aber nun von ihrem Vater, der sie für Ottokar hält, getödtet. Ueber ihren Leichen versöhnen sich die ihres Irrthums inne werdenden Väter.

Die tiefste Bezauberung durch die Liebe, wie sie je ein Dichter auffaßte, liegt in Kleists „Käthchen von Heilbronn" vom Jahr 1810.

Das Käthchen ist die vermeinte Tochter eines Waffenschmiedes in Heilbronn. Ritter Wetter vom Strahl besucht die Schmiede seiner Rüstung wegen, das Mädchen sieht ihn, wird sogleich magnetisch mit ihm verbunden und stürzt ihm in somnambulem Zustande aus dem Fenster nach aufs harte Pflaster. Der Schmied klagt den Ritter bei der Veme auf Zauberei an. (Kannte wohl Kleist die ältere, schönere Erzählung, die ich Th. II. S. 432 mitgetheilt habe?) Der Ritter ist unschuldig. Er treibt das wieder geheilte Mädchen, das ihm wie ein Hund folgt, mit der Peitsche fort. Sie ist aber durch den unauflöslichen Zauber der Sympathie an ihn gebunden und kann ihn nicht lassen. Sie leistet ihm die wichtigsten Dienste, als Feinde ihn verfolgen. Dankbarkeit, Mitleid erweichen sein Herz. Er findet sie schlafwachend unter einem Fliederbaum und beginnt ein Gespräch mit ihr, die immer fortschläft und doch spricht. Sie stürzt sich für ihn ins Feuer der brennenden Burg. Aber erst als sie als eine verloren gegangene Tochter des Kaisers wiedererkannt wird, kann er sie heirathen.

In diesem rührenden Schauspiel, das sehr großen Beifall fand, ist die blinde Liebe und Hingebung des Weibes in unnachahmlich reizenden Zügen geschildert. Viel schöner als in der Griseldis. Sehr schön ist Kleists „Prinz Friedrich von Homburg".

Der Prinz, ein junger ritterlicher Held, dient unter dem großen Kurfürsten und liebt dessen Nichte Natalie. Als Nachtwandler begegnet er ihm zufällig und verräth in diesem bewußtlosen Zustande seine Liebe. In der Schlacht bei Fehrbellin erringt seine unwiderstehliche Tapferkeit den Sieg, aber gegen Befehl, und wegen Ueberschreitung seiner Ordre wird er verhaftet. Auch in der Haft verläßt ihn seine edle Schwärmerei keinen Augenblick und bald entläßt ihn der Kurfürst mit hoher Auszeichnung und gibt ihm Natalien. Eine sehr originelle und reizende Mischung von junger Kriegerehre und fast mädchenhaftem Somnambulismus. Der männliche Pendant zum Käthchen desselben Dichters.

In „der Hermannsschlacht" legte Kleist den ganzen Schmerz seines patriotischen Herzens nieder. Er sah Deutschland innerlich zerrissen, von Napoleons Heeren rettungslos überschwemmt. Da ballte sich seine

Faust und er träumte sich zurück in die Zeit des Arminius. Aber er spiegelte in diesem Heldenbilde zugleich den ganzen Verrath der Gegenwart, die Zwietracht, Schwäche und Erbärmlichkeit deutscher Fürsten ab. — Eben so genial sind die griechischen Dramen Kleists.

Penthesilea's Geschichte ist noch von keinem Dichter genialer aufgefaßt worden als von ihm in dem gleichnamigen Trauerspiel. Schade nur, daß er den Stoff ganz willkührlich behandelt hat.

Penthesilea nämlich bildet sich ein, den Achilleus besiegt zu haben und hingerissen von seiner Schönheit, behandelt sie ihn mit einer Großmuth, die rasch in die innigste Hingebung der Liebe übergeht. Auch er kann diesem holden Liebreiz der gewaltigen Amazone nicht widerstehen und gibt sich ihr ganz hin. Nun entsteht aber ein kleiner Zank zwischen ihnen. Da er nämlich der Sieger ist, will er sie mitnehmen, während sie sich einbildet, ihn in ihr Reich mitnehmen zu können. Sobald sie ihren Irrthum inne wird, fällt sie in Raserei. Alle ihre weibliche Hingebung war motivirt durch die Großmuth, die sie als Siegerin äußern konnte. Unter dem Gesichtspunkt einer Besiegten mußte sie dagegen unziemlich und verächtlich erscheinen. Daher die Wuth, in welche Penthesilea ausbricht und die so weit geht, daß sie den nämlichen Achill, den sie eben noch so heiß geliebt, tödtet und wie eine Bachantin in Stücke reißt.

Nicht minder keck weicht Heinrich v. Kleist auch in einem Lustspiel von der alten Tradition ab, im „Amphitruo".

Hier entfernt sich Jupiter nicht, sondern bleibt auf dem Platze als Amphitruo und stellt sich dem wahren Amphitruo entgegen. Alkmene soll entscheiden und hält den falschen Amphitruo für den wahren. Nun kann man sich denken, in welche Verlegenheit dieser letztere geräth, bis Jupiter dem Schmerz ein Ende macht, sich als Gott zu erkennen gibt und den armen Hahnreih fühlen läßt, daß er es noch als eine Gnade anzusehen habe, einen solchen hohen Gast im Bette seiner Frau gehabt zu haben.

Kleists Trauerspiel „Robert Guiscard" blieb Fragment. Sein Lustspiel „der zerbrochene Krug" ist unbedeutend. — Unter seinen kleineren Erzählungen

ist die erste „Michael Kohlhaas" einer wahren Begebenheit der brandenburgischen Geschichte nacherzählt. In der zweiten Erzählung läßt „die Marquise von O." in die Zeitungen einrücken, sie sey ohne ihr Wissen schwanger geworden und fordere den unbekannten Vater ihres Kindes auf, sich zu melden. Ein Graf meldet sich, sie heirathet ihn aber erst, nachdem er sich demüthig um ihre Liebe hat bewerben müssen. — „Das Erdbeben in Chili." Josephe,

eine junge Dame zu St. Jago in Chile mußte wider Willen Nonne werden, ihr Geliebter, Don Asteron, schlich sich aber heimlich zu ihr, sie wurde schwanger und gebar ein Kind unterwegs während einer Prozession. Wegen dieses Skandals sollte sie eben enthauptet werden und Asteron wollte sich gleichzeitig umbringen, als ein ungeheures Erdbeben sie unterbrach. Sie kamen glücklich mit dem Leben davon, fanden sich in der allgemeinen Zerstörung wieder und lebten noch kurze Zeit glücklich, bis das Volk sie erkannte und ermordete. — „Die Verlobung in St. Domingo." Toni, eine junge Mestize auf Hayti, im Hause eines der wildesten und unbarmherzigsten Negerhäuptlinge, verbirgt Gustav, einen jungen französischen Offizier, während des großen Negeraufstandes, indem ihr wildes Herz von der heftigsten Liebe zu ihm ergriffen wird. Auch ihn fesselt an sie nicht nur Dankbarkeit, sondern auch der Umstand, daß sie seiner ermordeten Geliebten ähnlich ist. Der Neger überrascht sie, da schnell entschlossen bindet sie dem Jüngling mit wilder Geberde die Hände, als hätte sie ihn eben gefangen genommen und rettet ihn so wenigstens vor augenblicklicher Ermordung. Dann in der Nacht sucht sie mit größter Anstrengung Weiße auf, die ihn befreien; aber kaum hat er die Hände frei, so schießt er die arme Toni nieder, indem er nicht weiß, was sie für ihn gethan hat. — „Das Bettelweib von Locarno." Ein Marchese jagt eine Bettlerin aus dem Winkel, wo sie ruht, sie steht auf und bricht todt zusammen, ihr Geist aber verfolgt den Marchese, bis er das Schloß und sich selbst mit verbrennt. — „Der Findling." Piachi, ein Kaufmann in Rom, erbarmte sich in Ragusa auf einer Reise eines verwaisten pestkranken Knaben Nicolo, durch den aber sein eigener geliebter Sohn angesteckt wurde und starb. Trotzdem fuhr er fort, Nicolo zu pflegen und behielt ihn an Sohnesstatt. Als er aber erwachsen war, entehrte Nicolo mit Gewalt seine Pflegemutter, Piachi's Gattin, daß sie vor Entsetzen starb. Piachi ermordete dafür den schändlichen Pflegesohn, der so viel Unglück über ihn gebracht, und wollte, als er selber hingerichtet wurde, keine Buße thun, noch Absolution annehmen, um gewiß in die Hölle zu kommen und dort seine Rache an Nicolo zu vollenden. — „Der Zweikampf." Littegarde, die edle Wittwe des Ritter von Auerstein, wurde vom Grafen Jakob dem Rothbart geliebt, den sie aber verschmähte. Jakob brachte seinen Bruder, den Herzog von Breisach, um und rächte sich zugleich an Littegarde, indem er ihr schamlos erklärte, in der Nacht des Mordes bei ihr geschlafen zu haben. Die scheinbaren Gründe für dieses Alibi genügten. Littegarde wurde von ihren Brüdern ins Elend gestoßen. Ritter Friedrich von Trota nahm sich ihrer an, rief das Gottesurtheil im Zweikampf an, unterlag aber und nun sollten beide als Frevler gegen das Gottesgericht, das sie schuldbewußt angerufen hatten, sterben, als der schwer erkrankte Rothbart sein Verbrechen und jener beiden Unschuld erklärte.

Der Maler Philipp Otto Runge aus Wolgast, dessen Werke nach

seinem Tode 1840 erschienen, schrieb zuerst die berühmt gewordenen Märchen vom Machandelbaum und vom Fischer und seiner Frau nieder und componirte selbst mit dem Pinsel wie mit der Feder Märchen, in denen die Blumen eine große Rolle spielen.

Die Blumen dienen ihm zum allegorischen Ausdruck. So malt er in der Geschichte einer weißen Lilie den Wechsel der Tageszeiten, von ihrem Erwachen bis zu ihrem Hinabsinken. Alles von dieser Art kann eigentlich nur als Randzeichnung gelten, aber kein Maler war je so reich in den Arabesken, als Runge.

Der schlesische Dichter, Joseph Freiherr v. Eichendorff, welcher zuerst 1815 auftrat, hat in seinen lyrischen Gedichten, wenn dieselben Waïdeinsamkeit, Morgen- und Reiselust oder stille Liebe schildern, viel von Novalis und Tieck angenommen, in den Capriccios aber von Chamisso. Seine Novellenprosa erinnert am meisten an Arnim, gelegentlich auch an Sternbalds Wanderungen. Im Drama ist er warm, wie Heinrich von Kleist. Ueberall wiederholen sich bei ihm die zartesten Bilder und Töne unserer besten romantischen Dichter, aber Eichendorff selbst tritt uns nicht in festumrissener Originalität entgegen.

Sein erster Roman „Ahnung und Gegenwart" wurde 1815 durch Fouqué eingeführt.

Der junge Graf Friedrich fährt von lustigen Studenten begleitet die Donau herab. Da fesselt ihn ein fremdes schönes Mädchen, Rosa. Er folgt ihren Spuren, geräth in eine Räuberherberge, wo ein schönes junges halbnacktes Mädchen ihn warnt und ihm im Kampf gegen die Räuber beisteht. Obgleich Sieger, wird er verwundet und erwacht, nach langer Ohnmacht, auf Rosa's Schloß, neben sich den Knaben Erwin, der ihn im Walde gefunden haben will. Es ist das als Knabe verkleidete Mädchen aus der Räuberschenke, die ihm fortan unerkannt dient, ohne daß er sie wiedererkennt oder ihr Geschlecht erräth. Er genest und findet die beste Gesellschaft im Schloß. Mit einem hier gewonnenen Freund Leontin besucht er ein anderes Schloß, wo Julie, Leontins Geliebte, wohnt, und endlich das Schloß der geistreichen Gräfin Romana, die sich mit aller Gluth einer Italienerin in ihn verliebt. Er kommt in die Residenz, wo Rosa von einem Prinzen umgarnt ist. Er kämpft für das Vaterland in einem Gebirgskriege mit (dem Tirolerkriege), weßhalb er geächtet und seine Güter confiscirt werden. Er kommt wieder zur Gräfin Romana, die sich, da sie ihn nicht gewinnen kann, wie Dido-Armida benimmt, nämlich sich erschießt und zugleich ihr Schloß in Brand steckt. Er findet Erwin wieder, der bei seinem Anblick todt auf die zerbrochene Laute

stürzt, die er eben gespielt hat. Jetzt erst erkennt man in ihm das Mädchen Leontin heirathet Julien, Friedrich aber geht in ein Kloster.

Es sind da überall hübsche romantische Anklänge und Anfänge, aber nichts ist durchgeführt. Der Knabe ist eine schwache Erinnerung an Mignon, sein Charakter wird eigentlich nie entwickelt. Friedrich erhebt sich aus der romantischen Liebelei, kämpft für das Vaterland und weiht sich der Kirche; aber das ist alles nicht gehörig in seiner Charakteristik motivirt und erscheint wie zufällig.

„Krieg den Philistern". Dramatisches Märchen von Eichendorff (1824) ist eine Nachahmung und ärgste Uebertreibung der von Tieck im Zerbino und in der verkehrten Welt beliebten Manier.

Das Heer der Poetischen bricht feindlich in das Land der Philister ein, auf Schiffen, die über Land fahren. Sie landen an verschiedenen Punkten und unter verschiedenen Klassen der Philister. Sodann reisen Narr, Kritikus rc. rückwärts in die Vergangenheit, in die Perücken- und Reifrockzeit, in die alte Ritterzeit rc. Endlich spricht nicht nur der Autor des Stückes selber mit, sondern auch der Rezensent und wird die Illusion in jedem Augenblick zerstört. Es fehlt in diesem Stück durchaus nicht an feinen Anspielungen und guten Witzen, die sich auf den verkehrten Geschmack des Publikums, die Anmaßung der Dichter, die Einseitigkeit der Schulen und Lächerlichkeit der Moden beziehen; aber die Scenen wechseln gar zu bunt mit den Personen selbst; es hätte doch mehr Einheit wenigstens durch die Hauptpersonen in das Stück gebracht werden sollen. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird zu sehr zerstreut.

Eben so phantastisch ist die Novelle „Viel Lärm um nichts", in welcher die Poetischen, Prinz Romano und Gräfin Aurora, in das Besitzthum des Herrn Publikum gerathen. Die poetische Gräfin kehrt sehr oft bei Eichendorff wieder. So in der Novelle „aus dem Leben eines Taugenichts".

Der Taugenichts ist ein armer Junge, der mit einer Geige singend in die Welt hinausgeht und von zwei Damen hinten auf dem Wagen mitgenommen wird, weil sein Gesang und Spiel sie ergötzt. Er wird in ihrem Schloß aufgenommen und Gärtner. Die junge schöne der beiden Damen, Gräfin und Gemahlin des Schloßherrn, interessirt sich sehr für den Taugenichts, er singt und spielt oft heimlich vor ihrem Fenster. Plötzlich wird er einmal im Walde von Räubern entführt, die sich aber nachher als Maler kund geben und mit denen er nach Italien geht. Die Maler bewundern seine Schönheit, auch eine unbekannte Gräfin, die er für die seine hält, in der er aber eine fremde erkennt und gegen die er sich so ungeschickt benimmt, daß sie ihn fahren läßt.

Endlich kommt er zurück und findet seine Gräfin wieder, aber jetzt erst entdeckt er, daß es gar keine Gräfin, sondern die Nichte des Portiers und nur im Schloß erzogen ist. Nun bekommt er sie zur Frau. Das Ganze läuft also auf eine romantische Mystification hinaus, die gar anmuthig durchgeführt ist. Der Styl mahnt an Arnims Kronenwächter. Aber die durchdachten Lieder passen nicht für einen so jungen unerfahrenen Taugenichts. Auch ist der Dichter etwas nachlässig gewesen, indem beim Abschied des Taugenichts noch Schnee vom Dache schmilzt und er an demselben Tage noch durch wogende Kornfelder wandert.

Aehnlich die Novelle „das Marmorbild“.

Ein gewisser Florio wird ganz eben so mystificirt durch eine junge Dame, die ihm in mannigfaltiger Gestalt erscheint, bis er sie in Knabentracht wiederfindet und sie seine Braut wird. Der Dichter führt uns durch italienische Paläste und Gärten voll reizender, nur zu flüchtiger Erscheinungen. Alles ist zu nebulos und traumhaft, die Auflösung der Räthsel, wie in der früheren Novelle, zu nüchtern.

Die Novelle „Dichter und ihre Gesellen“ (1834) verdient am meisten den Vorwurf, eines jener unglücklichen Produkte der Romantik zu seyn, in denen die Dichter nicht die Welt, sondern nur sich und ihre Lieblingslecture und Kunstgenüsse bespiegeln. Nicht geschöpft aus der Tiefe der Natur- und Lebensanschauung, sondern aus Göthe's Wilhelm Meister und Tiecks Sternbald.

Baron Fortunat, halb Student, halb Jäger, reist lustig durch die Welt, findet in einem kleinen Städtchen seinen Universitätsfreund Walter und macht mit ihm einen poetischen Lustritt zu dem nicht fern wohnenden Dichter Grafen Victor. Unterwegs in einem Amtmannshause lernt er die reizende Florentine, Walters Geliebte, kennen, und beneidet ihn. Victor ist nicht zu Hause. Indem Fortunat seinen Weg weiter nimmt, begegnen ihm während eines Ungewitters vornehme Damen zu Pferde, im nassesten Zustand, die schwarzen Locken an dem schönen Gesicht der Einen, die später als Gräfin Juana erkannt wird, herunterhängend und triefend. Dazu kommt noch eine total verregnete Schauspielerbande, wodurch wir plötzlich in Göthe's Meister versetzt werden. Die Gräfin Juana ist im Gefolge einer Fürstin, deren Gemahl die Schauspieler bestellt hat. Auch Fortunat besucht ihren Hof, an dem der ritterliche Literat Lothario und ein phantastisch humoristisch ausschweifender Poet Dryander, den die Fürstin liebt, der Maler Albert rc. die ästhetischen Genüsse leiten. Auch ein englischer Lord ist da, der „die Geschichte der wilden Spanierin“ erzählt, einer Gräfin, die aus Patriotismus unter den Franzosen greulich gemordet, aber einen französischen Offizier, nachdem sie ihn verwundet,

gänzlich zu ihrem Sklaven und Mitkämpfer gegen sein eigenes Volk gemacht hat. Man ahnt, daß das eben die Gräfin Juana sey, die ein italienischer Marchese heirathen soll, vom Fürsten geliebt, von Lothario entführt wird, sich aber unterwegs ins Wasser stürzt. Fortunat sieht ihr Leichenbegängniß und flieht ins Land der Kunst, nach Italien. Hier verliebt er sich in die schöne Fiammetta, findet alte Bekannte, Maler und Dichter, wieder. Jetzt erst erfahren wir, daß Lothario der Dichtergraf Victor ist. Die Fürstin täuscht in der angenommenen Kleidung Juana's. Er endet als katholischer Geistlicher. Fortunat verliert Fiammetten, aber nur, um sie in Deutschland wiederzufinden und zu heirathen.

Eichendorff schrieb auch zwei contrastirende Trauerspiele von schöner Anlage, den „Ezzelino von Romano" 1828.

Ezzelin als echter Sohn seiner wilden Zeit aufgefaßt, der noch wilder als sie, mit ihrer Wildheit spielt und das ghibellinische Ideal eines blühenden weltlichen Reichs im Auge, doch zugleich weiß, daß es nur hinter Strömen von Blut zu erreichen ist, in denen er untergehen muß, in die er sich aber wie in ein erfrischendes Bad stürzt.

Dagegen ist Heinrich Reuß von Plauen im „letzten Ritter von Marienburg" (1830)

ein Ideal von christlicher Ritterpflicht und unerschütterlicher Festigkeit im Dienste des höchsten Herrn, muthig in der höchsten Noth, würdevoll im Unglück, ganz ohne Egoismus.

Schade, daß Eichendorff, anstatt so viel zu wilhelmmeistern und zu sternbalden, nicht mehr darauf Bedacht nahm, starke männliche Charaktere zu zeichnen. Er hat auch ein Lustspiel geschrieben, welches den besten spanischen Stücken an Feinheit gleichkommt, „die Freier" (1833). Im Grunde nur eine Wiederholung von Jüngers „Maske für Maske", aber viel geistvoller.

Ein junger Graf Bernard will seine Zukünftige, die er noch nicht kennt, die schöne Gräfin Adele, prüfen und kommt als lustiger Schauspieler auf ihr Schloß. Sie selbst aber hat sich bereits in ihr Kammermädchen verkleidet und in diesen Masken verlieben sich beide in einander. Anders aber hat Eichendorff das Kammermädchen behandelt, die hier (Flora) wenigstens eben so geistreich ist als ihre Herrin und durch ihre Munterkeit als angebliche Gräfin den Reiz des Ganzen erhöht.

Der Jugend- und Liebesmuth des Grafen, der Adele, und des Jägers Victor, der Floren erobert, ist mit hoher Genialität aufgefaßt und mahnt an Shakespeare's beste Lustspiele.

In seinen späteren Jahren schrieb Eichendorff mehrere Werke über die neuere, vorzugsweise die romantische Poesie, worin er sie vollkommen richtig beurtheilte, das Herrliche an ihr hervorhob und gegen Verunglimpfung schützte, aber auch ihre Mängel nicht mißkannte.

5.

Rückfall der Romantik in den Dämonismus.

Da die meisten Romantiker Protestanten und Kinder ihrer Zeit waren, wurden sie von der alten Kirche, zu welcher doch der Weg aller Romantik führte, nicht mächtig genug angezogen, ja viele wichen scheu vor ihr zurück. Weil sie aber die Lichtseite flohen, geriethen sie in die Nachtseite und ihre Phantasie, dem Mittelalter entrinnend, fand keinen andern Ausweg als den in die Dämonomanie des Reformationszeitalters. So reproducirte sich das „Hereinragen der Hölle in die deutsche Dichtung" wie vor dreihundert Jahren jetzt wieder in der von ihrem Ziel rückwärts entweichenden, herabsinkenden Romantik.

Schon in den Ritterromanen, diesen Ausgeburten der falschen Romantik, hatten Geister gespuckt. Im Jahr 1808 erschien Jung-Stillings Theorie der Geisterkunde, worin gelehrt wurde, daß die Geister der Verstorbenen wirklich erscheinen könnten, während die Rationalisten eine Menge Bücher verbreiteten, worin umgekehrt der Geisterglauben als Wahn und Obscurantismus verschrieen wurde. In den Jahren 1810—1816 gaben Johann August Apel, Senator in Leipzig, und Friedrich August Schulze (genannt Laun) in Dresden ein Gespensterbuch heraus, welches echt poetische Stoffe dieses Gebiets verarbeitete. Am berühmtesten wurde Apels Erzählung „der Freischütz". Vgl. Theil II. S. 163. „Die Bräutigamsvorschau" ist derselbe Stoff, den Tieck im „Dolch" behandelte. Vgl. Theil I. S. 142. Schön ist „das stille Kind" und sehr eigenthümlich „die Todtenbraut".

Hildegarde, die verstorbene Zwillingsschwester Libussa's, von ihr nur durch ein kleines Maal am Nacken unterschieden, geht als Geist um, wird mit ihr verwechselt und stört das Glück ihrer Liebe. Am Ende aber entdeckt sich, daß es nicht die Todte selbst ist, die etwa wie die Braut von Korinth umgeht,

sondern eine andere längst gestorbene Person, die verdammt ist, so lange auf Erden umzugehen, bis sie ein liebendes Paar findet, deren Glück sie nicht zerstören kann. Diese nun bedient sich der schönsten Leichen jüngst verstorbener Mädchen zu ihrem Zweck und so auch Hildegardens.

Unter allen romantischen Dichtern, welche sich dieser Vorliebe für das Dämonische hingaben, erlangte den höchsten Ruhm der s. g. Callot-Hoffmann. So pflegt man zum Unterschied von so vielen andern Hoffmannen den aus Königsberg gebürtigen Bamberger Musikdirector, späteren Berliner Kammergerichtsrath Ernst Theodor Amadeus Hoffmann zu nennen, weil er seine ersten poetischen Gemälde „in Callots Manier" herausgab. Der Lothringer Callot, aus der Zeit Ludwigs XIV., malte höchst phantastische und groteske Bilder. Hoffmann war ein nervöser, überreizter Mensch, habitueller Trinker und etwas unheimlich in seinem Leben wie in seinen Schriften. Er wußte nicht wie Jean Paul und Tieck die rege Einbildungskraft mit der Wirklichkeit auszusöhnen. Das eigentlich Poetische und wesentlich Eigenthümliche bei Callot-Hoffmann ist, wie er selbst es in den Serapionsbrüdern I. S. 11 gut bezeichnet, „das Entsetzen an dem tief gespenstischen Philistrismus". Was wir jetzt Natur und Alltäglichkeit nennen, ist so unnatürlich und fremdartig, daß die Bewohner anderer Himmelskörper und unbefangene Geister sich daran als an etwas Dämonischem entsetzen müßten. Daher faßt Hoffmann nicht immer das gemeine Leben als das Gewisse und die phantastischen Träumereien seiner verliebten Jünglinge und Enthusiasten als Wahn auf, sondern öfter kehrt sich bei ihm das Verhältniß um, die zarte Elbenwelt, die Wunderwesen des Traums werden zum Natürlichen und Wahren und die Hofräthe und Kammersekretaire und Professoren rc. werden zu Gespenstern und ungeheuerlichen Wesen. Hier ist der eigentlich romantische Standpunkt, der die Seelenruhe des Glaubens mit der nationalen Heldenkraft verbindet, schon wieder verloren gegangen, und man sieht deutlich, wie das poetische Vermögen der Neuzeit die Heiligkeit und Mannhaftigkeit des Mittelalters nicht vertragen kann und sich unvermerkt von der Ritterzeit wieder in die Perückenzeit zurückzieht. Callot-Hoffmann wird daher nur noch uneigentlich zu den Romantikern gezählt. In ihm reproducirte sich vielmehr der Dämonismus des 17. Jahrhunderts in seiner höchsten poetischen Blüthe. Das Geheimniß seiner Poesie liegt in dem

süßen Grauen zauberischer Verlockung, in der schönen Angst der Unschuld vor dem Bösen und in den Capriccios der Diablerien, und indem er desfalls in die Gefühlsweise einer früheren Zeit über hundert Jahre zurückgehen mußte, war auch seine Affectation eines altfränkischen Costumes ganz angemessen. Er stellt in dem psychologischen Entwicklungsgange der modernen Poesie ein höchst interessantes Moment dar, aber man begreift, daß er weder recht populär werden, noch in sich selbst befriedigt werden konnte, weil er der Gegenwart scheu und in fieberhafter Angst entfliehend doch die alte Heimath der Nation nicht hat wiederfinden können. Die ganze Dissonanz der deutschen Nation concentrirt sich in Hoffmann. Daß in seinen Erzählungen die Musik eine so gewaltige Rolle spielt, ist gewiß eine Nothwendigkeit. Alvina weint in der Gewalt des Winterriesen. Diese uralte Wehklage tönt durch alle Werke des unglücklichen Amadeus.

Zuerst erschienen von ihm: „Fantasiestücke in Callots Manier, Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Enthusiasten. Mit Vorrede von Jean Paul, Bamberg 1814.“

I. 1) Jacques Callot, eine Betrachtung über diesen kecken Maler. 2) Ritter Gluck. Der Enthusiast trifft im Berliner Thiergarten mit einem alten Herrn zusammen, und spricht mit ihm über Musik, trifft ihn wieder im Theater bei der schlechten Aufführung der Gluck'schen Armide und wird von ihm in sein Haus mitgenommen. Hier spielt derselbe die Armide selbst aufs genialste dem Enthusiasten vor und gibt sich ihm dann als der Autor Ritter Gluck zu erkennen. 3) Kreisleriana. Der Kapellmeister Johannes Kreisler ergeht sich sarkastisch über den elenden Musikunterricht, über den Mißbrauch der Musik als bloßes Unterhaltungsmittel, über die Charakterlosigkeit und Eitelkeit in den Concerten. Höchst ergötzlich ist die ausführliche Beschreibung eines Berliner Thee mit obligater Claviermusik der Fräulein Töchter. Dazu eine Charakteristik der genialen Musik des verkannten Beethoven, mit der Hoffmann in den wilden Contrasten und Capriccios harmonirt. — 4) Don Juan. Der Enthusiast hört in einer fremden Stadt diese Oper und ist entzückt besonders von der Donna Anna. Da im Zwischenact steht dieselbe hinter ihm in der Loge und läßt ihn in die Tiefe ihrer musikalischen Seele blicken. In derselben Nacht stirbt sie. Doch ist das bei Hoffmann öfter vorkommende Verklingen des Lebens und der Stimme hier nicht die Hauptsache, sondern ein neuer Schlüssel zum Verständniß der Mozart'schen Oper. Donna Anna, setzt Hoffmann voraus, habe den schönen heldenmäßigen Don Juan ihrem schneidermäßigen Bräutigam vorgezogen, Don Juan sey wirklich glücklich bei ihr gewesen, und aus

Donna Anna's Tönen rede nicht der Schmerz über den Verlust des Vaters, sondern die Verzweiflung der Liebe. Ich bin überzeugt, daß Mozart, auf den es allein hier ankommt, der Meinung Hoffmanns nicht gewesen ist. — 5) Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza. Nachahmung der bekannten Hundenovelle des Cervantes, mit Beibehaltung desselben Hundes, der sich höchst vernünftig über die unvernünftigen Menschen beklagt und zwar hauptsächlich wieder, wie Kreisler, den schlechten Geschmack und die Eitelkeit geistloser Menschen, die sich für Kunst als Modesache enthusiasmiren, geißelt. Einmal wird er, als eine große mimische Künstlerin (die Hendel-Schütz) eine Sphinx darstellt, derselben gegenübergelegt, um sie zu persifliren, eine sehr gelungene Satire. Zuletzt rächt er die beleidigte Unschuld und Schönheit, eine gewisse Cäcilie, an ihrem rohen Bräutigam, indem er in der Hochzeitsnacht über ihn herfällt und ihn halbtodt beißt.

II. 1) Der Magnetiseur. Die junge Baronesse Marie, Geliebte des Hippolyt, wird durch einen gewissen Alban, den dämonischen Magnetiseur, der gleich einem Vampyr vor dem Tode das Leben des edlen Mädchens langsam aussaugt, ihren Verwandten und ihrem Geliebten unvermerkt entrissen. — 2) Der goldene Vogel, ein Märchen. Der Student Anselmus, ein schwärmerischer Jüngling, führt ein Doppelleben in der gemeinen Welt, und in der Wunderwelt, in der ihn eine reizende Elfin als goldgrüne Schlange Serpentine verführt. Wie in allen Märchen Hoffmanns ist auch in diesem der Contrast zwischen der Prosa unseres bürgerlichen Beamten- und Honoratiorenlebens und der poetischen Traumwelt mit trefflichem Humor durchgeführt. — 3) Die Abentheuer der Sylvesternacht. Der Enthusiast sieht seine Jugendgeliebte wieder, wird von neuem rasend in sie verliebt, findet auch sie ihm zärtlich geneigt, wird aber aus allen seinen Himmeln gerissen durch die Ankunft ihres — Mannes, eines häßlichen widrigen Gesellen, da er gar nicht einmal gewußt hat, daß sie verheirathet sey. Er trinkt sich Muth in einem Weinhause und geräth hier mit Erasmus Spikher zusammen, der sein Spiegelbild an den Teufel verloren hat, wie Peter Schlehmil seinen Schatten. Schwache Nachahmung Chamisso's. — 4) Kreisleriana. Wieder musikalische Klagen und Satiren.

Hierauf folgten „Nachtstücke“ 1816.

I. 1) Der Sandmann. Ein Gespenst der Kindermärchen, das den Kindern Sand in die Augen streuen und ihnen dann die Augen ausreißen soll, um seine Kinder damit zu füttern. Der Knabe Nathanael wird durch die Erscheinung dieses Sandmanns, der oft zu seinem Vater kommt, um mit ihm geheim Chemie zu treiben, geängstigt. Sein Vater kommt bei diesen Versuchen um. Der Sandmann, bisher unter dem Namen Coppelius erschienen, tritt erst viel später wieder auf als italienischer Wetterglashändler Coppola, der dem Professor Spalanzani die Augen für sein Automat, die wunderschöne

und gesangreiche Donna Olimpia, liefert. In diese Olimpia verliebt sich Nathanael und fällt nun ganz den dunkeln Mächten anheim, denen er als Knabe kaum entronnen war. Zwar scheint er von seinem Wahne geheilt und ist bereits Bräutigam seiner Jugendfreundin Clara, als er von einem Thurm herab den Sandmann wieder erblickt und plötzlich in den Wahnsinn zurückfallend erst die Braut hinunterstürzen will und da ihm dies nicht gelingt, sich selbst zu Tode fällt. — Dummheiten, die aber den Wahnsinn der Angst sehr gut bezeichnen. — 2) Ignaz Denner. Andreas, ein armer deutscher Jäger, heirathet eine Italienerin Giorgine, mit der, wie unschuldig sie selbst auch ist, doch der Fluch in sein Haus zieht, denn ihr Vater ist der schreckliche Räuberhauptmann Ignaz Denner und ihr Großvater war ein Hexenmeister, die nun den guten deutschen Forstmann mit ihrem Höllentrug umspinnen, denen er aber doch zuletzt mit seiner Ehrlichkeit entrinnt, indem er den ruchlosen Schwiegervater todtschießt. — 3) Die Jesuitenkirch ein G. Berthold, der Maler, erstrebt mit aller Gluth der Seele den Besitz der schönen Angeola; kaum aber besitzt er sie, so wird sie ihm eben so verhaßt, als er sie vorher liebte; er stößt sie mit Füßen von sich und stirbt im Wahnsinn. — 4) Das Sanktus. Der kranken Bettina hat der Arzt das Singen verboten, aber sie bricht das Verbot und singt ein Sanktus, dessen heilige Wirkung sie völlig gesund wieder herstellt.

II. 1) Das öde Haus. Theodor sitzt in einer Allee, als er in einem Hause der Vorstadt ein Fenster sich öffnen sieht, aus dem ein wunderschöner Arm hervortaucht. Bald darauf hört er eine entzückende Singstimme und wird wunderbar von der unbekannten Schönen angezogen, zumal, als er erfährt, das Haus sey gänzlich unbewohnt. Als er endlich in das Geheimniß desselben eindringt, findet er ein altes wahnsinniges Weib darin. — 2) Das Majorat. Der Diener Daniel stürzt den Majoratsherrn Wolfgang in einen Abgrund, worauf dessen jüngerer Bruder Hubert erbt. Der alte Bösewicht Daniel wird aber von Gewissensbissen geplagt, geht mondsüchtig um und erscheint auch noch als Gespenst. Widerliche Greuelgeschichte, die Vogel sogar auf die Bühne brachte. — 3) Das Gelübde. Hermenegilde glaubt in einer Nacht von ihrem geliebten Stanislaus besucht zu werden und wird Mutter. Später erfährt sie, Stanislaus sey in derselben Nacht weit von ihr entfernt im Kriege gefallen. Der seine Rolle gespielt, war ein Graf Xaver, welcher sich nunmehr einbildet, die Hand der Schönen gewonnen zu haben. Aber sie weist ihn mit Abscheu von sich und geht in ein Kloster. — 4) Das steinerne Herz. Ein alter Hofrath glaubt sich selbst als Jüngling gespensterhaft zu erblicken, es ist aber sein früher von ihm verstoßener Neffe, mit dem er sich nun versöhnt.

Hierauf erschienen die „Elixire des Teufels", 1816.

Der Mönch Medardus trinkt alten köstlichen Wein aus einer verbotenen

Flasche, die sich unter den Reliquien seines Klosters befindet und angeblich ein Elixir des Teufels enthält. Diese Meinung scheint sich zu bestätigen, indem er von nun an tief in Sünden hineingelockt wird. Er entflieht aus dem Kloster, trifft einen gewissen Victorin, Offizier, am Rand eines Abgrundes, weckt ihn, sieht ihn hinabstürzen, beraubt den Leichnam seiner Uniform und läßt ihm seine Mönchskutte zurück. Der Zufall will, daß er dem Offizier sprechend ähnlich ist und von dem Bedienten desselben immer noch als der alte Herr anerkannt wird (überaus unwahrscheinlich). Nun lebt er als großer Herr, verführt Aurelien, Victorins Geliebte, und ermordet ihren Bruder. — Abermals auf der Flucht, wird er am Hofe eines kleinen Fürsten auf's freundlichste aufgenommen. Zugleich entdeckt er, sein Doppelgänger Victorin lebe noch, jetzt in seinen Mönchskleidern, indem er seit seinem Sturz wahnsinnig geworden und nachdem er die Kutte, die Medardus weggeworfen, angezogen hatte, sich einbildet, ein Mönch zu seyn. Zwar wird Medardus verdächtig, aber desto glänzender gerechtfertigt, als sein Doppelgänger allein alle Sünden auf sich nehmen muß. Als Victorin als vermeinter Mörder zum Tode geführt wird, erblickt ihn der wirkliche Mörder Medardus vom Fenster aus und wird von dem Anblick selber so wahnsinnig, daß er Aurelien den Dolch in die Brust stößt. — Von seinem Wahnsinn geheilt, findet er sich in einem Kloster in Italien wieder, thut Buße und kehrt in sein deutsches Kloster zurück. Aurelie war nicht todt; er findet sie als Nonne wieder. Sie wird aber zu guter letzt doch noch von dem wahnsinnigen Victorin erdolcht und bleibt diesmal wirklich. Victorin und Medardus sind Brüder, heimlich von demselben Vater gezeugt, daher ihre Aehnlichkeit. Das Elixir ist nichts Teuflisches, sondern einfacher Wein, aber in der Verlockung zur Sünde liegt das Teuflische.

„Seltsame Leiden eines Theaterdirektors", 1818.

Im Schloßhofe einer Residenz treffen zwei wunderliche Gäste zusammen, die sich beide als Schauspieldirektoren zu erkennen geben und einander ihre Leiden klagen. Der eine gehört zu den Geduldigen und Raffinirten, der andere zu den zornigen Enthusiasten und Idealisten. Alles, was sie sagen, ist voll Wahrheit und charakterisirt die Verdorbenheit der Theater vortrefflich.

„Die Serapionsbrüder", gesammelte Erzählungen und Märchen, 1819. — Mehrere Berliner Freunde bilden eine s. g. Serapionsbrüderschaft zu Ehren eines zum Einsiedler gewordenen wahnsinnigen Grafen Serapion. Sie theilen einander ihre Erzählungen und Märchen mit und unterreden sich in der Zwischenzeit von allerlei, was den Verfasser besonders interessirt, namentlich von Musik, Somnambulismus, Theater rc.

Die erste noch in den Text verflochtene Erzählung handelt von einer Sängerin Antonie, deren Seele mit einer Geige dergestalt sympathisirt, daß sie

ganz von derselben abhängt. Antonie kann nicht mehr singen, man stimmt die Geige an und sie singt wieder. Endlich stirbt sie im süßesten Tone. — Die Erzählungen mit Ueberschriften sind: I. 1) die Fermate und 2) der Dichter und der Componist, beide enthusiastisch für Musik. — 3) Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde. Im Berliner Thiergarten kommen drei Freunde zusammen, erblicken ein allerliebstes Mädchen und verlieben sich. Zwei von ihnen tappen in Einbildungen von ihr herum, nur der dritte, Alexander, findet und heirathet sie und überrascht seine beiden Freunde zwei Jahre später an dem nämlichen Platze im Thiergarten mit seiner hübschen Frau. Das Anziehendste in dieser Erzählung ist die Besitznahme des Erbes einer alten Jungfrau durch ihren jungen Neffen, wie er zum erstenmal in das Heiligthum ihrer Wohnung tritt und in derselben durch gespenstischen Spuck gestört wird. — 4) Der Artushof, eine der anziehendsten Erzählungen. In dem berühmten Artushofe zu Danzig zieht den jungen Kaufmann Traugott das Bild eines Jünglings neben einem Alten in dem großen Wandgemälde auf's wunderbarste an. Er copirt es, alle Geschäfte darüber vergessend, und siehe da, plötzlich stehen die Originale des Jünglings und des Alten lebendig vor ihm. Es ist ein italienischer Maler und sein Sohn, der sich aber, als Traugott in seine Wohnung eingelassen wird, in eine Tochter verwandelt. Seitdem taumelt Traugott in verliebter Phantasterei umher, wird Maler und sucht seine Geliebte in Italien. Endlich erfährt er, sie habe Danzig gar nicht verlassen und dort geheirathet. Da heirathet auch er eine Andere. Matter Schluß eines sehr spannenden Anfanges. — 5) Nußknacker und Mäusekönig. Die Kinder Fritz und Marie warten im Dunkeln auf das Oeffnen der lichthellen Zimmer mit den Weihnachtsgeschenken. Unter diesen findet Marie einen hübschen Nußknacker, in den sie sich verliebt. Sie kann nicht schlafen, Mäuse schrecken sie bei Nacht. Daraus entspinnt sich ihr ein fieberhafter Traum von einer Schlacht des Nußknackers, der Puppen und Tragantfiguren mit den Mäusen, und ein Märchen, in welchem der idealisirte Nußknacker als ein Neffe des Pathen Drosselmeyer auftritt. Als das Mädchen von ihren Fieberträumen genest, ist ein leibhaftiger Neffe angelangt, der Mariens Bräutigam wird.

II. 1) Der Kampf der Sänger, die berühmte Sage vom Sängerkrieg auf Wartburg und von der Todesgefahr Heinrichs von Osterdingen und vom Zauberer Klingsor. Sehr gut vorgetragen. — 2) Die Automaten. Eine nächtliche Erzählung wie der Sandmann, nicht ganz vollendet. Ein Professor hat ein ganzes Concert aus Automaten fabrizirt und es handelt sich um das Schauerliche, das darin liegt, wenn die lebendige Menschenstimme durch todten Mechanismus nachgeahmt wird. — 3) Doge und Dogaressa. Der greise Doge von Venedig, Marino Falieri, erhebt die arme aber schöne Annunziata zu seiner Gemahlin. Aber sie liebt heimlich den jungen Antonio. Die Hauptscene ist die, in welcher Antonio in der Tracht eines Gondeliers bei dem

großen Fest vom Markusthurme an einem Seile herabgelassen an der schönen Dogaressa vorbeischwebt und ihr nach der Volkssitte im Namen der Gondelierzunft einen Blumenstrauß überreicht. Später wird der greise Doge, weil er die Aristokratie stürzen wollte, hingerichtet, Annunziata flieht mit ihrem Antonio, beide kommen aber im Meer um. Die alterthümliche Pracht Venedigs und seiner Feste und die Sehnsucht der Liebenden ist gleich gut aufgefaßt. — 5) Meister Martin der Küfer und seine Gesellen. Der reiche, stolze, ehrliche Meister Martin hat eine wunderschöne Tochter Rosa, aus Liebe zu welcher der Ritter Conrad, der Patrizier Reinhold und der Silberarbeiter Friedrich als Gesellen in die Lehre gehen, weil er die Tochter nur einem Küfer geben will. Aber nur Friedrich hält aus, gewinnt des Mädchens Liebe und wird, weil er wenigstens ein bürgerlicher Gewerbsmann bleibt, ihr Gatte. — 5) Das fromme Kind. Felix und Christlieb, die Kinder des auf einem einsamen Landgute lebenden Herrn von Brackel, finden im Walde ein Elfenkind, mit dem sie in innigster Gemeinschaft und in einer Wunderwelt leben, aus der sie durch einen aus der Stadt verschriebenen Hofmeister, Magister Tinte, gerissen werden, der eben so der Vertreter aller städtischen Unnatur und Prosa ist, wie das Elfenkind Vertreter der Natur und Poesie. Am Ende gibt sich der Magister Tinte als eine große Brummfliege zu erkennen und wird vom Hofe gejagt, indem der alte Herr von Brackel ihm mit der Fliegenklatsche nachläuft. Aus der Wunderwelt aber erfährt man, er sey der böse Genius Pepser und der Sieg über ihn durch eine Fee bewirkt worden. Eine der besten, wo nicht die beste Erzählung Hoffmanns; sowohl der Gegensatz von Schule und Natur, als die kindlichen Gefühle überhaupt sind hier höchst reizend ausgedrückt.

III. 1) Die Brautwahl. Albertine Voßwinkel erscheint hier als die travestirte Portia. Bildschön und reich wird sie von drei Freiern begehrt, einem gelehrten Pedanten, Geheimen Canzleisekretär Tusmann, einem jüdischen Baron Dümmel und einem jungen Maler, Edmund Lehsen, den sie liebt. Der Vater läßt drei Kästchen hinstellen und die Freier wählen; wer das wählt, worin Albertinens Bildniß ist, der soll sie haben. Auf dem goldenen Kästchen steht: wer mich wählt, Glück ihm nach seines Sinnes Art. Der Baron wählt es und findet eine Feile, welche die Eigenschaft hat, daß die damit abgefeilten Dukaten immer vollwichtig bleiben. Auf dem silbernen Kästchen steht: wer mich erwählt, bekommt viel mehr, als er gehofft. Der Pedant wählt es und findet ein Zauberbuch, welches die Eigenschaft hat, sich in seiner Tasche in jedes beliebige Buch, das er wünscht, zu verwandeln, wodurch er in den Besitz der reichsten Bibliothek kommt. In dem elfenbeinernen Kästchen steht: wer mich erwählt, dem wird geträumte Seligkeit. Der Maler wählt es und findet darin das Bild. Alle sind zufrieden. Der Schwank ist köstlich erzählt. — 2) Der unheimliche Gast. Angelika, die Somnambule, ein edles Fräulein, die einen Offizier liebt, aber durch einen italienischen Grafen S., der sie als

Magnetiseur durch die magische Gewalt seiner Blicke berückt, eine Zeitlang wie bezaubert und dem Geliebten Moritz entfremdet wird, bis der Magnetiseur selber stirbt, worauf etwas in ihr wie ein Crystall zerspringt, der böse Zauber gelöst ist und sie ihrem Geliebten wiedergegeben wird. — 2) Das Fräulein von Scuderi. Das als Romanschreiberin berühmte Fräulein empfängt in Paris unter Ludwig XIV. auf geheimnißvolle Art einen kostbaren Juwelenschmuck. Seit einiger Zeit waren die Besitzer neuer Schmucksachen in den Straßen erdolcht worden und kein Liebhaber getraute sich mehr, seiner Geliebten einen Schmuck zu bringen. Das Fräulein hatte bei Hofe etwas spöttisch bemerkt: ein Liebhaber, der sich vor Dieben fürchtet, ist keiner Liebe werth. Das kam den unbekannten Räubern zu Statten und zum Lohne schickten sie dem Fräulein jenen Schmuck. Bald darauf aber wird sie heimlich gewarnt, sie möge doch ja den Schmuck dem Juwelier, der ihn verfertigt, René Cordillac, zurückschicken und in der nächsten Nacht wird derselbe Cordillac in ihrer Straße ermordet gefunden. Als sein Mörder wird sein Geselle Olivier angeklagt, der seine Tochter Madelon hatte heirathen sollen. Aber er, wie Madelon, behaupten standhaft seine Unschuld. Endlich enthüllt Olivier dem Fräulein in einem geheimen Gespräch die ganze Sache. Cordillac war so wahnsinnig in seine Arbeiten verliebt, daß er sie Niemand lassen konnte und Jeden, der einen bei ihm bestellt hatte, ermordete, um ihm den Schmuck wieder abzunehmen. So hatte er dem Fräulein den Schmuck zwar geschenkt, konnte sich aber nicht überwinden, ihn ihr zu lassen und wollte sie umbringen. Olivier stellte sich des Nachts an ihre Thüre, sie zu retten, Cordillac wurde aber von einem Anderen erstochen. Dieser Andere, ein Edelmann, meldet sich und somit wird Oliviers Unschuld klar und er wird noch Madelons glücklicher Gatte. — 4) Spielerglück. Der junge Sigfried ist reich und denkt nicht an die Lust des Spieles, als ein Zufall ihn zu der Entdeckung führt, das Glück sey ihm gewogen und verlasse ihn nie. Er gewinnt für einen Andern im Spiel eine ungeheure Summe und wird nun erst selbst Spieler. Aber ein alter Spieler stellt sich ihm warnend entgegen und erzählt ihm seine Geschichte. Es ist der Chevalier Menars, der unter ganz ähnlichen Umständen, vom Glück verführt, Spieler von Profession wurde, dann auf einmal Unglück hatte und in der Wuth des Spieles sein letztes, sein treues und geliebtes Weib Angela, auf die Karte setzte. Er verlor und führte den Gewinner zu seiner Angela, damit er sie habe, aber — sie war todt. Er hatte sie umgebracht.

IV. 1) Signor Formica. Der berühmte Maler Salvator Rosa ist schwer erkrankt. Der kunstliebende Doctor Accoramboni hat ihn halbtodt curirt, wie er alle Maler behandelt, um ihnen durch die Kurkosten Bilder abzupressen. Der junge Maler Antonio Scacciati, der früher Wundarzt gewesen, rettet ihn. Dafür steht ihm Rosa bei, den alten geizigen und verliebten Capuzzi zu übertölpeln, dessen schöne Nichte Marianna Antonio liebt. Dies gelingt ihm hauptsächlich mit Hülfe des Signor Formica, eines berühmten geistreichen

Schauspielers. Das Lustigste ist, daß der Alte seine Nichte mit Antonio auf dem Theater auftreten sehen muß. Er will aus dem Parterre hinaus auf die Bühne, aber man hält ihn zurück und die Liebenden entfliehen. Später werden sie durch Rosa noch mit dem Alten wieder versöhnt.. — 2) Erscheinungen, eine Erinnerung aus dem Jahre 1813, von einem Ausfall der Franzosen und von einem wahnsinnigen Bettler handelnd. — 3) Der Zusammenhang der Dinge. Edgars Abentheuer in Spanien unter dem Guerillaführer Empecinado, seine glückliche Liebe und Vermählung mit Donna Emanuela, werden von Edgar selbst in Deutschland erzählt. Unter den Zuhörenden glaubt Ludwig, die schöne Victorine liebe Edgar, während nur er selbst es ist, der von ihr geliebt wird. — 4) Die Königsbraut, Anna von Zabelthau, ein gutes ehrliches Landfräulein, liebt nichts mehr als ihren Krautgarten, wird von dem die Gemüsewelt beherrschenden Elfenkönig Daucus Carota mit phantastischen Zaubereien umgeben und zur Braut erwählt; aber der Zauber wird bald wieder lustig gelöst, sie fällt in die ganze Prosa des Landlebens zurück und heirathet einen irdischen Liebhaber.

„Klein-Zaches, genannt Zinnober", ein Märchen, 1819.

Ein altes Weib beklagt sich über ihr Wechselbälgchen, einen kleinen überaus häßlichen Knaben. Aber eine Fee kommt, kämmt das Kind und beschenkt es mit der Gabe, daß alles Gute und Schöne was Andere thun, von ihm geglaubt werden soll. Der kleine Zaches kommt nun unter dem Namen Zinnober auf die Universität. Fabian, ein mitleidiger Student, hilft dem Knirps auf ein Pferd und belacht seine Ungeschicklichkeit und Zwerghaftigkeit, nachher aber hört er, daß Jedermann diesen Zwerg für den besten Reiter in der Stadt hält. Balthasar, ein anderer Student, zum Sterben verliebt in die Professorstochter Candida, liest dieser und dem Gesellschaftskreise ihres Vaters sein neuestes Gedicht vor, und alles wird bezaubert und bricht in Bewunderung Zinnobers aus, denn jeder bildet sich ein, Zinnober sey der Dichter. Candida küßt ihn sogar, und Balthasar stürzt in Verzweiflung hinaus. Ein fremder Virtuose geigt und alles jauchzt Zinnobern Beifall zu. Ein Minister liest dem Fürsten ein Promemoria vor und der Fürst dankt dem Zinnober und schenkt ihm den großen Orden. Unter diesen Umständen wird Zinnober selbst Minister und Bräutigam der schönen Candida. Dem unglücklichen Balthasar aber steht der Doctor Prosper Alpinus bei, der das Fräulein von Rosenschön (die Fee Rosabelverde) durch Gegenzauber überwältigt und zwingt, den häßlichen Zinnober nicht mehr zu beschützen. Nun werden diesem, gerade als er Hochzeit feiern will, durch Balthasar die drei rothen Haare ausgerissen, durch welche die Verblendung der Menschen bewirkt worden war, und plötzlich wird er von Jedermann als das häßliche Alräunchen erkannt, das er ist. Alles verabscheut ihn, er muß flüchten und endet sein Leben in einem Nachtgeschirr. Balthasar und Candida heirathen einander.

„Lebensansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern“, 1820. In der äußern Form Jean Paul'sche Bizarrerie. Der Kater erzählt seine Geschichte in abgerissenen Handschriftsblättern und zwischen jedem Fetzen ist ein Makulaturblatt eingeschoben aus einer Biographie des J. Kreisler, so daß beide Geschichten in einander verflochten sind.

Der Kater erinnert an einigen Stellen an Tiecks gestiefelten Kater, indem Hoffmann das Katzennaturell humoristisch auffaßt und in seinen Feinheiten lebendig darzustellen bemüht ist. Er schildert seine Jugend von der ersten Blindheit an, seine zärtliche Mutter, einen gutherzigen Pudel, der mit ihm in demselben Hause lebte und bald sein Freund wurde, seine erste Liebe zu einem niedlichen Kätzchen, die ihm aber durch einen stärkern Nebenbuhler abspenstig gemacht wird, seine Bekanntschaft mit dem glücklichen Nebenbuhler und Aufnahme durch denselben in ein Burschencorps von jungen Katern, wobei die Studentengebräuche persiflirt werden, ein Duell auf den Biß, das Wiederfinden seiner Tochter Mina am Grabe des Nebenbuhlers, und eine neue poetische Liebschaft mit der sentimentalen Katze Minona. Dann erfahren wir nur noch, der Kater sey gestorben. Das Ganze ist in der glücklichsten Laune geschrieben, doch die Erfindung oft zu willkührlich und die Ausführung zu breit. — Eine der hübschesten Episoden ist die Geschichte des Hundes, der seinem Herrn, dem Professor, als derselbe eben mit seiner schönen Gemahlin Lätitia in der größten Zärtlichkeit begriffen ist, einen Handschuh apportirt, den ein Baron unter dem Sopha der Frau Professorin hat liegen lassen. Der Professor wird wüthend eifersüchtig, aber die Dame weiß ihn zu beschwichtigen und niemand wird bestraft, als der arme Pudel, den nun Herr und Frau wetteifernd mißhandeln. — Johannes Kreisler lebt als genialer reisender Kapellmeister eine Zeitlang am Hofe des kleinen Fürsten Irenäus und bezaubert durch seine musikalische Wundergabe und interessante Persönlichkeit nicht nur das Hoffräulein Julie von Benzon, sondern auch die Prinzessin Hedwiga. Aber der italienische Prinz Hektor wird Bräutigam der letztern und stellt zugleich der erstern nach. Kreisler schreckt ihn durch eine Erinnerung an Italien, wird aber dafür im Walde banditenmäßig überfallen und durch einen Schuß für todt hingestreckt. Er erholt sich wieder und hält sich in einem Kloster auf, wo er wieder musicirt. Der Prinz flieht anfangs, kehrt aber heimlich zurück und erhält wirklich die Hand Hedwiga's. Die letztere wird von ihrem Starrkrampf geheilt, von dem sie seit Kreislers vermeintlichem Tode ergriffen war. Julie soll den blödsinnigen Bruder Hedwiga's heirathen und dadurch um so sicherer eine Beute ihres künftigen Schwagers werden. So wird es Kreislern geschrieben. Hier bricht die Geschichte ab und wir erfahren nicht, was Kreisler etwa dagegen zu wirken vermocht hat. — Kreislers Freund und Correspondent, der

Meister Abraham ist mit seiner mignonartigen Pflegetochter Chiara, die er in einem engen Kasten eingeschlossen als „unsichtbares Mädchen" herumführt und orakeln läßt, der Held einer Episode. Daran schließt sich die Erzählung eines von dem Prinzen Hektor in Italien begangenen Mordes. Confuses und unerquickliches Zeug.

„Prinzessin Brambilla", 1821. Ein Capriccio.

Giacinta, die hübsche römische Putzmacherin, probirt das Prachtkleid an, das sie gefertigt, und gleicht einer Prinzessin. Ihr Liebhaber, der arme Comödiant Giglio Fava erblickt beim Carneval den phantastischen Zug der Prinzessin Brambilla, in die er sich sofort sterblich verliebt, wobei er sich selbst für einen Prinzen der Märchenwelt hält. Ein alter Herr begünstigt die poetische Illusion, aus der sie zwar gerissen werden, die sie aber mit Bewußtseyn fortsetzen, indem beide Liebende, Giacinta und Giglio, als Colombine und Arlekino in der comedia del' arte freiwillig und mit dem köstlichsten Humor die Märchenrolle fortspielen. — Einige phantastische Skizzen von Callot haben bei Hoffmann dieses geistvolle Capriccio hervorgerufen. Es ist unverantwortlich, daß in der Reimer'schen Ausgabe die Kupfer fehlen.

„Meister Floh", ein Märchen 1822.

Der Floh verliebt sich in Alinen, die auch als Dörtchen Everding in Holland und als Prinzessin Gamasch auftritt, ihn aber grausam einem Mechanicus ausliefert, der ihn in goldne Kettchen legt und an ein Wägelchen gespannt dem Publikum vorweist. Herr Peregrinus Tyß wird sein Retter und diesem erzählt er seine tragikomischen Begebenheiten. — Dieses Märchen befriedigt nicht. Wenn ein Floh redet, so ist das märchenhaft genug, des Geister- und Prinzessinnenwesens bedarf es da nicht mehr. Wo ein Floh die Hauptperson ist, muß nicht das phantastisch Romantische, sondern der cynische Humor vorwalten. — Eine hübsche kleine Episode ist die Erzählung vom Schneider, dem ein Apothekerbursche anstatt Schnaps brennbare Luft eingab, wovon er hoch in die Luft hinaufgetrieben wurde, oben verbrannte und als Meteorstein wieder herabfiel.

Die letzten Erzählungen Hoffmanns sind im 11. und 12. Bande seiner sämmtlichen Werke, Berlin 1825 als Supplemente erschienen. Sie sind sehr schwach.

1) Der Doppeltgänger. Zwei, die sich sehr gleich sehen, lieben Eine, die aber keinen nimmt, sondern ins Kloster geht. 2) Die Räuber. Zwei Reisende gerathen unter die Schiller'schen Räuber. 3) Die Irrungen. Ein Berliner Junker verliebt sich in eine angebliche Fürstin aus Griechenland, es ist aber nur ein — Schickselchen. 4) Der Elementargeist. Eine rothhaarige, dicke strumpfstrickende Baronesse erscheint als Elfe. 5) Datura fastuosa. Die Ver-

lobung eines deutschen Studenten durch eine jesuitische Propaganda. 6) Johannes Wacht, schwacher Pendant zum Meister Martin.

Ein jämmerlicher Nachahmer Callot-Hoffmanns war Weisflog, der eine Menge Lesefutter in die Leihbibliotheken geliefert hat, aber ganz ohne eignen Geist sein triviales Geschwätz nur mit einigen von Hoffmann gestohlenen Wunderlichkeiten würzte.

Ein sehr merkwürdiger Dichter war dagegen Adalbert von Chamisso, nicht blos wie Fouqué französischen Ursprungs, sondern in Frankreich selbst geboren. Als Knabe schon während der Revolution emigrirt, wurde er in Berlin ganz zum Deutschen, so daß er sogar als deutscher Liederdichter einen hohen Rang einnahm. In mehreren seiner Dichtungen theilt er den patriotischen Schmerz der Deutschen. Doch vermied er, gegen sein Vaterland zu fechten, als die Deutschen sich gegen Napoleon erhuben, und brachte diese Zeit über auf einer Weltumseglung (auf dem russischen Schiff Otto's von Kotzebue) zu, die er schön beschrieben hat und in deren Folge er als Naturforscher die übrigen Jahre seines Lebens im botanischen Garten in Berlin unter den Erinnerungen der fremden Welttheile wohnen konnte. — In seinen Dichtungen contrastirt eine milde Zartheit des Gefühls mit grellen Aeußerungen des Sarkasmus, ja oft mit einem Wohlgefallen am Schmerz, am Gräßlichen und Tollen. In der letzten Beziehung scheint sein Landsmann Beranger Einfluß auf ihn gehabt zu haben. Aber auch Lord Byron.

Chamisso's Invalid im Irrenhause, sein Bettler, der sich aus Elend umbringt und um den Niemand trauert, als sein Hund rc., erinnern ganz an Beranger. Aber Chamisso hat tieferen Ernst und klagt wie Byron über den Völkermord, die Völkernothzucht. Alle unterdrückten Völker, von den Indianern und Negern an bis zu den Polen und den Franzosen der Restaurationszeit wecken sein tiefes Mitgefühl. Mit herzzerreißenden Romanzen voll der düstersten Gemälde läßt er sodann Satiren wechseln, unter denen das Lied vom Zopf fast zum Volksliede wurde.

'S war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Der Zopf, der hängt ihm hinten rc.

Große Beliebtheit erlangte das moderne Märchen Chamisso's „Peter Schlemihl“.

Peter ist arm, der Teufel kauft ihm um große Glücksgüter seinen Schatten

ab, aber Peter erkennt jetzt erst, was für eine unentbehrliche Sache der Schatten sey, denn er darf sich im Lichte gar nicht mehr blicken lassen, ohne wegen seines Schattenmangels verhöhnt, wo nicht als verflucht gemieden zu werden. Endlich kommt er in eine wahnsinnige Angst und will um jeden Preis seinen Schatten wieder haben, den ihm der Teufel höhnisch vorzeigt, aber nicht erreichen läßt. Endlich wird er durch den Gewinn von Siebenmeilenstiefeln getröstet, mit denen angethan er sich die Welt besieht. — Chamisso hätte diesen Stoff im Geist der alten Teufelssagen durchführen und nicht in so phantastischer Willkühr enden sollen. *)

Lauritz Kruse schrieb seit 1822 eine Unzahl gräßlicher Criminalgeschichten, denen er aber den Reiz des Geheimnißvollen und Dämonischen zu geben suchte, im Uebrigen ohne Geist.

Das schwarze Herz, die Klosterruine in Norwegen, schweres Mitwissen, die Rache, der Verschollene, das Judasbild, das geheimnißvolle Haus ꝛc.

Ein noch roherer Fabrikant von Criminal- und Gespenstergeschichten war Tarnowski seit 1840.

Eine eigenthümliche Stellung nahm Justinus Kerner, Arzt in Weinsberg, ein. In seiner Jugend schon dem romantischen Kreise in Heidelberg befreundet, kämpfte er als trefflicher Humorist mit gegen die Philister, schwärmte aber zugleich für Magnetismus, Geister- und Dämonenwesen und wurde weltberühmt durch sein Buch über die „Seherin von Prevorst“, eine arme Frau aus dem Württembergischen, deren Visionen ꝛc. im somnambulen Zustande er niederschrieb. In seinen schönen lyrischen Gedichten bemerkt man aber weder von jener Satyrmaske, noch von dieser Schwärmerei etwas, sie sind vielmehr von einer anspruchslosen süßen Zärtlichkeit erfüllt für alles, was er liebt, oder von Wehmuth über die Flucht der Zeit, über die Menschen und Dinge. Am rührendsten sind die Lieder, die er seiner mit ihm alternden treuen und vortrefflichen Frau gewidmet hat, dann die auf die Leiden seines Standes Bezug haben „der Arzt und sein Hündchen“ und „Arzt und Pferd“. Auch

*) Denselben Stoff behandelte später der Däne Andersen auf andere Art. Er schildert einen hypochondrischen dänischen Gelehrten, dem sein Schatten davonläuft und Glück in der Welt macht, während das Original unglücklich wird. Eine ganz vom gesunden Boden der Sage sich entfernende Phantasterei. Brunold in seinen Märchen (Berlin 1845) wendet den Stoff wieder anders um und läßt dem Teufel den Leib eines ihm Verfallenen, während die Seele desselben im Schatten sich rettet und körperlos umherirrt.

dichtete Kerner einige schöne Romanzen, z. B. der Geiger von Gmünd (die Sage von der h. Kümmerniß vgl. Theil I. S. 296), und St. Alban.

Als dieser Heilige ins Land kam war alles Wildniß, sobald er aber des Satans Bild auf dem Felsen mit seinem Hammer zerschlagen und das Kreuz an seine Stelle gesetzt, verwandelte sich die Wildniß in ein lachendes fruchtbares Land.

Darin liegt die Ahnung, daß die Macht des Kreuzes auch einmal die heidnische Wildniß unsrer Dichtung reinigen werde. — Kerner schrieb auch in Prosa Humoresken, die hin und wieder an Jean Paul und Callot-Hoffmann erinnern, doch aber sehr eigenthümlich sind. In den „Reiseschatten" (von 1811) schildert er eine phantastische Reise, worin alle Arten von gelehrten und ungelehrten Philistern höchst ergötzlich verspottet werden.

Conducteur des Postwagens ist der Verleger mit den gefrorenen Augenbrauen (der selige Cotta). Wie viele wirkliche Personen der Dichter in diesen Schatten noch vorführte, ist den späteren Generationen nicht mehr erkennbar. Die Reise nimmt einen tollen Verlauf. Chinesische Schattenspiele werden aufgeführt, worin die Personen beliebig in eine zusammenschmelzen und wieder in viele auseinandergehen 2c. Die Sonnenjungfrau von Kotzebue soll aufgeführt werden, voll tiefster Erwartung sitzen die Philister da, aber ein Corps Studenten hat die Ausgänge besetzt und erzwingt die Aufführung eines anderen Stückes, zur Verzweiflung der Philister, welche zusehen müssen. Das Stück heißt: der Todtengräber von Feldberg. Besagter Todtengräber kann der Gräber wegen die Erde nicht mehr ausstehen und will durchaus fliegen. Endlich bringt er aus Wuth Weib und Tochter um, wird gehenkt und lernt nun am Galgen fliegen. Seine Tochter hatte einen Poeten zum Liebhaber, den ihr der Gärtner in einem Blumenscherben brachte. Aus den Gräbern steigen zwei Todtengerippe, vormals Liebende, die sich immer noch liebkosen 2c. Nachher lernen wir den Chemicus Staudenmeier kennen, der sich ein Haus aus lauter Surrogaten baut, in welchem, zum Ruhm der menschlichen Intelligenz, die es so weit gebracht hat, daß nichts Natur, sondern alles falsch ist, kein wahrer Stein, kein wahres Holz, kein wahrer Kalk, kein wahres Eisen 2c. Später finden wir einen Pfarrer und einen Brunnenmacher in einem Gasthof belagert, weil die Leute glauben, sie seyen von einem tollen Hunde gebissen worden. Wüthend schreien sie nach Essen und Trinken 2c. Noch wahnsinniger wird der Spuck, als nächtlicherweile die Wirthshausschilder sich von ihren Häusern losmachen und einen grimmigen Kampf beginnen, das Lamm vom Bären zerfetzt, dieser vom Löwen angegriffen, alle aber vom Elephanten umschlungen werden, indeß der goldene Esel den grünen Rezensenten frißt 2c.

Die „Heimathlosen“ enthält die Geschichte des Serpentin und der Sililie, eine Phantasie in Callot-Hoffmanns Style. — „Ein ärztliches Spiel.“ Der Kranke stirbt, während der seelenlose Arzt nur von seiner Kunst fortplappert. — „Der Bärenhäuter im Salzbade.“ Eine dramatische Posse. Ein Schneider wird vom Teufel zum Bärenhäuter gemacht und bringt in einem Badort alles durcheinander, bis ihn der Teufel wieder als armseligen Schneider demaskirt, in einen Bock verwandelt und auf ihm durch alle Lüfte davonreitet.

3.

Schicksalstragödien und romantischer Modekram.

Die letzten Verirrungen der Romantik waren gleichzeitig in den zwanziger Jahren die Schicksalstragödien, in denen die vor dem Kreuze fliehende Romantik, nachdem sie durch die neue Gespensterangst gegangen war, sich dem antiken Fatum ergab, und die Zurechtschneidung romantischer Stoffe für das große Publikum als kurze Nürnberger Waare und Kinderspielzeug mit Goldflitter in den Taschenbüchern.

Die Schicksalstragödien gingen von Zacharias Werner aus, einem Königsberger, der 1810 katholisch wurde und 1823 als Redemptorist starb, aber auch nach seiner Bekehrung, wie vorher, bis zum Unsinn überspannt war. Zeitgenossen rühmten seine geistreichen Predigten, aber was er uns in Versen hinterlassen hat, ist Geheimnißkrämerei und Wundersucht, indem alle seine Helden und Heldinnen willenlos als bloße Puppen von Schicksalsmächten regiert werden. Sein erstes großes Trauerspiel erschien schon 1803 und war eine Verherrlichung der Maurerei: „Die Söhne des Thals“ in zwei Theilen.

I. Die Templer auf Cypern. Schon sind die Tempelherren aus dem h. Lande vertrieben und hausen auf Cypern, schon ist der Orden innerlich entartet, schon lauert Philipp von Frankreich im Einverständniß mit dem Papst, den Orden anzuklagen, zu vernichten und seine Schätze zu rauben, als noch der Großmeister Jakob von Molay mit wenigen treuen Freunden das Ideal des Ordens, den Aufbau eines großen Tempels der Menschheit, festhält. Ueber den Wissenden des Tempelordens stehen aber noch die „Söhne des Thals“, ein uralter Orden, der die älteste ägyptische Weisheit noch im Christenthum forteultivirt, sofern Isis nur die Madonna, ihr Sohn Horus nur Christum vorbedeutet. Den Söhnen des Thals ist die Herrschaft über die

Natur verliehen, weil ihnen das Geheimniß klar geworden, daß die ewige Liebe mit der Mutter Natur und der ewige Geist mit der Sonne identisch ist. Molay kennt selber die Geheimnisse des Thales nicht, wird aber von der unsichtbaren Macht des Thales umschwebt und zu seinem Martyrertode eingeweiht. Aus den Flammen seines Scheiterhaufens soll der Orden gereinigt wieder auferstehen. Ein junger schottischer Ritter, Robert d'Heredon, ist berufen, das Geheimniß aus dem Scheiterhaufen zu retten und nach Schottland zu verpflanzen, wo es im Freimaurerorden fortcultivirt werden soll. Deßhalb steht dieser Robert unter dem besonderen Schutz des Thales und ist ihm ein vierzehnjähriges Mädchen, Astralis, eine angebliche ägyptische Anachoretin, als Schutzgeist beigegeben. Dieses mystische Kind faselt pantheistischen Unsinn aus den angeblich ägyptischen Mysterien, wie sie denn auch sehr pretiös sagt: gelobt sey Horus, statt gelobt sey Jesus Christus &c., und hängt mit schwärmerischer Liebe an dem schönen schottischen Ritter, indem sie zugleich als Hohepriesterin vor ihm orakelt. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß Werner, als er dieses Wunderkind schuf, der ein uralter mit der Harfe umwandelnder Greis zur Seite steht, dabei Göthe's Mignon vorgeschwebt hat, die ebenfalls ein alter Harfner begleitet. Nebenpersonen sind der Freund Molay's, Herzog Philipp von Anjou und sein verloren geglaubter Sohn Adalbert, der in den Orden eingeweiht wird. Der alte lahme mürrische, aber kreuzbrave Comthur, der immer sagt: Gott bessers! Ein junger etwas stutzerhafter Ritter, Franz von Brienne. Endlich die obligaten Bösewichter, Noffodei und ein Prior, die wegen Verraths im Kerker liegen, sich aber befreien und in Frankreich zum Verderben des Ordens beitragen. II. Die Kreuzesbrüder. Der Prozeß des Ordens in Frankreich. Am Schluß wird Molay befreit, die Templer und ihre Freunde haben den König in der Hand, aber die Thalbrüder verlangen das Opfer zur Läuterung des Ordens, ein Blitz entzündet den Scheiterhaufen und Molay stürzt sich freiwillig hinein. So wird der Held zur Puppe der Schicksalsmächte.

Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ erschien 1807.

Luther ist im Allgemeinen als geschichtlicher Held aufgefaßt, aber Katharina von Bora wird zu einem Engel, der den Helden umschwebt. Luthern zur Seite steht ein Famulus Theobald, der, erst 15 Jahr alt, bereits Theresen liebt, die erst neunjährige Gesellschafterin Katharina's. Diese Therese ist die wieder aufgelegte Astralis, und der personificirte Engel der Liebe, Theobald aber der Engel der Kunst. Ihr Attribut ist die Hyacinthe, das seinige die Flöte. Diese mysteriöse Einmischung der Allegorie in das sonst geschichtlich nüchterne Drama macht einen sehr fatalen Eindruck.

„Das Kreuz an der Ostsee“.

Aus der Eroberung Preußens durch den deutschen Orden. Warmio, ein

heidnischer Preuße, wird durch seine Geliebte, die polnische Malgona, bekehrt und stirbt mit ihr den Martyrertod in den Flammen, als Gefangene der wüthenden Heiden. Ueber ihrer Liebe schwebt segnend der Geist des h. Adalbert, der in Gestalt eines Spielmannes durch das Stück spuckt, wie der Harfner in den Söhnen des Thales.

„Wanda, Königin der Sarmaten".

Die bekannte Sage von der Wanda, Königin der Polen, die freiwillig in die Weichsel springt, um unvermählt zu bleiben. Werner faßt die Sache ganz anders auf, Wanda und Rüdiger lieben sich, sinken einander, nachdem sie mit einander gekämpft, auf's zärtlichste in die Arme, können aber ihre Liebe nicht genießen, weil Rüdiger, dessen Heer geflohen ist, die Schande nicht überleben will. Wanda erzeigt ihm den Liebesdienst, ihm selbst das Schwert ins Herz zu stoßen und stürzt sich dann ins Wasser. Wieder im höchsten Grade unnatürlich.

Eben so überspannt ist „Attila". Als Werner katholisch geworden, warf man ihm seinen Luther vor. Daher beeilte er sich, 1814 in einem Gedicht „die Weihe der Unkraft" seine frühere Begeisterung für Luther als eine Verirrung zu bezeichnen. Argen Spott ergoß über ihn Caspar in der „Karfunkelweihe" 1817. Als Katholik schrieb übrigens Werner nichts, was eine geniale Auffassung katholischer Ideen verkündet hätte. Seine 1818 erschienene „Cunegunde, die Heilige" ist fast läppisch.

Die bekannte Legende von ihrer Reinigung durch die Feuerprobe. Heinrich II., ihr Gemahl, lebt mit ihr in jungfräulicher Ehe, glaubt, sie vergehe sich mit dem sechszehnjährigen Florestan und klagt sie an, aber der junge Florestan rechtfertigt sie und sich durch den Zweikampf mit dem Ankläger, den er besiegt und selber stirbt. Dann geht sie ins Kloster, erscheint aber am Schluß wieder, um zu prophezeihen von der Größe des Hauses Habsburg und von der Leipziger Schlacht.

Auch „die Mutter der Maccabäer" ist in der Ausmalung des Gräßlichen wie des Heroischen überspannt.

Sein kleines nur einaktiges Trauerspiel „der 24. Februar", in welchem der Mensch als Spielball des einfachen antiken Schicksals, nämlich des grausamen Zufalls, aufgefaßt wird, erschien 1815, also drei Jahre später, als Müllners 29. Februar, ist also nur als eine Nachahmung desselben anzusehen, aber charakteristisch, weil er beweist, wie weit Werner von der echten Romantik abzuirren geneigt war.

Kunz Kuruth, Wirth zu Schwarzbach am Gemmi, einem einsamen Wirths-

haus am Daubensee zwischen Kandersteg und Leuk, hat eine arme Pfarrerstochter, Trude, geheirathet, womit sein Vater unzufrieden war. Die Mißhandlungen und Beschimpfungen des Vaters reizen den Sohn einmal am 24. Februar so zum Zorn, daß er das Messer nach dem Vater wirft. Dieser gibt ihm seinen Fluch und stirbt. Nach einigen Jahren hat sein ältestes Bübchen Kurt dasselbe Messer, will mit seinem kleinen Schwesterchen Hühner schlachten spielen und schneidet ihr in aller Unschuld den Hals ab. Kunz will ihn nicht mehr sehen, er geht in die weite Welt und kommt nach langer Zeit wieder, reich, unerkannt, wieder an einem 24. Februar, in der Nacht. Am darauf folgenden Tage soll Kunz wegen Schulden aus dem Hause getrieben werden. In der Noth ermordet er den fremden Gast, um ihm sein vieles Geld zu nehmen, und entdeckt zu spät, daß es sein Sohn ist. *)

Adolf Müllner, Advokat in Weißenfels, schrieb 1812 den „29. Februar".

Am 29. Februar, der nur alle 4 Jahre wiederkehrt, zeugt Horst außerehelich ein Kind, ein Mädchen, das heimlich auferzogen wird, und ohne es zu wissen, wieder am 29. Februar ihren einzigen Bruder Walter heirathet. Sie haben beide schon einen Knaben, da kommt ihres Vaters Bruder aus fernen Landen zurück und trennt ihre blutschänderische Ehe, wieder am 29. Februar. Walter ermordet die Frucht derselben, den unschuldigen Knaben Emil, und überliefert sich den Gerichten, um auf dem Schaffot zu sterben. Seine Gattin-Schwester verspricht ihm zuzusehen, damit der Traum erfüllt werde, in welchem sie sein blutiges Haupt zu ihren Füßen habe rollen sehen. Lauter krampfhafte Unnatur! — Später hat Müllner den Schluß abgeändert. Es wird nämlich entdeckt, daß die Frau nicht die Schwester des Mannes ist und so bleiben alle gesund. Noch jämmerlicher!

Sodann schrieb Müllner „Die Schuld" (1816) in spanischen Trochäen, wie die Stücke Calderons.

Donna Elvira, die spanische Gemahlin des nordischen Grafen Hugo von Oerindur, sitzt an einem düstern Herbstabend bei der Laute. Sie entfällt ihr und eine Saite reißt mit einem Klagelaut, was ihre bange Seele Unglück ahnen läßt. Jerta, Hugo's Schwester, die feste, stolze nordische Jungfrau kommt dazu. Im Gespräch contrastiren beide Damen des Südens Gluth und des Nordens Frost, mit viel zu viel naturphilosophischem Bewußtseyn. Hugo kommt spät von der Jagd zurück. Elvira plagt ihn mit Eifersucht. Er er-

*) In Engelhardts Naturschilderungen aus den Alpen (1840 S. 82) ist nachgewiesen, daß in gedachtem einsamen Alpenwirthshause die Wirthsleute selbst von zwei italienischen Räubern ermordet worden seyen, was Werner zu seiner Tragödie veranlaßt habe, wobei er aber die unschuldigen Opfer in die Mörder selbst ungerechterweise verwandelt habe.

innert sie, wie innig er sie geliebt habe, als ihr erster Gatte, Carlos, noch gelebt. Dann fällt er in düstere Phantasien und meint, wie? wenn jetzt in dieser finstern Stunde Carlos aus dem Grabe stiege und zwischen sie träte. Da geht die Thür auf und zwar nicht Carlos, aber dessen alter Vater, Don Valeros, tritt ein, eben angekommen aus Spanien, und macht der erschrocknen Familie sogleich bekannt, es triebe ihn durch die ganze Welt umher, um den Mörder seines Carlos zu finden. Hugo wird ohnmächtig, Valeros spricht mit seinem Enkel Otto, Carlos Sohn, Hugo's Stiefsohn, wobei Otto von einer That Hugo's bei einem spanischen Thiergefecht erzählt (fast wörtliche Nachäffung des Handschuh's von Schiller). Dann spricht Valeros mit Jerta und erzählt, wie einst in den Pyrenäenbädern seine schwangere Gemahlin eine Bettlerin beleidigt habe, die ihr darauf den Fluch gegeben, der Sohn, den sie unterm Herzen trage, solle seinen älteren Bruder umbringen. Wegen dieses Fluchs habe die Mutter ihren Sohn vor ihm verheimlicht und eine nordische Gräfin habe ihn mitgenommen und als ihren Sohn erzogen. Alsbald ergibt sich, daß Hugo dieser Sohn und des ermordeten Carlos Bruder ist. Daher in ihm „der Zwiespalt der Natur", die Extreme des Südens und Nordens vereint. Erschüttert von dieser Entdeckung bekennt Hugo, was man schon lange vorausgeahnt hat, daß er selbst Carlos Mörder ist, und zwar daß er ihn heimlich auf der Jagd, tückisch hinter einem Baum lauernd, erschossen habe, um dessen Gattin Elvira heirathen zu können. Das alles erzählt er, ohne die Niederträchtigkeit seiner That zu fühlen, blos wieder den wunderbaren Zwiespalt seiner Natur zur Schau darlegend, wie wunderbar es sey, daß er, der ritterliche Held, in einem fieberhaften Augenblick den Hahn an der Flinte mit unbewußt zuckendem Finger abgedrückt habe. Anstatt nun ferner Buße zu thun, schwärmt er für die Idee, sich öffentlich hinrichten zu lassen und malt sich sehr lebhaft die Effectscene auf dem Schaffot aus. Elvira aber bringt ihn davon ab, indem sie sich den Dolch in die Brust stößt, welchem Beispiel er nun nachahmt.

Abgesehen davon, daß die Menschen hier wieder nur Puppen des Schicksals sind und das Verbrechen begehen müssen, weil es ihnen prophezeiht war, ist das Großthun, die heroische Prahlerei und die Gefühlsaffectation des feigen Meuchelmörders unerträglich. Gleichwohl war seiner Zeit alles in dieses elende Drama vernarrt und es erlebte in wenigen Jahren drei Auflagen und drei Nachdrucke.

Ein Jahr später schrieb Müllner den „König Yngurd", eine schlechte Nachahmung von Shakespeare's König Johann.

Was bei Shakespeare Johann ist hier Yngurd, der Usurpator, was bei Shakespeare der unglückliche, dem Tyrannen geopferte legitime Knabe Arthur, ist hier Prinz Oscar. Aber unfähig, Shakespeare in der rührenden Anmuth

und Unschuld des Knaben zu erreichen, macht Müllner den Oscar etwas älter, gibt ihm eine Geliebte und eine wahnsinnige Mutter, die mit karikirten Versen mehr orakelt, als jammert, eine der unausstehlichsten Mißgeburten, welche die moderne Effectjägerei auf der deutschen Bühne hervorgebracht hat. Wie weit die Frechheit Müllners ging, erhellt aus dem Gespräch zwischen Yngurds Gemahlin Irma und ihrer Tochter Asla, Oscars Geliebten. Diese erzählt der Mutter, wie sie in der vorigen Nacht aus einem Kinde ein Mädchen geworden sey, und beschreibt ihre erste Menstruation in Versen von Göthe'scher Meisterschaft.

„Die Albaneserin", Trauerspiel von 1820.

Albana heirathet als vermeinte Wittwe des Fernando dessen Bruder Enrico. Der Todtgeglaubte kehrt zurück und Enrico entbrennt in wüthender Eifersucht, Albana ist in Verzweiflung, Fernando aber thut ihnen den Gefallen, sich zu vergiften, damit sie fortan ungestört ihr Glück genießen können.

Besser sind Müllners Lustspiele, obgleich durch zu viele Reflexionen und Hervorblicken der Absichtlichkeit die heitere Laune gestört wird.

1) Die Vertrauten. Fräulein Sophie v. Kraft wird von zwei Offizieren geliebt, die, ohne einander zu kennen, beide auf den Einfall gerathen, der eine als Gärtner, der andere als Reitknecht, sich im Hause der Geliebten einzunisten. Der Major, Reitknecht Christian, verräth sich dem Kammermädchen und unglücklicherweise auch Heinrich dem Gärtner, der ein Hauptmann und sein unbekannter Nebenbuhler ist. Natürlich benutzt nun dieser das Vertrauen, das ihm der Major als seinem angeblichen Helfershelfer schenkt, um ihn aus dem Sattel zu heben. Ein sehr lustiges Stück, gut erfunden, aber mit zu viel Prätension durchgeführt und in Alexandrinern geschrieben.

2) Der angolische Kater oder die Königin von Golconda. Gedachte Königin aus der bekannten Oper heißt Aline, eben so eine Katze, die drei Junge wirft. Durch Mißverstand hat der Herr des Hauses, Franz, seine unverheirathete Schwägerin Lucinde im Verdacht, sie sey in andern Umständen.

3) Die Zurückkunft aus Surinam, nach Voltaire's femme qui a raison. Der reiche Kaufmann Schmalt kommt verkleidet und unerkannt aus Surinam zurück und findet sein ehemals bescheidenes Bürgerhaus in vornehmem Glanze, seine Tochter mit einem Edelmann, seinen Sohn mit einem Fräulein vermählt, alles ohne sein Wissen und Willen, verzeiht aber, als er erfährt, das Geld für den neuen Aufwand komme aus den Zinsen eines unterdeß von seiner Frau ergiebig umgetriebenen Kapitals.

4) Der Blitz. Fritz soll eine gewisse Rosalie heirathen, beide treffen in einem Gasthof zusammen, ohne einander zu kennen und streiten sich um den Besitz des besten Zimmers, als er sie noch nicht gesehen. Als er sie sieht, ist ihm, als hätte ihn der Blitz getroffen. Er bietet ihr das Zimmer an, fleht

sie um Vergebung ꝛc. Nun ist sie aber böse und läßt ihn abfahren, bis sie allmählig beide merken, wer sie sind, und sich fröhlich versöhnen. Ist recht artig.

5) Die Onkelei. Freiherr v. Hagenbuch will seinen Neffen verheirathen, er ist aber schon mit einem armen Mädchen heimlich verheirathet und die ihm zugedachte Dame hat auch schon einen Freier. Sie spielen nun alle zusammen dem alten Onkel eine Comödie, bis es zur Entdeckung kommt und er das allgemeine Schicksal der Onkels leiden, nämlich verzeihen muß.

6) Die Zweiflerin. Gräfin Adelheid mißtraut der Liebe des Baron Halt, bis sie ihn geprüft hat. Daß er sich für sie schlagen will, reicht noch nicht aus; daß er ihr aber entsagt, weil er sie nicht mehr achten zu können glaubt, entscheidet bei ihr. Sie bietet ihm nämlich zum Scheine an, sie wolle einen Andern heirathen, dann aber doch seine Geliebte werden. Man muß gestehen, diese Art, den Geliebten zu prüfen, ist von Seiten der Dame wenig zart.

7) Die großen Kinder. Ein noch junger Vater, Graf Albert, hat schon große Kinder, deren junge Gouvernante seine eigene Geliebte ist, während sein Sohn Fritz das Kammermädchen Lenore (eine geschickte Malerin) und seine Tochter Lina den Bedienten (einen verkleideten Offizier) liebt. Daß unter diesen Umständen der Vater vergebens Respect von den Kindern gegen die Gouvernante und von den Dienstboten gegen die Herrschaft verlangt, ist der Witz von der Sache.

Den übelsten Ruf erwarb sich Müllner als Kritiker, indem er die Frechheit hatte, gleich einem Gottsched die Tyrannis in der Literatur anzustreben, ohne auch nur durch eine Idee und durch große Kenntnisse unterstützt zu seyn, wie Gottsched. Müllner folgte in seinen Kritiken immer nur der Laune und persönlichen Rücksicht.

Auf Müllner folgte Franz Grillparzer in Wien 1817 mit seinem Trauerspiel „die Ahnfrau“, gleich der Schuld ein Schicksalsstück in Trochäen.

Im Geschlecht Berotin muß die Ahnfrau, weil sie das Geschlecht im Ehebruche fortgepflanzt hat, so lange als Geist umgehen, bis der ganze Bastardstamm untergegangen ist. Das geschieht, indem der letzte Sprößling, Jaromir, als Räuberhauptmann und in einer unglücklichen Liebe zu seiner eignen Schwester Bertha endet.

Grillparzer wagte sich an antike Stoffe, Sappho, Medea, Hero und Leander, aber ohne Geist mit sentimentaler Phraseologie, wie auch seine Oper „Melusine“. Auch sein „Ottokar“ ist nur eine Ovation für die habsburgische Dynastie, sein „der Traum im Leben“ nur Nachahmung eines französischen Stückes.

Rustan sieht im Traum, was ihm alles geschehen würde, wenn er seiner Leidenschaft gefolgt wäre, ein Leben voll Verbrechen mit schrecklichem Ende. Zum Glück erwacht er und bessert sich.

„Der treue Diener seines Herrn" von Grillparzer ist die Mißhandlung eines edlen historischen Stoffs.

Benedict Bancbanus, Erban unter König Andreas II. von Ungarn, hatte eine schöne Gemahlin, welcher der Bruder der Königin, Ekbert von Meran, vertriebener Bischof von Bamberg, nachstellte. Die Königin Gertrud begünstigte so sehr die Lüste ihres abscheulichen Bruders, daß sie selbst die unglückliche schöne Frau ihm in die Arme lieferte. Die Geschändete benahm sich nun zwar nicht wie Lucretia, aber ihr Gemahl Benedict trat mit dem Schwert in der Hand ins Gemach der Königin, die eben mit ihren zwei Kindern dasaß, entfernte die unschuldigen Kinder von ihr und schlug dann mit solcher Furie auf die Königin hinein, daß er sie buchstäblich in Stücke hieb. Der König ließ ihn und sein ganzes Geschlecht hinrichten (1213). So berichtet die Geschichte. Grillparzer aber hat sich nicht geschämt, aus dem Manne, der die Ehre seines Weibes so schrecklich rächte, ein serviles Ideal zu machen, einen Hahnreih, der es sich zur Ehre schätzte, für seinen König Schmach zu leiden, und der den Schänder seines Weibes selbst gegen das Volk, das ihn zerreißen will, in Schutz nimmt, weil es der Schwager Sr. Majestät ist. Grillparzer schrieb dieses Stück, womit er seine Muse entweiht hat, in der Zeit, in welcher das Princip der Legitimität auf den europäischen Congressen in schroffester Einseitigkeit geltend gemacht wurde.

Besser ist Grillparzers Lustspiel „Weh dem, der lügt".

Ein kecker Küchenjunge in eines Bischofs Dienst befreit den Neffen des Bischofs aus der Gefangenschaft eines Grafen und nimmt auch noch die schöne Tochter des Grafen mit. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, die Behandlung nur etwas breit.

Es folgten noch viele Schicksalstragödien. Therese v. Artner schrieb zu Müllners Schuld eine „That", worin sie die Vorgeschichte Hugo's und Elvirens in Spanien darstellte. Theodor Mörtl schrieb 1828 den „Vierzehnender".

Einen Vierzehnender schießen bedeutet dem Jäger Unglück. Robert schießt einen, da graut ihm und er erzählt, wie er einst seine eigne Mutter ins Wasser gestürzt habe. Damit das Verbrechen nicht entdeckt werde, will er den, der ihn verrathen könnte, vergiften, trinkt aber selbst das Gift. Das Pathos steigert sich in diesem Drama bis zum Lächerlichen.

G. A. Freiherr v. Maltitz schrieb 1825 einen Schicksalsroman „Der Klosterkirchhof".

Ein edles Geschlecht, in dem eine unheilbare Krankheit forterbt, soll durch Uebereinkunft der drei letzten Glieder desselben aussterben. Aber einer der Brüder bricht das Gelübde und wird durch eine Nonne Vater eines Sohnes und einer Tochter, welche aufwachsen, ohne einander zu kennen, sich in einander verlieben und zu spät das schreckliche Geheimniß erfahren; sie befindet sich bereits guter Hoffnung, da tödtet er sich und sie.

Das schwächste aller Schicksalsstücke ist Otto Ludwigs „Erbförster".

Der Vater will den Liebhaber seiner Tochter erschießen, trifft aber die Tochter selbst, alles in Folge von Träumen der Tochter und Mißverständnissen des Vaters.

Christoph Ernst Freiherr von Houwald in der Lausitz, schrieb 1821 auch ein Schicksalsstück, „Der Leuchtthurm", in Trochäen.

Graf v. Holm hat die schöne Mathilde über Meer entführt und auch ihren kleinen Sohn Walther mitgenommen. Ihr rechtmäßiger Gatte, Ulrich, harrt als wahnsinniger Harfner viele Jahre lang am Ufer, bis sie zurückkommen soll, und hat deshalb mit seinem Bruder die Pflege des Leuchtthurms übernommen. Da strandet einmal sein Sohn Walther, ohne daß er ihn kennt, und verliebt sich in seine Nichte Dorothee. Als das junge Paar einmal mit einander plaudert, löscht Ulrich die Lichter im Leuchtthurm aus und veranlaßt dadurch (höherer Macht folgend, wie er selbst versichert) das Scheitern des Schiffes, auf dem sich Holm und Mathilde befinden. Mathilde ertrinkt, Ulrich findet ihre Leiche und stürzt sich mit ihr ins Meer, nachdem er über ihre Leiche herüber dem Grafen den Friedenszweig gereicht hat.

In „der Heimkehr" ist ein heimkehrender Gatte, indem er sein Weib mit einem Andern glücklich findet, so großmüthig, um ihr Glück nicht zu stören, sich zu vergiften. In Houwalds „vermischten Schriften" läßt sich ein Hofnarr eben so großmüthig anstatt des Vaters seiner Geliebten hinrichten. Man findet bei Houwald fast nichts Einfaches und Natürliches.

Ein ziemlich schwacher Nachzügler der Romantik war Graf von Löben, welcher sich Isidorus Orientalis nannte und seit 1808 einen Guido, das Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers, Arkadien, Ritter- und Minnedienst, Klotars Irrsale, Lotosblätter ꝛc. schrieb, confuse Sachen voll Gefühlsschwärmerei ohne festen Inhalt.

Wilhelm v. Schütz, einer der verachtetsten romantischen Trauer-

spieldichter, ist keineswegs so gering, als man ihn gemacht hat. In seinem verrufenen „Lacrimas“ (1802) spricht sich ein rührender Zug zur Kirche aus, auch in seinen „Gleichen“ wird Gott die Ehre gegeben. Im „Graf Schwarzenberg“ zeigt er die übeln Folgen, wenn Princip und Natur nicht zusammenpassen. Auch „Karl der Kühne“ ist eine stolze und mächtige Gestalt. Bei alledem wird Schütz widerwärtig durch die überall in seinen Dichtungen vorblickende Absichtlichkeit und durch die harte Sprache.

Zu den Nachzüglern der Romantik gehörten auch die beiden schlesischen Brüder Contessa (Christian Gottlieb und Karl Wilhelm), Freunde Fouqué's, Houwalds und Callot-Hoffmanns. Sie schrieben nur unbedeutende und längst vergessene Schauspiele und einige Erzählungen, mit mehr Gefühl als Geist.

Das ältere Gedicht „der Schiffbrand“ schildert mit schrecklicher Wahrheit, was sich noch unlängst im Brande der Austria verwirklicht hat.

Ernst Schulze, Privatdocent in Göttingen, starb aus Kummer über den Tod seiner Braut, 1817. Seine Werke gab Bouterwek in vier Bänden heraus, 1818. Wegen seiner rührenden Treue, seines frühen Todes und des zauberischen Wohllauts seiner Verse ist er seiner Zeit ungeheuer hoch gestellt worden, aber er verdient diesen Ruf nicht. Seine ganze Poesie ist krankhaft, seine berühmte Rose nur eine Röthe der Schwindsucht. Sein Wohllaut selbst thut weh durch seine weichliche Süßigkeit, wie Harmonikaglöckchen. Man wird bei ihm zuweilen an Tiedge, dessen verschwebende und verduftende Verse er häufig nachahmt, erinnert. Dieses Schwimmen im Wohllaut der Worte, die aber nur unbestimmte Gegenstände bezeichnen und unaufhörlich fort das Nämliche nur wenig variiren, macht das Lesen der Ernst Schulze'schen Gedichte zu einer wahren Pein. Der Gegenstand, von dem er wiederholt in allen Gesängen spricht, ist weniger Cäcilie, als er selbst, und weniger er selbst, als sein Lied. Hundertmal und tausendmal besingt er sein eigenes Singen und sagt uns im Grunde nichts, als daß er singe, daß er die Blumen seines Schmerzes in Kränze flechte für Cäcilie; daß ihn Töne des Schmerzes umwehen, die er harmonisch einige im Gesang; daß ihn Quellen tiefer Gefühle umrauschen, auf deren Wellen er im Liede dahinschwebe, oder in deren Schaum jedes Bläschen ihm die Himmlische male 2c. Die

Ausdrücke „Schmerzen, Bilder, Träume, Blüthen, Kränze, Quellen, Sterne, Düfte, Töne“ spielen hier wie in einem Kaleidoskop auf die mannigfachste Weise durcheinander, immer anders gruppirt und doch immer dieselben.

Sein bestes Gedicht ist die schon 1807 begonnene „Psyche“, die bekannte Liebe zwischen Amor und Psyche nach Apulejus. Dagegen ist die berühmte „bezauberte Rose“ eine widerlich schwülstige Dichtung.

Alpino, ein schmachtender Sänger, aus Seufzern, Mondschein und ein Paar Harfensaitenklängen zusammengesetzt, erblickt die schöne Prinzessin Klotilde, die eine Rose ins Wasser wirft, damit sie zu ihm schwimme. Mit der Rose faselt er nun in der Welt umher, bis er Klotilden wiederfindet, die nun selber in eine Rosenknospe verwandelt ist und nur für den ihrer würdigen Gatten entwandelt werden soll. Drei Kaiser bewerben sich um sie, die Rose bleibt verschlossen. Alpino singt zur Harfe und — die Rose thut sich auf. — Bis zum Ekel weichliche Dichtung in schönen kunstgerechten Versen.

Das Epos „Cäcilie“ bezieht sich speziell auf des Dichters Geliebte.

Es besingt die Eroberung des heidnischen Lethra (der alten Hauptstadt Dänemarks) durch die christlichen Deutschen unter Kaiser Otto I. Indessen fehlt den Kampfbildern der kräftige Ausdruck. Der ganzen Intonation fehlen die Durtöne, alles ist im Mollton gesungen, in den weichsten, fließendsten Versen, wie unter beständigen Thränen. Nur eine kräftige Gestalt geht durch das Lied, aber auch nur wie ein dunkler Schatten, die Amazone Thorilde, der Chlorinde Tasso's nachgebildet. Im Vordergrunde aber erblicken wir immer nur die zarte, bleiche, sterbsüchtige Cäcilie und ihren eben so zartschmachtenden Sänger Reinald. Am Schlusse nimmt sie zwar eine ganz heroische Haltung an und zieht, gleich der Jungfrau von Orleans, mit der Kreuzesfahne den Christen voran; aber ihr sanftes Schwert verwundet Niemanden, nur ihre heilige Erscheinung verblendet die Heiden; und nachdem Lethra erobert ist, alle Götzenbilder gestürzt sind und in der großen Domhalle der christliche Gottesdienst gefeiert wird, und Cäcilie als liebliche Braut eben mit ihrem Sänger durch Priesterhand verbunden werden soll, hat sie das Höchste erreicht, was sie auf Erden wünschen und verdienen konnte und ein längeres Leben würde ihren Glanz nur matt werden, ihre Blüthen nur welken lassen. Darum öffnet sich ihrem verklärten Blicke der Himmel und Engel steigen nieder, ihre reine Seele emporzutragen. Der Sänger aber bleibt bei der schönen Leiche zurück, um sie im Liede zu beklagen.

Im Jahre 1855 gab Hermann Marggraff ein Leben Schulze's heraus, worin des letzteren Briefe beweisen, daß seine Liebe zu Cäcilien nur Dichtereitelkeit war, daß er daneben große Ausschweifungen beging, ja

am Krankenbette Cäciliens mit deren Schwester liebäugelte. So schwindet der letzte Nimbus von dem Dichter.

Elise Ehrhardt schrieb 1820 „Die Wunderblume“, eine Nachahmung der bezauberten Rose, eben so verschwommen.

Indem sich die Romantik auch nach dem durch und durch rationalistischen Sachsen verirrte, mußte jene gutmüthige Bastardpoesie entstehen, die hauptsächlich durch Friedrich Kind in Dresden vertreten ist, alte Natürlichkeit, Familienhätschelei, auch noch ein wenig Wielandische Schalkhaftigkeit mit einem romantischen Anflug. Rambergs Kupferstiche zeigen uns dasselbe im Bilde, Sentimentalität und Frivolität in romantischen Formen. Kinds berühmteste Dichtung ist sein von Weber wundervoll in Musik gesetzter „Freischütz“, eine Volkssage, die er mit seiner Empfindsamkeit total zu Schanden gemacht hat (vgl. Theil II. S. 163).

Noch ein zweites Stück Kinds, „Van Dyks Landleben“, war wenigstens eine Zeitlang beliebt, eine gleichfalls empfindsame Maleranecdote. Kinds Romane und Novellen sind schwach und vergessen. Eben so seine Schauspiele, unter denen sich nur „Das Nachtlager von Granada“ durch anecdotenartigen Reiz auszeichnet. (Der junge Kaiser Max II. geräth in Spanien einmal unter Räuber). Kind hat auch viele Romanzen geschrieben, die immerhin zu den bessern gehören, Bearbeitungen alter Sagen und Legenden, auch antike Stoffe (Bacchus auf dem Seeräuberschiffe, Pygmalion). Seine längste Romanze schildert eine altrussische Liebesgeschichte vom Kloster Otrotsch (der Einsiedler an der Twerza).

Ein ähnlicher Autor war Gerle, der 1819 „Volksmärchen aus Böhmen“, später „Artus und die Tafelrunde“, „den kleinen Phantasus“ und „die Liebesharfe“ schrieb.

Viel tiefer als alle diese stand Theodor Hell (Hofrath Winkler) in Dresden, dessen „Abendzeitung“ die Romantik in das Theewasser einer geistlosen Klatschgesellschaft auflöste, und der überdies „des Maurers Leben“ in neun Gesängen feierte. Hell bezeichnet den tiefsten Stand der Poesie zur Zeit der Restauration.

Dem Dresdener Kreise gehörten damals noch einige bessere Dichter an, Karl Förster, Uebersetzer des Dante, Petrarca, und der auch selbst einige hübsche (von Tieck herausgegebene) lyrische Gedichte und Romanzen schrieb; sodann Arthur vom Nordstern (Minister v. Nostiz),

„der schon 1802 „gesellige Gesänge“ und 1819 ein Friedensepos „Irene“, „Sinnbilder für Christen“, „Anregungen fürs Herz“ ꝛc. schrieb; Hohlfeld, Armenadvokat in Dresden, der 1810 eine „jüngere Urania“ nach der Tiedge'schen „zur Befestigung des Glaubens“, „Harfenklänge“, „neue Horen“ ꝛc., alles wohlwollende, aber schwache Sagen schrieb.

Zu den Spielereien, womit man sich in der langweiligen Restaurationszeit die Langeweile vertrieb, gehörten die poetischen Taschenbücher in kleinem Format und elegantem Goldschnitt. Dem ersten Musenalmanach Boie's nachgebildet, begann zuerst Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen den lyrischen Gedichten Prosaerzählungen beizumischen. Seitdem erschienen jährlich als Weihnachtsgaben eine Menge, zuletzt bis zu 20—30 auf einmal.

Aglaja, Alpenrosen, Aurora, Concordia, Cornelia, Eidora, Flora, Fortuna, Frauentaschenbuch, Gedenke mein, Helena, Huldigung der Frauen, Immergrün, Iris, Lies mich, Minerva, Orphea, Penelope, Philomele, Polyhymnia, Thalia, Urania, Vergißmeinnicht, Vesta, Vielliebchen, Wintergrün ꝛc.

Dazu Almanache aller Art, bis zum Jahr 1837 gab es schon nicht weniger als 43 verschiedene Musenalmanache. Später wechselten damit die Album ab. Daneben noch unzählige Sammlungen von Erzählungen und Gedichten mit Blumennamen: Akazienblüthen (von Sydow), Cactusblüthen (von A. Schreiber), Camelien, Cyanen, Herbstrosen, Hortensien, Lilien, Malven, Rosen, Tulpen, Vergißmeinnicht ꝛc.

Ein literarischer Hauptfabrikant war seit 1789 Karl Müchler in Berlin, der in einer Menge von Taschenbüchern und Sammelwerken Erzählungen, Anecdoten, Parodien, Räthsel, Epigramme ꝛc. zusammentrug, auch Gedichte, Lustspiele ꝛc. verfertigte.

Anecdotenalmanach, Taschenbücher: Aurora, Eugenia, Euphrosine, Gedenke mein, Klio, Momus, Taschenbuch für Kinder Israel, Taschenbuch zur geselligen Unterhaltung, Taschenbuch der Liebe und des Frohsinns, Berliner Taschenbuch, Vergißmeinnicht ꝛc.

Zu den halbromantischen Vielschreibern gehörten auch Aloys Schreiber in Baden seit 1791 (Erzählungen, Gemälde, Herbstrosen, Gedichte, Damenbibliothek), Gustav Linden (eigentlich Stein) seit 1805 mit zahlreichen Romanen, auch Dramen, Blumenhagen desgleichen, Streckfuß, der den Dante, Tasso und Ariost übersetzte, sämmtlich seit 1805.

August Mahlmann in Leipzig, Redakteur der eleganten Zeitung daselbst, schrieb seit 1802 theils lyrische Gedichte, unter denen sein Lied des Frohsinns „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust" am berühmtesten wurde, theils romantische, etwas empfindsame Romane und Erzählungen. Von dieser Art war sein erster Roman „Albano, der Lautenspieler", desgleichen seine Erzählungen.

1) „Bruno" will fort, hört Thirza um ihn klagen, fällt ihr um den Hals und — bleibt. 2) Die Urne. Sie wird verlassen und stirbt, der Verräther weint bitterlich um sie. 3) Eduards Bekehrung zum Ehestande. Die Bekehrerin ist eine gewisse Liddy, in deren Armen er zuletzt Freudenthränen weint. 4) Biographie eines Engels. Der Autor findet einen interessanten alten bärtigen Armenier, der ihm naiv sagt: „ich bin ein Engel" und ihm erzählt, wie er wirklich unter den Engeln gelebt und, um die Menschen kennen zu lernen, unter ihnen geboren worden sey. Schwacher Anklang an die altorientalische Erzählung von Harut und Marut ohne die tiefsinnige Motivirung. — Und so noch Anderes von minderem Belange.

Endlich schrieb Mahlmann eine Travestie der Hussiten vor Naumburg von Kotzebue „Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister",

worin Herodes die bethlehemitischen Kinder nicht umbringen, sondern mit Nüssen und Kuchen beschenken läßt. Die Parodie ist gut, aber Mahlmann war doch nicht berufen, über Kotzebue zu spotten, da er selbst von Rührung überzufließen pflegte.

Und einige Marionettenpossen.

„Der bezauberte Prinz" handelt von dem in einen Zeisig verwandelten, von seiner Geliebten gepflegten und dann wieder zum Jüngling gewordenen Prinzen Lelio. Eine andere: König Violon, er und sein Sohn sind beide in dieselbe Dame verliebt und bringen sich alle freiwillig um, eine Satire auf die Schicksalstragödien, aber zu leicht skizzirt.

Damals wurden manche romantische Sagenstoffe auf die deutsche Bühne gebracht. So von Holbein „Fridolin" (nach Schillers Gang zum Eisenhammer). So von Holtei „Lenore" (nach Bürgers Ballade) und „Robert der Teufel", von dem Schauspieler Pius Alexander Wolff „die Preziosa" (des Cervantes), welche durch Maria v. Webers Musik sehr populär wurde.

7.

Die Nachromantiker.

Die Romantik wirkte noch lange nach und mitten in die jüngste Zeit hinein, wie viel ihr auch widerstrebte. Wenn sie auch nicht mehr viel Originelles zeugte, so entfaltete sie dafür desto glänzender ihren alten Reichthum. Denn durch eine Menge der ausgezeichnetsten altdeutschen Sprachforscher (die Brüder Grimm, von der Hagen, Karajan, v. Laßberg, Lachmann, Schmeller, Hoffmann von Fallersleben, Leo, Wackernagel, Maßmann, Haupt, Pfeiffer, Chmel, Diemer, Müllenhoff, Hahn, Ettmüller rc.) wurden hunderte von bisher ungedruckten altdeutschen Dichtungen zum erstenmal gedruckt und der Jetztzeit zugänglich gemacht. Zugleich wurden auch viele Schätze der altfranzösischen, altspanischen und altitalienischen Poesie, alle der Romantik des Mittelalters angehörig, eröffnet (durch Uhland, Diez, Ferdinand Wolff, v. Keller, Holland, v. Kausler). Eben so rührig waren die Kunsthistoriker in Entdeckung, Sammlung und Erklärung unzähliger Denkmäler der mittelalterlichen, sonderlich kirchlichen Künste. Die Meisterwerke der gothischen Baukunst wurden nicht nur prachtvoll illustrirt, sondern zum Theil auch weiter ausgebaut, vor allem der Kölner Dom. Die politische und Kirchengeschichte selbst erlitt einen Umschwung, indem durch gründliche Studien (die zunächst wie die neue Romantik von Protestanten ausgingen, von C. A. Menzel, Leo, Barthold, Gfrörer, Hurter) die mannigfachen Verleumdungen des Mittelalters und der alten Kirche widerlegt wurden. Was endlich für die Sammlung und Erhaltung der alten deutschen Volkssage und Legende in den letzten vier Jahrzehnten Großes geschehen ist, haben wir im zweiten Buche dieses Werks schon ausführlich kennen gelernt.

Im Vergleich mit diesen alten Funden ist die Productivität der jüngsten Romantiker allerdings nur von geringerem Belange. Ich will hier ihr Namhaftestes zur Uebersicht bringen. Noch in die erste durch von der Hagen und Fouqué angeregte Begeisterungszeit gehören die romantischen Tragödien Armida von Giesebrecht (1809), Fr. R. Hermanns Nibelungen (1819), Johann Wilh. Müllers Chrimhildenrache, Kuffners

Minnesänger (1825), Zarneks Tod Sifrits (1826), welchen Dörings treuer Eckhardt (1833), Bürks König Arthur (1834), v. Nordsterns Chlorinde ꝛc. folgten.

Der Wiener Dichter Joseph Christian Freiherr v. Zedlitz gehört zu den besten der Zeit. Seine Todtenkränze von 1827 sind Elegien in klangvollen Versen, schwermüthige, aber zugleich hochherzige Betrachtungen über die gefallenen Größen der Jahrhunderte, über die längst vom Grabe zugedeckten Dichterherzen, die einst so feurig schlugen, wie das Herz Tasso's, Petrarka's. Man merkt, daß Zedlitz ein wenig von der Schwermuth Lord Byrons angesteckt war, dessen Childe Harold er meisterhaft übersetzte. In seinen andern lyrischen Gedichten zeigt Zedlitz dieselbe düstere Melancholie.

Am berühmtesten wurde seine „nächtliche Heerschau“. Ein gespenstischer Tambour weckt die Todten der großen Armee, die sich als Gerippe zusammenschaaren, um von „dem Mann im kleinen Hütchen“ gemustert zu werden. Dazu „das Lied eines Wahnsinnigen“, „der blinde Geiger“, „das Weib des Räubers“, „das Geisterschiff“, „das Auge der Schlange“, wobei wir bald an die melancholischen englischen Dichter, bald auch an den Franzosen Beranger denken müssen, dessen Gedichte wohl auf Zedlitz viel Einfluß übten. Allein es finden sich auch heitere Gedichte bei ihm, die uns den Wiener Lebemann nicht ganz verkennen lassen. — In den Schauspielen, die er seit 1821 schrieb, verräth er die spanische Schule.

Sein „Stern von Sevilla“ ist aus dem Lope de Vega übertragen. Ein äußerst düsteres Gemälde enthüllen uns „die beiden Nächte von Valladolid“. Während Munnez, Bruder des Garcia, dessen Gattin Estrela mit Liebe verfolgt, flüchtet Fugage, der zum Tode verurtheilt ist, in ihr Haus und stirbt in seinem Versteck. Munnez, der einzige Vertraute des Geheimnisses, benutzt es, Estrela zur Liebe zu zwingen und da sie standhaft bleibt, sich an ihr zu rächen, indem er Garcia's Eifersucht beim Anblick des Todten, den er bei Estrela als Liebhaber gefunden und erdolcht zu haben vorgibt, so anfacht, daß er seine unschuldige Gattin ersticht. Daß sich die Leiche einen Act hindurch auf der Bühne herumschleppt, ist mit Recht stark getadelt worden. — Im „Herrn und Sklaven“ hat Zedlitz die gräßliche Rache eines Sklaven geschildert, der seines Herrn Weib und Kind ermordet, ein alter schon in Happels rel. cur. aufgenommener Stoff. — In „der Liebe Kram“ zeichnet Zedlitz einen Dichterhelden, Namens Alonzo. Derselbe liebt die Königin von Granada, bringt

in ihren Harem ein, um jedoch nur ein keusches schmerzlichsüßes Gespräch über ihre Trennung zu halten, und kommt am Ende des Stückes noch einmal zum Vorschein, um die verleumdete Ehre der Königin durch einen Zweikampf mit dem Ankläger zu vertheidigen, in welchem Kampf er aber fällt. — In „Kerker und Krone“ soll Tasso, kaum dem Kerker entrissen, öffentlich mit dem Lorbeer als Dichter gekrönt werden und — winselt vor Vergnügen über diese Ehre, die „ein holder Traum“ ihm früher schon vorgeschwebt, und ist so beglückt dadurch, daß er vor Freude stirbt und der Lorbeer erst seiner Leiche aufgedrückt werden kann. — „Turturell“, die Tochter des verbannten König Bramor, liebt den auf der Jagd zu ihr verirrten König Gavin, der sich für einen gemeinen Ritter ausgibt. Denselben liebt aber auch die Königin Gylse, Gemahlin des Sinewald, der den Bramor vertrieben. Gylse will ihren Gatten verstoßen oder umbringen und Gavin auf den Thron erheben, erfährt von seiner Liebe zu Turturell und läßt diese ersäufen. Ihre Leiche findet der alte Bramor, als Harfner verkleidet und bringt sie der Königin.

Zedlitz hat auch ein Paar Lustspiele geschrieben, „Liebe findet ihre Wege“ in spanischen Trochäen und ganz im Ton Lope de Vega's, und „Cabinets-Intriguen“, die übrigens nicht in einem königlichen Cabinet spielen, sondern in dem eines listigen Kammermädchens.

Später (1844) schrieb Zedlitz ein Märchen „Das Waldfräulein“.

Das Waldfräulein, eine Frucht der Liebe, wird im Walde gefunden und von einer guten Fee erzogen. Diese merkt, das schöne Kind habe ein leicht entzündbares Herz, warnt sie daher vor der Liebe und schärft ihr insbesondere ein, den kostbaren Pantoffel, das einzige Andenken ihrer Mutter, als einen Talisman nicht von sich zu lassen. Aber da kommt einmal ein schöner junger Ritter durch den Wald daher, Herr Aechter von Möspelbrunn, und augenblicklich ist der Rath der Fee vergessen. Sich sehen und lieben und in die Arme sinken und die höchste Staffel auf der Himmelsleiter des Liebesglücks ersteigen, war eins; wobei man den Dichter fragen könnte, warum er der Scham nicht wenigstens fünf Minuten Zeit gelassen habe? Doch es handelt sich von einem Märchen und in Märchen liebt man die raschen Effekte. Die Scham stellt sich erst nachher ein, motivirt die rasche Flucht des schönen Waldfräuleins und das Vergessen ihres Pantoffels. Der bleibt dem glücklichen Ritter als theures Angedenken. — Nun fällt aber das Fräulein zur Strafe ihrer Schuld in die Gewalt eines bösen alten Weibes, bei der sie spinnen und als Magd dienen muß. Diese glückliche Wendung der Dichtung erinnert an das schöne Märchen von Amor und Psyche. Auch Psyche muß für ihre Schuld durch harten Magddienst büßen. Inzwischen wird das Waldfräulein endlich, als sie den häßlichen Sohn des alten Weibes heirathen soll, durch einen Einsiedler gerettet und entkommt. Herr Aechter hat sich unterdeß mit dem Bilde des Fräuleins unausgesetzt beschäftigt und sie vergebens gesucht. Auf einer Fahrt nach

Köln verlockt ihn die Nixe des Lurley, der ganze Liebreiz der Undinen breitet sich vor ihm aus, doch bleibt er seiner Sylve treu, indem ihn ein Paar Schwalben aus seinem Liebesrausche wecken und an das Waldfräulein erinnern. Dieses findet er nun am Hofe ihres Großvaters wieder, wohin sie auf ihrer Flucht gelangt ist. An dem Pantoffel wird ihre hohe Geburt erkannt und sie wird des Ritters glückliche Gattin. Die Schwalben, die ihn am Rhein gewarnt, kommen wieder und bauen ihr Nest an seiner Burg.

Unmittelbar nach den glänzenden Siegen Radetzki's in Italien schrieb Zedlitz sein „Soldatenbüchlein", worin er in schönen, zum Theil freilich etwas schnell entworfenen Liedern die kaiserlichen Truppen und ihren großen Feldherrn preist.

Am besten ist das Lied von Curtatone, in welchem die Verdunkelung der Sonne durch Wolken, die sie endlich doch durchbricht, sehr glücklich auf die anfängliche Verdunkelung und den nachherigen Siegesglanz der kaiserlichen Waffen angewendet wird.

Einer der spätesten, aber interessantesten Romantiker war Julius Mosen, dessen 1831 erschienener „Ritter Wahn", ein Epos aus dem Italienischen, eine der schönsten altdeutschen Sagen (vgl. Theil I. 65. 187. 307) wiederholt. In demselben Jahr gab Mosen den Roman „Georg Venlot" heraus, welcher gleichsam den Bankerot der Romantik proklamirt.

Der Held ist ein poetischer Enthusiast, der sich in die Wirklichkeit nicht zu finden weiß, von dem Contrast der gemeinen Welt mit dem poetischen Zauber zerrissen wird und in Wahnsinn endet. In der Manier des Callot-Hoffmann und zum Theil des Tieck'schen Zerbino.

Dieser merkwürdige Roman, der nicht so schnell hätte vergessen werden sollen, erklärt am deutlichsten, warum bald nachher die realistische, an die Wirklichkeit sich haltende Dichtung emporkam. Mosen selbst trat, im Widerspruch mit seinem eigentlichen Beruf, als Theaterdirektor in Oldenburg, zu den Epigonen der Jambentragödie über.

Ludwig Bechstein in Meiningen reiht sich auch noch an die Romantiker in seiner epischen Bearbeitung der Haimonskinder und des Faust, in seinen Romanzen, seinen Sagensammlungen aus Thüringen, Franken und Oesterreich, seiner Ausgabe des Todtentanzes. Seine Verse sind schöner als seine Prosa, überall aber zeigt er warmen Sinn für den poetischen Zauber der Vorzeit und ihre Sagen. In seinen Arabesken

(1832) hat er schöne Hymnen an die Natur gedichtet. Sein Epos „Luther" (1834) hat prächtige Verse, paßt aber nicht recht zur Romantik.

Herr v. Keudell in Dresden begann 1847 mit einer eigenthümlichen Gattung vornehmer Romane „Außerhalb der Gesellschaft" und „Bergan".

Im ersten Roman hat ein Malergraf eine schöne Tochter, die von Rudolf ein uneheliches Kind bekommt. Rudolf aber wird von der Gräfin Mathilde geliebt, die vor Neugier brennt, sein schönes Kind von der Nebenbuhlerin zu sehen, ohne alle Eifersucht wie in Göthe's Stella. — Im zweiten Roman geräth ein Enthusiast wie Callot-Hoffmanns Kreisler in Wuth über das Alltägliche und Gemeine. Höchst phantastisch ist die Uebersetzung einer Beethoven'schen Symphonie in Worte, wunderschön ist eine Beschreibung der Medusa und dann wieder seltsam sentimental das schöne Harfenmädchen, das ihrem Geliebten, einem Verbrecher, unverbrüchliche Treue bewahrt.

Man erkennt, daß v. Keudell wie Immermann in der Welt Göthe's und der Romantiker fortlebte und aus dieser Wolkenregion nicht mehr zum Boden der Wirklichkeit herabkonnte. Auch in seinem Roman „die Politiker" von 1849 schüttet er nur den aristokratischen Ekel über den Revolutionspöbel aus.

Eduard v. Bülow bearbeitete italienische und altfranzösische Novellen und schrieb selbst einige (1846) schwache Nachahmungen Tiecks, meist bizarr.

Selbsttäuschungen und Launen blasirter Personen, durch die sie ihr Liebesglück verscherzen. Widerliche Situationen charakterloser Personen in unpassender Ehe. Verbrechen eines buhlerischen Mönchs. Sehr überflüssige Nachahmung des Dolches von Tieck, des Faluner Bergmanns von Callot-Hoffmann ꝛc.

Ziemlich viel wurde immer noch bis auf die neueste Zeit für das Märchen geleistet. Der geistreichste Märchendichter aber war Alexander v. Sternberg aus Reval, der in Berlin eine große Menge von Romanen und Novellen geschrieben hat. Er zeichnet sich durch schönen Styl und vornehme Eleganz aus, doch ist er in seinen Salongemälden und geschichtlichen Romanen kühler und nur im frivolen phantastischen Märchen wird er genial und feurig. Aber er schweift sehr in die frivole Manier der altfranzösischen contes hinüber und wir glauben Wieland vor uns zu haben. Sein ausgeführtestes Feenmärchen ist „Fortunat" von 1838.

Fortunat ist der bekannte Held des Volksbuchs, das Tieck in einem seiner schönsten Gedichte dramatisirt hat. Er tritt hier als ein junger Page auf, der mit drei andern Pagen vom Hofe zu Cypern verbannt wird, weil er in einem kleinen Streithandel dem König Recht gegeben und nicht der allgebietenden Maitresse desselben. Die vier Jünglinge müssen auswandern, erhalten aber von der abscheulich häßlichen Fee Kakombre mit dem großen Zahn, die sie zuvor im Bade bedienen müssen, vier Geschenke, Fortunat den unerschöpflichen Geldsäckel, Ganelon eine Flasche mit Verjüngungswasser, Tulipan eine Brille, die durch alles hindurchsieht, und Roger den Hut, welcher unsichtbar macht. Sie sollen sich nun an den Hof der Prinzessin Kalypso in der Provence begeben und aus den verführerischen Netzen derselben den Genius Tuberose befreien helfen, der um ihretwillen die junge Fee Jonquille verlassen hat. Unterwegs auf dem Schiffe macht sich Tulipan vermittelst des Hutes unsichtbar und liebkost die junge Frau des alten Schiffsherrn, der endlich dahinter kommt und sich toll geberdet, aber durch einen Schluck aus der Verjüngungsflasche reichlich entschädigt wird. In der Provence angekommen, begegnet Fortunat der schönen Kalypso zuerst bei einem Maskenzuge, verfolgt sie und ereilt sie endlich, indem sie mit ihrem Esel zusammenstürzt und in einer sehr unsittsamen Attitude daliegt. Fortunat wird, da er ziemlich abgeschabt aussieht, in den Kerker geworfen; hier aber vertreibt er sich die Langeweile, indem er aus seinem Säckel Goldstücke holt und die Enten im Burggraben damit wirft. Sobald das Geheimniß seines Reichthums entdeckt ist, wird er frei und erster Liebhaber der Prinzessin. Diese benutzt eine Schäferstunde, ihm den Säckel wegzunehmen, hat die Frechheit, in seiner Gegenwart (während er schläft) einen Besuch des Genius Tuberose anzunehmen &c. Der skandalöse Auftritt, der nun folgt, übertrifft die bereits erwähnten an Unanständigkeit, ist aber noch nicht das Indezenteste, was dieses Märchen enthält. Die drei Gefährten Fortunats werden auf ähnliche Weise durch treulose Hofdamen um ihre Talismane betrogen. Fortunat wird durch den Genius Tomogiston gerettet, in welchem er seinen Vater erkennt. Er belauscht dann die schöne Magelone im Bade. Sie wird von einer großen Spinne überfallen und fortgetragen. Fortunat rettet sie, und sie wird seine Geliebte. Vermittelst eines gewissen Mooses, auf das er sich setzt, wird er in ein Mädchen verwandelt, und vermittelst eines Apfels, den er ißt, wieder in einen Mann. Er nimmt nun diese beiden Zaubermittel zu sich, um sich an der falschen Kalypso zu rächen. Magelone begleitet ihn, was wieder zu einer der indezentesten Scenen führt. Am Hofe der Kalypso angelangt, läßt er das Bett derselben mit seinem Moose polstern und sie bekommt einen fürchterlichen Bart. Mittlerweile ist Magelone von einem Zudringlichen überfallen worden, Fortunat hält sie für untreu und verstößt sie. Sie wandert allein durch die Welt, findet einen männlichen Anzug, glaubt darin sicher zu seyn, vermißt aber die inexpressibles, kauft ein Paar und entdeckt darin eine verzauberte Dame, die wegen ihrer Pruderie in

dieses Kleidungsstück verwandelt worden. Inzwischen sind die drei Hofdamen, welche Fortunats Gefährten ihre Talismane geraubt, übel damit gefahren. Die eine hat zu viel von dem Verjüngungswasser getrunken und ist ein kleines Kind geworden; die andere hat zwar die Zauberbrille auf der Nase, ist aber blind; die dritte bleibt beständig unsichtbar, um ihren Liebhaber zu bewachen und regalirt ihn bei jeder Gelegenheit mit Ohrfeigen. Die ganze Gesellschaft fährt durch die Luft nach den Maulwurfsinseln, wo ihnen Entzauberung verheißen ist. Unterwegs läßt Magelone das Bündel mit den Kleidern fallen, Fortunat, einem Schiffbruch entronnen, findet es und zieht — die prude Prinzessin an. Endlich kommt alles auf den Maulwurfsinseln zusammen, wo die Fee Jonquille, vom Zauberschlaf erwacht, ihren Tuberose wiederfindet und auch die Sterblichen sich durch die Bank heirathen.

„Palmyra", die Geschichte eines Papagays, der nach einander in die Hände vieler Damen kommt, und „Tutu" (von 1848), der als gefallener Engel auf unsern Planeten und in unsere vornehme Gesellschaften kommt, sind nur im Rahmen märchenhaft, den wesentlichen Inhalt bildet eine ironische Schilderung moderner Sittenverderbniß. Sternberg hat auch kleinere Märchen geschrieben. So ein „Buch von den drei Schwestern" (1847). Das Märchen vom rothen Zwerge.

Leon, ein junger Mann, macht mit einem rothen Zwerge einen Pakt wie Faust mit dem Teufel, übernimmt aber nur die Verpflichtung, dem Zwerge bisweilen seinen Leib zu leihen. Komisch ist die Angst, mit welcher Leon nun alle Bewegungen, Anstrengungen und Genüsse verfolgt, die der Zwerg aus seinem Leibe gewinnt.

In den „Schiffersagen" von 1837 kommt neben gewöhnlichen Nixen- und Perlenmärchen auch ein Austermärchen vor. Ein Austermännchen verliebt sich in eine schöne Sterbliche und zwingt sie zu seinem Dienst. Sternbergs „Erzählungen und Novellen" von 1844 schildern in Callot-Hoffmanns Manier den phantastischen Wahnsinn des Maler Koek, eine andere die unglückliche Miß Pamela, die mit ihrem verstorbenen Geliebten in Rapport steht &c. Voll düsterer gespenstischer Phantasie ist auch die Sammlung, welche Sternberg 1854 unter dem Namen „Nachtlampe" herausgab.

Unter den größeren historischen Romanen Sternbergs steht „die gelbe Gräfin" von 1848 oben an. Hier nur eine Scene daraus.

Zenzi, ein schönes junges Mädchen, wird vom Grafen Orlof für die natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth gehalten, die er im Interesse der Kai-

ſerin Katharina II. verderben will, und nachdem ſie gebadet, in dem Badezimmer nackt eingeſchloſſen. Dieſes Zimmer, das rothe Kabinet, iſt mit Kupferblech tapezirt, das von außen nach und nach glühend gemacht wird, ſo daß das ſchöne nackte Mädchen darin halb verbrennen, halb erſticken muß. Im Wahnſinn der Angſt träumt ſie, in einem Walde verirrt zu ſeyn und ſieht in den Brandblattern, die ſich überall auf ihrem zarten Leibe bilden, bunte Schmetterlinge, die ſich auf ſie ſetzen.

In den Romanen „Suſanne" und „Diana" ſind die Heldinnen gleichfalls unſchuldige, durch ruchloſe Menſchen grauſam verfolgte und unglücklich gemachte Mädchen. In „Paul" ſchildert Sternberg den etwas verwilderten Sprößling eines adeligen Hauſes. Verfehlt iſt ſein „Miſſionär", ſofern derſelbe Herrnhuter und ein Freimaurer höheren Grades ſeyn ſoll.

Viel Eigenthümliches hat C. M. Winterling, der 1829 mit Sonetten begann, 1834 „Graziani's Eroberung von Granada", 1836 „Apulejus" und „Longos" bearbeitete, 1842 „ein launiges Märchen" dramatiſirte.

Ady wird zur Strafe für ein Vergehen, an dem er ſchuldlos iſt, in einen Greis verwandelt und ſoll nicht eher entzaubert werden, bis ein Mädchen ihn von freien Stücken liebt. Alle Verſuche ſchlagen fehl, bis er in das Land kommt, wo nur das Alter für ſchön gilt und hier gleich zwei Prinzeſſinnen ſich in ihn verlieben. Sobald er aber wieder Jüngling iſt, fliehen ſie ihn und er kann nun der Neigung ſeines Herzens folgen.

Winterling ſchrieb ferner Epigramme (1847).

Dieſe ſind nicht, wie gewöhnlich, kurz, ſondern weiter ausgeführt in der Form der griechiſchen Anthologie und enthalten viel Geiſtreiches, auch einige politiſche Witze.

Winterling ſchrieb auch zwei unerhebliche Schauſpiele (darunter eine Griſeldis) und ein Luſtſpiel „die Colonie".

Auf einer Inſel ſoll die Gleichheit erzielt werden dadurch, daß die ſchönen Mädchen an die reichen Männer verſteigert werden. Ein armer Liebhaber verliert ſo ſeine ſchöne Geliebte, die einen reichen Bauern (der immer in ſeiner Mundart ſpricht) heirathen ſoll. Ein als Mädchen verkleideter Bedienter des Liebhabers lockt aber den Bauern ab.

Eduard Mörike in Stuttgart hat außer ſchönen lyriſchen Gedichten vorzugsweiſe Idyllenartiges geſchrieben. In ſeinem erſten Roman „Maler Nolten" von 1832, der gern geleſen wurde,

verläßt ein junger Maler seine ländliche Braut, tritt in die große Welt und wird der Geliebte einer kunstliebenden Gräfin. Ein humoristischer Freund aber schreibt in seinem Namen der Verstoßenen immer noch zärtliche Briefe, als kämen sie von Nolten. Da findet die Gräfin einmal die zärtlichen Antworten der Braut, wird wüthend und verfolgt Nolten bis in den Kerker. Dieser erkennt sein Unrecht und kehrt reuig zur ersten Geliebten zurück, bei der er alles unverändert findet und deren Bild vom Dichter reizend ausgemalt ist.

Im Jahrbuch schwäbischer Dichter von 1835 steht ein Märchen von Mörike „der Schatz",

worin die Abentheuer eines jungen Goldarbeiters gar anmuthig in der Art Callot-Hoffmanns geschildert sind. Am hübschesten ist die Angstscene auf der öden Heide, wo der gespenstische Wegweiser sich umdreht.

Die „Idylle vom Bodensee" schrieb Mörike 1846 in Hexametern.

Der Fischer Martin rächt sich humoristisch an einem Brautpaare, dem er bei Nacht die ganze Aussteuer in den Wald fährt und mit lustigen Kameraden hier die Hochzeit feiert, wobei zwei Puppen als Brautpaar figuriren. Ein sehr einfacher Schwank, der aber Reiz gewinnt durch den ironischen Ernst der Sprache.

Im Stuttgarter Hutzelmännlein von 1853 hat Mörike einige alte schwäbische Volkssagen in Märchenform verschmolzen und mit bestem Humor behandelt. Solche Humoresken von kleinem Umfang enthalten auch seine Gedichte, z. B. „das Märchen vom siechen Mann", worin die tollsten und komischesten Dinge mit ernsthafter Würde voller Schalkheit vorgetragen werden, und die „häuslichen Scenen", das köstliche Gespräch des Präceptor Ziborius mit seiner Gattin vor dem Einschlafen.

Chamisso's Manier nahm der sonst sanfte und heitere J. G. Seidl an, einer von Oesterreichs besseren Lyrikern. Seine „Dichtungen" und „Bifolien" von 1836 (Liedertafel von 1840) sind zarte, zum Theil scherzhafte Liebeslieder und Genrebilder, wie seine niederösterreichischen Flinserln, aber seine Romane enthalten schauerliche Verzweiflungsbilder, wie die von Chamisso. Eben so seine Novelletten von 1839.

1) Das Herz eines Weibes bricht mit einer Kadenz Beethovens. 2) Eine Stelle in einem alten Buch wird prophetisch für ein liebendes Paar. 4) Ein Kind wird wüthend auf die Leiche seines Vaters geschleudert, damit er es mitnehme. 7) Tanzende Holzgruppen in einem Guckkasten scheinen einem fieberhaften Träumer lebendig zu werden. 10) Ein Verzweifelter, der sich ermorden will, versucht noch einmal, ein menschliches Herz zu finden, stellt sich als einen

Bettler an und bittet einen jungen Herrn um eine Gabe, dieser aber — ist zu faul, den Rock aufzuknöpfen. 12) Todtengräber, Verführung, Mord. 13) Widrige Mißhandlung des Weibes durch den Mann. 14) Eine unglücklich Verheirathete stirbt in dem Augenblick, in welchem ihr Ehering, den sie einem Bräutigam geliehen hat, an den Finger einer andern Glücklicheren gesteckt wird. 16) Ein Ehemann stürzt den Verführer seiner Frau heimlich in einen Abgrund und sagt öffentlich, er habe seine Frau treu gefunden. Die übrigen Erzählungen sind von mehr heiterem Charakter.

Ein anonymer Roman von 1837 „die Höllenbraut" ist sehr phantastisch.

Ein Primaner lebt in der wirklichen und zugleich in einer Feenwelt und liebt hier wie dort eine gewisse Adelheid, die ihn auf die wunderlichste Weise neckt und bald beglückt, bald in Verzweiflung stürzt. Am Ende löst sich das poetische Märchen in Prosa auf. Der schöne unschuldige Jüngling hat einer genialen Prinzessin gefallen, die mit Hülfe einer ihr ganz ähnlichen Zwillingsschwester ihm den Spuck gespielt, ihn in ihre Gärten hat entführen lassen rc.

In dem Roman „die Reise des letzten Menschen" von Kuffner, Wien 1837, ist der Gedanke durchgeführt, daß der Mensch ohne seinesgleichen nicht existiren kann. Alle Menschen sind gestorben, nur einer ist übrig, und obgleich ihm die Elementargeister zu Dienste stehen, sehnt er sich doch dergestalt nach Menschen, daß er sogar lieber Puppen dafür nimmt, als Geister.

Anmuthig und phantasiereich ist „der Diamant" von C. Terpen (1840), halb Prosa, halb Verse.

Die schöne Herzogin Alix in Paris liebt heimlich einen armen Grafen. Ein Oheim Vormund will sie weit höher hinauf vermählen und aus Rücksicht auf die Welt gibt sie nach. Aber plötzlich ändert sich alles durch ein Wunder. In der That ein Wunder. Die Dichter thun ganz wohl, das Wunderbare wieder in die Alltäglichkeit einzuführen. Die schöne Alix wird durch einen Geist überrascht, der in einen von ihrer Mutter geerbten Diamanten gebannt ist. Dieser Geist fängt zu reden an und redet fort und fort und wir vergessen Paris und die schöne Herzogin und ihre Liebhaber und versenken uns in die indische Natur und Mythe. Die Prosa verschwindet, der Brahmine spricht in lauter Versen. Erst wenige Seiten vor dem Schlusse des ganzen Buches enden diese Phantasien, in denen die Liebe der schönen Menaka und Urwasi mit halb idealen, halb indischen Lokalfarben ausgemalt wird. Wir erfahren plötzlich, daß alle diese schönen Dinge der Herzogin Alix — nur geträumt haben, wir finden sie von einer neuntägigen Fiebergluth sich erholend. Aber jene Visionen haben ihr ganzes Herz umgewandelt. Sie vergißt alle occidentalen Rücksichten

und folgt allein der Natur und der Liebe, die sie in den schönen orientalischen Bildern kennen gelernt. Der Graf wird zurückgerufen. Er ist schon da, er hat sich als Bedienter verkleidet und sinkt in die Arme der Herrin.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg in Wien wagte 1841 in seiner „Ironie des Lebens“ und in „humoristischen Novellen“ den vornehmen Humor der Romantiker gegen das Alltagsleben aufzufrischen, und wieder 1846 durch den „modernen Eulenspiegel“.

Am besten ist unter den Novellen die erste Fahrt eines altmodischen Onkels auf der Eisenbahn, eine meisterhafte Persiflage der ästhetischen Modenarrheiten, der Paganiniwuth, des Saphir in Wiener Cirkeln ꝛc. und der moderne Mythus von Midas, weniger spricht Eulenspiegel an, weil er ohne eigentliche Handlung nur kritisirend mit Künstlern und Schauspielern umgeht.

„König Rübezahl“ von Heinrich Schwarzschild (1842) ist ein romantisches Epos in Wielands Manier.

Es enthält die aus Musäus bekannte Geschichte vom Berggeist, der für die schöne Emma, während sie ihm entfloh, Rüben zählen mußte, mischte aber eine Menge launiger Raisonnements über die Gegenwart und ihre Thorheiten ein.

Die „Haus-, Wald- und Feldmärchen“ der Adele Schopenhauer (einer Tochter der Frau Johanna) von 1844 enthalten hübsche Märchen von guten Hausgeistern, zärtlichen Elfen ꝛc. Am launigsten sind die „Abentheuer eines Irlichts“, das unter Menschen geräth, aber unter den Pariser Literaten und Karlsbader Badegästen doch zu viel von seinem ursprünglichen Charakter verliert.

Göthe's gleichnamiger Enkel, Wolfgang v. Göthe, gab 1845 eine wunderliche Sammlung von Prosa und Versen heraus, worin das dramatische Gedicht von Erlinden vorwiegt.

Erlinde, die Nixe der Ilm, verlockt den Grafen Berka, sich ihr hinzugeben, muß ihn aber wieder losgeben und sterben lassen, weil er nicht fähig ist, den in ihr repräsentirten Naturgeist zu begreifen. Sinnige, doch etwas zu verwickelte Dichtung. Vgl. meine Kritik im Literaturbl. 1845, Nr. 65 u. 66.

Das „Märchen“ des Ritter v. Levitschnigg (1847) ist wild und üppig.

Ein moderner Don Juan tanzt seine Geliebten zu Tode, das ist sein höchster Genuß. Er will alles niedertanzen, und fordert auch eine Todte auf, aus

dem Grabe zu steigen und mit ihm zu tanzen. Da erscheint seine erste Geliebte als weiblicher Vampyr und reißt ihn fort zum Tanze mit ihren blutlechzenden Gefährtinnen, aber das Krähen des Hahnes rettet ihn aus der dämonischen Gewalt, und er endet als glücklicher Gatte, was zum Charakter des Märchens gar nicht paßt.

Die See- und Waldmärchen von F. Brunold (1845)

handeln von Meerfrauen, Waldfrauen, Moorfrauen, die im Waldnebel und Wellenschaum auftauchen, auch von Einem, dem der Teufel den Leib entführt und der fortan nur im Schatten fortlebt, von Einem, der dem Morgenroth nachläuft, bis er stirbt rc.

Bertha Werders „Traumfahrt in das Land des Aufgangs" von 1851 enthält geistvolle, zarte, aber auch überzarte Märchen.

Ein Engel schwebt zu den Menschen nieder, wird aber in seinen liebevollen Erwartungen durch ihre Rohheit arg getäuscht. Ein Mondstrahl läßt sich in eine höchst empfindsame Liebe zu einer Palme ein. Eine Gazelle stirbt am Heimweh, eine Mimosa pudica an der ersten Berührung. Die Thräne einer Mutter wächst so groß, daß sie den Durst ihres verschmachtenden Kindes stillt rc. Besser als diese Weichlichkeiten ist das phantastische Märchen vom Haar der Sklavin. Essica, eine Tscherkessin, wird geraubt und kommt als Sklavin zu dem kunstreichen Weber Hassan in Stambul und stirbt. Dieser kann sich nicht enthalten, das wundervolle blonde Haar seiner Sklavin ihr noch im Grabe abzuschneiden und als Goldfäden einem seiner schönsten Teppiche einzuweben, webt aber unbewußt Essica's traurige Geschichte ein, denn ihr Geist umschwebt ihn. Den Teppich erblickt ein Tscherkessenfürst, der Essica einst geliebt, kauft ihn für schweres Geld und bringt ihn in die Heimath. Als Essica's Eltern ihn sehn, reißt sich die Gestalt des Mädchens aus dem Teppich los und wird lebendig, aber nur auf einen Augenblick, um sie zu grüßen und auf immer Abschied zu nehmen. Und mit ihr ist auch das goldene Haar aus dem Teppich verschwunden.

Von ähnlicher Zartheit waren auch die „Parabeln" von Agnes Franz (1841).

Kleine Märchen zur Erklärung von der Entstehung der Blumen. Z. B. der Eisenhut wuchs da, wo der Venus Tauben im Helm des Adonis genistet. Der Mond entstand aus der Thräne eines Engels rc.

In Berlin erschienen 1853 „drei Märchen" anonym, das erste ist sehr reizend.

Prinz Ohnesündchen findet im Walde ein reizendes Kind. Das sagt ihm: ich bin das Heimelchen und habe keinen Heller Geld. Hierauf entspinnt sich

eine zarte Liebe. Aber die Hanebüchne Kälte, eine garstige Fee, stört das Glück der Liebenden und stellt dem jungen Prinzen nach, um ihn mit ihrer Tochter, dem Haidegeldche, zu vermählen. Dieses Töchterchen ist ungeheuer reich. „Von vorn, da schauts gar niedlich drein mit seinem Röckchen von Tresorscheinen mit Falbelas von Eisenbahnaktien, das Schürzchen von Metalliques; das goldgestickte Mieder mit Brüßler Rentenspitz und Schleifen und fliegende Bänder von allerlei Coupons, und die Perlenschnur um den Hals und der fliegende Federstrauß im goldigen Haar." Der arme Prinz wird weggelockt. Heimelchen stirbt aus Gram und wird begraben. Ohnesündchen kommt in gute Gesellschaft und wird Sündchen. Aber Heimelchens Herz lebt noch im Grabe und sie steht mit dem Frühling wieder auf. Die Hanebüchne Kälte verliert ihre Macht, die Liebenden finden sich wieder. Es ist ein echtes Wintermärchen, verwandt dem Schneewitchen und Dornröschen.

Auch die beiden andern Märchen sind anziehend, die Spatzenmemoiren mehr satirisch, des Mondkönigs Tochter wieder recht empfindsam. Ein armer Bauernknabe wird hier vom Mondschein geliebt und aus der bösen Welt hinauf gehoben in des Mondes Reich.

Den Sieg der Lebensprosa über den Märchenzauber feiert Waldmüller in seinen Irrfahrten (1853).

Eine Elfe beschenkt den Jäger mit einem Zauberhorn. Er schweift durch alle Länder, verführt alle Weiber, ist aber endlich satt, wirft den Talisman weg und heirathet als Philister.

Artig ist „das Rosenmärchen" von Pauline Schanz (1854).

Der Rosenkönig und seine wunderschöne Tochter Rosenblüth, die ein unsichtbares Feenreich beherrschen, feiern ihr Maifest und belohnen bei dieser Gelegenheit die fromme Pflege, die eine junge Mutter bisher den Rosen im Garten angedeihen ließ, durch das Geschenk einer nie verblühenden Rose, die mit dem zarten Töchterlein jener Mutter aufwächst und ihr Glück bringt. Das ist der einfache Inhalt des Gedichts, dem echt weibliche Zartheit und der Liebreiz romantischer Rosendämmerungen in süßduftender Mainacht nicht abzusprechen sind.

Eine erfreuliche Erscheinung war 1854 „der Trompeter von Säkkingen", eine jugendfrische Dichtung Joseph Victor Scheffels.

Werner, ein junger Student, musikalisch, in der Wonnegährung des Alters, welches die rosige Wange bräunt, bringt einer Pfalzgräfin unbefugtermaßen eine Serenade und empfängt dafür die Relegation. Lustig in die Welt hinaus abentheuernd gelangt er zum alten Herrn von Säkkingen und wird — dessen Burgtrompeter. Da kommen Feinde, er hilft die Burg wacker vertheidigen und wird verwundet. Des Burgherrn schöne Tochter Margarethe pflegt ihn.

Beide lieben sich, der alte Herr aber fährt dazwischen, denn dieser Eidam ist ihm zu gering. Werner abentheuert weiter, immer frisch auf, kommt nach dem schönen Italien, nach der heiligen Roma und wird hier — Kapellmeister des Papstes. Ebendahin kommt die schwäbische Margaretha als Begleiterin einer Aebtissin. Die Liebenden sind sich treu geblieben und der wohlwollende Papst fügt ihre Hände zusammen. Dies der Faden der Ereignisse, in den aber eine Menge kleinerer Blumen der Erzählung und auch lyrische Gedichte und Gnomen eingeflochten sind. Desgleichen Wunderbares, aber im humoristischen Geist des Ganzen gehalten und wegen der kritischen Tendenz an das dramatische Märchen Tiecks mahnend. Insbesondere spielt der Hauskater der Säkkinger Burg, Hiddigeigei, als spiritus familiaris die Rolle des kritischen Geistes.

Später schrieb Scheffel einen Roman „Ekkehard", der weniger ansprach.

Ekkehard ist der geistreiche Mönch, welcher der schwäbischen Herzogin Hedwig auf Hohentwiel vorzulesen pflegt, sich in sie verliebt und fliehen muß. Ein schwäbischer Hirtenknabe wird von den Ungarn weggeschleppt, entkommt ihnen aber und raubt ihnen sogar ihren großen Schatz ꝛc. Ein Herzog, Graf, überhaupt ein rechter Mann wird in diesem Roman vermißt, Mönche, Weiber und Knaben herrschen zu sehr darin vor.

Joseph Pape schrieb 1856 ein Epos im Nibelungenversmaaße „Schneewitchen vom Graal" voll reicher romantischer Anklänge.

Aber das Schneewitchen wird hier aus dem ihm heimathlichen Kreise des heidnischen Märchens herausgezogen und als Kaiserbraut in den Kölner Dom geführt, unter dem Einfluß des Albertus Magnus, vor dessen christlicher Mystik jene Märchenwelt ganz in den Hintergrund tritt.

Wir müssen noch der Balladen- und Romanzendichter gedenken, die in so großer Menge auftauchten, daß Hub mit nur einer Auswahl ihrer Romanzen einen dicken Musterband anfüllen konnte. Sie nahmen in neuerer Zeit hauptsächlich deshalb zu, weil zugleich so viele echte Volkssagen aus dem Volksmunde gesammelt wurden. Das gab reichen Stoff, den die Dichter sofort in Versen verarbeiteten, leider oft handwerksmäßig genug.

Einer der besten und berühmtesten war Gustav Schwab, Uhlands Freund. Unter den vielen gemüthlichen Liedern dieses schwäbischen Dichters erlangte das Studentenlied „Bemooster Bursche zieh ich aus" die weiteste Verbreitung. In vielen schönen Romanzen (seit 1819) verarbei-

tete er die Volkssagen der rauhen Alb, des Schwarzwalds, des Bodensee's, auch einige Schweizersagen, und in größeren Cyclen das Jugendleben Herzog Christophs, den Möringer, die schwäbischen Kammerboten, den Appenzellerkrieg, Walther und Hiltgund, Robert den Teufel, die schöne Legende von den heiligen drei Königen.

Gustav Pfizer in Stuttgart steht unter den jüngern schwäbischen Dichtern im sittlichen Ernst und auch in der Neigung, in poetischer Form zu philosophiren, Schiller am nächsten. Seine Gedichte erschienen zuerst 1831 (neue dazu 1835 und 1840).

Von der epischen Gattung sind die Tatarenschlacht, Ezzelino, Salomo's Nächte. In diesem letzteren Gedicht wird besonders des Königs Liebe zur schönen Königin von Saba reizend aufgefaßt, doch waltet im König selbst nicht die salomonische Ruhe und Weisheit, sondern ein unendlicher Sehnsuchtsdrang. Am tiefsinnigsten ist „Magie und Liebe", worin gezeigt wird, welche reinigende und heiligende Kraft in der Liebe selbst liege, auch dann, wenn sie aus unreiner Quelle kam. Pfizer war in Italien und brachte von dort viele poetische Erinnerungen mit, darunter die schönste an Pompeji, voll heiligen Ernstes. Unter den Zeitgedichten ist „der Tod Ferdinands VII." besonders kräftig mahnend.

Es war kein Wunder, daß sich Göthe über diesen reinen und edlen Sänger ärgerte, aber Göthe's ungerechter Ausspruch über Pfizer war für diesen doch eine gerechte Strafe, weil er Göthe einmal „den Fürsten der Wahrheit" genannt hatte. — Friedrich Julius Krais, ein Schüler Uhlands, schrieb auch einige schöne Romanzen (1839), desgleichen Ludwig Seeger (1843).

Johann Rudolph Wyß in Bern, gab 1818 „Idyllen und Volkssagen aus der Schweiz" heraus, dann „eine Reise ins Berner Oberland", die auch voll von Volkssagen ist, und Schweizer Kuhreihen und Volkslieder mit Melodien. Alles höchst dankenswerthe Leistungen, obgleich das echt Volksthümliche nicht streng genug geschieden ist von der Zuthat des Bearbeiters. Ihm trat Franz Kuenlin würdig zur Seite, der besonders in dem Taschenbuch „die Alpenrosen" viele schöne Sagen aus der Schweiz bearbeitete, obgleich in zu empfindsam romantischem Conversationston. Seine besten Sachen erschienen 1840 gesammelt. Viele schöne Schweizersagen brachte Otte (Zetter in Mühlhausen) seit 1840, insbesondere

Volkssagen aus Graubündten Alfons von Flugi 1843 und Tiroler Sagen Johann Zingerle in Romanzenform.

Ehrenfried Stöber in Straßburg lehnte sich an seinen Landsmann Pfeffel an, schrieb patriotische Lieder als Franzose in deutscher Sprache, was sich nicht schickte. Seine lyrischen Gedichte (1811) enthalten viele zarte Züge, auch brachte er manche hübsche Sage des Elsasses in Romanzenform. In letzterer Beziehung übertraf ihn noch sein Sohn August Stöber, dessen Alsatia (seit 1842), Elsäßisches Sagenbuch, oberrheinische Sagen rc. den reichsten Stoff mittheilen und dessen schöne Gedichte den Straßburger Münster zum Zeichen nehmen, daß drüben über dem Rhein auch noch deutsches Land sey.

Geib brachte 1828 die Volkssagen vom Rhein in Romanzen, Adelheid von Stolterfoth ahmte ihn nach, Simrock in Bonn aber übertraf ihn. Der letztere war zugleich der fleißigste Uebersetzer altdeutscher Dichtungen ins verständlichere Neudeutsch und erwarb sich durch die weitere Verbreitung solcher Dichtungen ein großes Verdienst. Schnezler brachte viele oberrheinische Sagen in Romanzenform, Fried in seinen Epheuranken Pfälzersagen, Wolfgang Müller mehr niederrheinische, aber auch viele andere, Bechstein, Adolf Bube (1825) und Welcker (1831) die Sagen Thüringens.

Eine Menge Romanzen gemischten Inhalts dichtete Krug von Nidda, der auch Erzählungen schrieb, die zu den besseren gehören (1821), ferner Samuel Christoph Pape (1821) noch in Fouqué's empfindsamem Tone, August Nodnagel (1836), Fr. Förster (1838), Louise v. Plönnies (1844), Alvin Reinbold (1846). Eine ungeheure Menge Romanzen, bändeweise, schrieb Nepomuk Vogl in Wien seit 1830. v. Gaal behandelte 1822 ungarische Sagen in deutschen Romanzen. Der Schotte Sinclair brachte 1812 altnordische Stoffe in deutsche Romanzen und behandelte den Cevennenkrieg in einer dramatischen Trilogie.

Zwölftes Buch.

Die jüngste Dichtung.

Aeußerlich fällt an der deutschen Dichtung, wie sie sich in den letzten vierzig Jahren seit dem Verfall der Romantik ausgebildet hat, nichts so sehr auf, als die ungeheuerliche Menge der Dichtungen. Kein Jahr vergeht, in welchem die Meßcataloge nicht hundert neue lyrische Werke, eben so viel oder noch mehr Romane und wenigstens halb so viel Schauspiele verzeichnen. Die Zahl unserer lebenden Dichter ist eine Myriade, und nicht einmal zu viel für die mehr als tausend jetzt in Deutschland bestehenden Buchhandlungen. Die Poesie, ehemals monarchisch, priesterlich oder wenigstens aristokratisch, ist demokratisirt worden, und nicht nur glaubt sich jeder, sobald es ihm nur einfällt, berechtigt, zu schreiben und drucken zu lassen, sondern eine zahlreiche Classe von Proletariern der Presse wird von den Verlegern zur poetischen Fabrikarbeit förmlich gedungen. Ein Kriterium des guten Geschmacks gibt es nicht mehr. Reiche Verleger und Lobassecuranzgesellschaften unter den Literaten selbst, oder das politische und kirchliche Parteiinteresse diktiren das öffentliche Urtheil. Nie zuvor ist daher so viel Schlechtes angepriesen und verbreitet, so viel Gutes verachtet und unterdrückt worden. Eine so monströse, unnatürliche und werthlose Production aber bei einer so charakterlosen Kritik steht zum wahren Bedürfniß und Recht der Nation in verkehrtem Verhältniß und kann nicht von Dauer seyn.

Als durchgreifende Tendenz im Chaos dieser poetischen Superfötation war zunächst eine gewaltige und unwiderstehliche Reaction gegen die Ro-

mantik wahrzunehmen. Je weniger die romantischen Dichter ihrer großen Mission, zur Nationalität und Kirche zurückzuführen, genügt hatten, um so schadenfroher und übermüthiger erhoben sich von allen Seiten die Anhänger des classischen Alterthums, der Renaissance, des poetischen Universalismus und Kosmopolitismus, des vornehmen Egoismus, des seichten Rationalismus, verbunden mit den jungen Schwärmern für den französischen Liberalismus und Socialismus, die neuen Propheten der Lüderlichkeit, die Fleischesrehabilitatoren und die Todfeinde des Christenthums, die Juden. Darin gab sich nun nicht weniger Unnatur zu erkennen, wie in der äußern Demokratisirung und im Industrialismus der poetischen Presse.

Die Mehrheit theilte sich in eine Rechte und Linke. Die aristokratische Rechte füllte sich mit Epigonen, welche den Ruhm der großen Dichter des vorigen Jahrhunderts sich als rechtmäßige Erben aneignen zu können glaubten, wenn sie nur in ihrer Manier fortdichteten, die demokratische Linke aber mit Anarchisten, welche die Poesie nur wie Schießbaumwolle präparirten, um damit alles Bestehende auseinander zu sprengen. Die Epigonen behaupteten das Uebergewicht, so lange die Restauration dauerte. Die Anarchisten erhielten es, als von Frankreich her die Revolution Fortschritte machte.

Erst nachher gelang es unter dem Schutt des gestürzten Epigonenthums und der mißrathenen Revolutionspoesie einigen jungen Keimen einer bessern Zukunft durchzudringen. Allerdings noch schwache Keime, die aber bedeutungsvoll sind, weil ihnen naturnothwendig noch viele von mehr Lebenskraft nachtreiben müssen. Keime nämlich einer wieder christlichen und wieder volksthümlichen Dichtung, derjenigen, zu der wir von allen Verirrungen, wie bisher, so künftig, immer und immer wieder zurückkehren müssen.

1.

Die Epigonen.

Es ist nicht ganz leicht, diese Herren zu rubriciren, eben weil es Epigonen sind. Sehr viele unter ihnen, und gerade die vornehmsten,

haben Göthe's Beispiel nachgeahmt und ihre Virtuosität in gar vielen Manieren zu zeigen gesucht. Das formelle Talent, schöne Verse, auch eine schöne Prosa, zeichnet die meisten aus, während ihre Erfindungen schwach sind. Man sieht, daß sie nicht mit frischem, eigenem, unverfälschtem Geiste einen neuen Gegenstand oder auch einen alten in ganz neuer Weise ergriffen, sondern daß die Gedanken, Bilder, Gefühle und Verse großer Meister, in die sie sich ganz hineingelebt hatten, in ihnen nachklangen, sich unwillkührlich in ihnen reproducirten und die Originalität in ihnen, wenn auch eine Anlage dazu da war, nicht mehr aufkommen ließen.

Den echtesten Epigonencharakter trug Karl Lebrecht Immermann aus Magdeburg, Landesgerichtsrath in Düsseldorf. Nie aus Leben und Natur schöpfend, sondern sich immer nur an fremder Dichtung begeisternd, ahmte er Shakespeare, Göthe, Tieck rc. nach, ohne je selber original zu werden. Und doch scheint er sich eingebildet zu haben, so groß zu seyn, wie seine Vorbilder, denn er hielt und sprach viel von sich.

Schon in seinen lyrischen Gedichten (1822 und 1830) sieht er sich selbst als Endymion in süßem Schlummer von seiner Göttin geküßt und kramt, gleich dem alten Göthe, die Eitelkeiten seiner persönlichen Sympathien und Antipathien aus, als ob es der Welt ungeheuer interessant seyn müßte, dergleichen zu erfahren.*) Dabei macht sich schon in der ersten Jugendblüthe bei ihm ein Gelangweiltseyn, jene Blasirtheit und Europamüdigkeit bemerklich, mit der nachher so viele junge Dichter förmlich kokettirten, ohne zu ahnen, wie verächtlich sie sich selbst dadurch machten. Immermann singt einmal:

Du endlich, lieber Gott, gehörst
Zu denen auch, die mich verletzet.
Hast, ohn einmal zu fragen erst,
Mich auf den Sündenball gesetzet,
Doch, wie du dich an mir vermessen,
Es sey vergeben und vergessen.

---

*) Zur Sittengeschichte gehört, was wir dem Buch der Ludom. Assing über „Elise von Ahlefeld, Freundin Immermanns" (1857) entnehmen. Elise, die Gattin des Major Lützow, der 1813 das berühmte Freicorps führte, fand ihren Mann zu prosaisch, schied sich von ihm und lebte mit Immermann, bis dieser eine jüngere heirathete, die ihm aber auch wieder nicht genug poetisch war. Lützow heirathete auch eine andere, ließ sich aber nochmals scheiden. Elisens und Immermanns Freundin Johanna Notherby lief ihrem Mann und zwei Kindern davon, einem jungen Manne nach, der sie wieder sitzen ließ, dann dem Shakespeare-Uebersetzer Kaufmann, der mit Selbstmord endete. Alles aus Schöngeisterei.

Man merkt hier den verderblichen Einfluß, den der Jude Heine auf Immermann geübt hat. — Mit den Gedichten zugleich erschienen 1822 „die Papierfenster eines Eremiten“, Briefe, Fragmente und Aphorismen in Wertherischer Prosa mit einem kleinen romantischen Schauspiel als Anhang „die Verschollene“, deren Stoff aus den von uns Theil I. S. 243 erzählten Legenden entlehnt ist. — Sodann gab Immermann eine Menge Trauerspiele heraus, mit denen er jedoch kein Glück machte, da er in der Regel gute Stoffe nur verzerrte und verdarb.

König Periander und sein Haus, 1822. Periander, Tyrann von Korinth, entriß dem Volk seine Freiheit und beging die schändlichsten Grausamkeiten. Unter andrem trieb er Blutschande mit der Mutter und trat seine schwangere Gattin mit Füßen todt. Seinen Sohn Lykophron, der darüber weinte, verbannte er 2c. Diesen häßlichen Tyrannen nun macht Immermann zum Helden seines Trauerspiels und putzt ihn mit Empfindsamkeit auf. Der gute Vater kann es nicht übers Herz bringen, daß ihn seine Kinder nicht lieben. Neben dem Lykophron hat er noch den Thrasyll und die Melissa, die sich eben so kalt gegen ihn benehmen. Das macht ihn ganz trostlos. Lykophron fällt in der Verbannung in Wahnsinn und tobt, halb wie Hamlet, halb wie Lear, bis ihn die Korkyräer erschlagen. Der Vater stirbt nicht, sondern geht am Schluß nur mit verhülltem Haupte ins Elend, freiwillig sich verbannend.

Das Thal von Ronceval, die bekannte Sage von Rolands Tod. Hier wird von Immermann in hergebrachten Schiller'schen Jambenphrasen geprahlt, getrotzt und gejammert. Nichts ist dabei neu, als die obligate Liebe Rolands zu der Mohrenprinzessin Zoraide, die sich Maria taufen läßt und noch den Schwerverwundeten tröstet. Wie ungeheuer trivial im Vergleich zum Tode Rolands im alten Ruolantes Liede!

Edwin, rechtmäßiger Erbe des englischen Thrones, wird durch Rebellen, die ihn erkennen, auf den Thron erhoben. Immermann affectirt hier die Sprache Shakespeare's, seine Dichtung bleibt aber höchst mager.

Petrarca. Während Petrarca sich um Laura bemüht, mit ihrem Manne vor ihrem Fenster sich herumschlägt und endlich von ihr für immer abgewiesen wird, bringt sich Jeanneton, des Wirths in Avignon Tochter, die aus Liebe zu Petrarca, den sie für den heiligen Sebastian hält, närrisch geworden ist, ums Leben. Die unpassendste Auffassung der zarten Sängerliebe Petrarca's.

Cardenio und Celinde, eine mittelmäßige und kahle Bearbeitung der schönen Dichtung des Andreas Gryphius. Vgl. Theil II. S. 405.

Ghismonda, eine eben so schwache Bearbeitung der altitalienischen Novelle. Neu ist nur der Umstand, daß der Liebende, weil ihm von seiner Geliebten Stillschweigen auferlegt worden ist, sich von ihrem Vater ganz ruhig und stillschweigend erdolchen läßt.

Das Trauerspiel in Tirol (1828), die bekannte Geschichte des Andreas Hofer, aber widrig entstellt dadurch, daß das Weib eines treuen Tirolers mit einem französischen Offiziere buhlt und Hofer selbst nur ein matter Abklatsch des Marquis Posa ist, indem er dem Vicekönig von Italien liberale Vorlesungen hält, wie Posa dem spanischen Philipp.

Kaiser Friedrich II. In diesem Trauerspiel charakterisirt Immermann nicht etwa den großen Kampf zwischen Staat und Kirche, sondern lenkt das Interesse allein auf die schöne Sarazenin Roxolane, in welche sich beide Söhne des Kaisers, Enzius und Manfred, verlieben, bis sie entdecken, sie sey des Kaisers natürliche Tochter und ihre eigene Schwester. Sie aber, den gefangenen Geliebten und den kranken Vater nicht achtend, nimmt Gift. Der Dichter kann eine große Zeit und große Männer nicht jämmerlicher mißbrauchen.

Alexis (1830), die klägliche Geschichte des russischen Thronfolgers, welchen sein eigener Vater, Peter der Große, hinrichten ließ. Sehr breit ausgesponnen und ohne daß der Dichter die wahre Geschichte und das eigentliche Motiv des Mordes gekannt hätte.

Etwas besser ist Immermanns Lustspiel „das Auge der Liebe".

Amanda, eine Prinzessin, Liebling der Elfenkönigin Titania, wurde von dem erzürnten Gemahl derselben, Oberon, um die Titania zu kränken, entführt und häßlich gemacht und sollte nicht eher wieder schön werden, als bis sie auch in dieser widerlichen Gestalt geliebt würde. Ein Prinz, ihr früherer Geliebter, findet sie und das Auge der Liebe erkennt auch in der äußersten Entstellung die Geliebte wieder, wodurch der Zauber gelöst wird.

Ziemlich unbedeutend ist das kleine Rührstück „die Nachbarn". Abgeschmackt dagegen ist „die Schule der Frommen" (1829).

Ein Herr von Kamäleon spielt den Pietisten, schleicht sich bei einer hübschen jungen Wittwe ein, thut ehrbar und mäßig, hat aber heimlich Liebschaften und frißt Leberpasteten ꝛc. bis er ertappt wird; als er aber hört, es sey ein Regierungswechsel eingetreten und die Pietisten gelten nichts mehr, wirft er die Maske ab und wird überaus lustig und frivol. Unwahr und karikirt. Kein wahrer Tartuffe benimmt sich so.

In dem „Prinzen von Syracus", in der „Verkleidung", im „Magenschmerz", im „Merlin" arbeitet sich Immermann in Witz ab, worin er dem Shakespeare, Calderon und Tieck gleichkommen möchte, aber die Absichtlichkeit zerstört den Eindruck, man ist wie auf Schrauben gestellt.

Unglaublich fade ist „der neue Pygmalion", eine Erzählung Immermanns von 1830.

Ein reicher Baron liebt ein armes Mädchen und wird von ihr geliebt.

Aus zarter Scham verschweigen sie ihre Neigung, bis das Mädchen einmal einem Maler als Statue des Pygmalion zum Modell dient und den Baron im Zimmer daneben um sie seufzen hört. Da springt sie vom Postament herab und zur Thüre hinaus in seine Arme.

Immermann schrieb nur zwei größere Romane in Prosa; in dem einen ahmt er Göthe's Meister, in dem andern Tiecks Novellen nach.

„Die Epigonen" sind das am besten stylisirte Buch Immermanns. Die Sprache kommt an Schönheit der des Göthe'schen Wilhelm Meister auffallend nahe. Wenn nur auch der Inhalt dem jenes Meisters nicht auch so gar nahe käme. Wir haben eine ganz epigonenmäßige Nachahmung vor uns; ein Schüler macht es hier dem Meister nach „wie er sich räuspert und wie er spuckt." — Hier eine Skizze des Inhalts.

Hermann, der Sohn eines Lübecker Senators, ist auf einer Reise und trifft zufällig im Walde die junge wilde Fiametta (Flämmchen), Tochter eines in der Schlacht gefallenen polnischen Offiziers und einer Spanierin, die von einem herumziehenden Komödianten erzogen worden ist und jetzt einem alten Johanniterritter übergeben werden soll. Hermann glaubt zu schändlichen Zwecken, wirft sich zum Ritter des unglücklichen Kindes auf, beleidigt den Ritter und wird von ihm im Zweikampfe schwer verwundet, aber im Walde von dem lieblichen Flämmchen gepflegt, die, in wunderlichem Aberglauben aufgewachsen, sich fest einbildet, Hermann sey ein Prinz und ihr zum Gemahl bestimmt. Als Knabe gekleidet folgt ihm Flämmchen in das Schloß eines Herzogs, wo er langsam genest und die interessantesten Bekanntschaften macht. Der Herzog ist kinderlos und beerbt eine ausgestorbene sehr reiche Linie, deren Besitzungen aber dem Oheim Hermanns verpfändet sind. Als Hermann wieder hergestellt ist, sorgt er für Flämmchens Ausbildung und verlobt sich selbst mit seiner Cousine Cornelie, Tochter des reichen Onkels; verliebt sich aber in die schöne Johanna, eine uneheliche Schwester des Herzogs, und glaubt in ihren Armen zu ruhen, aber Flämmchen hat die täuschende Nacht benützt, ohne daß er es weiß. Zu seinem Glück, denn später wird entdeckt, Johanna sey seine Schwester, er selbst ein Bruder des Herzogs. Flämmchen gebiert ein todtes Kind und stirbt selbst, schickt aber noch vor ihrem Ende den Ring, den sie in der geheimnißvollen Nacht Hermann entrissen, diesem zurück. Nun erst erkennt er seinen Irrthum; und Johanna, die vollkommen rein vor ihm als Schwester steht, führt ihm lächelnd die schöne und reiche Braut Cornelie zu, auf deren bedeutende Güter er nun ein doppeltes Recht hat als Bräutigam und als Erbe des herzoglichen Hauses.

Abgesehen von den vielen eingestreuten Gesprächen über allgemein interessante Gegenstände, Dichtkunst, Erziehung, Adel rc., auf die ich keinen großen Werth legen möchte und die immer die Handlung eines Romans stören und uns statt

des Gedichts zu sehr den Verfasser zeigen, ist der Roman vom Verfasser mit seltener Wärme und Liebe ausgearbeitet, die Malerei durchsichtig klar, die Sprache classisch. Vorzüge, die auf jeder Seite an das große Vorbild, Göthe's Wilhelm Meister erinnern. Aber gerade diese Erinnerung stört den behaglichen Eindruck; zumal da es nicht bloß die Sprache, sondern auch der Inhalt ist, den Immermann von Göthe geborgt hat. Hermann, der Kaufmannssohn, ist ganz der nämliche, wie Wilhelm, der Kaufmannssohn; reich, jung, schön, empfänglich für alle Reize, besonders der Vornehmigkeit, überläßt er sich der Woge des Zufalls, die ihn immer sicher zu seinem Glücke trägt, und läßt sich von den Frauen still und laut anbeten, sich überwiegend passiv zu ihnen verhaltend, und den männlichen Pol umdrehend in den weiblichen. — Eben so ist Flämmchen eine Wiederholung der Mignon Göthe's, sie lebt, sie liebt, sie stirbt wie Mignon; nur daß sie ungleich munterer und wilder, ich möchte sagen, zigeunermäßiger aufgefaßt ist, wobei dem Dichter andere Vorbilder aus Arnim und namentlich aus Eichendorffs Ahnung und Gegenwart vorschweben mochten. Das herzogliche Haus erinnert vielfach an das gräfliche in Meister, auch die erfahrenen, klugen, aber sonderbarlichen Nebenpersonen.

Immermann hat den Roman „die Epigonen" genannt, theils weil er einen Industrieritter zum Erben eines alten Fürsten macht, theils weil er unsere ganze Generation mit Epigonen vergleicht, die nur noch vom geistigen Erbe des vorigen Jahrhunderts, sonderlich von Göthe, zehren. Aber dieses Epigonengefühl Immermanns ist ein krankhaftes und irrthümliches. Unsere Zeit ist gar nicht so arm an eigenem Geist, wie Immermann sich einbildet. Dieser Geist ist sogar viel gewaltiger und tiefer, als der des vorigen Jahrhunderts. Die neue Zeit schmiedet Schwerter und Harnische genug, es ist gar nicht nöthig, sich in Göthe's Schlafrock hinzusetzen und ins vorige Jahrhundert hineinzuträumen. Die Arbeit des laufenden Jahrhunderts ist großartiger und vielversprechender als die des vorigen. Die deutsche Nation war im philosophischen Jahrhundert unter der Herrschaft des klassischen Geschmacks sich selbst entfremdet worden. Jetzt erst beginnt sie die Wiedergeburt. Alle jüngeren Geister sind berufen, aus diesem frischen klaren Born des neuen Lebens zu schöpfen, und nicht mehr aus dem stehenden faulen Abwasser des vorigen Jahrhunderts, dessen theatralische Eitelkeit und poetische Schminke doch nur eine sumpfige Tiefe vergoldete. Statt der gekrönten Poeten und ästhetischen Hofräthe haben wir doch jetzt etwas, was einigermaßen mit einem

Nationalgefühl verglichen werden kann, und statt des Theaters haben wir wieder eine Kirche. Wer jetzt noch kein anderes Allerheiligstes deutscher Nation anerkennen will, als das Göthehaus in Weimar, den schleudert das Rad der Zeit weit hinter sich zurück.

Der zweite große Roman Immermanns ist „Münchhausen" (1838).

Ein Enkel des großen Lügners, Münchhausen, hält vor einem einfältigen Edelmann, seiner schmachtenden Tochter und einem Schulmeister, der obgleich halb verrückt, noch den meisten Verstand hat, eine unendlich lange ironische Rede, worin er aus dem Hundertsten ins Tausendste kommt, vorzugsweise über die damals neuste deutsche Literatur und kühlt sein Müthchen an seinen Gegnern eklig, grämlich, verbittert, ohne Witz und ohne gesundes Urtheil. Hier nur eine Probe, die Schilderung einer Bücherschlacht. Er hat Görres' Mystik zuerst mit Strauß Leben Jesu, dann mit Voltaire's Pucelle zusammengestellt. Im ersten Fall schlagen sich die Bücherdeckel grimmig, im zweiten läßt sich die Pucelle durch den heiligen Nachbar bekehren und der Druck verschwindet von dem wieder weiß werdenden Papier. — Welche Verwirrung im Kopfe des Dichters läßt das voraussetzen! Wie weit entfernt ist er von Tiecks heiterer Unbefangenheit und Grazie, die er krampfhaft zu erkünsteln strebt.

Die hübscheste Dichtung Immermanns ist das „Tulifäntchen", ein komisches Epos in hochtrabenden Cidversen.

Prinz Tulifäntchen, ein Däumling, über dessen Kleinheit sich seine königlichen Eltern sehr betrüben, beschließt, durch die Größe seiner Thaten zu ersetzen, was ihm fehlt. Er setzt sich zu Pferde, aber nur ins Ohr des Pferdes, weil er zu klein ist, ihm auf den Rücken zu sitzen. Er kommt ins Land der Amazonen, erlegt siegreich eine große Brummfliege, welche die schlafende Königin belästigt und erfährt von dieser, ihre Tochter sey in der Gewalt eines Riesen. Indem er auszieht, um sie zu befreien, gibt ihm eine liebreiche Fee das Mittel an. Er darf nur einen kleinen Stift ausziehen, der die ganze Mauer des Riesenschlosses zusammenhält, so muß sie zusammenfallen und den Riesen erschlagen. Er thut es, befreit die Prinzessin und wird ihr Gemahl, aber die stolze Prinzessin findet ihn viel zu klein, sperrt ihn in einen Vogelbauer und hängt ihn ans Fenster. Diese Schmach kann er nicht überleben und stürzt sich aus dem Käfig hinab auf die Straße; aber die Fee fängt ihn in ihren weichen Armen auf und trägt ihn in ihr Wunderland.

Immerhin ein artiger, wenn auch unbedeutender Scherz, und mit bester Laune in heroisch komischem Style vorgetragen.

Einen ebenso echten Epigonencharakter, wie Immermann, trug auch der Bayer August Graf v. Platen an sich, und eben deshalb hafteten

sich beide tödtlich und verbitterten sich das Leben. Jeder von beiden nämlich wollte nach Göthe als der erste deutsche Dichter gelten. Schadenfroh schürte der kleine Jude Heine das Feuer dieses Neides. Platen hatte von Heine, als dem Freunde Immermanns, gesagt, seine Küsse duften nach Knoblauch. Dafür rächte sich Heine in seiner schamlosen und heimtückischen Art, indem er aus seinem sicheren Pariser Versteck heraus den unschuldigen Grafen des griechischen Lasters zieh. Platen aber setzte sich aufs hohe Roß und hoffte mit majestätischen Parabasen den einen wie den andern seiner Gegner niederzustampfen.*)

Platen verstand meisterhaft, klangvolle Verse zu machen, bildete sich aber auf die Musik seiner Sprache zu viel ein, da ihr der Inhalt an Werth und Anziehungskraft nicht immer gleich kam. Auch schwankte er zu unentschieden zwischen entgegengesetzten Manieren umher, zwischen Classicität und Romantik, Occident und Orient. Noch als Jüngling gab er 1821 die „Gaselen" heraus und weihte sie Göthe.

Gaselen, morgenländische Gefühle und Gedanken in morgenländischem Versmaß, nach Hafis und Bakis, blumenreich, weinselig, noch mehr liebetrunken, behaglich, weichlich, zuweilen gnomisch, immer aber wohlklingend.

Es folgten noch „ein Spiegel des Hafis" und „neue Gaselen" in demselben Ton und Geist, dann „lyrische Blätter" und „vermischte Schriften" mit vielen Liedern und Romanzen und den ersten Versuchen in classischen Oden, Elegien, Eklogen, worin der Dichter Meister werden sollte. Eben so cultivirte Platen die romanische Form des Sonetts, überall kunstgerecht, sprachgewandt, wohllautend, geist- und phantasiereich, aber nicht genug fesselnd durch den Inhalt seiner überall nur kleinen und aufs mannigfachste wechselnden und spielenden Gedichte. Die Kraft des Dichters war nicht concentrirt und nicht auf einen großen Gegenstand gerichtet. Er schien das zu fühlen und begann 1823 dramatische Arbeiten, aber zum Tragischen fehlte ihm die Tiefe.

Sein Tod Marats war nur skizzirt. Sein gläserner Pantoffel mischt zu willkührlich zwei deutsche Märchen in einander, Aschenbrödel und Dornröschen. Noch weniger konnte er aus dem Schatz des Rampsinit machen, den Jeder

*) Platen spottete in seinen „neuen Propheten" 1817 über die Frommen mit eben so frechem Witz, wie Heine, hatte also kein Recht, sich über ihn zu beklagen. In jenem Gedicht läßt er den h. Augustin das système de la nature und den h. Ignatius die pucelle studiren.

aus Herodot kennt. In Berengar ist auch nur ein alter bekannter Märchenstoff vom falschen Bräutigam, den der rechte endlich vertreibt, wiedergegeben. Im Thurm mit sieben Pforten desgleichen. Erst „Treue um Treue" erscheint mehr ausgeführt und durch den Inhalt rührend. Es handelt sich darin um die gegenseitige Treue des jungen Grafen Aucassin und der schönen Nicolette, die um seinetwillen einen mächtigen und liebenswürdigen Herrscher ausschlägt; aber der Stoff ist aus dem Französischen entlehnt. Die Liga von Cambray feiert einen Sieg der Venetianer über die Deutschen, ein für den deutschen Dichter unpassender Stoff.

Alle diese Sachen sind schwach und eines großen Dichters Ruf zu begründen unvermögend. Viel mehr Geist enthalten Platens aristophanische Lustspiele, wovon das eine gegen Müllner und die Schicksalstragiker, das andere gegen Immermann und die romantischen Epigonen gerichtet ist.

Die verhängnißvolle Gabel, 1826. Eine allerdings nur arme Erfindung von einer Schicksalsgabel, die von einer Ahnfrau herstammt, deren Geist nicht eher erlöst werden kann, bis der letzte des Stammes von der Gabel durchbohrt ist „gleich einer gebratenen Gansbrust". An diesem simpeln Gerüst aber rankt sich eine reiche Fülle von Witz empor, der in den prachtvollen Parabasen juvenalisch wird. Doch muß man auch wieder fragen, ob so viel Geisteskraft auf den Tadel so kleiner Dinge und Personen verwendet, der Mühe werth war? Man braucht keine Blitze, um Käfer zu erschlagen.

Der romantische Oedipus von 1829, gegen Immermann gerichtet, dem Platen wie einem Esel die Löwenhaut umhängt, um ihn noch lächerlicher zu machen, als er ohnehin ist. Der Held des Stücks „Nimmermann" genießt unter den Heidschnucken auf der Lüneburger Heide göttliche Verehrung und führt hier den ins Romantische übersetzten Oedipus des Sophokles auf, eine Quintessenz aller Unnatur und Unvernunft des modernen Theaters.

Bei alledem vergaß Platen, daß er selbst nur ein Epigone war und daß ihn seine eigene Originalität nicht berechtigte, so gar tief auf Immermann herunterzusehen. Beide haben sich einander zu Tode geärgert. Platen lebte und schrieb in Italien. Er gestand offen, er wolle nicht mehr nach Deutschland heimkehren, bis ihm die höchste Dichterehre erwiesen würde. Er wollte einfach und bequem auf Göthe's verlassenem Throne niedersitzen. Aber diese Hoffahrt, dieses stete Verkünden von sich selbst, er werde noch Ungeheures leisten, haben ihm in der öffentlichen Meinung geschadet und der Tod ersparte ihm die Probe, das zu leisten, was er versprochen hatte.

Unter seinen kleinen Arbeiten ist noch auszuzeichnen ein hübsches

Märchen „Rosensohn“. Das epische Gedicht von den Abassiden zieht weniger an. Dagegen ist die Romanze von Zobir schön.

Platens Gabel wurde im „König Kodrus“ von Karl Stahl 1839 nachgeahmt.

Auch hier wird der Modeliteratur und der Stutzererbärmlichkeit der jungen Poeten in klangvollen Versen gezürnt, sonderlich dem ästhetischen Theegeklatsch in Berlin und der Weiberemancipation rc.

Die deutsche Dichtung fuhr fort, sich auch viel mit Italien zu beschäftigen. Jahr aus Jahr ein weideten deutsche Schafe drüben über den Alpen alles ab, was von Poesie etwa noch nicht abgenagt war. Durch Kunstreisen nach Italien, durch einen Aufenthalt in Rom, Florenz, Neapel oder Venedig glaubte sich der deutsche Dichtergeist immer noch zu adeln. Aber man suchte doch nicht die Kirche, sondern das Heidenthum, den Sinnenreiz. Schöne Italienerinnen mit tiefschwarzen Augen und Haaren und durch fremdartigen Wohlklang imponirende Namen wurden immer noch massenhaft für die deutschen Trauerspiele und Romane requirirt. Unter den deutschen Dichtern, die ihre zweite Heimath in Italien fanden, steht (abgesehen von Graf Platen) Herr von Rumohr oben an, ein wohlhabender Edelmann und Kunstkenner, der in Berlin eine geehrte Stellung einnahm, lange in Italien lebte und viel über die Kunst, auch über den Landbau in Oberitalien, eine Schule der Höflichkeit, ein Buch über Kochkunst schrieb, alles behaglich, vornehm, voll Verstand und feiner Ironie. In den „Denkwürdigkeiten aus alten Papieren“ 1832 schildert er die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege. In seinen Novellen ist, was er aus Italien erzählt, besser, als seine Versuche in deutschen Dorfgeschichten. Erfindungsgabe ging ihm ab, auch fällt er immer in den redseligen Belehrungston. Am witzigsten ist sein „Hundefuchsenstreit“ (von 1835) in Knittelversen.

Der Pfarrer ist in der Kirche, die Magd daheim eingeschlafen. Da plündern die magern Hunde die Küche und Speisekammer aus und tragen ihre Beute in den Wald. Der heimgekehrte Pfarrer glaubt, als die Hunde heimkommen, sie hätten die Diebe verfolgt. Nun spekulirt aber der Fuchs auf den Hühnerstall und besticht die Katze, ihn einzulassen. Unterwegs hört der Fuchs ein Gespräch mit dem Löwen einer Menagerie. Der Einbruch in den Hühnerstall erfolgt, die Hunde aber sind wachsam und fangen die Katze, der Fuchs

entspringt, aber auch er wird im Freien noch ereilt. Die Natur der Thiere ist von Rumohr sehr treu und mit gutem Humor aufgefaßt.

Wilhelm Waiblinger, ein früh überreiftes Genie aus Reutlingen, starb in Folge seiner Lüderlichkeit jung an Jahren in Rom, nachdem er schon viel hatte drucken lassen. Er nahm sich Hölderlin zum Muster, ohne dessen tiefes Gefühl zu besitzen, und schrieb 1823 Lieder der Griechen (zum Besten der eben damals gegen die Türken aufgestandenen Neugriechen), dann einen philosophischen Roman Phaëton voll von jugendlichem Schwulst. Später in Italien verweilend schilderte er das dortige Leben in Gedichten und Novellen.

Auch der Schlesier August Kopisch, der als Dichter und Maler gleich ausgezeichnet in Berlin starb, lebte viele Jahre in Italien, übersetzte den Dante und lieferte einen reichen Commentar dazu, übertrug auch unter dem Titel Agrumi die schönsten italienischen Volkslieder ins Deutsche und gab eigene Gedichte unter dem Titel „allerlei Geister" heraus (1848), worin besonders viele zarte Elben-, Nixensagen und Märchenhaftes vorkommt. Sein Lied vom Meeresleuchten, worin er das flammende Meer mit der Liebe vergleicht, in der er unterzugehen zittert, gehört zu den schönsten Bildern seiner italienischen Erinnerungen. Ueberhaupt ist ihm das glückliche Auffinden geheimnißvoller Naturreize des Südens eigen, wie auch ihm zuerst, dem kühnen Schwimmer, beschieden war, die wundervolle blaue Grotte tief unter dem Felsen von Capri zu entdecken.

Ein großer Enthusiast für Italien war auch sein Landsmann, Franz Freiherr v. Gaudy, preußischer Offizier. Aus Armuth gezwungen, seiner Geliebten zu entsagen, besang er sie in zarten Elegien unter dem Titel Erato 1829. Nachher schrieb er noch zahllose Gedichte und Novellen und bereiste Italien, starb aber plötzlich, erst 39 Jahre alt. Er besaß viel Talent, schrieb aber zu flüchtig, zu viel und zu heterogen.

Bald ahmt er Jean Paul nach (in den Papieren des Candidaten Ballhorn, dem Sonntag eines Schulmanns, den elenden Bemerkungen über Orden, Reden bei der Taufe einer Mißgeburt &c.), bald Cervantes und Callot-Hoffmann (im Hund Berganza). Bald schreibt er Kaiserlieder zu Ehren Napoleons, bald Schildsagen zu Ehren des deutschen Adels und seiner Wappen. Bald ist er humoristisch und witzig, bald tief tragisch. In dem Gedicht „Paulina" muß eine edle Polin ihren Geliebten, der die Nacht bei ihr zugebracht, am Morgen

vor ihrem Fenster als Opfer der Rache hängen sehen. In dem Gedicht „Ludwiga“ entsagt die Dame ihrem Treugeliebten aus bloßer Rücksicht für ihren verstorbenen Vater. Ungleich besser ist die naive „Schülerliebe“, eine Novelle. Italien hat ihn am meisten beschäftigt. Er schildert seine Reisen dort und schreibt eine Menge venetianischer, römischer und anderer Novellen, meist ernsten und düsteren Inhaltes. Weit besser als alle das ist sein „Tagebuch eines Schneidergesellen auf einer Reise nach Italien“, die Parodie der jämmerlichen Reise Nicolai's, der damals die Welt mit abgeschmackten Klagen über die Reisenoth, die er in Italien ausgestanden hatte, erfüllte. Unter den vielen Romanzen Gaudy's kommen auch russische Märchen vor, unter dem Namen „Copien eines Laien“ beschrieb er berühmte Bilder. Viele höchst zärtliche Lieder zeugen von seinem warmen Herzen. Aber es fehlt bei ihm auch nicht an guten Spottliedern auf die wiederkehrende Rococomode, auf die Stutzer, auf Thorheiten und Schwächen der Zeit aller Art.

Der 1840 in Breslau anonym erschienene Roman „Edward in Rom“ (von Meyer).

sternbaldisirt insofern, als er einen jungen Enthusiasten die Kunstschätze Roms in Gesellschaft hochadeliger Personen genießen läßt. Damit aber der derben Prosa und dem schrecklichen Realismus der Zeit ihr Recht werde, gesteht die hochgebildete polnische Gräfin ihrem jungen Liebhaber Edward ganz naiv, sie habe ihren Mann umgebracht, worauf sich auch Edward verzweifelnd in's Wasser stürzt.

Auch die Romane von Levin Schücking sternbaldisiren ein wenig, sofern Adel und Künstler darin die Brennpunkte sind und es seine geistreichen Nordländer immer nach Italien hinzieht.

Aus dem „Schloß am Meere“ (Roman von 1843), wo der Gutsherr durch falsche Leuchtsignale die Schiffe stranden macht und ausraubt, flieht die edle Tochter mit der zufällig hier gestrandeten Gräfin Albany und deren geliebtem Dichter Alfieri nach Italien und findet hier einen edeln deutschen Gatten.

Unter den Deutschen, die sich für Italien poetisch interessirt haben, macht sich Eduard Boas bemerklich durch seine liebliche Idylle „Pepita“ von 1844.

Der Deutsche verliebt sich in Pepita, das reizendste Bauernmädchen von Sorrent. Ihr Liebhaber Cecco ist zu feig, es mit dem Deutschen aufzunehmen. Dieser reist nach Neapel, bleibt aber mit Pepita in Verbindung durch die Taubenpost, kehrt noch einmal zurück, ist noch einmal bei ihr glücklich und sieht sie dann nie wieder.

Ganz im Ton des Properz und Göthe. Die italienische „Reise des

Kriegscommissär Pipitz" von 1841, ein Prosaroman von demselben Verfasser, ist viel schwächer. — Im „Romancero" der Betty Paoli (1845) kommt vor:

Der empfindsame Tod des Componisten des stabat mater; die rührende Klage der Maria Pellico um ihren gefangenen Bruder Sylvio, den berühmten Dichter; ein Todtenopfer für zwei politische Verbrecher, „die Beichte des Mönchs," der sich in eine schöne Leiche verliebt, die durch Teufelskunst wieder lebendig wurde, um ihn zu verführen; Fiamma, die am Hochzeitstage im Becher Blut statt Wein findet, dadurch erinnert wird, daß sie in früher Jugend dem Heiland, der am Kreuze stirbt, verlobt worden, und plötzlich stirbt, um den irdischen Bräutigam mit dem himmlischen zu vertauschen.

Wir müssen hieher auch den Dichter Ferdinand Gregorovius zählen. In seinem „Werdomar und Wladislaw", einem Roman (1845),

loderte seine erste romantische Gluth auf, ein wenig wild. Schwärmerische Liebe, Tummeln in der großen Welt, Badeleben, Spielhölle, Selbstmord enden als rauschendes allegro im sentimentalen adagio der Heimath und des Stilllebens.

In vollendeter Reife erscheint dagegen der Dichter in dem lieblichen Epos „Euphorion" von 1858, worin er mit dem Engländer Bulwer wetteifert, die Zerstörung Pompeji's auf das rührendste auszumalen.

Euphorion, ein aus Griechenland geraubter Künstler, muß Sklave werden in der Werkstatt des Arrius, eines reichen römischen Künstlers zu Pompeji, und verfertigt für ihn die künstlichsten Arbeiten, sonderlich einen (noch unter den Alterthümern von Pompeji erhaltenen) Kandelaber. Er hat manche Noth auszustehen von unwissenden Tadlern, macht aber, obgleich Sklave, das Königthum des Genies geltend. Nachdem ihm sein schönstes Kunstwerk gelungen, bekränzen ihn die Mädchen. — Menandros ist sein Tadler und Nebenbuhler. Des Arrius schöne Tochter Jone hat aber schon ihr Herz dem Künstler zugewendet. Euphorion vollbringt ein herrliches Kunstwerk, wofür er die Freiheit erhält. Da tobt der Vesuv, Pompeji geht unter und nur auf wunderbare Weise rettet Euphorion die Jone und ihren Bruder und ein griechischer Schiffer bringt sie in Euphorions schöne Heimath.

Das Gedicht ist in den schönsten Hexametern geschrieben.

Das alte Griechenland begeisterte die deutschen Dichter immer noch. Friedrich Adolf Kuhn in seinen Gedichten (1820) ahmte Schillers und Göthe's antike Balladen nach. (Sophokles, Anakreon, der schöne Greis, zu dem alle Götter niedersteigen.) Eben so Gries, der Uebersetzer des

Tasso, Ariost, Bojardo, Calderon ꝛc. (Phaeton, die Danaiden). Bacchus, Epos von Karl Baron von Norbek, 1827, in achtzeiligen Stanzen,

schildert die Liebe des Zeus zur Semele, die Geburt des Bacchus, sein Heergefolge, seinen Zug nach Platäa, seine Bestrafung des König Agastos, mit eingeflochtenen Episoden von Perseus, Kephalos und Prokris ꝛc. Diese Auffassung bleibt weit hinter dem geistvollen Gedicht des Nonnus zurück.

Ein gar wunderliches Gedicht war 1817 die „Tantalis" des Herrn von Kurowsky-Eichen.

Tantalis, eine gewaltige Stadt an der Ostsee, wird gegründet von Tantalus, dem Empörer gegen die Götter, dem bösen Princip, mit Hülfe der Furie Alecto und der Here, die immer das Böse will. Aber Zeus steht unter der Leitung der Rhea, des guten Princips, also daß Tantalis zerstört wird.

Eben so wunderlich ist W. Heidelbergs Epos „Orpheus und Euridice" von 1829.

Orpheus geht in die Unterwelt, um seine geliebte Euridice zurückzuholen, findet aber nicht blos die alten, sondern auch die neuen Bewohner der Hölle. Der protestantische Dichter läßt den thrakischen Sänger sich weiden an den Höllenqualen des siebenten Gregor und der Marquise de Pompadour. Nachher schickt er ihn auch nach Elysium, wo sich die klassischen Dichter beisammen finden und Göthe sich bereits als Seliger oder Allerhöchstseliger präsentirt, obgleich er damals noch in Weimar lebte. Erbärmlicher Unsinn.

Groschvetter besang 1836 den Phaeton. Das schöne Märchen des Apulejus von Amor und Psyche wurde 1836 von Abo Schütt in achtzeiligen Stanzen behandelt, und 1838 von H. A. Clodius seltsam umgestaltet.

Eros stellt hier, ganz unpassenderweise, die christliche Liebe, das Christenthum überhaupt vor. Psyche soll an den unsichtbaren Gott glauben, sehen wollen ist schon Unglaube, sie frevelt mit ihrer Neugier und findet zwar nach langer Prüfung den Eros wieder und wird mit ihm in Gegenwart der alten Götter vermählt, aber an der Hochzeit wird die ganze Götterwelt versteinert, während Eros sich wieder unsichtbar macht. Nun entsteigt zwar Psyche als Seele dem kalten Stein, kann jedoch ihren Geliebten nicht wiederfinden und irrt ruhelos umher, wie der ewige Jude.

Antike Tragödien wurden häufig nachgeahmt. Eine der besten war der Laokoon von G. Chr. Braun (1824), weil hier durchgeführt ist, wie der edle Seher, der allein die Wahrheit weiß, eben deshalb Opfer der Lüge wird. Um schöne Verse und Sentenzen gaben sich alle Dichter

Mühe, aber den alten antiken Styl erreichten sie doch nicht, weil ihnen die Schiller'sche Declamation und die Empfindsamkeit immer in die Quere kam. Die Zahl der antikisirenden Tragödien seit vierzig Jahren ist groß. Die Niobe allein wurde dreimal (von Wilhelm Schütz, Weichselbaumer und Julius Körner), die Dido gleichfalls dreimal (von Gehe, Weichselbaumer und Schöll), auch Sappho dreimal (von Kleist, Gubitz und Grillparzer), Achill auf Skyros zweimal (von Zimmermann und Klausen) behandelt, Polykrates von Schnitter, Aëdon von Sondershausen ꝛc. Vorzugsweise sentimental 1805 faßte auch Weichselbaumer die antike Tragödie auf. In seinem Menökeus (1821) rettet dieser durch Selbstaufopferung das schwerbelagerte Theben. In seiner Oenone stirbt Paris in den Armen dieser seiner früher verschmähten Schönen. Eine fast Kotzebue'sche Versöhnung nach der unbarmherzigsten Beleidigung. Eben so weichlich hat er „Dido" und „Niobe" behandelt.

Unter den neuesten zeichnet sich Ariadne von Osann aus. Meleager von Heyse ist nicht mehr die antike Gestalt, sondern romantisch und sentimental geworden. In Telephos hat noch zuletzt (1858) Friedrich Beck eine trefflich stylisirte, aber kalte Mustertragödie aufgestellt, die uns mahnt wie ein Vasenbild.

Noch ungleich häufiger, als mythische, wurden geschichtliche Stoffe aus dem klassischen Alterthum in Jambentragödien behandelt. Kaum ist ein griechischer oder römischer Held, König, Weiser übrig, von dem man nicht ein, bisweilen ein halbes Duzend deutsche Trauerspiele aufzuweisen hat. Cholevius hat in seinem Werk vier ganze Seiten mit Namen derselben angefüllt und bei weitem noch nicht alle verzeichnet. Ich glaube sie übergehen zu sollen.

Die Versuche, altnordisches Heldenthum in modernen romantischen Verarbeitungen episch oder gar für die Bühne darzustellen, sind, meiner Meinung nach, alle mißlungen. Das Titanenhafte der nordischen Gestalten paßt nun einmal nicht in die romantische Kleinmeisterei und noch viel weniger auf die Bühne. Wie Elephanten zerreißen sie die Guirlanden zarter Verse, mit denen man sie halten, und zertreten die Bretter, auf denen man sie spielen lassen will. Zu den bessern Versuchen gehört des Herrn von Querfurth (Curt Oswald) „Harald Sängerkönig", 1856. Hier ist in würdiger Weise der tiefe Ernst der nordischen Sage

eingehalten und spielt die nordische Götterwelt lebendig in die Handlung hinein. Aber für die moderne Welt ist das Gedicht zu fremd und für die Zeit, die es schildert, doch viel zu modern. Der sanfte Geibel hätte sich nie an die gewaltige Brynhilldur wagen sollen, ebenso wenig Hebbel an die Nibelungen.

Der Poesie des Orients wandte sich, wie wir oben schon bemerkt, vorzugsweise Rückert zu. Der Bilder des Orients von H. Stieglitz (1833) ist nur zu erwähnen als eines Extrems von poetischer Impotenz bei krankhaftem Productionsdrange. Stieglitz malt nach orientalischen Dichtern und Reisebeschreibungen matte Bilder mit empfindsamer Zuthat. In jüngster Zeit hat Bodenstedt mit viel Feuer und Phantasie morgenländische Scenen behandelt, in seinem 1001 Tag (Reiseschilderungen und Gedichte vermischt mit Erzählungen) 1850, in seinen Schilderungen der Tscherkessen, seinem Gedicht „Ada, die Lesghierin",

ein hübsches Bild aus dem Kaukasus, in welchem ein Todfeind, indem er des Hauses Gastlichkeit genießt, zum Freunde wird und die Tochter des Hauses liebt, auch Schamyl auftritt ꝛc.

In den „Liedern des Mirza-Schaffy" hat Bodenstedt die ganze Ueppigkeit des Hafis und Bakis nachgeahmt und uns das orientalische Leben von seiner verführerischesten Seite gezeigt.

Wir müssen noch einige epische Dichtungen gemischten Stoffs durchmustern. Ladislaw Pyrker, Erzbischof von Erlau in Ungarn, gab 1819 ein Epos „Tunisias" und 1824 ein zweites „Rudolfias" heraus.

Das erste handelt von Kaiser Karls V. Zug wider Tunis, das zweite von Rudolf von Habsburg, beide zeichnen sich durch wohlklingende Hexameter und lebendige Schilderungen von Kriegsscenen, Land und Meer aus.

Er schrieb auch eine versificirte „Legende der Heiligen" und „Perlen der heiligen Vorzeit", Scenen aus dem alten Testamente. Noch Klopstocks Schule angehörend ist er kein schlechter Dichter, verdient aber nicht, unter die ersten Classiker der Nation gestellt zu werden, wie geschehen ist.

Peter Friedrich Kannegießer, nicht zu verwechseln mit Karl Ludwig Kannegießer, dem Uebersetzer des Dante, schrieb 1811 ein Heldengedicht in Hexametern: „Tataris oder das befreite Schlesien", voll lebendiger Kampfbilder und warmer Vaterlandsliebe. Krug von Nidda be-

sang in einem Epos den Skanderbeg. Lindenhahn schrieb 1829 „das gerettete Malta“ in prächtigen Hexametern

mit echt homerischen Beschreibungen der Schiffsrüstung, der Schlacht, der Inseln, des Samum, eines edeln Rosses rc. Aber der Dichter übertreibt und sucht unmögliche Effecte, z. B. in einer förmlichen Schlacht von Tauchern unter dem Meere.

In demselben Jahr gab Egon Ebert in Prag sein Epos „Wlasta“ heraus, welches den Krieg der böhmischen Amazonen ein wenig zu empfindsam auffaßt. In derselben empfindsamen Manier ist sein „Kloster“ gedichtet.

Ein junger Müller will eben ins Kloster gehen, als er seine Geliebte wiederfindet und von dem menschenfreundlichen Prior mit ihr verbunden wird.

Unter den zahlreichen epischen Dichtungen der letzten Jahrzehnte bemerken wir noch: Wolfarts Rheinfahrt (1815), Hagens Ottfried und Lisena (1820), Stubenrauchs Eusebia (1824), Eberhards Schöpfung (1828), Schölls Paulus und Graf Blankensee's Wanderer, ein Lehrgedicht (1830), Graf Auerspergs letzter Ritter (Max I.), dem Duller die Wittelsbacher und Frankl das Habsburglied (1832) folgen ließ, der Adelheid von Stolterfoth Alfred und Wasserburgs Sündfluth (1834), Otto's Columbus und Toblers Enkel Winkelrieds (1837), O. L. B. Wolffs Abälard und Heloise (1838), Becks Otto der Große (1839), Schramms Paulus und Hermann (1842), Simons Gustav Adolph, Stamms Hesperus und Theodor Apels Melusine (1844), Söltls Conradin (1844).

Eigenthümlichkeit beansprucht Moritz Hartmanns Epos in Hexametern „Adam und Eva“, ist aber voll Unnatur.

Aus Furcht vor den Russen wird die junge Eva im Walde versteckt, mit ihr der junge Adam. Da leben sie wie im Paradiese, aber ein Russenfeind und Demokrat, der in der Kutte privatisirt, weiht ihn in die Revolution ein, zu deren künftigem Heros er heroisch heranwächst.

Seit der Revolution von 1848 kam eine neue episch-lyrische Manier auf, welcher viele Dichter sich zuwandten. Es war eigentlich ein Zusammenschmelzen der ehemaligen Romanzencyclen in ein Ganzes in kurzen Versen mit lyrischen Ausschweifungen. In dieser Manier war schon 1847 Hessemanns Jussuf und Nasiffe geschrieben.

Eine freie Umschreibung der berühmten morgenländischen Dichtung von

Jussuff und Suleicha. Jussuff dient als wunderschöner Jüngling am Hofe eines Sultans, widersteht allen Verfolgungen und erhält zuletzt die Hand der geliebten Prinzessin.

Größere Verbreitung fand die bezeichnete Manier, seit Oskar von Redwitz seinen berühmten Amaranth in dieser lyrisch-epischen Form schrieb. Von ihm rede ich später, der Tendenz wegen unter den religiösen Dichtungen.

Otto Roquette nahm die lyrisch-epische Form und von Bogumil Goltz die Vertiefung in den Naturzauber an. So entstand ihm „Waldmeisters Brautfahrt", ein Gedicht in kurzen Versen, welches sehr viel Beifall fand.

Waldmeister liebt die Prinzessin Rebenblüthe und troß des zornigen Königs Gundermann und seines stachlichten Haushofmeisters Wachholder gelangt er zum Ziel. Eine Allegorie des beliebten Maitranks.

Desselben Dichters „Tag von St. Jakob" (1852)

schildert den heroischen Tod einer Schweizer Jungfrau (Verena), die mit der Leiche ihres Geliebten, der bei St. Jakob fiel, in der Kapelle verbrennt, nachdem sie mit dem Morgenstern in kräftiger Faust ihren Bedränger niedergeschlagen.

Im „Herrn Heinrich" besingt Roquette die Wahl Heinrichs des Voglers zum deutschen König. „Hans Heidekukuk" ist eine Nürnberger Idylle.

Hans, ein Schreinerjunge, spielt mit in Fastnachtsspielen des Hans Sachs und liebt die Tochter eines vornehmen Rathsherrn, wird aber auf der Bühne ausgelacht und vom strengen Rathsherrn, der ihn bei seiner Tochter überrascht, schimpflich fortgejagt. Das Unglück aber gibt ihm Kraft. Er wird Soldat, zeichnet sich aus, kommt als Sieger zurück und empfängt den Lorbeerkranz aus der Hand seiner Geliebten, und bald darauf diese selbst.

Roquette hat auch viel Lyrisches geschrieben, mit leichter Anmuth, meist von Natur und Liebe handelnd. Seine Romane „Orion" und „Jucunde" sind schwach, seine Helden haben „etwas vom Studenten und etwas vom Künstler".

Adolf Böttger schrieb in demselben Styl 1850 „Dämon und Engel",

die Liebe Roberts des Normannen zur schönen Kaiserstochter. Robert erscheint erst als Dämon, zuletzt als Engel zu ihrem Schutz.

Drei Jahre später gab Böttger die „Habana“ heraus, in derselben Form.

Habana ist ein schönes Indianermädchen, in welches sich ein Spanier verliebt und welches deshalb das Opfer schrecklicher Rache wird. Nach ihrem Namen nennt der Spanier die erste Niederlassung auf Cuba.

Wolfgang Müller von Königswinter gab 1852 seine „Maikönigin“ heraus, eine hübsche ländliche Idylle. Auch einige heroische Geschichtsspiegel erschienen in dieser Form. Scherenberg schrieb ein Epos „Waterloo“ und Franz Löher 1854 einen „General Spork“.

Spork, eines Bauern Sohn, wird von seiner geliebten Grete abgewiesen, geht in den Krieg und steigt zum General auf. Als er die Grete wiedersieht, ruft er ihr zu: „Gretchen, wers gethan hätte!“ Sie aber antwortet: „Johannchen, wers gewußt hätte!“ Im Uebrigen beschreibt das Gedicht die bunten Kreuz- und Querzüge und Heldenthaten des berühmten Generals.

In demselben Styl schrieb Hocker 1855 „Engelhart und Engeltrut“, eine moderne Umgestaltung der schönen Sage, die wir Theil I. S. 391 kennen gelernt haben. Und Max Waldau (Spiller v. Hauenschild) seine „Cordula“, eine Sage aus Graubündten.

2.

Die Jambentragödien.

In seinen sentenziösen Jambentragödien hatte Schiller ein Paradepferd gesattelt, auf dem in den letzten fünfzig Jahren jeder Stümper reiten wollte. Diese Jambentragödien sind eine wahre Calamität der deutschen Literatur. In ihnen bewährt sich das Epigonenthum am zähesten in Anmaßung ohne Verdienst, im Erhaltungstrieb ohne Potenz. Die Mittelmäßigkeit wird nicht müde, auf den Stelzen dieser hochtrabenden Jamben zu gehen und hohle, hundertmal gehörte Phrasen zu drechseln. Das falsche Pathos ist ihr Grundzug. Man wird an den Lumpenkönig in Hamlet erinnert. Und diese Tragödien sehen sich alle einander ähnlich, wie russische Soldaten. Von Schillers leidenschaftlichem Feuer, von seiner hinreißenden Beredsamkeit, von Shakespeare's feinem Geist und überreicher Phantasie, von Lessings milder Ruhe und Beredsamkeit ist selten

eine Spur zu finden, fast immer nur hohle Phrase, Großthuerei und nichts dahinter. Indem die Dichter nur einen gegebenen geschichtlichen Stoff bearbeiten, ersparen sie sich die eigene Erfindung oder wenden die letztere leider gar häufig nur zur Verunstaltung des gegebenen Stoffes an, indem sie die wahre Geschichte verfälschen, alten Helden und Naturmenschen moderne Parteidoctrinen in den Mund legen oder ihnen dumme Liebschaften andichten. Die Zahl dieser Stücke belauft sich schon auf mehr als tausend und da noch immer neue hinzukommen, wäre es nicht der Mühe werth, weder sie nach den Namen der Verfasser, von denen die größte Mehrheit der Vergessenheit werth ist, noch nach den geschichtlichen Stoffen zu rubriciren. Kaum ist ein Held und eine wichtige Begebenheit der Weltgeschichte übrig, aus denen nicht eine Tragödie gemacht worden wäre. Ein an sich löblicher Patriotismus zog immer zwar deutsche Stoffe vor, aber die Impotenz des Epigonenthums stellte sich nur um so auffallender blos. Wie viele Dichter wagten sich an die Hohenstaufen und immer unglücklich! Conradin allein wurde der Held von wenigstens 20 Trauerspielen und gerieth nirgends.

Ernst August Friedrich **Klingemann**, Theaterdirector in Braunschweig, schrieb 1795 ein paar Ritterromane, dann aber viele Trauerspiele für die Bühne, als Epigone Schillers ohne dessen Geist. Er glaubte alles verarbeiten und bühnengerecht machen zu können, so das ganze Leben Mosis, so einen modernen Oedipus. In der „deutschen Treue" (Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer) ahmte er Wallenstein, im „Wolfenschieß" Tell, im „Cromwell" die Maria Stuart nach. Er schrieb auch einen Columbus, Alfonso den Großen, Schill. Er wagte sogar, einen Faust, Ahasver und Don Quixote zu schreiben. Wenn er nicht schon gegebene Stoffe geistlos verarbeitete, sondern selbst erfand, war er unerträglich. In seinem Originaltrauerspiele „das Vemgericht"

hat Adelheid von Schwarzenberg ihren ersten Gatten Hohenau vergiftet, um den schönen Hugo von Schwarzenberg heirathen zu können, und bekennt dem letzteren, der nichts davon gewußt hat, in einer zärtlichen Stunde die Unthat, die sie um seinetwillen begangen. Schwarzenberg ist aber Freigraf bei der Vem und hat als solcher einen hohen Eid schwören müssen, jeden zu seiner Kunde kommenden Frevel dem Gerichte anzuzeigen. Er muß also nun seine eigene Gattin anklagen und sie wird als Giftmischerin auch wirklich hingerichtet. Ihr Geist aber erscheint dem trauernden Gatten in lichtem Gewande

und aufschwebend zum Himmel, zum Beweise, daß Gott ihr verziehen habe. Ein merkwürdiger Beleg, zu welcher Unnatur die tragische Muse in Deutschland entarten konnte. Der Mann konnte das verbrecherische Weib ermorden, aber nie durfte er sie denunciren. Das Weib konnte aus Liebe ein Verbrechen begehen, aber nie durfte sie dafür gen Himmel fahren.

Ernst Raupach, ein Schlesier, der als russischer Hofrath in Berlin lebte, schrieb eine große Menge Jambentragödien, aber auch Lustspiele. Wie Körner, ist er einer der ersten Epigonen Schillers gewesen und wohnt ihm noch einige Wärme inne, die sich bei den spätern Epigonen immer mehr abkühlt bis zu eiskalter Langweiligkeit. Raupach begann 1818 mit dem Trauerspiel „die Fürsten Chawanski".

Jury Chawanski, junger russischer Bojar, Freund des Czar Feodor, dessen Schwester Maria ihm zur Braut bestimmt wird, kämpft gegen die äußeren Feinde des Reichs, während der Czar stirbt und dessen andere Schwester Sophia durch eine Revolution auf den Thron gesetzt wird. Er kommt zurück, Sophia verliebt sich in ihn und will ihn auf den Thron erheben. Maria aber, von Eifersucht entbrannt, verdächtigt ihn und macht Sophia glauben, er liebe diese nicht, sondern wolle sie nur als Werkzeug seiner Erhebung benutzen. Sophia, sich getäuscht glaubend, läßt im ersten Zorn Jury's unglücklichen Vater hinrichten. Zu spät entdeckt sie, daß Maria sie verrathen hat, daß Jury wirklich sie und nicht Maria liebt. Er hat sich schon, aus Gram über des Vaters Tod, den Feinden freiwillig überliefert und wird hingerichtet.

Noch mehr Interesse erregte 1826 Raupachs „Isidor und Olga".

Isidor, der uneheliche Sohn eines russischen Fürsten, von einer Leibeigenen geboren, daher selbst leibeigen, wird im Ausland erzogen und ein ausgezeichneter Maler. Sein Vater stirbt aber, ohne ihm einen Freibrief gegeben zu haben. Er wird daher Leibeigener seines rechtmäßigen jüngeren Bruders Wolodimir, der dies Verhältniß benutzt, um, indem sich beide in die schöne Gräfin Olga verlieben, seinen brüderlichen Nebenbuhler zu beseitigen. Er zwingt den Bruder, als Bedienter gekleidet ihm aufzuwarten, während Olga einen Besuch bei ihm macht, und droht ihm, da er sich gegen die Mißhandlung empört, mit der entehrenden Strafe, die Leibeigene trifft, wenn sie sich gegen ihren Herrn erheben. Olga muß sich aus Liebe zu Isidor endlich entschließen, um ihn zu retten, den bösen Bruder zu heirathen. Ihre Hand ist der einzige Preis, um den Wolodimir dem Isidor den Freibrief schreiben will. Kaum hat aber Isidor den Brief, so begibt er sich zu seinem Bruder als freier Mann, fordert ihn auf Pistolen und beide bleiben im Duell. Ein leibeigener Hofnarr, der, um sich an seinem Herrn zu rächen, die Brüder verhetzen hilft, macht

das Stück ohne Noth noch greller und zieht die Aufmerksamkeit unpassend von Isidor und Olga auf sich ab.

Diese russischen Stücke sind besser als Raupachs Trilogie Cromwell und als sein Hohenstaufencyclus in 7 Bänden, worin er dem unerreichbaren Shakespeare nachhinkte. Eben so schwächlich ahmte er Göthe nach in Tasso's Tod. „Der Prinz und die Bäuerin“ hat etwas Rührendes, sofern hier des Prinzen ländliche Geliebte als armes Opfer durch Gift hinweggerafft wird. Aehnlich „der Müller und sein Kind“. Das Absterben des kranken Mädchens ist aber gar zu weinerlich. Am widrigsten erscheint Raupach, wo er die äußersten Schrecken der Erinnyen ausdrücken will, ohne die wahre Dichtergabe dazu. So in der „Erdennacht“, wo der ruchlose Sohn in endlosem Monologe mit seiner Eigenschaft als Vatermörder gleichsam selbstgefällig kokettirt. Auch in der „Corona von Saluzzo“ werden Schmerz und Verzweiflung auf die äußersten Schrauben gestellt, indem Corona sich heroisch opfert, um die Rache eines Vaters zu sühnen, dessen verloren geglaubter Sohn auf einmal wiederkommt. In „den Freunden“ läßt Fergoso seinen besten Freund aus Patriotismus, um der Ruhe Genua's willen, durch einen Banditen erdolchen. Bis zu welcher Unnatur Raupach gedieh, zeigt „Lorenzo und Cecilie“.

Cecilie, eine schöne, aber arme Dame, in die sich der Prinz Lorenzo verliebt, geht freiwillig ins Kloster, damit er eine standesmäßige Heirath treffe und sie vergesse. Er entführt sie und vermählt sich mit Gewalt mit ihr. Da vergiftet sie sich, um ihn zu seiner fürstlichen Pflicht zurückzuführen, die sie ihm sterbend den ganzen fünften Act hindurch vorjammert.

Eben so widrig ist „Raphaele“.

Der Held dieses Stücks ist ein türkischer Kaufmann, Abdallah, der für das Glück seiner Kinder zu sorgen gedenkt, indem er seine Tochter Ykelula mit einem mächtigen Pascha, seinen Sohn Osmin aber mit der Griechin Raphaele, die seine Mündel ist, vermählen will. Es findet sich aber, daß Raphaele sich schon mit einem andern Liebhaber, dem Griechen Heliodor, versehen hat, und in dem Augenblick, da dieser mit seinem Nebenbuhler Osmin zusammentrifft, erdolcht er denselben ohne weiteres und wird von einem Freund desselben wieder erdolcht. Raphaele erfährt nichts davon und wartet bei Nacht im Garten auf Heliodor, während ihre Freundin Ykelula an ihrer Stelle in ihrem Bette schläft. Abdallah sieht die Leiche seines Sohns, will ihn durch Raphaelens Tod rächen, und — speculirt dabei auf die Schätze Raphaelens, die er bisher nur verwaltet hat und die er nun nach ihrem Tode zur Aus-

steuer seiner Tochter verwenden will. Er eilt in Raphaelens Schlafzimmer und erdolcht im Finstern Ofelula. Sobald er seinen Irrthum erkannt, wird er wahnsinnig, und Raphaele geht ins Kloster.

Dasselbe Motiv kehrt wieder in „Themisto", die ihren Stiefsohn morden will, im Dunkeln aber ihren eigenen trifft. In diesem Stück glaubte Raupach den Sophokles nachahmen zu müssen. Gering ist auch „Timoleon". Die „Semiramis" faßte er in der Manier Calderons auf, aber ohne dessen Geist mit einem affectirten Pathos, das an Zacharias Werner und Müllner erinnert. Des Romantischen war er überhaupt nicht mächtig, weil er ohne Gefühlstiefe nur immer bühnengerechte Effecte berechnete. Seine „Genovefa" blieb daher tief unter Tieck, auch sein „Robert der Teufel" nur ein Fabrikat. Im „Nibelungenhort" blieb er eben so hinter Fouqué zurück. In der „Schule des Lebens" behandelte er die alte Sage von den Prüfungen einer Frau mit der ihm eignen Lust am Peinlichen. Das „Märchen ein Traum" ist besser, obgleich nur eine Nachahmung des Calderon.

Die Herzogin Laura liebt den Ritter Leonardo und erbittet sich ihn von ihrem Gemahl Uberto zum Begleiter auf einer Reise. Im Traum aber sieht sie, wie weit ihre sündhafte Liebe sie hinreißt, bis zum Morde ihres Gemahls und einem Ende voll Verzweiflung. Da erwacht sie und wendet sich augenblicklich schaudernd von Leonardo ab.

Ganz albern ist „Mirabeau". Hier streitet sich am Schluß Mirabeau und sein Beichtvater, ob alles Große, was Mirabeau vollbracht, durch ihn selbst oder von Gott nur durch ihn vollbracht worden sey?

Raupach, als tragischer Dichter sehr schwach, hat einige gute Lustspiele geschrieben und würde noch bessere zu Stande gebracht haben, wenn er einfacher geblieben wäre und nicht immer hätte geistreich seyn wollen. Sein Versuch, den Till Eulenspiegel als humoristischen Diener und Rathgeber ins moderne Lustspiel einzuführen, und seine neue Schöpfung eines obligaten Barbierer Schelle mißlang, weil er diesen Figuren Shakespeare-Witz anquälte, anstatt sie natürlich reden zu lassen, wie den deutschen Hanswurst. Doch hat er hübsche Motive.

Sein „geraubter Kuß" und auch sein „versiegelter Bürgermeister" sind sehr heiter. In dem Stück „laßt die Todten ruhen" veranlaßt das Auftreten eines Fremden, der dem verstorbenen früheren Geliebten einer Dame ähnlich ist, und den der eifersüchtige Gemahl der letzteren arretiren läßt, sehr komische Scenen.

Im „Zeitgeist", den die Bauern im Walde einfangen, ist die Komik zu sehr bei den Haaren herbeigezogen. Noch mehr in der Posse „Schelle im Monde", einer sehr schwachen Nachahmung der Vögel von Aristophanes. Auch im „Denk an Cäsar" und in allen andern Lustspielen, wo Schelle oder Till mitspielen, flieht der natürliche Scherz. In den „feindlichen Brüdern" wird der Streit zwischen Homöo- und Allopathen, in „Kritik und Antikritik" das Treiben der Literaten und Blaustrümpfe auf die Bühne gebracht.

Friedrich v. Uechtritz, preußischer Beamter in Berlin, später in Düsseldorf, schrieb seit 1823 mehrere Trauerspiele (Chrysostomus, Otto IV. Spartacus). Am meisten Ruhm erlangte sein Alexander und Darius.

Darin ist besonders von vortrefflicher Wirkung die Scene, in welcher Statira für ihren geliebten Darius, während er in der Schlacht ist, im bräutlichen Schmucke betet und von Ormuzd erfleht, er solle ihr den Todesengel senden, wenn Darius falle. Nachdem sie ihr glühendes Gebet geendet, tritt Alexander als Sieger ein und Statira sinkt todt zu seinen Füßen.

Eigenthümlich phantastisch sind desselben Dichters „die Babylonier in Jerusalem" (1836).

Zedekiah hält sich für den von den Propheten verheißenen Messias, bis ihn seine Niederlage und das Bekenntniß der schönen Mirjane aus seiner Täuschung reißen. Diese nämlich, die er leidenschaftlich liebte, hatte als falsche Prophetin ihn für den Messias ausgegeben, bekannte aber nachher, daß sie gelogen und daß ihr eine ganz andere Prophezeihung geworden, die auf Jesum Christum hindeute, der in Knechtsgestalt die Welt erlösen werde. Als aber Nebucadnezar dem unglücklichen Zedekiah die Augen ausstechen ließ, wurde derselbe wahnsinnig und in seinem Irrseyn kehrte ihm die Vorstellung wieder, er sey der wahre Messias. So sah der trauernde Jeremias ihn in die babylonische Gefangenschaft singend und jauchzend wegführen.

Einer der schwächsten Epigonen war Eduard v. Schenk, Minister unter König Ludwig von Bayern. Seine Schauspiele (1829) sind voll von falschem Pathos und absichtsvoller Rührung.

Nur Belisar hat auf der Bühne Glück gemacht, weil er in hochtrabenden Trochäen, wie Müllners Schuld, geschrieben und der übertriebenste Ausdruck der damals herrschenden Loyalität war. Der blinde Feldherr Belisar vergilt des Kaisers Undank mit beispielloser Treue, indem er den rettet, an dem er sich rächen könnte. Ganz unhistorisch und ein Mißbrauch der Poesie zu Gunsten des Servilismus. — „Henriette von England" ist eben so widerwärtig. Ihr Gemahl vergiftet sie und kniet dann reuig und winselnd vor der Sterbenden. — Die „Krone von Cypern" zeigt uns zwar die rührende Gestalt einer Fürstin, die als Sklavin dient, bis ihr Sohn herangewachsen ist, den

verlornen Thron wieder zu erobern, ist aber ohne Shakespeare's Geist in gemeinen Theaterphrasen behandelt. — Die übrigen Stücke sind Künstlerdramen zu Ehren des Nürnberger Peter Vischer und Dürer, oder Festspiele bei Hofe.

Michael Beer, ein Berliner Jude, schrieb Trauerspiele, die zu den bessern der Epigonenzeit gehören. Seine Werke erschienen gesammelt 1835.

Klytemnestra, von ihrem Sohn Orest gemordet. — Die Bräute von Aragonien, worin eine Schwester auf Antrieb der andern ins Meer gestürzt wird, aber als Rachegeist wiedererscheint; die Mörderin und ihr Geliebter, um dessentwillen sie das Verbrechen beging, müssen untergehen. — Der Paria. Ein indischer Paria hat eine Brahminentochter geheirathet, weil das aber gegen das Gesetz ist, wird sie ihm grausam entrissen. Sie aber verzehrt mit ihm eine giftige Frucht und sie sterben als Treuliebende. — Struensee, die schreckliche Katastrophe des dänischen Ministers, dem die Königin ihr Herz zugewendet hatte. — Schwert und Hand. Eleonore, die Gattin eines Generals, sieht ihren früheren, todtgeglaubten Geliebten wieder, und wird in seinen Armen vom General überrascht. Der General bleibt ruhig, läßt ihr aber seinen Degen zurück und sie — richtet sich selbst, er findet sie todt.

Ein wahrhaft tragischer Ernst, würdevolle Sprache und große psychologische Wahrheit sind die Vorzüge dieser Dichtungen.

Auch Friedrich Rückert, der originelle Lyriker, schrieb Jambentragödien, welche weit unter seinen kleinern Gedichten stehen, ohne Handlung und kühl, einen langweiligen Columbus, einen Kaiser Heinrich IV. nach der vulgären Auffassung, dazu biblische Stücke: Saul und David, Herodes.

Leider finden wir nun auch den geistreichen Julius Mosen unter den Schiller'schen Epigonen. Er schrieb seit 1836

Heinrich der Finkler, Kaiser Otto III., Cola Rienzi, die Bräute von Florenz. Das letztere ist eine wahre Haupt- und Staatsaction voll Mord und übertriebenem, zähneknirschendem Pathos. In dem Prosastück „Wendelin und Helene“ spürt man etwas von Egmont und vom Käthchen von Heilbronn heraus. Ein Graf liebt ein Bürgermädchen und wird ihr untreu. Sie stirbt aus Gram, aber der Graf, von tiefer Reue ergriffen, erdolcht sich an ihrem Grabe. — Später schrieb Mosen noch einen „Bernhard von Weimar“.

Joseph Freiherr v. Auffenberg, Theaterintendant in Karlsruhe, schrieb 21 Bände voll Trauerspiele (gesammelt 1834), alle in Jamben, alle voll Pathos, eins immer länger wie das andere, indem die lyrische Strömung unaufhaltsam und unaufhörlich den Damm des Dialogs durch-

bricht. In seiner „Alhambra“ kommt ein Monolog von mehr als 100 und noch einer von fast 400 Seiten Länge vor. Man sagte ihm nach, er habe jede Rolle in dem Costüm, welches dazu gehört, vor dem Spiegel geschrieben, und dann habe ihn die Begeisterung fortgerissen und er habe nicht aufhören können, dieselbe Person fortreden zu lassen. Er sucht Schillers und Calderons Schwung zu vereinigen, da er aber immer in Extase bleibt und die Kraft bei ihm zum Krampfe wird, widert er bald an. In der Alhambra, einem Trauerspiel, welches allein drei dicke Bände füllt, schildert er den Untergang des maurischen Reichs in Granada. Die Helden seiner andern Stücke sind Pizarro, Savonarola, Pugatschef, Skanderbeg, Erich von Schweden, Themistokles ꝛc.

An den Hohenstauffen zerarbeitete sich außer Immermann und Raupach auch noch Nienstädt, der 1826 einen ganzen Hohenstauffencyclus in 7 Bänden herausgab, eine sehr schwache Nachahmung der Kämpfe der beiden Rosen von Shakespeare. Auch Friedrich von der Heyden, Rogge, Blech, Becker, v. Dyrhn, v. Lindner, Schleiß, Rueß ꝛc. brachten einzelne Staufen auf die Bühne. Ebenso häufig kam Heinrich IV. und Gregor in Canossa vor (von Rückert, Köster, Schliephake ꝛc.). Alle alten Helden des Volkes polterten mit Schiller'schen Phrasen über die Bühne, Hermann immer wieder, Alboin mit seiner Rosamunde, mehrmals die Brunhild, fast alle Kaiser, alle irgend erheblichen Fürsten aus den großen Dynastien. Oft waren es nur historische Anecdoten, welche der Provinzialpatriotismus bei festlichen Gelegenheiten zu Ehren der regierenden Häupter in die Scene setzte. Alle Rührstoffe wurden immer aufs neue bearbeitet, am häufigsten Conradins Ende, dann die Agnes Bernauerin, Anna Boley ꝛc. Oefters wurde versucht, Schillers unvollendeten Demetrius fortzusetzen ꝛc. Kirchliche und politische Tendenzen mischten sich ein. Unter den Helden der Reformation wurden Sickingen, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar am häufigsten gefeiert. Unter den Helden der Revolution Masaniello, Cromwell, Spartacus, Sertorius, Andreas Hofer (dieser allein von Immermann, Auerbach, Gärtner, Stehling). Der Schweizer Ludwig Christ schrieb 1821 ein Trauerspiel „Arnold von Winkelried“.

Deshalb merkwürdig, weil sich vor der Schlacht Arnold und der österreichische Herzog lange und äußerst eifrig über die Hegel'sche Philosophie unterhalten.

Wilhelm von Normann brachte 1817 den „deutschen Bauernkrieg" in einem Trauerspiel, in welchem ein gewisser Wertheim den Posa spielt, auf die Bühne.

Das Trauerspiel „Don Juan" von Wiese (1841) häuft Greuel über Greuel und erstickt alle Lustigkeit in Blut und Mord.

Mathilde (Donna Anna) ersticht sich, deren Kammermädchen (Zerline) stürzt sich in den Brunnen, die wahnsinnige Alexandra (Elvire) vergiftet den Don Juan, seine Braut und sich selbst an dessen Hochzeittage.

Originell ist ein Trauerspiel „Maria" von Wilhelm Schnitter, 1842.

Maria, die fromme Nonne, wird aus dem Kloster wider ihren Willen von einem Ritter und diesem wieder von einem König entführt, dessen Mutter aber durchsetzt, daß sie als Hexe verbrannt werden soll. Ein Pilger rettet sie vom Scheiterhaufen, das Volk aber will ihren Tod nochmals und obgleich ins Kloster zurückgebracht, stirbt sie vor Schrecken. Der Gedanke, ein so ganz unschuldiges Wesen wie eine verfolgte Taube umherflattern und ganz unbewußt und willenlos so viel Unheil unter der Männerwelt anrichten zu lassen, ist nicht unglücklich.

Die Schauspiele von Köster (seit 1842) sind ungewöhnlich schwunghaft. Es war ein glücklicher Gedanke von ihm, statt der Schiller'schen Maria Stuart eine jüngere, nicht schon im Kerker schmachtende, sondern noch in Lust und Leichtsinn dahinschaukelnde zu malen. Auch sein „Conradin" ist besser gelungen, sofern er nicht albern liebelt, wie die meisten Conradine anderer Dichter, sondern der großen Mission seines Geschlechts lebt. „Luisa Amidei" zieht weniger an, weil die italienischen Parteikämpfe, denen sie zum Opfer fällt, schon zu oft poetisch bearbeitet worden sind. Eben so „Paolo und Franzeska". Im Heinrich IV. nimmt der Dichter zu sehr Partei für den Kaiser und häuft alle erdenklichen Verbrechen und Argliste auf den Pabst. Eben so fanatisch feiert er „Luther" und „Ulrich von Hutten". Der confessionelle Eifer aber kann der poetischen Wahrheit nur Eintrag thun.

Die Trauerspiele von Karl Gutzkow geben sich alle als „gemacht" zu erkennen. Es ist etwas Hölzernes und Seelenloses darin. Man wird an Meißner in Tiecks Zerbino erinnert, wie er bekannte Helden der Geschichte in seiner Mühle schrotet.

So hier Wullenweber, Patkul, Pugatschew. „Richard Savage“ ist schon dem Stoff nach widrig. In „Otfried und Werner“ hat Gutzkow die Ifflandische Manier versucht, aber steif und ungelenk, „Ariel Acosta“ ist „voller Juden und doch ohne Handlung“. Im „Urbild des Tartuffe“ und im „Königslieutenant“ deckt er eigne Blößen mit den Portraits von Molière und Göthe. In „Zopf und Schwert“ macht er aus dem ernsten und strengen König Friedrich Wilhelm I. einen alten Narren. Das „weiße Blatt“ ist eine langweilige Entsagungsgeschichte. Am verfehltesten aber ist das s. g. Volkstrauerspiel „Liesli“, in Erfindung und Behandlung gleich matt.

Heinrich Laube, der seine Stücke öfters mit einem langen und breiten von Anmaßung strotzenden Commentar empfahl, leistete doch nichts, was dieser Ausposaunerei irgend entsprochen hätte.

Sein Struensee steht tief unter dem von Beer. Sein Monaldeschi ist ein jedes Charakteradels entbehrendes Stück. Wer „Gottsched und Gellert“ auf die Bühne bringen konnte, stellte seiner Erfindungskraft ein Armuthszeugniß aus. Die „Karlsschüler“ sind gar nur einem Kurzischen Romane nachgepfuscht, so wie die „Bernsteinhexe“ dem Meinholdischen. Im „Prinz Friedrich“ ist die Katastrophe Katte's, die Jedermann kennt, ermüdend in die Länge gezogen.

Halm (Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen) in Wien, dessen Werke 1856 gesammelt erschienen, schrieb außer lyrischen Gedichten eine gute Zahl Schau- und Trauerspiele in Jamben, unerquicklichen Inhalts.

„Griseldis“ wird von ihrem rohen Gatten Parcival, einer bloßen Wette des König Artus wegen, auf die grausamste Probe gestellt, nachdem sie dieselbe aber mit der edelsten Aufopferung bestanden, verachtet sie den Gatten und verläßt ihn für immer. Eine sehr willkührliche Entstellung der alten schönen Griseldissage. — „Der Adept“ vergiftet sich, um seinem Verfolger sein Geheimniß nicht zu verrathen. — „Camoens“ stirbt im Elend, wird aber von einem Genius mit dem Lorbeer gekrönt. — „Imelda Lambertazzi“ ist eine sehr schwache Nachahmung der Julie Shakespeare's, das Opfer des Zwists zweier feindlichen Familien. — Im „milden Urtheil“ opfert sich Edith, das treue Weib, trotz der schwersten Verleumdung, welche sie getroffen, der Rettung ihres Gatten auf und erst im Tode wird ihr Edelmuth erkannt. Ein schöner Charakter, nur vom Dichter zu stark geschraubt. — „Der Sohn der Wildniß“. Parthenia, Tochter Myrons, des Schmieds von Massilien, wagt sich mitten unter die wilden Tektosagen, die ihren Vater geraubt, bietet sich statt seiner zur Sklavin an, wird angenommen, bewegt aber den Fürsten der Barbaren, Ingomar, die Wildniß zu verlassen, mit ihr nach Marseille zu gehen und als Schwiegersohn und Geselle in der Werkstatt ihres

Vaters einzutreten. Das heißt den stolzen deutschen Fürsten doch eine gar zu große Unwahrscheinlichkeit zumuthen. — „Sampiero“, der edle Corse, mordet sein eigenes geliebtes Weib, um zu beweisen, daß er durch sie nicht für Genua's Politik bestochen worden sey. — „Eine Königin“, Donna Maria, Regentin von Castilien, beschämt und schützt ihren schwachen Sohn gegen die Rebellen und macht, daß alle vor ihr knien. Die Glorificirung der weiblichen Macht ist überhaupt die Force dieses Dichters. Sie tritt auch im „Fechter von Ravenna“ (Thumelicus, Sohn des Arminius, den seine eigene Mutter Thusnelda, um seiner Schande ein Ende zu machen, umbringt) so auffallend hervor, daß Jedermann dieses Stück für ein echt Halmisches erachtet haben würde, wenn der bayrische Schulmeister Bacherl nicht das Prosastück hätte drucken lassen, aus welchem Stoff und Hauptmotive entlehnt sind.

Ein forcirter Trauerspieldichter voll von Unwahrscheinlichkeiten und Ueberspanntheiten ist Friedrich Hebbel. Seine lyrischen Gedichte haben schöne weiche Verse und manches liebliche Bild, widern aber durch die Dreistigkeit an, mit welcher der Dichter bald sein Mädchen, bald sein eignes Ich zur wirklichen, wahren und alleinigen Gottheit erhebt. Seine Trauerspiele sind voll Unnatur.

In der „Genovefa“ faßt er den Golo als eine eigentlich edle und geniale Natur auf, etwa wie Göthe den Faust, daher er ihn auch nicht bestraft werden, sondern sich nur freiwillig den Tod geben läßt. Ueberhaupt tritt in diesem Stück Genovefa ganz in den Hintergrund und die Entwicklung der sentimentalen Donjuansnatur in Golo ist die Hauptsache.

In der Tragödie „Judith“, welche 1840 in Berlin aufgeführt wurde, ist auf die kläglichste Weise die Schwäche der Jungfrau von Orleans gegen Lionel nachgeahmt. Judith ist in Holofernes verliebt und dieser selbst renommirt auf eine kaum glaubliche Weise von seiner Kraft, und je mehr er ihr davon vorschwatzt, je kirrer und verliebter wird sie. Deshalb ist sie auch nach vollbrachtem Morde höchst unglücklich und möchte sich vor der ganzen Welt verbergen und klagt sich vor ihrer Magd an. Als sie endlich unter ihr Volk tritt, weiß sie auch nichts Besseres zu thun, als die Juden zu beschwören, sie sollen sie sogleich umbringen, wenn sie etwa von Holofernes schwanger wäre. Die unwürdigste Behandlung eines biblischen Stoffs. — In der „Julia“ tritt ein unvermöglicher deutscher Graf auf, der ein von ihrem Geliebten verlassenes italienisches Mädchen auf der Stelle heirathet, einzig um sie ihrem aufzusuchenden Geliebten zu erhalten, und der nachher sogar freiwillig sterben will, um dem aufgefundenen nicht im Wege zu stehen. — Ganz verfehlt ist auch „Agnes Bernauer“ und bei weitem nicht so ergreifend und rührend wie das ältere Stück vom Grafen Thorring. Agnes soll entweder dem Albrecht entsagen oder ins Kloster gehen. Das erstere scheint ihr gegen die Ehre zu

seyn und darum läßt Albrechts Vater sie ersäufen. Hätte sie das Kloster gewählt, so wäre ihr gar nichts geschehen. Zuletzt tritt der Vater dem erzürnten Sohn auf ein Jahr die Regierung ab, damit er selber sehe, was Regentenpflichten seyen. Alles unhistorisch und eben so unpoetisch, Sophismen, die nur die Wirkung haben, das Mitleid zu schwächen. — Im „Michel Angelo" wird dieser große Maler mit Raphael durch den Papst selbst versöhnt zum Besten moderner Künstlereitelkeit. In „Gyges Ring" tödtet die stolze Rhodope ihren Gemahl, weil er seinem Liebling Gyges ihre Schönheit gezeigt, heirathet dann den Gyges zur Sühne ihrer gekränkten Ehre, ersticht sich aber unmittelbar darauf. Auch das ist gegen den Geist der Alten und übertrieben. — Das „Trauerspiel in Sicilien" ist eine gemeine Mordgeschichte. Der „Rubin", in den eine Prinzessin verzaubert ist, hätte ungleich zarter im echten Geist des Märchens behandelt seyn sollen. Nicht minder geschraubt ist „Herodes und Marianne". Die letztere läßt sich zum Tode verdammen, obgleich sie leicht ihre Unschuld hätte beweisen können, aus reiner Renommisterei, um den Herodes zu beschämen. — In dem bürgerlichen Trauerspiel „Maria Magdalene" von 1844 hat Hebbel den Ton von Kabale und Liebe nachgeahmt. Klara, die Tochter eines Tischlers, wird von einem jungen Beamten verführt und geschwängert, nachher aber von ihm verlassen, indem er um eine reichere freit. Klara's früherer Liebhaber, ein edler Sekretair, tödtet den Verführer im Duell und wird schwer verwundet, Klara aber stürzt sich in einen Brunnen. Der alte Vater Tischler ist entsetzt und begreift von allem nichts. Eine gräßliche Criminalgeschichte, aber ohne Poesie. Der Tischler, den die Tochter immer Er anredet, hat etwas von dem polternden Geiger in Kabale und Liebe, aber Klara ist keine Louise, und auch Walter, überhaupt die „hohen Menschen" fehlen hier ganz. Die Kindsmörderin nun gar zur Maria Magdalene machen wollen, ist unwürdig.

Hebbel schrieb auch Novellen (1855), worin er humoristische Charaktere skizzirt, etwa in Jean Pauls und Hofmanns Manier. So den Asoten Haidvogel, den furchtsamen Paul ꝛc. Indeß sind es nur schwache Nachbilder.

Agnes Bernauer wurde 1845 von Adolf Böttger dramatisch eben so unglücklich, wie von Hebbel, behandelt.

Alle Schuld wird hier auf einen Kanzler geworfen, dessen Liebe Agnes verschmäht hat.

Wir wollen nun das Drama verlassen und die Epigonen der Romantik durchmustern.

3.

Moderomane.

Der Roman wurde immer mehr nur Modeartikel und massenhaft für eine rasch vorübergehende Neugier und Liebhaberei producirt, wie jede andere Modewaare.

In den Leihbibliotheken erhielten sich für die Lectüre der Wachtstuben, Bedientenzimmer rc. die Ritter- und Räuberromane und wurden immer noch neu und massenhaft fabricirt. Für die Mittelclasse arbeiteten nach den großen Kriegen noch eine Menge halbromantische Romanschreiber nach den Schablonen von Fr. Kind rc., allmählig jedoch übergehend in den historischen Roman in Walter Scotts Manier. So Georg Döring seit 1819, Blumenhagen, Gleich, Adrian, Lotz, Starkloff, Theodor von Haupt, Theodor von Kobbe, Penseroso. Halbromantische Damen, die noch romantische Gestalten in ihren Romanen anbrachten, waren Fouqué's Frau Caroline, desgleichen Caroline von Woltmann, Amalie von Hellwig, Helmine von Chezy, Julie von Richthofen, Caroline Lessing, Friederike Lohmann, Wilhelmine Lorenz, Elise von Hohenhausen rc.

Seit der Restauration regierten in Frankreich die alten Weiber und kam eine eigenthümliche Aeltlichkeit auf, die auch auf die deutsche Damenwelt überging. Frau Johanna Schopenhauer, eine reiche Dame aus Danzig, zog nach Weimar, um in der Nähe der dortigen Dichterheroen zu leben, beschrieb ihr Jugendleben, ihre Reisen, charakterisirte die Bilder der Eyck und ahmte in ihren Romanen seit 1819 ein wenig die Staël nach, jedoch ohne ihren Geist.

„Die Tante" opfert sich großherzig für das Glück der Ihrigen. Eben so entsagt „Natalie" ihrem geliebten Fürsten, damit er standesmäßig heirathen kann. „Gabriele" stirbt aus Liebe zu Hippolyt, nachdem sie schon einen andern geheirathet hatte. „Sidonie" kann gleichfalls ihren Robert nicht haben und endet entsagend. Dieser Robert kniet einmal vor ihr und ruft: Sidonie! Angebetete! Du Sonne meines Daseyns, dich haben die Götter rc. Du bist ein höheres Wesen. Sidonie, ich krümme in Todesangst wie ein Wurm mich zu deinen Füßen rc. Endlich fällt der Weichling in Ohnmacht und sie muß ihn nach Hause fahren lassen.

Therese Huber, Tochter des großen Philologen Heyne, Gattin erst des Weltumseglers Georg Forster, dann des Publicisten Huber, fiel auf die seltsame Idee, in ihren Romanen die Ehe zu tadeln, nicht wie die Jungdeutschen, die das Fleisch emancipiren wollten, sondern aus Prüderie, aus einer säuerlichen Geringschätzung des männlichen Princips.

In dem Roman „die Ehelosen“ von 1829 verlangt sie förmlich eine Erziehung der Mädchen zur Ehelosigkeit und sagt II. 88: „für das sittlich ausgebildete Mädchen ist nur der geistige Inhalt der Mutterschaft Bedürfniß geblieben.“ Ihre Heldin Elisabeth ist zu zart für die rohen Männer und bleibt ledig, nur um die Kinder Anderer zu erziehen, nicht etwa aus weinerlicher Entsagung, sondern absichtlich und mit stolzer Verachtung der Männer.

Die übrigen Romane der Verfasserin sind weniger pikant (Ellen Percy, Hannah die Herrnhuterin rc.).

Fanny Tarnow in Dresden schrieb seit 1812 eine große Menge Romane, worin unglückliche Liebe und Entsagung die Hauptrolle spielen (Mädchenherz und Mädchenglück, Sidonie's Wittwenjahre, Margarethens Prüfungen rc.). Sie hatte warmes Gefühl, mußte aber in spätern Jahren ums Brod schreiben und der Mode, nach dem Willen der Buchhändler folgen. Sehr empfindsam sind auch die Romane der Agnes Franz, seit 1824 (Angela, Glycerion, Stundenblumen rc.).

Die Familienromane der Henriette Hanke (seit 1821) sind wegen ihrer Einfachheit und Bescheidenheit zu loben.

Sie stellen in der Regel eine tugendhafte Jungfrau, Frau oder Wittwe in den Vordergrund und entwickeln deren edeln Charakter unter allerlei Widerwärtigkeiten und Nöthen. Das, womit die Geplagte zuletzt siegt, ist immer ihre echt weibliche Demuth und Güte So die Romane: die Pflegetöchter, Wittwen, Freundinnen, Schwägerinnen, Schwestern, die Schwiegermutter, der Schmuck, die Perlen rc.

Von ähnlicher Art waren die Romane der Regina Frohberg, Wilhelmine von Gersdorf, Henriette von Bissing.

Der letztern Roman „Victorine“ zeigt uns dieses bescheidene Mädchen, wie sie als Gast zu einer Hochzeit geladen und durch die Nachricht überrascht wird, sie selbst sey die Braut.

Frau von Paalzow, eine preußische Dame, schrieb seit 1839 Romane, welche schnell beliebt wurden, jetzt aber schon wieder vergessen sind. Sie enthalten durchgängig Bilder aus dem englischen und französi-

schen Hofleben der Renaissancezeit (Godwie-Castle, St. Roche, Thomas Thyrnau), voll von Prätension, als ob diese Salonwelt, ihre Etikette und Mode das Wichtigste in der Welt wäre.

Selbst das tragische Interesse großen Heldenmuthes und großer Gefahr unterdrückt bei dieser Dame niemals die vorherrschende Rücksicht auf Costüm und Etikette, und daß z. B. in Godwie-Castle die Heldin des Romans nach unendlicher Noth zum schönen Ziel des Brautstandes gelangt, gilt fast für minder wichtig, als daß sie bei Hofe des Tabourets gewürdigt wird.

Caroline Pichler, geborne von Greiner, eine sehr geachtete Frau in Wien, schrieb seit 1804 viele historische Romane, zunächst nach dem Vorbild der Naubert, aber mit viel mehr Gefühlsausdruck und auch mit reicherer Ausmalung, z. B. der Costüme, worin sie schon an Walter Scott mahnt. Am berühmtesten wurde ihr „Agathokles" von 1808, der allerdings ernster und edler als Wielands, und wärmer als Feßlers und Meißners griechische Romane geschrieben ist, aber die weiche Frauenhand doch allzusehr verräth. Diese weiche Hand paßt dann auch nicht ganz zu den kriegerischen Romanen aus der österreichischen Geschichte (Friedrich der Streitbare, Ferdinand II., die Belagerung Wiens 2c.), wie auch nicht zu den Trauerspielen (Germanicus, Heinrich von Hohenstaufen, Rudolf von Habsburg 2c.). Ihr mehr gemäß, wenn auch dem Inhalt nach minder interessant sind die Romane aus der Gesellschaft (Leonore, Frauenwürde 2c.).

Die historischen Romane kamen erst in die Mode und wurden in ungeheurer Menge geschrieben, als Walter Scott in England sie in eigenthümlicher Weise mit größter Ausführlichkeit des Costüms wie niederländische Gemälde zu entwerfen begonnen hatte. Obgleich nun in dieser Manier völlig fabrikmäßig geschrieben wurde, so hielten sich die Dichter doch meist an die Geschichte und brachten wieder Vorstellungen von kräftigern und heldenmäßigen Zeiten auf, was nach der Abschwächung durch die Damenromane erquicklich war.

Van der Velde in Breslau schrieb seit 1820 eine Menge historische Romane, wetteifernd mit Walter Scott, welcher gleichzeitig aufkam und ohne dessen Nachahmer zu seyn. Er erinnert vielmehr noch einigermaßen in der warmen Färbung des Ritterthums und der Vorzeit an Fouqué.

Am berühmtesten wurde sein böhmischer Mägdekrieg; daran reihen sich die

Lichtensteiner, die Eroberung von Mexiko, der Malthefer, die Wiedertäufer, Christine und ihr Hof ꝛc.

Ihm folgte seit 1823 unter dem Namen Tromlitz Oberst von Witzleben in Dresden mit vielen historischen Romanen, unter denen Sickingen, Heinrich IV. von Frankreich, die Pappenheimer, der Page des Herzogs von Friedland als lebendige Darstellungen aus der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege am meisten gefielen.

Karl Spindler aus Straßburg, der anfangs mit einer armen Schauspielertruppe herumzog, begann 1824 Romane in der Manier Walter Scotts zu schreiben, machte jedoch erst 1825 mit seinem „Bastard" Glück, dem bald immer größere und immer mehr mit Beifall aufgenommene Romane folgten. Spindler zeichnete sich durch eine sehr reiche Phantasie aus, und hatte sich auf seinen frühern Irrfahrten gewöhnt, alten Städten das romantische Interesse abzugewinnen und sich in ihre Vorzeit hineinzuträumen. Am besten gelangen ihm Darstellungen aus der wirklichen Geschichte, aus dem wirklichen Leben der Vorzeit, weniger die idealisirten Situationen, das Märchenhafte, Orientalische und wieder Scenen aus der Neuzeit besser, wenn sie der ländlichen, als wenn sie der vornehmen Welt angehörten. Denn er stand mit seiner ganzen Natur und Erfahrung den niedern Sphären der Gesellschaft näher als den höhern, und darin lag eben der Hauptreiz seiner Dichtungen, daß ihn die Welt mit allen ihren bunten Erscheinungen, gleichsam wie einem wandernden Handwerksburschen wunderbar anfremdete und er diesen ersten frischen romantischen Eindruck naiv wiedergab.

Der Bastard ist Archimbald, ein von seinem älteren Bruder und vom Schicksal schwer verfolgter Knabe und Jüngling, der aber am Ende durch innere Tüchtigkeit und gutes Glück triumphirt. Den reichen Hintergrund seiner Geschichte bildet die Zeit Kaiser Rudolfs II. kurz vor dem dreißigjährigen Kriege. Ein noch etwas rohes, aber höchst phantasiereiches Produkt aus Spindlers Jugendzeit, mit unzähligen Figuren in noch verworrenen Gruppen. — Klarer scheiden sich die Gruppen im „Juden". Hier steht einer reichen altbürgerlichen Christenfamilie zu Frankfurt am Main eine Judenfamilie gegenüber und beiden draußen die wilde Ritterschaft. Der Roman spielt zur Zeit des Constanzer Concils. Die Heldin ist die idealisirte Esther, mit der theils ein energisches, aber böses Ritterfräulein, theils der in allen Bosheiten geübte Jude Zodik contrastirt. — „Die Nonne von Gnadenzell." Die Heldin des Romans ist Gisela, vertraulich Geißlin genannt, die schöne Tochter des durch Lüderlichkeit

gänzlich herabgekommenen Ritter Götz, der, um sein Leben zu fristen, in Baden Badeknecht geworden ist. Der schöne und reiche Junker Heerdegen von Sperbersed lernt ihn im Bade kennen und verliebt sich in Gisela; sie wird ihm durch einen andern Bewerber entrissen, entkommt aber aus allen, sehr anziehend geschilderten Gefahren, und wird zuletzt in einem Kloster aufgenommen. Die Sittenverderbniß der Nonnen ist mit lebhaften Farben gemalt, ein blödsinniger Bube, die Frucht verbotner Liebe, bildet einen guten Contrast dazu, doch ist etwas zu viel Geheimnißkrämerei à la Walter Scott dabei. Dagegen ist das Geheimniß, das um den Grafen von Württemberg schwebt, mit seinen Decorationen von Wald- und Räuberleben desto ansprechender, und die geheime Liebe Gisela's zu diesem fürstlichen Helden kann nicht zarter behandelt werden.

Spindlers bester Roman war „der Vogelhändler von Imbst (1842). Seraphin Plaschur, ein armer Tiroler Waisenknabe, leidet mit seinem Schwesterchen große Noth. Einmal verweilt eine reiche Familie, deren Reisewagen zerbrochen ist, in der Gegend; dabei ist ein kleines Mädchen, die schöne Martina, und zwischen ihr und Seraphin knüpft sich auf die unschuldigste Weise ein geheimes Band der Seelen an. Die Erzählung, wie er ihr einen Vogel, den er singen gelehrt hat, und ein gemaltes Herz schenkt, ist entzückend und erinnert an das beste, was Jean Paul in dieser Art geschrieben hat. Diesem ersten Freudenblick des Schicksals folgen trübe Tage. Mitten im rauhesten Winter wird Seraphin von seiner grausamen Pflegemutter über Land geschickt. Ein alter böser Jäger, der Geld, das ihm anvertraut worden, bei ihm gesehen, will ihm auflauern und ihn umbringen, sinkt aber bei dem schrecklichen Winterfrost und Schneewetter in Betäubung und ist im Begriff, zu erfrieren, als der Knabe Seraphin ihn findet und rettet.

Die ganze Scene verändert sich durch die Erscheinung eines seltsamen Mannes, Egidi des Vogelhändlers, eines Engadiners, der nur gebrochen deutsch, mit Ladinischem (Romanischem) untermischt, redet. Mit den Eltern Seraphins bekannt, und innig an seinem Schicksal Theil nehmend, erkennt er sogleich, daß der Knabe hier nicht an seinem rechten Platze ist, und beschließt, für ihn zu sorgen. Sein Patron, der reiche Vogelhändler Tammerl zu Imbst im Oberinnthal, für den er im Auslande Geschäfte besorgt, hat eben seinen alten Vogelwärter verloren. Dieser Tammerl ist derselbe fremde Herr, dessen schöne Tochter Martina Seraphin auf der Reise kennen gelernt und der er einen von ihm selbst abgerichteten Vogel geschenkt hat. Indem nun der alte Herr von Egidi erfährt, daß der Knabe, den ihm dieser empfiehlt, derselbe sey, der jenen Vogel so gut abgerichtet, ist er sogleich bereit, ihm die Stelle des Vogelwärters anzuvertrauen und Seraphin wird, um alles Einreden abzuschneiden, von Egidi mit Gewalt entführt und nach Imbst gebracht. Wie erstaunt er, als er in der Tochter seines künftigen Herrn die hübsche Martina wiedererkennt. Er tritt nun wohlgemuth seinen neuen Dienst im abgelegenen

Bergwald an. Seraphin erhält in seiner Einsamkeit, die nur ein ehrlicher alter Schuhknecht mit ihm theilt, von der Familie Tammerl Besuch und darf sie wieder besuchen. Die Entwicklung der Liebesgeschichte zwischen ihm und Martina ist meisterhaft und echt volksthümlich. Im Hause des Herrn Tammerl herrschen drei Frauen zugleich, die alte Mutter, die Hausfrau und deren Schwester, eine vortrefflich gezeichnete halbvornehme und halbalte Jungfer, Magdalene, die wegen einer unglücklichen Liebe unverehelicht geblieben, aber reich und der gute Genius der Familie ist. Eben so glücklich sind die Hausfreunde, das redselige Beverl (Genoveva), Martina's Busenfreundin, und das ganze Treiben des Gebirgsmarkts Imbst geschildert. Alles scheint nun im gewöhnlichem Geleise auf eine Hochzeit hinauslaufen zu wollen. Allein Seraphin muß, ehe er seine Geliebte heirathen darf, noch auf Reisen gehen, wird in Holland zum Soldaten gepreßt und nach Indien verschlagen, kommt aber endlich glücklich heim.

Schwächer ist Spindlers Roman „Fridolin Schwertberger", die Geschichte eines kleinbürgerlichen Schreiners, der harte Verfolgungen erleidet, aber zuletzt noch glücklich wird. Am wenigsten genügt „der König von Zion", weil Spindler in diesem Roman den berüchtigten Wiedertäuferkönig Johann von Leiden nicht als Schwärmer, der er war, sondern als einen abgefeimten Schurken auffaßt.

Im „Jesuiten" stellt Spindler den Orden in dem verhaßten Lichte dar, wie es die Mode des Zeitalters verlangte. Im „Invaliden" zeichnete er Charaktere und Situationen aus der französischen Revolution- und der Napoleonischen Zeit mit gewohntem Talent.

Sein schlechtester Roman dagegen ist „Boa Constrictor", worin ein gewisser Georg teuflische Ränke ersinnt, um sich an einer befreundeten Familie zu rächen und alle ihre Glieder in Schande und Unglück stürzt. Seine Bosheit ist durchaus nicht ausreichend motivirt und die Greuel sind allzu grell und widrig.

Dagegen findet sich wieder in den kleineren Erzählungen und Novellen Spindlers viel Schönes, z. B. „der große Antlas" (das Frohnleichnamsfest in München). Toni, der Tiroler Schütze, soll seiner stolzen Geliebten Theres den besten Schützenpreis von München bringen und geht dahin, verliebt sich aber dort in die Afra, eine Tirolerin, die als Magd in München dient und wegen ihrer Schönheit ausgewählt wird, bei der Prozession die Madonna vorzustellen. Er gewinnt den Preis und bringt ihn der Theres, wie er versprochen, heirathet aber zum großen Verdruß der Stolzen die bescheidene Afra. Das Volksfest ist trefflich geschildert. — Zu den sehr interessanten Erzählungen Spindlers gehört auch „die Ulme des Banru".

Ludwig Storch, ein Thüringer, ergoß sich seit 1827 in einer ungeheuern Fülle von historischen Romanen, in denen er sich an Spindlers Manier hielt, und mit weniger Geist und Erfindungsgabe doch immerhin

reiche Gemälde, besonders des bürgerlichen Lebens der Vorzeit, aufstellte, z. B. der Glockengießer, der Freiknecht, der Leineweber 2c. Einer der gemeinsten Romansudler war Belani (Häberlin, der seinen Roman aus dem Zuchthause schrieb), desgleichen Bruckbräu.

Nächst Spindler war der beste Nachahmer Walter Scotts der in Berlin privatisirende Schlesier Wilhelm Hering, der sich Wilibald Alexis nannte.

Er begann 1820 mit einem harmlosen komischen Heldengedicht „die Treibjagd", wählte schon 1822 eine vaterländische Erinnerung zum Gegenstand seiner Dichtung aus „die Schlacht bei Torgau", vertiefte sich dann ganz in das Studium Walter Scotts, mystificirte 1825 das Publikum mit dem Roman „Walladmor", den man aus Scotts Feder geflossen wähnte, und fügte noch einen ähnlichen Roman „Schloß Avalon" hinzu.

Dann aber concentrirte er sich mehr in der Darstellung geschichtlicher Bilder aus der preußischen und zunächst brandenburgischen und Berliner Vorzeit, Bilder, die ihm sehr wohl gelungen sind und die seinem guten patriotischen Herzen Ehre machen.

Romane aus der älteren Zeit: Der Roland von Berlin, ein Gemälde des Berliner Bürgerthums, wie es vor der Reformation war. Der falsche Waldemar und die Hosen des Herrn von Bredow, Gemälde aus der Ritterzeit Brandenburgs. Cabanis, eine Scene aus dem Hofleben Friedrichs des Großen. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, aus dem Unglücksjahr 1806. Isegrimm, aus dem Heldenjahr 1813 2c.

Recht hübsche Bilder aus dem alten Nürnberger Bürgerleben schrieb 1826 August Hagen (Norika 1820).

Rellstab in Berlin begann 1822 mit Griechenliedern und schrieb die geistvolle Novelle „Henriette",

in der er die berühmte Sängerin Sonntag abspiegelte, wie sich ein Schwarm von adeligen Müßiggängern, Theaterfreunden, Dichtern und Rezensenten gleich Mücken in ihre Flamme stürzen, während ihre Nebenbuhlerinnen alle Kunst der Verführung und Intrigue gegen sie in Bewegung setzen, bis ein edler Graf sie allen Gefahren entführt und heirathet. Ein treues Bild des damaligen Berlin.

Rellstab schrieb überaus viel: Erzählungen, Kritiken, empfindsame Reisen, Kunstnovellen, Sagen 2c. Am besten ist sein Roman „1812" vom Jahr 1834, ein höchst lebendiges Bild des russischen Winterfeldzugs.

Ein junger Sachse begegnet in Oberitalien einer wunderschönen Reisenden, findet aber ihre Spur nicht eher wieder, als im russischen Feldzug, indem er in der polnischen Armee gefangen und von der Schönen, welche die Tochter eines russischen Grafen ist, gerettet wird. Um einer verhaßten Heirath zu entgehen, flieht sie mit ihm und sie kommen unter allen Schrecken und Gefahren des Berezina-Uebergangs rc. glücklich nach Dresden und heirathen sich.

Viel geringer waren die Romane von Ferd. Stolle (1813, Napoleon, Elba und Waterloo). Einer der geistreichern Romanschreiber, Professor O. L. B. Wolff, als Improvisator berühmt, schrieb einige freie Sachen, ein Seitenstück zur Fiormona, einem dem Wilhelm Heinse untergeschobenen Roman, die Irwische des Tags, die Liebesgeschichte des Grafen Mirabeau rc. Zu den begabteren gehörte ferner Gustav von Heeringen, der seit 1834 viel historische Romane schrieb.

Adalbert Stifter in Wien trat 1844 mit „Studien“ auf, die großes Glück machten. Es sind Erzählungen in Prosa.

„Der Condor“. Eine Lady, die alles wagt, fährt auch einmal mit einem Luftschiff empor, aber „die Weiber können den Himmel nicht ertragen“, sagt der alte Luftschiffer, als sie ohnmächtig wird, und läßt sie herab. „Feldblumen.“ Zwei Freunde erblicken zwei wunderschöne Damen und einer ist so keck, bei der Wirthin nach drei Jahren ein Gastmahl zu bestellen, da er und sein Freund jene beide Damen als Bräute mitbringen würden. Und so geschah es. „Der Haidebewohner“, eine liebliche Idylle aus der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges. Eben so die letzte Erzählung vom armen Heinrich, der plötzlich reich geworden, doch nicht stolz wird, sondern seine ländliche Geliebte heirathet. Die späteren Sachen Stifters sind weniger ansprechend.

Heinrich Zschokke, dessen Abällino und Alamontade wir schon kennen, schrieb auch einen historischen Roman „die Prinzessin von Wolfenbüttel“.

Diese Prinzessin soll wegen Mißhandlungen, welche sie von ihrem rohen Gemahl, dem russischen Prinzen Alexis (Sohn Peters I.) erlitt, sich todt gestellt haben und während sie scheinbar begraben wurde, nach Amerika entflohen seyn, wo sie einen französischen Offizier heirathete.

Später schrieb Zschokke historische Romane in Scotts Manier: den Freihof von Aarau, Addrich im Moos rc., geringen Werthes. In seinen Erheiterungen gab er unter vielen flachen Erzählungen doch auch einige gute, z. B. „der todte Gast“.

In einem Städtchen geht die Sage, alle 100 Jahre am ersten Advents-

sonntage komme „der todte Gast“ und hole drei Bräute, indem er ihnen das Blut aus der Kehle sauge. Nun erscheint der einem Mädchen der Stadt bestimmte Bräutigam, ein so blasser, langer und unheimlicher Herr, daß er für den todten Gast gehalten wird, bis alles sich fröhlich löst. Mit trefflichem Humor durchgeführt.

Wilhelm Meinhold, Pfarrer auf der Insel Usedom, der schon einige Gedichte geschrieben hatte, mystificirte 1842 das Publikum mit der angeblichen Relation eines Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert über den Hexenprozeß seiner Tochter „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe“.

Der Vater erzählt, wie seine brave, schöne und hochgebildete Tochter auf Antrieb eines Beamten, von dem sie sich nicht hatte verführen lassen wollen, schändlich verleumdet worden sey als Hexe, wie man sie im Prozeß gequält und wie sie endlich nur durch die Dazwischenkunft eines braven Junkers gerettet und dessen Gattin wird.

Alles sehr unwahrscheinlich. In jener Zeit hätte kein Junker ungestraft dem Volksaberglauben getrotzt. Auch ist die alterthümliche Sprache des Buchs affectirt und spricht uns keineswegs an. Meinhold schrieb nachher noch eine zweite Hexengeschichte, die der Sidonia von Bork, treu nach der wirklichen Geschichte.

Sidonia, die Geliebte eines pommerschen Fürsten, wurde beschuldigt, durch Hexerei den Kindersegen der rechtmäßigen Gemahlin vereitelt zu haben, und unschuldig verbrannt.

Meinhold erregte noch größeres Aufsehen, als er, ein lutherischer Pastor, plötzlich katholisch wurde.

Hermann Kurz in Stuttgart schrieb außer einigen lyrischen Dichtungen und einer vortrefflichen Uebertragung des altdeutschen Tristan, einige schwäbische Romane: „Schillers Heimathjahre“, ein treues Bild aus der Zeit des Herzogs Karl, und „den Sonnenwirth“, die ausführliche und wahre Geschichte, welche Schiller in seinem „Verbrecher aus verlorner Ehre“ nur skizzirt hatte. Auch „Genzianen“ (1837), kleine schwäbische Novellen mit guter Lokalfärbung.

Der Romantiker Ludwig Bechstein wandte sich auch dem historischen Roman zu. Sein erster Roman, „die Weissagung der Libussa“ von 1829,

faßte aus der Chronik des Hageck die höchst interessante und phantastische

Geschichte der Wrssowezen auf, eines den böhmischen Königen feindlichen Geschlechts.

Recht lebendig schilderte Bechstein auch „das tolle Jahr", die Revolution in Erfurt zur Reformationszeit. Minder interessant war die Prozeßgeschichte Grumbachs, die Stiftung von Grimmenthal, der Fürstentag. Sehr anziehend aber Elsters von Bechstein herausgegebene Fahrten eines Musikanten. Viel geringer waren die böhmischen Romane von Wangenheim (Ziska, der dreißigjährige Krieg ꝛc.) und auch die von Herloßsohn seit 1827

Die 500 vom Berge Blanik, die Hussiten, der letzte Taborit, die Rosenberger, Wallensteins erste Liebe, der Ungar, der Freischütz vom Riesengebirge ꝛc.

Bronikowski seit 1825 aus der polnischen Vorzeit (Baratinski, Sobieski, Maina, Olgierd und Olga ꝛc.), Harro Harring aus der neuern Zeit Polens mit besonderer Hervorhebung der russischen Tyrannei; Maria Norden Patkuls Tod, den Brand von Para ꝛc. Niedmann und Gehe schrieben jeder einen falschen Demetrius; Albin von Seebach 1837 russische Novellen, der Deutschrusse Gretsch zu derselben Zeit den Roman „die schwarze Frau", Abentheuer eines russischen Officiers mit obligaten Geistergeschichten.

Unter die Nachahmer Walter Scotts stellte sich auffallender Weise auch der berühmte Naturphilosoph Henrik Steffens, ein Norweger, aber als Universitätslehrer in Breslau und Berlin und als Mitkämpfer im Jahr 1813 ganz Preuße geworden. Mit reicher Phantasie begabt und immer aus der Wissenschaft hinaus ins bunte Leben blickend suchte er alle poetischen Eindrücke seiner Erinnerungen und Forschungen in einem großen Bilde zu concentriren in dem 1827 erschienenen Roman Walseth und Leith.

Walseth, ein junger geistreicher Norweger, geräth im vorigen Jahrhundert in die mannigfachsten Conflicte, kämpft mit in Corsika, sieht die französische Revolution ꝛc., während Leith, von norwegischer Mutter Sohn eines sächsischen Grafen, uns an dem sächsischen Hof, unter die Herrnhuter und in den siebenjährigen Krieg führt. Endlich kommen sie in der nordischen Heimath zusammen und freuen sich der reichen Beute von Erfahrungen, gleichsam als geistige Seeräuber, die das große Festland im Süden ausgeplündert. Als Philosoph, Aesthetiker, Politiker flicht Steffens allerlei Bemerkungen über Wissenschaft

und Literatur der Zeit ein. Vorherrschend bleibt aber immer sein Stolz als Normann. Zu den Haupteffecten des Romans gehört die Schilderung des großen Schloßbrandes in Kopenhagen.

Der Roman erntete Beifall. Da schickte ihm Steffens 1828 „die vier Norweger“ nach.

Diesmal sind es nicht blos zwei, sondern vier Norweger, die auf dieselbe Weise im Süden herumfahren, um alles zu sehen und zu erfahren, was nach der französischen Revolution sich begeben. Da nehmen sie Theil an der großen Erhebung des Jahrs 1813, an der deutschen Wissenschaft, Poesie, Kunst rc. Kurz Steffens selbst vervierfacht sich hier, um überall auszukramen, was er selbst erlebt, gedacht, geträumt hat.

Die Form des historischen Romans hatte Steffens bisher nur gedient, seine eigenen Meinungen in bunter Mischung vorzutragen. Aber er schwankt mit seiner Meinung zwischen Göthecultus, Herrnhuterei, preußischem Heroismus, Schelling'scher Naturphilosophie, Werner-Humboldt'scher Geologie rc. herum und ist nur ein geistreicher Epigone, ohne irgend eine eigene Idee umzusetzen. Hierin gleicht er Oehlenschläger, welcher gleichfalls mit lächerlichem Normannenstolz doch nur ein schwächlicher Epigone der deutschen Romantik war. Steffens ließ sich verführen, 1831 seinem nur vermeintlichen historischen Romanen einmal einen echten nachfolgen zu lassen, „Malkolm“, der aber völlig mißlang.

Malkolm steht auf der Höhe der Bildung und wird von Steffens absichtlich mit allen Tugenden besonnener Mäßigung und Göthe'scher Ruhe ausstaffirt, läßt sich aber nachher doch darauf ein, den seinem Geschlecht von den Urahnen her eingebornen Fluch zu erfüllen und stellt sich an die Spitze eines gemeinen Banditen- und Rebellenhaufens, was ihn zum Schaffot führt. Ein schlecht durchgeführter Charakter, dazu noch, wie in allen Romanen dieses flüchtigen Autors, eine Anhäufung von Nebenscenen und große Verwirrung in den Gruppen.

Noch schwächer fiel Steffens letzter Roman aus, „die Revolution“, von 1837.

Louvet, das gute, und Adrian, das böse Princip, bekämpfen sich in der französischen Revolution. Edward, ein Enkel des ersteren, wird von einem gewissen Theodor in die geheimen Umtriebe und Verschwörungen in Deutschland eingeweiht, was dem loyalen Dichter Anlaß gibt, geistreich über Liberalismus und Conservatismus zu raisonniren.

Auch die Gebirgssagen von Steffens (1837) sind unbedeutend.

Unter dem halben Duzend kleiner Rübezahlsagen zeichnen sich nur zwei aus, die eine von Herrn von Emmerling, der im siegreichen Bewußtseyn der Aufklärung den ganzen ihn umgebenden Zauber für bloße Einbildung hält, bis die scharfsinnigen Bemerkungen, die er immerfort macht, sich in ein Gemecker auflösen und er sich in einen Bock verwandelt sieht. Die andere von einem Schatzsucher, dem die zerbrochene Thür zur Höhle einmal vom Berggeist da gezeigt worden, wo zwei Thürme in einer bestimmten Stellung zu einander sichtbar waren, welche Stellung er nun aber, trotz täglichen wahnsinnigen Suchens, nie wieder finden kann. Diese Rübezahliana umfassen nur 75 Seiten. Den größten Raum des Buchs nimmt sodann die Novelle „die schlafende Braut" ein; die Schlafende ist eine somnambule Seherin, der Schauplatz das Pyrenäenthal, die Zeit die der Hugenottenkriege, den Inhalt bildet die Geschichte der adeligen Hugenottenfamilie von Brisson unter den grausamen Verfolgungen der Katholiken. Zum Schluß eine nordische Novelle: „die Trauung". Ein alter Pfarrer traut ein geheimnißvolles vornehmes Paar und sieht nachher, wie die Braut vom Bräutigam erschossen wird.

Der romantische Reiz, den diese Erzählungen haben könnten, wird gänzlich verschlungen von dem widrigen Eindruck, den die vorherrschende Reflexion und die Eitelkeit seines Vortrags machen.

Theodor Mügge in Berlin schrieb viele Erzählungen und Romane, die sich als Landschafts- und Costümbilder auszeichneten, so früher den Chevalier (1835) und Toussaint (1840), beides höchst lebendige Gemälde aus der Negerrevolution auf Hayti, später seine Skizzen aus dem Norden, reizende Reisebilder aus Norwegen 2c. Biernazki's Romane seit 1835 enthalten reiche Nordseebilder aus Holstein und Schleswig, die von Heinrich Schmidt Seebilder von Hamburg.

Großen Ruf erlangten seit 1835 die anonymen Romane, als deren Verfasser später Sealsfield genannt wurde. Sie sind gut geschrieben, handeln aber nur von Amerika, wie die von Cooper und Washington Irving. (Lebensbilder aus beiden Hemisphären, der Virey, Land- und Seebilder 2c.). Wachsmanns Romane seit 1830 spielten in Spanien und Südamerika, die von Gerstäcker in der Südsee und den fernen Welttheilen. Robert Heller versuchte in seinen Novellen aus dem Süden (1842) eine romantische Durchkreuzung der Racen, als dem modernen Weltverkehr entsprechend.

Ein edler Franke heirathet eine arme Sklavin, der Schwede verbindet sich

mit der Italienerin, der Araber der Wüste mit einer üppigen Stadtdame, der griechische Matrose mit einer edlen Brittin 2c.

Gustav Bernhard gab in seiner Fata Morgana von 1843 eine echte Kaufmannspoesie Preis, die auf dem Wege des großen Handelsverkehrs aus aller Welt Enden Blumen mitbringt.

Der Handelsgott, Columbus, Venedig, die Messe zu Hurdwar (in Indien), London, Gold und Eisen 2c.

Seit der Naubert und Caroline Pichler fuhren auch die Damen fleißig fort in historischen Romanen: Satori (Johanna Neumann), Franzisca von Stengel.

Eine der gewandtesten Romanfabrikantinnen ist Louise Mühlbach, Gattin des Theodor Mundt. Am besten sind ihr die memoirenartigen Schilderungen der Höfe aus der Rococozeit gelungen: Friedrich der Große und sein Hof, 1855, Joseph II. und sein Hof, Hortense (ein napoleonisches Lebensbild). „Ein Roman in Berlin“ von derselben (1846) schildert die verderbten Sitten dieser Stadt, aber ohne den feinen Geist, mit dem G. Sand Pariser Sitten darstellte.

Ueber alle schreibenden Damen erhob sich Ida, Gräfin Hahn-Hahn, aus Mecklenburg. Unglücklich vermählt, voll Geist und Seele, stürzte sie sich, eine Magdalena, in den Strudel der Welt. Aber Reichthum und Genuß befriedigten sie nicht. Es trieb sie, durch fremde Länder zu reisen, und in das Land der Phantasie. Sie schrieb, was sie auf Reisen gesehn, und was sie innerlich erlebt und ersehnt, in Prosa und Versen nieder. Immer in schöner Sprache, voll Wärme und Innigkeit, in kurzen raschen Sätzen, wie man spricht, überall natürlich und freimüthig. Dieser liebenswürdigste Zug an ihr wurde von geistloser Prüderie mißkannt und man fing bald an, sich über die gar zu aufrichtige Dame zu mokiren. Ihre lyrischen Gedichte (1835), denen sie neue und einen Band „venetianische Nächte“ (1836) beifügte, verrathen ein feuriges zärtliches Herz und einen offenen Sinn für alles Schöne. Die Mehrzahl sind Reiseerinnerungen und Romanzen. Sie selbst vergleicht sich hier einmal mit der Rosane, einem wilden Bergfluß in Tirol, der sich schäumend von den Felsen stürzt.

Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten,
Nimmer kehr' ich heimathwärts.
Glücklichen mögt ihr gebieten,
Frei geht durch die Welt der Schmerz.

Dieser innerste Schmerz kehrt in den Romanen der Gräfin immer wieder. Sie sucht und findet nicht, oder täuscht sich, wenn sie zu finden geglaubt hat. Der geheimste Grund dieses Schmerzes ist ihr unversöhnlicher Haß gegen die Ehe, ohne die es doch kein wahres und berechtigtes Liebesglück auf Erden für sie geben kann. Ihr erster Roman „Aus der Gesellschaft" 1838 malt eine emancipirte Dame, die mit dem Herzen eines schönen jungen Bildhauers spielt, aber in Verzweiflung geräth, als sie es verloren hat und nicht wiedergewinnen kann. In dem Roman „der Rechte" von 1839

triumphirt schon die äußerste Blasirtheit, und zwar nicht etwa bei erschöpften Lebemenschen, sondern bei einer Dame und einem Herrn, welche von Geburt und Geist gleich vornehm eigentlich den gesunden Kern des Adels darstellen sollen. Der geistreichen Katharina ist keiner, dem geistreichen Ohlen keine recht, sie bleiben unvermählt, weil die Ehe den poetischen Duft ihrer Freundschaft abstreifen würde.

In dem Roman „Ulrich" von 1841

heirathen die Liebenden nicht sich, sondern jedes eine andre Person. Der Heldin Unica aber wird ihr Gatte untreu und der Kummer tödtet sie.

So abgewandt von der Ehe, die für die Gräfin nur Ekel und Schrecken hatte, ahnte sie damals schon, daß ihr nichts werde übrig bleiben, als die himmlische Liebe, gleich der büßenden Magdalena. Dies zeigt ihr Roman noch von demselben Jahre, „Faustine".

Faustine, eine junge, geistsprühende, lebenslustige und eben so launische Gräfin, die als ein weiblicher Faust-Don-Juan die Männer nur probirt, genießt und wieder wegwirft, weil keiner ihr ganz genügt. Diese unglücklichen Männer aber sind so bezaubert von ihr, daß sie in der Regel ihre Verabschiedung nicht überleben, sondern hinsterben wie die Mücken, die sich am Feuer verbrannt haben. Sie selbst vergleicht sich mit dem Jupiter in dem Moment, in welchem er Semele naht. So verderblich sey auch ihre Nähe jedem, der sie lieben wolle. Endlich entschließt sie sich, ins Kloster zu gehen und will Gott selbst zu lieben versuchen, nachdem sie lange genug seine Geschöpfe geliebt hat.

Im „Sigismund Forster" 1843

wird wieder sehr viel durch einander geliebt, bis die schöne Tosca ihren geliebten Sigismund zu einem Duell begleitet und fallen sieht. Sie beerdigt ihn, geht aber nicht ins Kloster, sondern in die weite Welt.

Im „Cecil“ von 1844 entsagt ein liebenswürdiger junger Diplomat seiner Geliebten aus einem Uebermaß von Delikatesse. In „den beiden Frauen“ von 1845 siegt der vornehme Stolz über die Liebe.

Die Geliebte wird Fürstin, der Geliebte, ein berühmter, aber bürgerlicher Publicist, heirathet eine dumme Frau.

Die „Sibylle“ von 1846

ist eine überbildete Gräfin, die zuerst „ihre Sehnsucht nach Liebe für Liebe hält“ und zuletzt damit endet, daß der Verlobte ihrer Tochter, weil er sich in sie selbst, die Mutter, verliebt hat, eilends entflieht.

Eine zärtliche Laune gab 1846 die Gräfin dem Roman „Clelia Conti“ ein.

Clelia, im Kloster erzogen, wird eine hochgefeierte Schauspielerin, liebt aber nur einen armen Jüngling, dem sie alle Schätze weiht, die sie erwirbt. In diesem Roman ist nichts natürlich, als der heiße ungestüme Drang eines großmüthigen Herzens.

In dem Roman „Diogená“ von 1847, der unter ihrem Namen erschien, wird die Gräfin nur arg persiflirt.

Diogena, schön und reich, trennt sich von ihrem Gatten, genießt das Leben, findet aber nirgends Rast und Ruhe, durchreist die halbe Welt und endet im Irrenhause.

Düster ist der Gräfin echter Roman „Levin“ von 1848.

Levin ist ein geistreicher Dichter, der sein treues Weib verläßt, eine Andre liebt, um dieser willen im Duelle verwundet und geistesschwach wird. Die Treue der Frau, die ihn pflegt, ist das einzig Erquickliche in diesem widrigen Gemälde geistreicher Corruption.

Größern Beifall als ihre Romane fanden die geistvollen Reisebeschreibungen der Gräfin: „Jenseits der Berge“ (italienische Reise 1840), „Reisebriefe“ (spanische Reise, 1841), denen noch eine schwedische und orientalische Reise nachfolgten. In der letzten giebt sich schon eine große Ermüdung zu erkennen. Die Gräfin lernte endlich, daß einer so glühenden Sehnsucht, wie der ihrigen, Erfüllung nicht diesseits gefunden werden könne. Sie bekehrte sich, wurde katholisch, schrieb 1851 das Buch

„von Babylon nach Jerusalem“ und widmete sich seitdem zu Mainz in klösterlicher Strenge dem Studium der Heiligen.

Ida von Düringsfeld aus Schlesien hat sich ein vorzügliches Verdienst erworben durch treffliche Uebersetzungen von böhmischen, italienischen, dalmatischen Volksliedern, und durch interessante Reiseberichte (welche die gelehrten Anmerkungen ihres Gatten noch werthvoller machen). Ihre Romane spielen in der „Gesellschaft“ und handeln von bald glücklicher, bald durch Eigensinn und Mißverständniß verfehlter Liebe. Am besten ist „Hugo“, 1845.

Hugo wendet sich von einer früheren Liebe einer gewissen Lea zu, die, obwohl von reichen Eltern, doch ohne Unterricht aufgewachsen ist und mit den Ansprüchen der höheren Stände etwas Wildschönes, halb Barbarisches vereinigt.

„Schloß Goczyn“, der Roman, der ihren ersten Ruf begründet, (1841) ist blasirt.

Drei Brüder buhlen nach einander um die schöne Mathilde. Der älteste heirathet sie, um sie zu vernachläßigen, macht Schulden und bringt sich selbst ums Leben. Den zweiten liebt sie, heirathet ihn aber nicht aus Delicatesse. Vom dritten wird sie aufs feurigste geliebt, weist ihn ebenfalls ab und stirbt, um sich ihr Grab vom zweiten Bruder und dessen junger Gattin unter empfindsamen Thränen bekränzen zu lassen. Der jüngste Bruder schwärmt dabei für die Kunst in Italien.

Der Roman „Soll und Haben“ von Georg Freytag (1854) erlangte rasch ungeheuern Ruhm und wiederholte Auflagen, nicht wegen seines poetischen Werthes, sondern weil er im Sinne moderner Lebenspraxis der Poesie Hohn sprach.



Ein romantisch schwärmender junger Kaufmann Anton und die ihn zärtlich liebende Lenore, ein adeliges Fräulein, lösen ihr Liebesverhältniß freiwillig auf, um anderwärts eine reiche Parthie zu suchen.

Einer der beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller wurde in der letzten Zeit Hackländer in Stuttgart. Diese wohlverdiente Gunst des Publikums verdankt er einer liebenswürdigen Harmlosigkeit und anspruchslosen Auffassung des Lebens und der Menschen, wie sie sind. Am besten sind ihm seine Scenen aus dem Soldatenleben, Wachtstubenabentheuer 2c. und anderseits seine Schilderungen aus dem Schauspielerleben gelungen.

Sein bester Roman „Europäisches Sklavenleben“ von 1854 erzählt das

Leben der Tänzerin Clara und stellt das Daseyn der Choristinnen als wahres Sklavenleben dar. Eine solche Existenz, hinter deren äußerem Flitter sich Elend und Schande verbergen, und die so vieler „verschämter Hausarmen" aus dem Honoratiorenstande berechtigt den Dichter, mitten in unsrer Civilisation und constitutionellen Freiheit von einem europäischen Sklavenleben zu sprechen, welches drückender ist, als das afrikanische. — In dem Roman „Eugen Stillfried" hat der Verfasser die wahre Geschichte der Rosine Klöble benutzt, die durch Vorspiegelung eines unsichtbaren Freiers um ihr ganzes Vermögen betrogen wurde.

Hackländer schrieb auch ein paar heitere Lustspiele, „magnetische Curen", worin ein Liebhaber als Magnetiseur ins Haus kommt, und „der geheime Agent".

Ein junger Herzog, unter Vormundschaft einer strengen Mutter, emancipirt sich von dieser, gelangt zur Regierung und gewinnt zugleich die Hand seiner ihm vorher versagten Geliebten lediglich durch Vorspiegelung eines geheimen Agenten, der gar nicht existirt, unter dessen Maske der junge Herr aber immer selbst handelt.

4.

Revolutionäre Dichtung.

Durch die Karlsbader Beschlüsse 1819 wurde die von 1813 her nachglühende Begeisterung für verbrecherisch erklärt, die patriotische Presse und die „christlich-deutsche" Burschenschaft auf den Universitäten, die Turngemeinden ꝛc. unterdrückt. Die deutschen Ständeversammlungen und die wenigen nach und nach wieder entstehenden unabhängigen politischen Blätter sahen sich unvermerkt in die Lage gebracht, ihren Rückhalt in der französischen Deputirtenkammer zu suchen und ihre Hoffnungen mit denen der französischen Liberalen zu identificiren. Sogar der kaum erst vom deutschen Boden vertriebene, tiefverhaßte Napoleon wurde wieder mit einem Heiligenschein umgeben und man erfreute sich an der Erinnerung seiner genialen Größe, weil man mit seinem Bilde die deutschen Fürsten und Minister, wenn nicht mehr schrecken, doch noch necken konnte. Alles, was aus Paris kam, wurde wieder begierig in Deutschland gelesen und übersetzt. Der deutsche Liberalismus begann sogar der patriotischen Begeisterung von 1813 zu spotten, weil die Völker sich damals für die

Fürsten geopfert hatten, ohne einen Dank zu erhalten, ja nur zu fordern. Der Nationalstolz habe sich, meinten sie, als unfähig erwiesen, man müsse davon abgehen und sich mit den Franzosen einfach für die Freiheit verbinden. Durch die Freiheit allein könne beiden geholfen werden. Sofern nun die französische Poesie seit der Restauration von den Leidenschaften der unterdrückten Parteien fieberhaft durchglüht war und sich hier alles vereinigte, eine neue Revolution vorzubereiten, wurde auch die deutsche Poesie von dieser dämonischen Gier nach dem Umsturz alles Bestehenden mit ergriffen. Die französischen Dichterwerke, die am meisten gegen jede kirchliche und staatliche Ordnung, gegen Sitte, Ehe, sogar gegen das Eigenthum wütheten, wurden in Deutschland wie in Frankreich selbst verschlungen. Von Eugen Sue's ruchlosesten Romanen (den Geheimnissen von Paris und dem ewigen Juden) erschienen 1843 und 1844 je zehn deutsche Uebersetzungen zugleich.

Diese allgemeine Sachlage muß ich voraus bezeichnen, damit man verstehe, wie es kommen konnte, daß die deutsche Dichtung seit der Restauration eine so auffallend undeutsche und unchristliche, vorzugsweise französische und jüdische Färbung annahm. Die antinationale und antichristliche Opposition würde nicht so bald und nicht so viel Erfolg gehabt haben, wenn ihr nicht edler patriotischer und selbst frommer Männer bittre Unzufriedenheit mit der Lage des Vaterlandes vorausgegangen wäre. Es gab eine Zeit, in welcher der feurig katholische und patriotische Görres und der Jude Börne Aufsätze in dasselbe Blatt (die Waage) schrieben. In des edeln Chamisso Gedichten finden wir manches, was denen des Juden Heine nicht ganz unähnlich sieht. Der Tadel, der von Wohlgesinnten ausging, fand so viele Anerkennung und Achtung, daß auch der Tadel der Uebelgesinnten dadurch eine Zeitlang, ehe man den Unterschied in den Motiven wahrnahm, privilegirt erschien.

Man fühlt sich versucht, Joseph Görres von Coblenz nicht nur unter die politischen Dichter zu zählen, sondern ihm sogar den ersten Rang unter ihnen anzuweisen, denn obgleich er nur politische Flugschriften schrieb, ist nicht nur seine Sprache dithyrambisch, glühender Erzguß der erhabensten Beredtsamkeit und voll der genialsten Bilder, sondern auch seine ganze Auffassungsweise der deutschen Dinge ist poetisch, weil er die großen Ideen des Kaiserthums und der Kirche festhält.

Nur schwach erscheint neben ihm der Advokat Jassoix in Frankfurt am Main, dessen „Welt und Zeit“ (1816) jedoch voll Witz und derber Wahrheit ist, die er muthig in die Zeit hineinschleuderte.

Friedrich Seybold, der in den zwanziger Jahren die liberale Neckarzeitung nicht ohne Geist redigirte, schrieb auch mehrere politische Romane.

Am merkwürdigsten war sein „Caspar Hauser“ (1834), worin er die Geschichte des unglücklichen Jünglings nach der Hypothese ausspann, nach welcher er der Erbprinz von B. gewesen seyn sollte. Im „Camisarden“ pries Seybold die Helden der Cevennen. Aber auch dem reactionären Helden der Basken, Zumalacarregui, ließ er in einem Trauerspiel Gerechtigkeit widerfahren, das sey doch in so elender Zeit einmal ein Held gewesen, gleichviel von welcher Partei.

Freiherr Gotthold August von Maltitz schrieb seit 1823 politische Satiren, worin er allerlei Unzufriedenheit mit den Restaurationszuständen in derber Weise, meist epigrammatisch, aussprach. So im Gelasius, dem grauen Wanderer, in den Pfefferkörnern, humoristischen Raupen. Daneben schrieb er ein paar Revolutionsstücke: Cromwell und Kohlhas, ein komisches Heldengedicht „Kix Reise im Pomeranzenland“, eine Scene „Joko am Styx“ 2c., alles etwas herb, ohne Frohsinn.

Die Poesie des politischen Hasses voll Giftblumen, Dornen und Disteln wuchs zuerst auf jüdischem Boden. Der Jude Baruch in Frankfurt am Main, der sich Börne nannte, trat anfangs als politischer Journalist auf mit den Zeitschwingen (1818) und der Waage (1820), in denen noch der Geist der Freiheitskriege nachwirkte, sowie mit Kritiken und dramaturgischen Blättern. Allein er gab der patriotischen Entrüstung die er mit Arndt, Görres 2c. getheilt hatte, bald den Abschied, um hämisch wie Shylock seine ganze Judennatur hervorzukehren und nicht mehr blos die Restaurationspolitik, durch welche Deutschland geknechtet war, sondern die deutsche Nation selbst zu lästern, was er ungestraft thun konnte, da er sich nach Paris zurückzog, von wo aus er eine Reihe von Bänden sarkastischer Briefe ausgehen ließ. Er schrieb immer nur in Prosa, Briefe, kleine Aufsätze, nie ein größeres zusammenhängendes Werk, überall aber zeigt er glänzenden Witz. Er sagt auch sehr viel Wahres über die schlechten Zustände Deutschlands in jener Zeit, aber er freut sich derselben, wie Jonas, als er auf Ninive herabblickte, wie Shylock, als er das Messer

an Antonio's Brust setzte, und hat für das deutsche Volk kein anderes Gefühl, als echten Judenhaß. Sein schwächlicherer Nachahmer war der Jude Kalisch (Mainzer Narhalla 1843, Schlagschatten, Buch der Narrheit, lose Hefte ꝛc.), der auch 1848 einen „Demokraten" redigirte. Viel mehr Feuer des Hasses glüht wieder aus des Juden Karl Beck Nächten oder gepanzerten Liedern, stillen Liedern ꝛc. (seit 1837) hervor. Derselbe erfrechte sich auch, eine „neue Bibel" zu schreiben. Auch der Jude Creizenach, den Herwegh als Bote eines neuen Himmels und einer neuen Erde begrüßte, machte den höllischen Sabbath, den damals die Juden zu Deutschlands Schmach auf deutschem Boden aufführten, lustig mit und schrieb unter anderem einen „Don Juan" und einen „Sohn der Zeit". An lyrischem Talent aber übertraf alle diese jüdischen Schreier Moritz Hartmann (Kelch und Schwert, 1844, ꝛc.) aus Leitmeritz in Böhmen. Mit der Wiener Judenpresse des Jahres 1848 habe ich mich nicht näher bekannt gemacht. Nach den Proben zu urtheilen, muß hier der Literaturjude an Frechheit alles überboten haben, was davon sonst in Deutschland vorgekommen ist.

Alfred Meißner trat in seinen Gedichten 1845 als Nachahmer Eugen Sue's und Georg Sands auf, indem er mit gräßlichen Schilderungen des Volkselends kokettirte und zur Revolution aufrief, als dem einzigen Mittel, das Volk seinem Elend zu entreißen. Da aber die Männer zu feig seyen, sich zu erheben, sollten es die Weiber thun. Diesen Unsinn schöpfte Meißner aus seiner Vergötterung der G. Sand, an der sich, wie er selbst sagte, „sein Geist hinaufranke". In seinem „Ziska" von 1848 tobt er die ganze Revolutionshitze vollends aus, verzerrt aber das Bild der wilden und frommen Hussiten gänzlich, indem er ihnen die moderne Selbstvergötterungslehre andichtet. Er schrieb auch Schauspiele:

Im „Weibe des Urias" thut David wegen seines Ehebruchs nicht etwa Buße, sondern läßt seine ganze Wuth an den Leviten aus. Im „Reginald" verläßt der Held seine Clarisse, um eine Reiche zu heirathen, die er aber, obgleich sie viel edler und tugendhafter ist, als die kokette Clarisse, sogleich vernachläßigt, sobald er ihr Geld hat. Die Liebe zu Clarissen erwacht wieder und er schießt am Ende den Rathgeber, den er gehört, und sich selber todt. Darin soll „der Fluch des Geldes" anschaulich gemacht werden.

Die Gedichte von Eduard Mautner von 1847 enthalten schwin-

delnden Jünglingsunsinn, aber mit der Routine des sittenlosen Wieners gepaart.

Der Dichter schwärmt für ungarische, polnische, deutsche Freiheit, zugleich aber auch für Wiens Hetären, und seine Phantasie schwelgt in wollüstigen Wirbeltänzen mit gürtellosen Schönen. Den im Prater spazieren fahrenden Damen sagt er ins Gesicht: was hilft es auch, wenn man einen Triumph über euch feiert, den ja — der Lakai theilt. Und dieser lüderliche Poet stellte sich entrüstet darüber, daß man Schiller, den Sänger der Freiheit, in einer Fürstengruft beerdigt habe.

Ein politischer Romantiker war Harro Harring (ein Friese), der seit 1822, angeregt durch die griechische und italienische Revolution eine Menge demagogische Romane, Dramen und Erzählungen schrieb, die Mainotten, den Polen, den Carbonaro, den Corsaren, den Wildschützen, die Schwarzen von Gießen &c. nicht ohne Frische des Gefühls, aber ohne Geist. Zu den politischen Romantikern gesellte sich auch Wilhelm Müller mit seiner lyrischen Schwärmerei für die Neugriechen und Julius Mosen mit seinen schönen Polenliedern, worunter „die letzten Zehn vom vierten Regiment" am berühmtesten wurde.

Graf Auersperg aus Krain schrieb unter dem Namen Anastasius Grün 1830 lyrische „Blätter der Liebe" und ein Epos „der letzte Ritter" zur Verherrlichung des Kaisers Max, gleichsam einen modernen Theuerdank. Aber schon im folgenden Jahre gab er „Spaziergänge eines Wiener Poeten" heraus, in denen der Grundgedanke lag: das schöne, sonnenhelle, reiche, fröhliche Oesterreich liegt unter dem Bann einer häßlichen, finstern, kalten Politik (unter Metternich seit der Restauration). In der Wärme dieser neuen Lieder spürte man den Einfluß der „Julinssonne" in Paris. Aehnliche Oppositionslieder enthielt das Buch „Schutt" von 1835, denen noch „die Nibelungen im Frack" (gegen seine Verleumder) und eine neue Sammlung „Gedichte" folgten. Der Dichter wurde bald sehr beliebt, nicht bloß wegen seiner leichten und schönen Verse und wegen der jugendlichen Frische seines Sanges, sondern auch und zwar hauptsächlich, weil er im Sinne des damaligen Liberalismus schrieb und zwar als Oesterreicher und als Graf, was man ihm hoch anrechnete.

Die Dichtungen von Friedrich Ernst (1837) haben etwas von Chamisso's Gluth.

Der Dichter schwärmt für die Freiheitskämpfer in Griechenland, Polen,

Spanien, Amerika, gedenkt der edelsten Kämpfer in der ersten französischen Revolution und kommt zuletzt an die Deutschen, um einen Invaliden von 1813 über den Undank des Vaterlands bitter klagen zu lassen.

Der unglückliche Messenhauser schrieb 1841 ein Trauerspiel „Demosthenes".

Hier fleht Demosthenes in der von Philipp belagerten Stadt Athen den Zeus an: „gewähre gnädig der Freiheit den Sieg, so unwürdig wir uns derselben auch erwiesen."

Ganz in derselben Lage befand sich der Dichter selber nach sieben Jahren in dem belagerten Wien. Als Commandant des Aufruhrs fand er den verdienten Tod, aber die Wahrheit jener Worte muß uns rühren.

Büchner kokettirt in seinem Trauerspiel, Dantons Tod (1835), mit der philosophischen Weltverachtung, welche in der Welt nichs anders sieht, als das Chaos, aus welchem das Nichts geboren werden soll. Dadurch wird der demokratische Unsinn, der hier seine Schlagwörter auswirft, ziemlich wieder neutralisirt. Gripenkerl hat „die Girondisten" etwas nobler behandelt, aber auch sie taumeln in den Abgrund, ohne eine Ahnung ihrer eigenen Schuld, ganz trunken von Selbstüberschätzung.

Heinrich König schrieb seit 1826 viele historische Romane mit etwas revolutionärem Anstrich.

Die Waldenser, die Mainzer Klubisten rc. Am meisten Ruf erlangte „die hohe Braut". Der bürgerliche Giuseppe wird als Revolutionär eingekerkert. Es gelingt ihm, an dem Tage frei zu werden, an welchem seine vornehme Geliebte, die adelige Blanca, d. i. die hohe Braut, einem Grafen vermählt werden soll. Er eilt in die Kirche und sticht den Bräutigam todt. Später bricht die große Revolution aus, die Mächtigen werden niedergeworfen und die hohe Braut kommt in Giuseppe's Arme.

Seit 1837 schrieb ein Anonymus derbe Satiren auf den deutschen Adel (Cavalier-Perspective, Cancan eines deutschen Edelmanns).

Hoffmann von Fallersleben kam nach und nach in Breslau, wo er nur die Stelle eines dritten Bibliothekars bekleidete, in solche Mißstimmung, daß er die Reihe seiner verdienstvollen Herausgaben altdeutscher Dichterwerke und seiner harmlosen lyrischen Gedichte plötzlich mit politischen, zum großen Theil sehr witzigen Satiren unterbrach („unpolitische Lieder" von 1840) und nach seiner Entlassung in Deutschland umherirrend ein Liebling der Demokraten wurde, bis er nach der Revolution

von 1848 wieder Ruhe fand und in seiner gelehrten Thätigkeit fortfuhr. Außer den unpolitischen Liedern schrieb er auch noch „Gassenlieder, politische Gedichte, Lieder aus der Schweiz, deutsche Salonlieder ꝛc."

Einer der ärgsten Schreier der Revolution, Karl Heinzen, fing 1841 mit Gedichten an, die noch ziemlich harmlos waren. Später überbot er sich in radikalen Zornausbrüchen.

Unter den Revolutionspoeten machte sich keiner unnützer, als Herwegh von Stuttgart, dessen „Gedichte eines Lebendigen" 1841 (den Briefen eines Verstorbenen vom Fürsten Pückler-Muskau entgegengesetzt) mit knabenhafter Renommisterei die ganze Welt umzukehren drohten.

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden.

* * *

Die Liebe kann uns helfen nicht.
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten.

* * *

Laßt endlich das Geleier seyn,
Und rührt die Trommeln nur.

Nachdem man ihn auf die übertriebenste Art (sogar in Berlin) gefeiert hatte, stellte er sich 1848 an die Spitze einer Freischaar, welche aus Paris ausmarschirte, um Deutschland zu erobern, als er aber kaum über den Rhein gezogen war, ließ er sich, obgleich 800—1000 Mann stark, von einer halben Compagnie Württemberger in die Flucht schlagen, und versteckte sich unter dem Spritzleder des Wagens, den seine muthigere Frau kutschirte. Ungleich weniger renommistisch und viel mehr von innerem Feuer glühend waren Ludwig Seegers demokratische Lieder im „Sohn der Zeit" von 1843.

Die Gedichte Gottfried Kinkels paßten für einen Demokraten und Freischaarenführer nicht. Sein „Otto der Schütz", ein 1846 erschienenes kleines Epos, worin er die von uns Theil II. S. 64 mitgetheilte Volkssage behandelt, ist ganz royalistisch. Seine vielen lyrischen Gedichte handeln von Liebe, vom eiteln Ich, von einer italienischen Reise, Klagen um Immermanns Tod, greifen empfindsam in Sappho's Lyra, wiegen sich in muhamedanischen Gaselen, und machen dann nebenbei in deutschem Pa-

triotismus und Revolution. Ein abgeschmacktes Lied richtet er gegen die „Todesstrafe" und wollte doch selber ein Mann des Schwertes seyn. Seine Jambentragödie „Nimrod" von 1857 läßt den Tyrannen durch ein Weib umkommen, welches sich nachher selbst umbringt, die schwachen Männer verhöhnend, die nicht so viel Muth haben, wie ein Weib.

Einer der feurigsten Freiheitsdichter von 1848 war Ferdinand Freiligrath, ein junger Kaufmann von sanfter Gemüthsart, welcher durch seine reiche Phantasie und durch den Beifall, mit dem man ihm schmeichelte, zum demokratischen Extreme fortgerissen wurde. Seine ersten Gedichte von 1838 enthalten fast durchgängig Bilder des Meeres und ferner Länder, mit dem lebendigsten Pinsel ausgemalt, und von wunderbarer Sehnsucht romantisch angehaucht, denn der Dichter nimmt vom kleinsten Begegniß in der Heimath Anlaß, seine Sehnsucht zur Ferne auszudrücken, und sich diese Ferne auszumalen. Indem er für seine kranke Brust isländisches Moos trinkt, dichtet er vom fernen Island und seinen herrlichen Vulcanen. Die Schwalbe im Frühling mahnt ihn an den schönen Süden, aus dem sie kommt. Im Eilwagen erinnern ihn die vorgespannten Pferde an die türkischen Roßschweife. Ein schlittschuhlaufender Neger versetzt seine Phantasie nach Afrika. Jedes Schiff im Hafen der Stadt, in der er als junger Kaufmann dient, führt ihn in andre fremde Welten, nach den Urwäldern Südamerika's, unter die Gräber Aegyptens ꝛc. Hier finden wir auch sein erstes politisches Lied „der Scheik am Sinai".

Der Scheik hört, die dreifarbige Fahne wehe auf den Mauern von Algier, und glaubt, Napoleon sey wiedergekommen. Als man ihm aber eine neue französische Münze mit dem Kopf Ludwig Philipps zeigt, sagt der Scheik verächtlich, das ist er nicht, das ist eine Birne.

Alle Gedichte Freiligraths zeichnen sich nicht nur durch lebendige Färbung, sondern auch durch Frische und Wohlklang der Sprache aus. Schön sind auch seine metrischen Uebersetzungen englischer und französischer Lyriker. Sein „Glaubensbekenntniß", seine „Zeitgedichte", das „ça ira" und die „neuen politischen und socialen Gedichte" fallen in die demokratischen Delirien der vierziger Jahre. Man merkt aber wohl, daß der sanfte Dichter diese Wildheit nur erkünstelt, sie ist ihm nicht Natur. Auch schlägt das Milde immer wieder vor.

Hermann Rollet stimmt in seinen „frischen Liedern" 1848 den

Lerchenschlag an, der den Völkerfrühling verkünden solle, und klagt Oesterreich an „Oesterreich du schlafst gar lang". Doch handeln seine meisten Lieder harmlos von Natur und Liebe.

Arnold Ruge, der in der vormärzlichen Zeit in seinen Halle'schen Jahrbüchern in frechster Weise den Umsturz des Christenthums verkündet und betrieben hatte, dann einer der wüthendsten Demokraten wurde, schrieb 1850 „Revolutionsnovellen"

voll revolutionärer, communistischer und antichristlicher Doctrinen, voll Hohn über Preußen, voll Lob des Schweizer Radikalismus, schließend mit der Auswanderung der politischen Flüchtlinge nach Amerika unter der Drohung, von dort her wiederzukommen und Deutschland für die Republik wieder zu erobern. Ein abgeschmacktes Ragout aus demokratischen Blättern.

Charakterlos erscheint Dingelstedt, welcher als Nachäffer Hoffmanns von Fallersleben, Freiligraths rc. mit radicalen Nachtwächterliedern begann, dann Höfling wurde und Hauffs Lichtenstein in die Scene setzte. Er schrieb auch (sehr unbedeutende) Erzählungen und einen schwachen Roman aus der vornehmen Welt „Unter der Erde" (1840).

Die historischen Stücke von Robert Prutz sind verfehlt. Er macht nicht nur „Moritz von Sachsen" zu einem edeln Schwärmer für die Freiheit, sondern stellt sogar den „Karl von Bourbon" ins reinste Licht. In dem bluttriefenden und wahnsinnigen „Bauernkönig Erich" sucht er einen Vertreter des modernen Liberalismus und läßt ihn nur zum Besten des Volks unter der Aristokratie aufräumen. Der Versuch in dem Stück „Nach Leiden Lust" Shakespeare'schen Witz spielen zu lassen, ist gänzlich mißlungen, des Pausias Geschwätz unerlaubt langweilig. In einem aristophanischen Lustspiel „die politische Wohnstube", dem geistreichsten, was er überhaupt geschrieben hat,

faßte Prutz die arme Germania als eine Prostituirte, das Volk als einen Sklaven auf und goß eine bittere, nicht immer reine Lauge zunächst über preußische Personen und Zustände aus.

Ferner schrieb Prutz 1851 einen socialistischen Roman „das Engelchen" für die armen Weiber gegen den unsittlichen Fabrikherrn mit einer obligaten Liebesgeschichte, in den Charakteren übertrieben und in der Schreibart zu gedehnt. In seinem zweiten Roman „Felix" macht der Held in Umsturzpolitik, kehrt aber, da es ihm nicht gelingt, zur Poesie

zurück. Gleichfalls schwach. — Eine Louise Otto schrieb 1846 einen Roman „Schloß und Fabrik", worin die Arbeiter sich gegen den herzlosen Fabrikherrn empören und einer von ihnen, der des Herrn Tochter liebt, mit ihr im Kugelregen fällt.

Eine der tollsten Tragödien schrieb 1850 J. L. Klein „Cavalier und Arbeiter".

Ein Erbschleicher verfolgt die rechtmäßige Erbin mit unbarmherziger Grausamkeit, so daß sie noch viel mehr Gefahren aussteht wie Oliver Twist von Dickens. Obgleich ein Prinz sie heirathet, weiß der Erbschleicher noch einen Aufstand der Arbeiter zu erregen und das unglückliche Opfer durch Mord hinzuraffen, um aber seiner Ruchlosigkeit die Krone aufzusetzen, läßt er dieselben Arbeiter zuletzt durch fremde Truppen zusammenschießen.

Gottschall brachte 1850 die Amazone der ersten französischen Revolution, Lambertine von Mericourt, auf die Bühne und badet in der Wollust revolutionärer Reden, wobei auch das Christenthum verhöhnt und nur die heidnische Hoffnung einer Unsterblichkeit des Ruhms festgehalten wird. Gottschall schrieb auch 1848 Barrikadenlieder.

Daß unsere demokratischen Dichter die Helden der ersten französischen Revolution feiern würden, ließ sich erwarten. Heinemann brachte den Robespierre als hohen Tugendhelden auf die deutsche Bühne, E. Raupach (1850) den Mirabeau als politischen Leimsieder, der in seinen selbstgefälligen Reden alles zusammenleimt.

In den „Polizeigeschichten" von Ernst Dronke 1846 wird in dem Elend gewühlt, welches die Armen durch die Reichen leiden.

Ein armer Handwerker wird von einem Aristokraten überfahren und zum Krüppel gemacht. Ein armer Literat wird von einem Lieutenant verwundet und stirbt, Weib und Kind im Elend zurücklassend. Ein von einem Vornehmen verführtes Mädchen geht im Elend unter. Ein Polizeidiener übt grausame Rache an einem Paar armer Brüder. Ein Verfolgter übt eine solche an den Kindern seines ungerechten Richters.

Desselben Verfassers „Maikönigin" 1846 ist eben so düster.

Anna, die Maikönigin, wird grenzenlos unglücklich und verbrennt, indem sie ihr Fräulein rettet, im adeligen Schlosse, das ihr blödsinniger Vater aus Rache angezündet hat.

Dessen „Buch aus dem Volk" gleichfalls von 1846

enthält Geschichten von verführten Mädchen, von Verbrechern, von elend im Spital Sterbenden, an deren Unglück überall nur die Armuth Schuld war.

An die Volksromane, die schon bei Bitzius einen politischen Anstrich haben, lehnten sich rein revolutionäre und socialistische an, in denen die Arbeiter auf Kosten aller höhern Stände gefeiert werden. Diese Mode kam von Frankreich her, wo Eugen Sue ihr größter Meister war. Hieher gehören „die Schicksale eines Proletariers“ von Eichholz, 1846.

Ein armer Weber erhebt sich aus bitterstem Elend durch seinen Fleiß zum Bürgermeister, verachtet als solcher Adel und Orden und opfert sich ganz dem Wohl der arbeitenden Classen.

„Fürst und Proletarier“ von Oelckers (1846).

Ein Prinz erkennt die Noth des Volkes und tritt in einen Geheimbund ein, der dem Volk helfen soll, wird aber entdeckt und seine Freunde müssen fliehen.

Ernst Willkomms „Europamüden“ von 1838 muß man unter die Judenromane zählen.

Der Jude Mardochai personificirt den Weltschmerz, wie Nathan in Angst und Nöthen, der sterbend noch Legate vermacht „an Christen, die Judas Schmerz mitfühlen“, als ob von der Emancipation der Juden das Heil der Welt abhinge.

Desselben Verfassers Roman „Weiße Sclaven oder die Leiden des Volks“ von 1845 versetzt die Cramer-Spießischen Romane ins Revolutionszeitalter.

Demokratische Novellen „Aus drei Jahrhunderten“ schrieb 1851 Uffo Horn, prahlerisch und ohne Geist.

Als Mahner der Bösen, Retter und Rächer der Unschuld figurirt hier ein genial seyn sollender Maulwurfsfänger. Das böse Princip ist ein Graf Boberstein, Personification des Reichthums, der Bildung und Macht; das gute Princip ist dessen natürlicher Bruder Martell, der ins Proletariat verstoßen als armer Spinner in der Fabrik des tyrannischen Bruders dienen muß. Brüder sind beide, um anzudeuten, daß Reiche und Arme, Regierende und Regierte ursprünglich gleich sind. Der Graf stellt unschuldigen Mädchen nach, mißhandelt seine Unterthanen und Arbeiter wie weiße Sklaven, wird aber zuletzt von seinen eigenen Arbeitern unter Leitung Martells gezwungen, zwölf Stunden hintereinander in der Fabrik zu spinnen, bis er sich aus Verzweiflung in die Maschine stürzt und zermalmt wird.

Alexander, Graf von Württemberg, gab 1837 Gedichte

heraus, voll Waldduft, Jägerlust, heiterem Sinn, aber auch zum Theil sehr ernsten Inhalts.

Herrlich ist das Lied, worin er beschreibt, wie Andreas Hofers Leiche von Mantua in sein heimathliches Tirol zurückgetragen wurde. Reizend die Beschreibung der Iburg und der Tannenwälder im Schwarzwald. Eine Tanne pflanzte er selbst auf das Grab seines treuen Negers im Bade Teinach und prophezeihte dem Baum, er werde einst nach Jahren als Schiffsmast das Weltmeer sehen, von wo der arme Schwarze gekommen ist. Nach einer lieblichen Volkssage verlor der erlauchte Dichter im Wildbad einen kostbaren Ring und sagte scherzend, die Nixe der Quelle habe ihn genommen, um ihn an sich zu binden. Bald darauf aber starb der Dichter in demselben Wildbad. — Zu seinen schönsten Schwarzwaldliedern gehört „der letzte Hirsch", denn er sieht voraus, wenn die Welt so fortfährt, wird bald der letzte Hirsch mit dem letzten Edelmann verschwinden. Auch aus Ungarn, wo der Dichter eine Zeitlang lebte, gibt er schöne Bilder z. B. vom Ritter Ferko, den ein prächtiger Schimmel verlockt, daß er denselben um jeden Preis fangen wollte, aber in einer öden Haide von ihm in einen Abgrund fortgerissen wurde.

Die „Lieder des Sturms", die Alexander 1838 folgen ließ, sind wirklich wie vom Sturm durchtobt.

Der Sturm selbst wird besungen, als echter Sohn des Nordens, wie er über das Eismeer braust und durch die brennende Wüste ꝛc. Dann wird als sein Sinnbild ein Pferd in seinem Sturmlauf herrlich geschildert. Endlich wird der Sturm personificirt in einem französischen Caperkapitän mit seinem sturmschnellen Schiffe.

Endlich schrieb Alexander 1843 Lieder „Gegen den Strom", worin er seinen ritterlichen Zorn über die entnationalisirte und entchristlichte Dichtung der Zeit, über das junge Deutschland, die Hegelianer, Juden und Judengenossen ausläßt, aber diese Jämmerlichkeiten sehr richtig aus der Schwäche und falschen Stellung Deutschlands überhaupt erklärt. Der Sinn ist: wären wir noch eine große Nation, in Einem Reiche vereinigt, so würde auch unsere Poesie gesund seyn. Da wir aber verfaulen, leget sich Ungeziefer aller Art in unsere Wunden.

Kein Wunder, daß die Juden stolzer werden,
Da wir ja selbst mit frevelnden Geberden
Die alten Kreuze reißen aus der Erden.

Denselben ritterlichen Geist athmen die Gedichte des Grafen Strachwitz von 1848. Der Dichter ist jung gestorben. Kühn trat er gegen

die Corruption der Zeit auf, hoffte aber, es werde wieder eine bessere Zeit kommen.

Es wird eine Zeit der Helden seyn
Nach der Zeit der Schreier und der Schreiber.

Gleich feurig, ernst und würdig sind die Zeitgedichte Wilhelm Wackernagels von Basel (1843). Nachdem derselbe Gelehrte und Dichter schon 1828 und 1832 lyrische Gedichte voll männlicher Frische und zärtlicher Milde zugleich herausgegeben hatte, schrieb er diese Zeitgedichte in edlem Zorn über den radikalen Unfug der Zeit, über die brutalen Umtriebe für Dr. Strauß, über die künstliche Entchristlichung und Entdeutschung des Volks 2c.

Mir schwillt das Herz von Trauer und von Zorn,
Gewahr ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelkelches gierig sich erlaben 2c.

Einen guten Eindruck machte 1840 das patriotische Lied „Sie sollen ihn nicht haben", welches ein namloser Dichter am Rhein, Nicolaus Becker, damals anstimmte, als Frankreich uns mit Krieg bedrohte. „Sie sollen ihn nicht haben"! nämlich den Rhein, wiederhallte es von allen Enden Deutschlands. Und doch wurde der arme Dichter von der jungdeutschen und Judenpresse aufs frechste verhöhnt.

Abraham Emanuel Fröhlich, Pfarrer in Aarau, schrieb 1825 vortreffliche politische Fabeln, mit noch mehr Geist, als früher Pfeffel, geißelnd die geistlose Erbärmlichkeit jener Restaurationsperiode. Fast zwanzig Jahre später geißelte er eben so scharf in zahlreichen Epigrammen „den jungen Deutsch-Michel" (1843), nämlich die Thorheiten und Verbrechen des damaligen deutschen und Schweizer Radikalismus, der Straußianer, Christusfresser, Fleischesemancipatoren 2c. Er selbst hatte unter dem Radikalismus viel zu leiden, daher seine 1851 erschienenen schönen und frommen „Trostlieder". Außerdem umschrieb er das Evangelium Johannis in Liedern und pries Zwingli und Ulrich von Hutten in epischen Dichtungen, ohne zu merken, daß Hutten selbst der ärgste Radikale gewesen war. — Ein schwächerer Nachahmer Fröhlichs in politischen Fabeln war der Zürcher Bandlin (1845).

Otto Gruppe verspottete 1831 die Hegel'sche Schule in einem aristophanischen Lustspiel „die Winde".

Oberon, der Elfenkönig, hat die Zauberformel verloren, durch die er die Welt beherrscht, und seine Geister fliegen aus, sie zu suchen. Nokturn, der Nachtwind, geräth in das Studierzimmer des Herrn Hegel. Der große Philosoph sitzt vor seinen Büchern und „fördert das Denken des Weltgeists", der ohne ihn nicht weiter denken könnte. Wenn Hegel nicht dächte, wäre es aus mit der ganzen Welt, denn er allein hat den Begriff und der Begriff ist das Wesen selbst. Und diesen Begriff entführt ihm der Nachtwind, in der Meinung, Oberons Zauberformel zu erbeuten. Der Philosoph jammert aristophanisch. Der Nachtwind ist unterdeß mit dem Papier davongeflogen und versucht darin zu buchstabiren. Er findet das Kapitel von der Luft, die er selber ist, und liest beim Mondschein: „Das Element der unterschiedlosen Einfachheit ist nicht mehr die positive Identität mit sich, die Selbstmanifestation, welche das Licht als solches ist, sondern ist nur negative Allgemeinheit, als zum selbstlosen Moment eines Andern herabgesetzt" 2c. 2c. Der arme Nachtwind, es wird ihm so dusselich dabei. Der Philosoph, der überhaupt in starker Wahlverwandtschaft mit der Behörde steht, zeigt den Diebstahl sogleich bei der Polizei an und macht auf das ungeheure Unglück aufmerksam, das daraus entstehen würde, wenn die Weltgeschichte still stehen müßte, weil der Weltgeist nicht weiter denken könne. Zum Glück kommen Hegels Schüler, Henning (der Hahn) und Gans, der letztere aber ahmt die Gänse nach, die durch ihr Geschnatter das Capitol retteten.

Heinrich Hoffmann, Herausgeber des Struwwelpeter, eines sehr beliebt gewordenen Kinderbuchs,

> worin die demokratische Verwilderung und ihr Gegensatz, der russische Absolutismus, unter dem Bilde eines struppigen bösen Buben und des ihn züchtigenden Nicolas aufgefaßt wird,

schrieb auch noch humoristische Studien, wie der Teufel den Schwanz verlor, über den h. Rock 2c. und ein Handbüchlein für Töchter (1848), zur Verspottung der damaligen Demokraten.

Die lyrischen Gedichte des Emanuel Geibel erfreuten sich seit den vierziger Jahren eines großen Beifalls. Im Gegensatz gegen die wilden politischen Lieder jener Zeit waren sie sanft, heiter, zart in der Auffassung der Natur und Liebe, edel und patriotisch in der Gesinnung. Geibel schrieb 1845 „einen Ruf von der Trave" für das Recht der Deutschen gegen Dänemark, und mahnte in den „Juniusliedern" 1848 zur Mäßigung und Einheit. Für das Epische und Dramatische eignete sich seine dichterische Gabe weniger, obgleich er sich in einem Epos in Nibelungenversen „Sigurds Brautfahrt" und im Trauerspiele „Roderich" (der Ausgang des

letzten Westgothenkönigs) und „Brunhilde" versuchte. Wie schon Oehlenschläger und Fouqué, bewies auch Geibel, daß die Riesengestalten der nordischen Sage nicht für die moderne Bühne taugen. Geibels Lustspiel „Meister Andrea" weiß gar verschiedene Künstlercharaktere fein zu schattiren, hat aber zu wenig Handlung. Die „Lieder aus der Gegenwart" von Franz Jahn (1850) treten im Geist Geibels und Wackernagels den Wühlern entgegen.

Einer der eifrigsten Kämpfer gegen die destruktiven Tendenzen unserer Zeit ist der Wiener Humorist Samuel Brunner, dessen „Nibelungenlied" von 1845 die damaligen sogenannten Sänger des Völkerfrühlings, die Herwegh 2c. in ihrer ganzen Bubenhaftigkeit zeichnete, und dessen „Prinzenschule zu Möpselglück" 1848 ganz eben so die Eitelkeit des welterlösenden deutschen Professorenthums lächerlich machte. Er schrieb ferner „die Welt", ein Epos; Johannes Ronge; das deutsche Reichsvieh; des Genie's Malheur und Glück; Keilschriften 2c.

Theodor Meyer-Merian von Basel schrieb 1856 eine Satire „die Lichtfreunde".

Eine Lerche soll unter die Lichtfreunde, d. h. Eulen aufgenommen werden, der Sonne abschwören und einem Stück faulen Holzes huldigen, als der wahren Lichtquelle, die Licht in die Nacht ergießt. Zugleich ist eine gelehrte Eule beschäftigt, die mechanische Urquelle zu erzeugen, aus der sie nachher nach Belieben Geschäfte, welche sie will, zu machen hofft. Wie es aber Morgen wird, erlischt das faule Holz und die Lerche flieht zur Sonne.

5.

Die tiefste Corruption der deutschen Dichtung.

Die katholische Kirche hatte sich von den furchtbaren Zerrüttungen des Josephinismus und Napoleonismus noch nicht erholt und befand sich unter dem Druck der Staatsgewalt, welche lange dafür sorgte, daß kein Geist in ihr aufkam. Die protestantische Kirche war im Rationalismus und offenen Unglauben beinah aufgelöst. Hegel verkündete der preußischen Jugend, der Mensch selbst sey Gott. Aus der Gottesfurcht konnte man keinen sittlichen Halt mehr schöpfen. Auch der Patriotismus, der Trä-

ger sittlichen Adels, war officiell verboten. Daher in der Presse eine Entsittlichung und Niedertracht aufkam, wie nie vorher.

Daß bei dieser allgemeinen Vernachlässigung und Verachtung der Kirche die ältesten Feinde Christi, die Juden, eine ihnen so günstige Zeit benutzten, war nicht zu verwundern. Aus allen dunkeln Ecken kamen sie hervor, um mit affenartigem Zähneblecken, Grinsen und Zungenherausstrecken, was bisher dem Christen heilig war, zu verhöhnen, höllische Kerkopen, die Jahrhunderte lang unter dem schweren Gebälk der gothischen Kirche halberdrückt und ins Finstre verkrochen, nur scheu hervorgelugt, jetzt aber mit frechem Salto Mortale mitten in die verwilderte Gemeinde hinübersprangen und sie zur Anbetung des goldenen Kalbes und Vergötterung der Fleischeslust verführten.

Heinrich Heine, aus Düsseldorf, unterstützt von einem reichen Onkel aus Hamburg, begann 1822 mit noch harmlosen lyrischen Gedichten und 1823 mit ein paar ganz unbedeutenden Tragödien (William Ratcliffe und Almansor), stimmte aber 1826 in seinen „Reisebildern" und 1827 im „Buch der Lieder" einen ganz neuen Ton an. Von kleinem schwachem Körper und ungewöhnlicher Häßlichkeit wollte er doch immer den Don Juan spielen, und mußte daher die Folgen in einer Rückenmarksdarre auf dem Schmerzenslager Jahrzehnte lang bis an seinen Tod erdulden. Da es ihm mißlang, den romantischen Ritter zu spielen, wornach ihn früher gar sehr jückte, fand er in seiner Bosheit ausreichende Mittel, um sich an der Natur und Gesellschaft zu rächen und diese giftige Stimmung wuchs natürlich mit seinen Körperleiden. Sein Geist und Witz, an sich schätzenswerthe und eines bessern Gebrauchs würdige Dinge, mußten ihm nur dienen, alles Heilige und Hohe, Edle und Unschuldige in der Welt zu lästern. Seine Feder wurde buchstäblich eine Kothschleuder. Im Buch der Lieder stimmt er noch zuweilen einen romantischen Minneton an, aber im Bewußtseyn, daß es ihm nicht stehe, zerreißt er gewöhnlich die Saite mit einem grellen Mißton. Schon vor ihm hatte Chamisso die unglückliche Manier der sarkastischen Romänze aufgebracht, welche rührend und tragisch beginnt, um mit einem Hohnlachen zu endigen. Das war nun ganz der Heine'schen Natur gemäß. Auch in den Reisebildern sucht er den Hauptreiz im Herabziehen des Heiligen und Ernsten ins Gemeine. Wir sehen da den Judenjungen mit

der Hand in den Hosen frech vor den italienischen Madonnenbildern stehen. Zugleich spottete er mit vielem Witz über die politischen und socialen Zustände, was den liberalen Philistern überaus wohlgefiel. Nun ging er in seiner Frechheit noch weiter, schrieb eine Schandschrift zur Verhöhnung der romantischen Poesie und wagte in seinem „Salon" und in seinen „neuen Gedichten" geradezu das Christenthum als ein der Menschheit nicht mehr würdiges Institut zu verwerfen und die „Rehabilitation des Fleisches" in seine alten, durch das Christenthum ihm entrissenen Rechte zu verlangen.

Die künftige Menschheit, sagt er im Salon, wird den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen Leib und Seele erregt hat, kaum begreifen können. Das Christenthum galt ihm lediglich als eine Störung der ursprünglichen Harmonie zwischen Leib und Seele, welche nach glücklicher Ueberwindung des Christenthums sofort zurückkehren werde. Christus erscheint ihm also als der Störefried, der böse Feind.

Heine durfte um so kecker auftreten, als er von König Ludwig Philipp einen ansehnlichen Jahrgehalt empfing, um von dem sichern Paris aus unaufhörlich die Mißstimmung in Deutschland zu nähren. Durch seine Krankheit vollends verbittert, schrieb er nun immer tollere und rücksichtslosere Sachen, unter denen Atta Troll, Deutschland ein Wintermärchen, Dr. Faust und der Romanzero nur literarischen Abtritten gleichen. Es kam Heine gar nicht darauf an, bekannte Ehrenmänner in Deutschland öffentlich als Päderasten zu bezeichnen, und um seinen Haß gegen sie auszulassen, schöne und starke Männer, bloß weil e r so verkommen war, zu häßlichen Karikaturen auszumalen ꝛc. Wie ein wüthender Affe den eignen Koth als Wurfgeschoß braucht, das ist die beste Vignette zu Heine's spätern Gedichten. Sogar mit Börne überwarf er sich, dem er doch so viel verdankte, weil die Achtung, welche Börne genoß, ihm als dem stets mit ihm Genannten zu Gute kam. Schließlich gestand Heine selbst, seine ganze Poesie sey vergiftet, und wie eine verbissene Natter schlug er den letzten abgebrochnen Zahn in den eignen Leib.

Trotz seiner augenfälligen, absichtlich zur Schau getragenen Nichtswürdigkeit wurde Heine in Deutschland fast vergöttert und sammelte sich unter seiner schmutzigen Fahne eine ganze Schaar von Nachahmern. Diese Leute nannten sich „das junge Deutschland". Denkt man zurück an das

Urbild deutscher Jugend, wie wir es im Sifrit erkannt, so hat man hier das ekelerregende Gegenbild. Die Physiognomie des jungen Deutschland war die eines aus Paris kommenden, nach der neusten Mode gekleideten aber gänzlich blasirten, durch Lüderlichkeit entnervten Judenjünglings mit specifischem Moschus- und Knoblauchgeruch. Die Hauptlehre der Jungdeutschen war „Rehabilitation des Fleisches". Dafür schrieb zunächst Karl Gutzkow aus Berlin (1835) den Roman „Wally, die Zweiflerin".

Darin wird nicht nur Unzucht gelehrt, geübt und gepriesen, sondern auch Christus mit affectirter Geringschätzung „ein junger Mann, unehelichen Ursprungs, Stiefsohn eines braven Zimmermanns" genannt, der durch eine bedenkliche Verwirrung seiner Ideen auf den Glauben kam, er müsse ein Befreier der Nation werden.

Mehr Geist hatten seine Jugendarbeiten „Briefe eines Narren an eine Närrin" und „Mahaguru", eine tibetanische Geschichte. Im „Blasedow und seine Söhne" zeichnete Gutzkow das Unglück eines Mannes, der (in seiner Einbildung) über dem Jahrhundert steht und doch in und mit ihm leben muß. Die „Seraphine" war ein kläglicher Versuch des Dichters, weibliche Seelenschönheit zeichnen zu wollen, von der er nie eine Ahnung hatte. In seinem Buch „aus der Knabenzeit" (1852) ahmte er das Buch der Kindheit von Goltz nach, aber schlecht. Im folgenden Jahr begann er einen neunbändigen Roman „die Ritter vom Geiste", womit er gleichsam Sturm lief auf das Publikum.

Das Buch ist noch langweiliger als lang. Die s. g. Ritter vom Geiste bilden einen Orden, um, unabhängig von Religion, Sitte, Staat, das, was sie Geist nennen, in der Menschheit fortzupflanzen. Also der längst abgeschmackte Illuminatismus. Die Ritter thun überdies nichts, sondern schwatzen blos, essen und trinken, lieben und verheirathen sich, wie andre gemeine Leute.

Das Lebensbild „die Diakonissin" (1855)

beschreibt, wie eine gewisse Constanze Diakonissin wird, sich aber in diesem Dienste immer beschämt und genirt fühlt und am Ende Gott dankt, einen Mann zu bekommen, der sie von der leidigen Pietisterei befreit.

Man kann den Dienst der frommen Schwestern nicht unwürdiger, unpoetischer und philisterhafter auffassen. — Charakteristisch erscheint, daß Gutzkow noch so spät die Windigkeit, Charakterlosigkeit und Lüderlichkeit des Kotzebue'schen Berlin an Ludwig Tieck rächte. Ein Berliner, wie Tieck selbst, suchte er aus Leibeskräften die Poesie aus Tiecks romanti-

scher Höhe wieder herunterzureißen in die alte Gemeinheit. Indem Gutzkow Schlegels Lucinde neu herausgab, suchte er die Meinung zu verbreiten, die Romantiker seyen eben so unsittlich gewesen, wie das junge Deutschland.

Heinrich Laube, später Vorstand des Wiener Burgtheaters, wetteiferte mit Gutzkow in Anmaßung und war eben so arm an Geist und Erfindungsgabe. Seine Reisenovellen, eine matte Nachahmung der Heine'schen Reisebilder, (seit 1834), sein „junges Europa" strotzten von Insolenz. Auch gab er die obscönen Schriften Heinse's neu heraus. Sein Roman „die Schauspielerin" von 1836 und „das Glück" von 1837 sind schwache Gemälde aus der modernen Gesellschaft, charakterlos, nichtssagend. Etwas mehr Farbe haben seine Darstellungen altfranzösischer Lüderlichkeit, ein Element, in dem er sich behaglich fühlte. So in seinem Roman „die Gräfin Chateaubriand" von 1843.

Der König buhlt mit ihr; als die Katastrophe ihrer Treulosigkeit herannaht und sie nach bretonischem Recht als Ehebrecherin sterben soll, tritt der König unter den bretagne'schen Adel und hält ihm eine Vorlesung über die nothwendige Emancipation des Weibes, das Recht der Unzucht, das Unrecht der Ehe. Inzwischen emancipirt sich die Gräfin mit Gift. Man weiß nicht, ob hier die Frechheit oder die Abgeschmacktheit größer ist.

In diesem Geist schrieb Laube auch die „französischen Lustschlösser". Nicht viel besser ist „der belgische Graf", eine Pariser Criminalgeschichte aus der schlechtesten Zeit des Regenten. In dem Lustspiel „Rococo" verspottet Laube „die alten Herren" und läßt einen Alten am Schlusse sagen: „wenn uns die Jugend vergiebt, so sind wir begnadet, denn der Jugend gehört die Zukunft". Das ist ganz kotzebue'sch. Aber die bubenhaften Spötter werden selber zu wackligen Greisen.

Ein eifriger Parteigenosse des jungen Deutschland war ferner Ludolf Wienbarg, weniger produktiv, aber geistreicher als die andern, wie seine satirischen „Wanderungen durch den Thierkreis" darthun. Auch seine Schilderung Hollands hat viel Anziehendes. Seine ästhetischen Feldzüge und was er „zur neusten Literatur" schrieb, war wohl nur Verirrung des Augenblicks und mißverstandene Kameraderei.

Auch Theodor Mundt schloß sich dem jungen Deutschland an und schrieb Romane und Erzählungen in demselben arroganten und leichtfer-

tigen Ton, wie die andern. In seiner „Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen“ von 1835

macht er dieselbe Affengeberde vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau wie Heine. Indem er die Rehabilitation des Fleisches den schönen Mädchen Prags verkündet, reizt ihn das specifisch Katholische derselben nur zu thierischer Wollust, deren er sich mit blasirter Vornehmthuerei rühmt.

In „Mutter und Tochter“ triumphirt gleichfalls das emancipirte Weib. Mundt schrieb auch ein Buch über Charlotte Stieglitz.

Diese war die Gattin seines Freundes, des höchst mittelmäßigen, aber eiteln Berliner Dichters Stieglitz. Weil Stieglitz ihr immer vorlamentirte, die Heirath mit ihr hindere ihn an einem großartigen Emporkommen, gab sie sich freiwillig den Tod, und Stieglitz war so seelenlos, mit dem Dolche, mit der sie sich erstochen, hinterdrein zu kokettiren und in einem lebenden Tableau zu München öffentlich damit aufzutreten. Mundt aber machte ein Buch daraus.

Das Talent dieser Jungdeutschen würde sammt der Lobassekuranz, welche sie unter einander etablirt hatten, nicht ausgereicht haben, ihnen einigen Ruhm zu erwerben, wenn nicht die Zeitstimmung und Mode für sie gewesen wäre. Der deutsche Büchermarkt wurde damals überschwemmt mit Uebersetzungen der destructivsten, irreligiösesten und unsittlichsten Werke der französischen Dichter (Victor Hugo, Georg Sand, Eugen Sue, Balzak, Paul de Kock 2c.). Zugleich gingen die Saaten auf, welche die alten Rationalisten und die neuen Hegelianer auf den Universitäten gesäet hatten. Der Unglaube warf alle Scham von sich. Im Jahr 1835 erschien das berüchtigte „Leben Jesu“ von David Strauß, der die Evangelien für Mythen und Fischeranecdoten erklärte. Bald darauf thaten sich die Lichtfreunde in Sachsen, die Deutschkatholiken in Schlesien auf unter fast allgemeinem Zujauchzen der deutschen Presse, und in der Schweiz erhob der Communismus sein Haupt und warf seine Brandschriften nach Deutschland hinüber. Im Grunde ging diese ganze fieberhafte Wuth, womit man die Religion und Sitte verfolgte, von Frankreich aus, welches in der Periode zwischen der Juli- und Februarrevolution vor Ungeduld und Gier nach einer neuen Revolution sich bis zum Wahnsinn echauffirte. Deutschland ließ sich nur anstecken.

Wir müssen die Reihe der charakteristischen Zeiterscheinungen fortsetzen. Gustav Kühne überwarf sich zwar mit den Jungdeutschen, seine „Quarantaine im Irrenhause“ verräth aber, daß er an der Unruhe der

Zeit selbst betheiligt war. In den „Klosternovellen“ schildert er die traurigen Folgen der Ascese, als ob Entsagung den Menschen unmöglich wäre. Auch schrieb er ein unnützes Buch über die Rahel und Bettina.

Rahel war eine durch ihren Geist berühmte Jüdin in Berlin, Gattin des Biographen Varnhagen von Ense, der ein Buch über sie schrieb. Sie wurde hauptsächlich nur deshalb vergöttert, weil auch sie zu den von aller Religion Emancipirten gehörte.

Der Jude Berthold Auerbach machte damals (1837) den Spinoza zum Helden eines Romans.

Durch seine kühne Philosophie zerreißt er die Fesseln des Judenthums, die ihn bisher umstrickt. Aber dafür stößt sein Volk ihn aus. Er will sich mit einer schönen Katholikin trösten, findet aber, daß sie ihn um eines reicheren Liebhabers willen verrathen hat. Ganz allein und verlassen hat er nun nichts mehr, als sich selbst und seinen Geist. Da erscheint ihm tröstend Ahasver, der ewige Jude und preist ihn als den wahren Messias der Juden, der sie jetzt erst erlöst habe von ihren alten Glaubensbanden durch den freien Geist.

Auerbach vergötterte in einem andern Roman „Dichter und Kaufmann“ den Juden Mendelssohn, den schon Lessing so lächerlich zum Ideal hinaufgeschraubt hatte. Die wirklichen Juden der Neuzeit sind von solchen Idealen himmelweit entfernt geblieben und haben sich nur auf Kosten der Christen ungeheuer bereichert oder, wenn sie in Wissenschaft, Kunst und Literatur machten, den guten Geschmack verdorben (mit durchgängig sehr geringen Ausnahmen) und einen Gifthauch von Irreligiosität und Entsittlichung um sich verbreitet. Den besten Judenroman schrieb W. von Chezy 1845 unter dem Titel „der fromme Jude“.

Nach einer Seite hin verfolgt er das Judenthum in den gemeinsten Schacher, in die Gaunerei und ins Zuchthaus; nach der andern Seite hin in die Comptoirs, in die Salons und Boudoirs. Hier wird ein Judenkind hinter dem Zaun geboren, hier werden Dietriche gebraucht, hier in der jüdischen Gaunersprache Verbrechen verabredet, — dort heirathet die Tochter des geadelten Banquiers einen Grafen, kauft man große Herrschaften und spielt den Pair &c. Am frappantesten sind die Scenen, in welchen Verwandte zusammenkommen, die beiden Richtungen angehören. Der eine Bruder oder Vetter hat sein Glück gemacht, der andere ist im Elend geblieben. Die reiche Judentochter am Arm eines Grafen, eine Anzahl armer Verwandter von sehr zweideutiger Lebensstellung musternd (Theil IV, S. 192 f.), ist ein ungemein gelungenes Bild.

Stolz und Verlegenheit, Trotz und Aerger auf beiden Seiten machen endlich wie auf einen Zauberschlag dem alles überwältigenden Gefühl der Verwandtschaft und des gemeinsamen Interesses Platz. Theil IV. S. 85 heißt es hier, daß ein zu edleren Gesinnungen berufener Jude kein Jude bleiben könne, ohne auf eine oder die andere Weise zu verderben. Henoch, der hier diese Richtung vertritt, wird das Opfer seiner Treue.

Auch die Jüdinnen drängten sich herbei. Fanny Lewald schrieb 1849 einen Roman „Prinz Louis Ferdinand".

Sie stellt diesen tapfern Prinzen dar, wie er drei Geliebten mit obligaten Kindern schwärmerisch liebt und sich von der Jüdin Rahel geistig beherrschen und langweilig hofmeistern läßt.

Zeitgemäßer Triumph des Judenthums über das Preußenthum! ihr Roman „auf rother Erde" (1850)

schildert die Revolution in Iserlohn, kokettirt mit Calabreser und Schleppsäbel und endet mit der Flucht der Demokraten nach Amerika.

In den „Hausgenossen" von 1856

läßt die Lewald einen jungen Arbeiter und sein Mädchen 2—3 Jahre lang in wilder Ehe leben und Kinder zeugen und findet das ganz schön und natürlich, erklärt es dagegen für ein Verbrechen an der Menschheit, daß die Polizei dem Skandal zuletzt ein Ende macht.

Auch in der „Lebensfrage" triumphirt die Liebe über die Pflicht. In „Jenny" steht eine Jüdin als Lichtgestalt unter christlichen Geistlichen als Ungeheuern 2c.

Aber auch christliche Frauen und Männer überboten sich in unsittlichen Romanen. Amalie Schoppe schrieb seit 1824 überaus viele Romane, anfangs noch sentimentale Entsagungsromane, dann historische, endlich sociale à la Georg Sand, z. B. „Aus Haß Liebe" (1842).

Gräfin Heloise, anstatt ihren kranken Mann zu pflegen, liest bis Mitternacht unzüchtige Romane, da wird sie von einem jungen Herrn besucht und nimmt ihn, „indem sich Traum und Wirklichkeit bei ihr vermischen", in ihren Armen auf. Aber dieser Liebhaber befriedigt sie so wenig, als ihr Mann, auch sterben beide und erst ein Dritter befriedigt sie ganz, so daß „jetzt erst bei ihr die Knospe ihre bis dahin verschlossene Hülle sprengt". So wird mit Jungfräulichkeit kokettirt, nachdem man schon tief in der Schande gebadet. Der neue Liebhaber traut auch nicht. Man trennt sich, versöhnt sich aber zuletzt wieder wie in Menschenhaß und Reue, wobei ein kleiner Bankert, die Frucht jener magischen Wirkung der G. Sand'schen Poesie, die Hauptrolle spielt.

Herr von Rehfues, ein Württemberger in preußischem Staatsdienst, schrieb 1832 den berühmt gewordenen Roman „Scipio Cicala“.

Scipio ist einer der vielen Don Juans, deren Kraft darzustellen sich die Unkraft der modernen Poesie abmüht. Schön, heldenkräftig, eine in jeder Beziehung reiche Natur, in ein eben so reiches Leben hingestellt (in die Mitte zwischen die christliche und muhamedanische Welt und in die Zeit der sicilianischen Vesper), wird er gleichsam von allen Mächten des Himmels und der Hölle umbuhlt; wie es seit Göthe's Faust Mode geworden ist, sich den sterblichen Menschen als einen für die Unsterblichen überschwenglich interessanten Gegenstand zu denken, dem sie, ohne irgend eigne Selbstständigkeit, nur zu hofiren hätten. Doch hat Rehfues die poetische Gerechtigkeit walten und den Helden in seiner tief unsittlichen Richtung untergehen lassen.

Rehfues ließ „das Castell von Gozzo“ nachfolgen.

Der Maler Camillo flüchtet mit seiner schönen Frau vom Lande in das Castell der Insel Malta, weil Türken landen. Die verschmähten Liebhaber der schönen Frau wollen aus Rache das Castell den Türken überliefern, aber Camillo kommt ihnen zuvor, indem er Weib und Kind vergiftet und selbst im Kampfe fällt. Die Verhöhnung eines Mönchs bildet eine lustige Episode in der tragischen Geschichte.

Und eine „neue Medea“ (1836).

Eine Greuelgeschichte. Die neue Medea wird, wie die alte, von ihrem Jason betrogen und wirft ihm in wüthender Rache noch im Tode sein (und ihr) Kind nach.

Unter dem Namen Emerentius Scävola schrieb seit 1832 ein Herr von der Heyden (nicht zu verwechseln mit Friedrich van der Heyden) skandalöse Sachen, die alles übertreffen, was bisher der Roman in Sittenlosigkeit geleistet hatte. Sein erstes Product „die Genossen der Mitternacht“ kamen mir nicht zu Gesicht; 1836 erschien sein „Adolar, der Weiberverächter“.

Adolar verführt alle Weiber, bis ihn einmal Eine um beide Augen bringt. Blind und ohne Mittel setzt er dennoch seine Lüderlichkeit fort, indem er sich, immer noch ein schöner Mann und wegen seiner Blindheit um so gewisser diskret, an vornehme Frauen verkauft und nunmehr Geld für das einnimmt, wofür er es sonst ausgab. Eine Hetäre männlichen Geschlechts.

Im Roman „Leonide“

bricht die Heldin als Nonne ihr Gelübde, um zwei Männer zu heirathen, denen sie sich abwechselnd hingibt.

Die Heldin des Romans „Learosa"

ist ein unschuldiges Mädchen, fällt in die Arme mehrerer Verführer, bleibt aber unschuldig, heirathet einen Greis und bleibt unschuldig, bis ein Traum zum erstenmal sie darüber belehrt, wo die Unschuld aufhört. Nun glüht sie, den Traum zu verwirklichen, verliebt sich, geräth aber im Dunkeln in die Arme eines Scheusals. Außer sich vor Aerger will sie sich auf andre Art entschädigen, wird aber nochmals im Dunkeln betrogen durch — ihren eigenen Bedienten. Das Ende ist im Bordell.

Genug, die Analyse der noch übrigen Romane dieses Scävola wollen wir uns ersparen.

Ein Wilhelm Müller, nicht zu verwechseln mit dem sanften Philhellenen, gab seit 1835 Greuelgemälde im Geschmack der neufranzösischen Romantik heraus.

Zuerst ein Taschenbuch „des Bettlers Gabe", darin gräßliche Scenen aus Rußland, Erfrierungen im Winter 1812, Knutungen, daß man das Fleisch davonfliegen und das Blut rauchen sieht ꝛc. „Die Verworfenen", ein Roman. Hier tritt der Held in ein Bordell ein, wo ihm alles gestohlen wird und geht ab auf einem Karren mit Choleraleichen, um lebendig begraben zu werden. Zwischen diesen beiden Greuelscenen liegen noch unzählige andere, worin die unmenschlichste Grausamkeit und Verruchtheit, bald im Verbrechen, bald in dessen Bestrafung ihre Triumphe feiern. Ein Paria wird verurtheilt, sein eigenes Kind einem Tiger vorzuwerfen und sieht es vor seinen Augen zerfleischen, wird dann wahnsinnig und verbindet sich mit einem Juden und einem Neger, die auf ähnliche Weise mißhandelt worden sind, um an der ganzen Menschheit Rache zu nehmen. Sie gehen ins Giftthal und holen die Cholera heraus. — Bettlers Gabe wurde noch 1845 fortgesetzt mit ähnlichen Greuelgeschichten. Die rührendste soll einer Volkssage entnommen seyn. Ein russischer Page wurde mit seiner Braut und ihrem Vater von den Tataren geraubt, die der unglücklichen Braut einen von beiden, den Vater oder Bräutigam, beim Leben erhalten wollten, wenn sie bei der Hinrichtung des Andern sänge. Sie wählte den Vater und sang bei der Hinrichtung des Bräutigams, aber ihr Gesang war so schauerlich, dämonisch und mächtig, daß der Tataren großes Götzenbild zusammenstürzte und sie und ihren Vater erschlug. Seitdem hört man dort eine geisterhafte Nachtigall singen.

Im „König Og und seinen Nachkommen", einem anonymen Roman von 1839

radotirt ein gewisser Hilar gegen alle Religion und Ehe, will die Weiber und sogar die Kinder emancipiren und endet damit, daß er seinem eignen Kinde den Kopf einstößt und seine Geliebte wahnsinnig wird.

Im „Freigeist“ von Oelckers (1840)

figurirt wieder eine emancipirte Wally und ein Ritter vom Geiste, der die Religion „einen Augenschirm für Blödsichtige nennt, die den vollen Strom des Lichts noch nicht vertragen können,“ und nachher langweilig die junghegelsche Lehre vom „Zusichselbstkommen Gottes im Menschen“ auskramt.

Die „Söhne und Töchter der Zeit“ von Wilhelm Elias (1840)

sind desselben Geistes oder vielmehr Fleisches, da hier aller Geist ins Fleisch gesetzt wird. Sonderlich die Töchter der Zeit baden sich in der Lust dieses emancipirten Fleisches mit philosophischem Stolze. Die Eine, die ein uneheliches Kind bekommen hat, worüber sich ihr früherer, jetzt wieder zu ihr zurückkehrender Liebhaber beklagt, sagt zu diesem, indem sie das „incroyable Dogma“ verhöhnt: ich bin die Jungfrau Mutter, du ein heiliger Geist, und jener, von dem ich das Kind habe, mag den Joseph vorstellen.

Dagegen schrieb Egert Winnsteen 1843 eine Novelle „Antonia“, worin er beweist, daß die christliche Ehe dem weiblichen Geschlecht viel mehr zum Vortheil gereiche, als die Emancipation.

Antonia will durchaus emancipirt seyn, sich keinem Ehezwang unterwerfen, aber doch Männer lieben. Sie selbst trägt sich einem Manne zur ehrlosen Buhlerin an, wird aber bald von ihm, der sich an ihrer Unzartheit ärgert, verlassen und muß nun als Mutter eines unehelichen Kindes alle Schmach erleben.

In der Tragödie „Liebe“ von Held (1841) wird die Tugend mit dem Laster in unglaublicher Unnatur vermischt und verwechselt.

Die junge Gräfin Johanna liebt ihren Lehrer Eduard und wird geliebt vom Grafen Adlerhorst. Da sie den bürgerlichen Eduard nicht heirathen kann, ist der Graf so gefällig, sie zu heirathen, aber nur um sie Eduard abzutreten, mit dem sie nun in einem sicheren Asyl als Gattin lebt, bis sie sich in den großmüthigen Grafen selbst verliebt und nun einmal in Eduards Armen diesem gesteht: Eduard, ich liebe — meinen — Gatt — (die Stimme versagt ihr, sie sinkt um). Eduard ist wie vom Donner getroffen, spielt aber nun seinerseits den Großmüthigen und vergiftet sich.

„Die Seherin“ in einem dramatischen Gedicht von Emil Mecklenburg (1845)

sucht als Maitresse eines Königs diesen für die Hegel'sche Philosophie und für den Communismus zu gewinnen, deren Lehren ein gewisser Frei als radikaler Marquis Posa des breiteren auskramt. Es gibt keinen Gott, verkündet er, wir Menschen allein sind Gott, jeder dem anderen gleich, jeder frei ꝛc. Der König will aber nichts davon hören und der Schwätzer endet im Kerker.

Ernst Wilhelm Ackermann, ein Königsberger, der als Hofmeister einer russischen Familie frühe starb, dessen poetischen Nachlaß aber Raupach 1848 herausgab, schwelgt in Wollust und verhöhnt das Christenthum.

In einem Gedicht sagt er einer schönen Jüdin: du mußt erst den wahren Glauben haben, d. h. glauben, daß ich dir treu bin, wenn du mich auch eine andere küssen siehst. Du mußt an die Dreieinigkeit glauben, d. h. ich bin das Seyn, du bist mein Entfalten und unsere Vereinigung ist der Kuß 2c. Im „Don Juan und Maria" spottet Don Juan in der Hölle über den „armen Gott", der nichts so Schönes zu schaffen wisse, als Er Don Juan in seiner üppigen Phantasie. Zum Lohn kommt Maria zu ihm in die Hölle, um ihn eigenhändig von da in den Himmel hinaufzuführen. Das ist noch ärger als am Schluß des Göthe'schen Faust.

Lenau (Niembsch, Edler von Strehlenau), der abwechselnd in Wien und Stuttgart lebte, begann 1832 mit lyrischen Gedichten, welche großen Beifall fanden und oft wieder aufgelegt und vermehrt wurden. Allein ich wies damals schon (in meinem Literaturblatt von 1835 Nr. 73 und 1839 Nr. 42) auf den kranken Punkt in Lenau's Seele hin.

Er besang ein Dutzend verschiedene Mädchen zugleich, von denen er jede einzelne bis zum Sterben zu lieben versicherte, und streckt dann noch jammernd die Arme nach einer aus, die einzig bestimmt sey, ihn zu beglücken, aber erst nach tausend Jahren geboren werden würde 2c. Das war nun nicht Affectation, sondern ganz ernsthaftes, aber krankhaftes Gefühl.

Sein Herzweh bestand in einer nicht zu befriedigenden, wenn auch nur sentimentalen Donjuanerie. Gewaltsam wollte er sich aus diesem innern Elend herausreißen und suchte instinktartig das gesunde praktische Leben in Nordamerika, aber die Prosa dort riß nur neue Wunden in sein zartes Herz und er kehrte zurück, um aufs neue seinen Schmerz in Liedern auszuströmen.

In einem morschen, lebensarmen, hohlen Baum, in welchem Bienen süßen Honig bereiten, sah er sein eigenes Bild. Er nannte die ihm angetraute Braut „die Qual". Er sah „den Geist unglücklicher Liebe, der über die Erde zieht".

Kurz überall nur schwarze Melancholie, aber sein Schmerz fand oft den rührendsten Ausdruck, weil er ein wirklich empfundener war. Aber überall vermißt man die männliche Erhebung, Selbstbeherrschung und Zucht seiner selbst. Der Dichter jammert immer über vorenthaltenes Recht und

denkt an keine Pflicht. In seinem Drama „Faust" identificirt er sich selbst mit Faust.

Der durch Wollust mit Weibern erschöpft, einer Unschuld nachtrachtet, die er nicht mehr finden kann und sich endlich selber umbringt, mit dem einzigen Wunsche, nicht mehr aufzuleben.

Lenau fühlte, er müsse aus diesem subjectiven Jammer heraus und sich erhabenen Gegenständen zuwenden. Da feierte er 1837 in dem epischen Gedicht „Savonarola" diesen florentinischen Reformator und entwarf ein abschreckendes Bild von der römischen Kirche. Dem ließ er noch 1842 „die Albigenser" nachfolgen mit derselben Tendenz des Hasses gegen Rom, aber auch mit Verachtung des reformirten Bibelchristenthums. Denn er läßt den Meister Theodor, nachdem er den Albigensern die Bibel erklärt hat, das h. Buch selber ins Feuer werfen und schließt mit einer Vergötterung des „Gedankens", der trotz römischem Purpur und Kutten fortwirken werde zur Befreiung der Völker.

Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter.

Lenau stellte sich also ganz in die Reihe der revolutionären Dichter, wofür ihm die Partei, welche damals die Presse beherrschte, reiche Lorbeerkränze zuwarf. Aber seine aristokratischen Gewöhnungen und Bedürfnisse und seine Sehnsucht nach idyllischer Häuslichkeit paßte nicht zu der Rolle eines Zeitgeistrenommisten. Im Conflict zwischen einer älteren und einer jungen reinen Liebe, welche letztere durch die Ehe geheiligt werden sollte, fiel er in Wahnsinn und endete im Irrenhause.

Eine lächerliche Parodie des tragischen Lenau bot C. Blessig in seinen Gedichten von 1839 dar.

Ganze Bündel von zärtlichen Gedichten an nicht weniger als 26 verschiedene Schönen, in welche der Dichter immer gleich feurig verliebt, bei denen er aber nicht immer gleich glücklich ist, so daß wir ihn bald vor Vergnügen, bald vor Furcht und Aerger zappeln sehen.

Eduard Duller, ein Oesterreicher, der aber in Darmstadt lebte war anfangs ein harmloser Nachläufer der Romantiker und schrieb ein Epos „die Wittelsbacher" zu Ehren des bayrischen Königshauses, bis er sich in die antikirchliche Bewegung warf und eine Rolle unter den Deutsch-

katholiken spielte. Obgleich er die Worte gut zu setzen und blendende Farben aufzutragen verstand, sind seine Dichtungen doch nur hohl und aufgeblasen. Sein Roman „Loyola“ von 1836 mag ihn charakterisiren.

Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu, handelt nicht aus tiefster Bußempfindung heraus, sondern aus Ehrgeiz, will keineswegs dem Herrn der Kirche dienen, sondern hegt von Anfang an die Absicht, den Papst zu seinem Diener und Werkzeug zu machen, und endet nicht wie ein Heiliger oder auch nur Fanatiker, sondern wie ein Kotzebue'scher Familienvater, indem er Gott und Kirche vergißt und nur, seinen leiblichen Sohn in den Armen, an dessen Mutter und die mit ihr genossene Wollust denkt.

Solche Pfuschereien in den tiefen Ernst der Geschichte hinein fanden damals Beifall. Im Jahr 1842 schrieb Duller ein Epos „der Fürst der Liebe“,

worin Gott als Fürst der Liebe einen Engel in die Welt schickt, der dieselbe voller Sünder findet. Gott aber theilt den Menschen seinen Geist mit und hofft, nunmehr werden sie sich selbst erlösen. Den Sohn desavouirt er ausdrücklich:

Kein Bild am Kreuz! o nicht des Bildes
Bedarf es, da mit euch der Geist.

Duller schrieb noch einen Antichrist, Franz von Sickingen, Kaiser und Pabst 2c. Er wurde Vorstand einer deutschkatholischen Gemeinde. Eben so Heribert Rau, ein gewesener Commis, der in unzählbaren elenden Romanen Propaganda machte. Auch der Vielschreiber v. Alvensleben schrieb 1835 einen Roman „Betbruder und Betschwester“. Gegen die Jesuiten wurde ungeheuer viel geschrieben, theils in historischen Excursen, theils in Romanen. Das war das Paradepferd für den rationalistischen Pöbel, sonderlich in Sachsen. Indem man aber übertrieb und alle Jesuiten ohne Ausnahme zu Teufeln machte, verfehlte man das Ziel. So Ellendorf mit seinen wüthenden Pamphleten. So Hesekiel mit seinem Roman „Schwaning“ von 1845,

worin eine adelige Familie durch die Jesuiten arglistig ruinirt wird.

Unter den vielen Streitschriften, welche die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich (1839) hervorrief, findet sich auch eine „Straußiade“ in Versen nach Blumauers Weise, gemein und geistlos der frommen Volkspartei spottend.

Leopold Schefer, Inspector zu Muskau, dem Sitz des als Autor

gleichfalls berühmten Fürsten Pückler, schrieb seit 1826 eine Menge Novellen, grell gefärbte Liebes- und Mordgeschichten, in dem Greuelgeschmack, der damals in Frankreich Mode war. Hier einige Motive.

Bianka di Sipolcro, Tochter einer Nonne und selbst Nonne, soll von einem Maler aus dem Kloster entführt werden. Statt ihrer wird ihre eben begrabene Mutter, die der Maler wieder ausgräbt, in ihr Bette gelegt, sie wird aber bei dem Anblick wahnsinnig und der Maler ersticht sich. Klingemann hat diesen greulichen Unsinn sogar auf die Bühne gebracht. — Genevion von Toulouse wird von ihrem Liebhaber aus dem Grabe ausgegraben und durch eine wüthende Umarmung wiederbelebt. Eine Mutter legt die Leiche ihres Töchterchens in Genevions leeres Grab, der Gatte der letzteren kommt dazu und bildet sich ein, das blumengeschmückte Kind sey Genevion selbst, nur durch den Tod zusammengeschrumpft. Als er sie aber groß und lebendig wiedersieht und reclamirt, nimmt sie Gift. — Zwei fangen sich an zu lieben, nachdem und weil sie den boshaftesten Verrath an einander geübt. — Ein Vater verfolgt seinen eigenen Sohn mit wüthender Mordlust. — Ein anderer verführt seine eigene Tochter. — Am gemeinsten sind in seinen zahlreichen Novellen italienische und orientalische Greuel.

Merkwürdig ist die Novelle, in welcher Schefer die h. Magdalena mißbraucht, um den angeblichen Beweis zu führen, daß der Mensch sich in jeder Liebe selbst betrüge.

Ein Jüngling betet ein wunderschönes Magdalenenbild an, zu dem es ihn unwiderstehlich hinzieht. Da kommt eine Pilgerin, die dem Bild sprechend ähnlich sieht und sogleich verläßt er das Bild, kehrt sich zu dem lebendigen Mädchen, will es verführen, braucht endlich sogar Gewalt und — hat eine Todte in den Armen. Nun kann er sich wieder von der Leiche nicht trennen und beweint sie, bis es sich zeigt, daß Kranke von ihrer Berührung gesund werden, und einmal ein blindes Mädchen kommt, das sich durch ihre Berührung heilen will. Das Mädchen aber ist wieder der Todten sprechendes Ebenbild. Sie wird sehend, richtet ihre Augen auf den Jüngling und dieser hat augenblicklich auch die Todte wieder vergessen und will um jeden Preis die schöne Lebende heirathen. Sie willigt ein, wenn er ihr den Ring gebe, den die Todte von ihm hat. Rasch will er nun der todten Hand den Ring entreißen. Es geht nicht. Er braucht ein Messer. Wie er aber den Finger abschneiden will, richtet die Leiche sich auf und blickt ihn so schrecklich an, daß er auf der Stelle des Todes ist.

Schefer ist ein fanatischer Feind der Kirche.

Im „Weihnachtsfest zu Rom" schildert er den Jammer eines Bischofs, der

unter Gregor VII. seinem geliebten Weibe und seinen Kindern entsagen muß. Mutter und Kinder stürzen sich zuletzt von einem Thurme hinab.

Seinen Kirchenhaß äußerte Schefer meist in Versen, in mehreren cyclischen Lehrgedichten. Dieselben erscheinen ganz harmlos und sentimental, sie verbergen aber eine zitternde Wuth. Seine Poesie gleicht einer sanften, das Auge anlockenden Blume, deren unheimlicher Geruch aber bald ein tödtliches Gift verräth. So hat er in seinem Laienbrevier, indem er scheinbar nur die Natur und das menschliche Herz liebkoste, unter den süßesten Redensarten von der Welt das Christenthum als das heilloseste Uebel bezeichnet, das je die Welt verpestet, und seine Mitmenschen gleichsam mit dem innigsten Mitleid gebeten, doch ja von diesem Uebel abzulassen. Es liegt etwas Diabolisches in dieser Manier. Der Teufel kommt à la Kotzebue mit dem Thränentuch vor den Augen und klagt Gott als einen grausamen Tyrannen an. Lange habe er dem Greuel zugesehen, aber nun zwinge ihn die reinste Menschenliebe, den bethörten unglücklichen Menschen zu rathen, endlich diesem fürchterlichen Gotte zu entsagen. Wie Schefer im Laienbrevier lehrt, der Mensch solle nur die Natur und sich selbst anbeten, so sollen seine „Vigilien" heilige Morgengesänge der neuen freien Kirche, d. h. der Gottgewordenen Menschheit seyn, Auferstehungslieder des freien Geistes.

> O Mensch, Naturgeist sollst du seyn und wissen,
> Daß du es bist. So bist du Herr, bist Mensch,
> Der freie, liebevolle Geist des Alls.
> Gott lebt im Menschen
> Und Gottes Geist ist Menschengeist.
> Du sollst dich als den Göttergeist empfinden,
> Den Allgemeinen, der das All erfüllt ꝛc.

Dieselbe Lehre wiederholt Schefer in seinem „Weltpriester" und noch 1855 in den „Hausreden". Hier macht er geradezu den Naturtrieb zur Religion.

> Der reifen Jungfrau ist Religion
> Sich einen Mann zu nehmen.
> Das Menschenhaus mit Weib und Kindern drin,
> Das ist der einzig wahre Tempel.

In seinen lyrischen Gedichten preist Schefer die Aspasia als die Seligste der Weiber, weil sie „so Viele beglückt habe", sie höhnisch gleich

sam der Madonna gegenüberstellend. In einem Gedicht „der Tod Gottes“ wird auseinandergesetzt, Gott habe eigentlich nie existirt, sondern sich an die Menschengeister vertheilt. In einer Novelle stellt Schefer den Giordano Bruno als Märtyrer der Menschheit und der allein wahren Religion der katholischen Kirche entgegen.

Alles Christliche ist in dieser Novelle unkoscher und nur die Juden und Heiden werden gepriesen. Der einzige Kultus, auf den es der Dichter absieht, ist der Naturkultus. Von einem Mädchen, die durch einen Mönch zu Falle gekommen, heißt es S. 53 ausdrücklich, sie habe Recht gehabt und der Mönch auch; was ihnen die Kirche verboten, das habe ihnen die Natur befohlen, sie hätten also nur das Gebot Gottes erfüllt ꝛc. Zum Ueberfluß wird am Schluß die Hinrichtung Bruno's zu einem Afterbilde des Todes Jesu am Kreuze gemacht. Wie dort die Madonna und Magdalena, so wohnen hier eine Mutter und Geliebte der Schreckensscene bei und Bruno strahlt einen Nimbus, der selbst das Feuer überglänzt.

Friedrich von Sallet, ein unzufriedener Officier in Breslau, schrieb 1838 einige tolle Märchen: die wahnsinnige Flasche,

worin ein habitueller Trinker mit der Flasche selbst identificirt wird und sich mit allen Arten von Wein ꝛc. anfüllt, bis er im Rum untergeht.

Und „Schön Irla“,

worin eine Fliege aus dem Süden einer in der Wiege liegenden Lappländerin liebliche Träume vorgaukelt, während ein altes Weib die Wiege schaukelt und häßliche Dinge sieht, und zwar tausend Jahre lang. Das Kind soll die europäische Menschheit, das alte Weib die christliche Kirche, die Fliege den Freiheitsruf bedeuten.

Sallet bekämpfte sodann in seinen lyrischen Gedichten alles Bestehende mit dem tiefsten Hasse. Sein „Laien-Evangelium“ von 1842 verhöhnte die Bibel und lehrte, Gott existire nur im Menschen, jeder Mensch müsse sich selbst erlösen, der Christenglaube sey Verdummung, die Revolution allein die wahre Religion. Auch die Weiber wollte er emancipiren.

Eins ist Noth. Nicht waschen, nähen, stricken ꝛc.
Wollts (ihr Weiber) uns ebenbürtig, Menschen heißen,
Müßt, Geister ihr, mit uns im Geiste leben.

In seinen gesammelten Gedichten von 1843 wiederholt sich dieselbe Emancipationswuth

In der Schrift „die Atheisten und Gottlosen“ verkündet Sallet

nur Selbstvergötterung sey der wahre Gottesdienst; Atheisten und Gottlose seyen nur die Könige und Pfaffen, welche das Christenthum erfunden haben, um die Völker damit in ewiger Dummheit und Knechtschaft zu halten. S. 128 sagen die Pfaffen zu den Königen: „warum seyd ihr so thöricht uns zu chikaniren? Wir sind Spitzbuben so gut wie ihr. Wir müssen uns die Hand reichen und verständigen."

Dem Beispiel Sallets und Herweghs folgten eine Menge anderer junger Dichter. Johann Scherr (laute und leise Lieder, 1842), Stolle (Nachtigallieder, 1842), Sievers (Kinder der Zeit, 1843) ꝛc. Alles Verkünder des „Völkerfrühlings", kleine Berangers „vor" der Revolution.

Auch ein Jude, Joseph Mendelssohn, rief 1843 in seinen „wilden Blumen" seinen Glaubens- und Stammgenossen zu, sie sollten das alte Testament und den Talmud ins Feuer werfen, und dem Messias entgegengehen, der mit dem Schwert und in Flammen daherkomme (die Revolution).

Im „Proteus" eines Franz Trautmann (München 1843)

erklärt Gott am Weltende, das Weltgericht sey überflüssig, es brauche sich Niemand davor zu fürchten, das Böse sey nur Er, Gott selbst gewesen, sofern er sich nämlich entäußert habe, und wieder zurückkehrend in sich hebe er auch das Böse wieder auf. Alles sey nur ein Vorgang in Gottes eigener Einbildungskraft gewesen. Eine sehr unschickliche Anwendung des indischen Brahma auf den Gott der Christen.

Der Frechsten einer war Titus Ulrich, der in seinem „Hohen Liede" (Berlin 1845) das ganze Verhältniß des Menschen zu Gott umkehrte.

Der Mensch hat Gott geschaffen, d. h. die absolute ewige dem Menschen allein zukommende Intelligenz hat sich entäußert an Gott, um durch ihn den Menschen zu dienen, aber Gott hat das ihm angewiesene Amt mißbraucht, die Menschheit verrathen, und nicht der Mensch hat gesündigt an Gott, sondern Gott am Menschen. Darum sey es Pflicht aller Menschen, sich gegen diesen Gott zu empören und die Natur aus den Sklavenketten, in denen er sie halte, zu erlösen durch den „Gedanken".

Schwächer ist desselben Dichters „Victor" von 1848,

nämlich ein radikaler Renommist, der als Flüchtling in der Schweiz mit einem Polen zusammentrifft und nun für allgemeine Freiheit und Republik in hohlen Phrasen poltert.

Wie die alte Legende von Dr. Faust durch die antichristliche Poesi

entstellt worden ist, haben wir oben schon (S. 218 ff.) erkannt. Der Legende vom ewigen Juden ist es eben so ergangen. Während nämlich das fromme Mittelalter im Ahasver das Judenthum, im Faust das Heidenthum als zwei dem Christenthum feindselige, bösartige, zum Glück unschädliche Mächte auffaßte, hat die unfromme Neuzeit, dem Christenthum selbst entfremdet, sowohl im Ahasver als Faust nur befreundete, dem Geist der Neuzeit innig verwandte Wesen erkannt und gegen das verhaßte oder verachtete Christenthum in Schutz genommen. Was Ahasver betrifft, so lassen sich alle modernen Auffassungen desselben in zwei Rubriken bringen. Entweder Ahasver ist ein starker Geist, der eine ungerechte Mißhandlung mit edlem Stolz erträgt und sich nicht beugen läßt; ein Prometheus, der Gott verachtet und die Menschen bemitleidet, die einem solchen Gotte dienen; ein Vertreter des sogenannten ewigen Menschenrechts, welches die Diener des Altars und des Throns den Menschen vorenthalten; eine Personification der socialen Republik, zu der es die Götter der Zeit nicht kommen lassen wollen, für die er daher nur als Prediger in der Wüste auftreten kann. Oder aber Ahasver erscheint als eine schöne Seele, als ein weiches zartfühlendes Wesen, das in seinem Schmerze den gesammten Weltschmerz der modernen Literatur concentrirt. In den Dichtungen dieser weichlichen und weinerlichen Gattung tritt der ewige Jude immer als ein gemüthreicher Mensch auf, verrichtet gute Werke, hilft und tröstet, verliebt sich, heirathet sogar, lebt als guter Familienvater und Mitbürger. Oder die Dichter nehmen einen höhern philosophischen Schwung und beweisen, aus Hegels System, der ewige Jude sey erhaben über den sittlichen Gegensatz, aus dem seine Legende hervorgewachsen; es wird ihm demnach bequem gemacht, sich zu emancipiren und zu der Höhe vergötterter Menschheit zu erheben, von welcher man verächtlich auf den alten Christengott heruntersieht. Hin und wieder kamen auch Dichter vor, die aus purer Gutmüthigkeit den ewigen Juden selig sterben lassen, z. B. Schubart, A. Schreiber, Theodor von Haupt. Kurz unter zwanzig bis dreißig Dichtern, die den Stoff behandelt haben, ist auch nicht ein Einziger der christlichen Grundidee der Legende treu geblieben. Ich hebe aus der von mir gesammelten Ahasverus-Literatur nur einige der bedeutsamern Erscheinungen hervor.

Ganz abgeschmackt ist Klingemanns Drama (1827), worin Ahasver

während des dreißigjährigen Kriegs als deus ex machina rettet und hilft. Eben so der ewige Jude des Wilhelm Jemand von 1830, der sich hier in mittelalterliche Ritter- und Vemgerichtsscenen einmischt. Lustig ist nur, daß der gefeierte Jude einmal ruhig stehen bleibt, während Ritter und Knechte aus Leibeskräften, aber immer vergeblich, auf ihn hauen und stechen.

Einer der schwächsten Ahasvere ist Eduard Dullers „Antichrist“ von 1833.

Zwar verschwendet der Dichter alle erdenkliche Greuel, um Effect zu machen, sinkt aber immer wieder in weichliche Empfindsamkeit zurück. Zuletzt eine völkerwürgende Pest, ein vor Angst, angesteckt zu werden, fast wahnsinniger König, der ewige Jude als schadenfroher Zuschauer, der Angst und Verzweiflung noch anschürt. Der König läßt ein Kind seines eigenen Blutes schlachten, um durch Trinken dieses Blutes vor der Pest sicher zu seyn, aber vergebens. Des Kindes Mutter trauert, verliert aber mitten unter allen Schrecken nicht Glauben, noch Hoffnung. Sie pflegt eine Lilie, als sey es ihr Kind. Da findet sie die Lilie einmal abgerissen. Aber der Gärtner (Christus) kommt ihr entgegen, die Lilie in der Hand und führt sie in den Himmel, wo sie ihr Kind findet. Dem allen sieht der Jude grinsend und endlich verzweiflungsvoll zu. Da wendet sich der Gärtner nach ihm um und ruft ihm tröstend zu: „hoffe.“

Julius Mosen faßte den Ahasver in einer epischen Dichtung (Ahasver, 1838) titanenhaft auf

und war verständig genug, ihn nicht aus seinem melancholischen Charakter fallen zu lassen, glaubt ihn aber immer noch als Prometheus, als Vertreter des gekränkten Menschenrechts gelten lassen zu müssen und legt am Schlusse Christo selber die unverständigen Worte in den Mund: „zwischen uns beiden wird einst das allerletzte Weltgericht enscheiben.“ Als ob der von der ganzen Christenheit anerkannte ewige Richter selbst an ein noch höheres Gericht appelliren könnte und als ob hier überhaupt noch ein Zweifel bleiben könnte.

In Auerbachs „Spinoza“

erscheint der ewige Jude diesem Philosophen in dem Augenblick, in welchem ihn die Juden, seine alten Glaubensgenossen, ausgestoßen haben und auch die Geliebte ihn verrathen hat. Tröstend verkündet ihm Ahasver, er habe die alten Glaubensbande seines Volkes gesprengt und sey der wahre jüdische Messias.

Noch unsinniger ist die tiefsinnige alte Sage mißdeutet in „dem neuen Ahasver“ von Ludwig Köhler, 1841.

Hier heißt es, Ahasver soll nicht eher sterben, bis die Freiheit auf Erden herrschen werde. Nun herrscht aber leider das Christenthum, bei dem keine Freiheit möglich ist, und der wahre jüdische Messias, Börne, „der Heiland der Freiheit“ mußte sterben. Auf seinem Grabe in Paris jammert der ewige Jude, der nicht sterben kann, daß jener sterben mußte und daß die Unfreiheit ihn überlebt. Wüthender Christenhaß glüht durch das ganze Gedicht, das zu den kläglichsten Mißgeburten des franzosentollen und jübelnden Jungdeutschland gehört.

Auf eine ganz eigenthümlich geistreiche Weise hat Theremin in seinen Abendstunden die Legende aufgefaßt.

Bei ihm ist Ahasver ein Philosoph, ein anticipirter Hegelianer und Aristipp zugleich, er glaubt nämlich nicht an das Jenseits und wünscht, das Diesseits so lange und vollkommen als möglich zu genießen. Indem er mit dem Heiland nun disputirt, denselben einen Schwärmer nennt und seinerseits allein vernünftig zu denken sich einbildet, wird ihm die Verheißung, er solle, weil er doch das Leben so sehr liebe, fortleben, bis Christus werde wiederkommen. Ahasver läßt sich das gern gefallen, genießt das Leben wirklich, aber ohne Mißbrauch, cultivirt seine Vernunft immer mehr, ist ein überaus braver Mann, fährt fort, das Jenseits für einen lächerlichen Wahn zu halten und gegen diesen Wahn zu kämpfen, nimmt an allem Theil, was dienen kann, das auf jenen Wahn gebaute Christenthum zu stürzen, kann deßhalb aber erst in der neueren Zeit recht froh werden, indem er in jedem Rationalisten ein Bruderherz findet und hofft, nun werde endlich die Vernunft und Wirklichkeit jenen Wahn vom Jenseits gänzlich überwinden. Eine der pikantesten Scenen in dieser Legende ist das Gespräch des Ahasverus mit dem Teufel, welch letzterem sonnenklar bewiesen wird, daß er gar nicht existire.

6.

Die unabhängige Lyrik.

Die lyrische Poesie, welche die Urgefühle der Jugend, die erste Liebe und die erste Freude an der Natur ausdrückt, wird mit jeder Generation neu geboren und bleibt sich im Wesentlichen gleich. In unsern Tagen ist sie nur, wie die Schriftstellerei überhaupt, zu sehr in die Breite gegangen. Es haben sich zu Viele damit befaßt und ohne Originalität und Geist nur die bekannten Redensarten und Bilder nachgeleiert, die ihnen längst vorgeleiert waren.

Wenn es erfreut, im frischen grünen Wald auf allen Zweigen der Vögel Gesang zu hören, und wenn wir Deutsche stolz darauf seyn dürfen, daß der Fremde die bei uns zu Stadt und Land von muntrer Jugend gesungenen volksthümlichen Lieder und der Stimmen Zauber bewundert, so folgt daraus nicht, daß wir auch die centnerweise gedruckte Lyrik unserer literarischen Stubenhocker zu respectiren haben. Nur von jenen lebendigen Stimmen darf gelten, was Uhland sang: „singe, wem Gesang gegeben!" nicht von den Versemachern. Ein geistreicher Mann hat jenen berühmten Vers Uhlands, den hundert schlechte Lyriker als Motto ihren gedruckten Gedichten vorangeschickt haben, „die Marseillaise der Maikäfer" genannt. Dazu ist er allerdings mißbraucht worden. Auf diesen Vers eines großen Dichters hin haben die schlechten getrost sündigen zu dürfen geglaubt.

Außerdem ist unsere Lyrik immer noch zu voll von Eitelkeit und Wehleidigkeit. Der Subjectivismus, der in allem vorherrscht, hat wie die Köpfe, so auch die Herzen verwöhnt und verhätschelt. Unstreitig hat das Herz seine Rechte. Auch der kräftigste Jüngling hat einmal eine weiche Stimmung. Aber diese männliche Erweichung will von der Poesie zart gefaßt, nur so objectiv als möglich in wenigen naiven Zügen ausgedrückt und muß auch bestimmt motivirt seyn. Aber die unermeßliche Lamentation unserer modernen Lyrik, das elende Liebesgewinsel von tausend und aber tausend Schwächlingen, die ihr Herz wie ein Schooßkind herumtragen und mit ihren Thränen begießen, ist eine Krankheit, gleichsam eine nasse Flechte am gesunden Leibe der Nation.

Doch erhält sich das gute deutsche Gemüth in der alten Vorliebe der jungen Dichter für die Natur. Nie, so lange es Deutsche gibt, wird unser grüner Frühling unbesungen bleiben. Der Zug zur Natur, den weder die Alten kannten, noch den man bei den Romanen und Slaven findet, ist den Deutschen von der ältesten Heidenzeit an treu geblieben. Man bemerkt eben jetzt in der Lyrik einen Wetteifer mit der Landschaftsmalerei, die Natur in ihren mannigfachsten Erhabenheiten, Schrecknissen, Schönheiten und Lieblichkeiten aufzufassen.

Man stellt gewöhnlich, und mit Recht, Uhland, den wir oben schon kennen lernten, an die Spitze der modernen Lyriker. Neben ihm Gustav Schwab, dessen oben schon unter den Romanzendichtern gedacht ist. Eine ganz eigenthümliche und vorragende Stellung unter den neuern

Lyrikern nimmt Friedrich Rückert ein, den wir schon als politischen Dichter kennen. Derselbe breitete in seinen sechs dicken Bänden lyrischer Gedichte einen weiten Blumenteppich aus, reicher als irgend ein deutscher Lyriker vor ihm: die lieblichsten Auffassungen der Natur, Landschaftsbilder, Blumenstücke, Ausdruck der Stimmung zu allen Jahreszeiten, die zartesten Liebeslieder, Wallungen des jungen Herzens, Lieder der Freundschaft, der Ehre, gesellige Lieder, eine Fülle von Bildern, Gefühlen, Gedanken, Tönen, alle den Meister beurkundend. Rückert erfreute sich einer fast ununterbrochenen Schöpfungslust, und nicht wie der ängstliche Künstler, der da Maß hält und viel abzirkelt, sondern wie der Schöpfer der Natur, der im wildschönen Urwald alles durcheinander wachsen läßt. In seinem „Dichterselbstlob" sagt er daher:

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen,
Kaiserkron und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, mich, ihren Oberherrn, zu grüßen.
Um die dunkeln Locken farbige Wolkenbogen
Sind, ein buntgesticktes Diadem, gezogen.

Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ewigen Liebesklagen,
Alle Bronnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
Von Geheimnissen mit mir sich zu besprechen &c.

Rückert fällt aber, weil er der Sprache in seltenem Maße Meister ist, in den Fehler, ohne Noth Sprachschwierigkeiten aufzusuchen, um sie in kühner Verskünstelei zu lösen. Daraus entsteht eine rein willkührliche Schwerreimerei, worin der sonst so durch und durch romantische Rückert dem Johann Heinrich Voß ähnlich wird. Wo Rückert sich solcher Reime und künstlicher Härten bedient, fährt man in seinen Gedichten wie auf einem polnischen Knüppeldamme durch ein tropisches Paradies. Als die erste einigermaßen größere Dichtung schrieb Rückert 1825 die Idylle „Amaryllis".

Der Dichter hat sich auf's Zärtlichste in eine ländliche Schöne verliebt, die ihn aber immer spröde und übermüthig abweist. In der übelsten Laune klagt er nun sein Leid und nie war die Bitterkeit verschmähter Liebe mit so viel Süßigkeit echt poetischer Empfindung gepaart.

Bedeutend leistete Rückert auch in der Uebertragung und Nachahmung

indischer und muhamedanischer Poesien (Nal und Damajanti, Amrilkais, die Verwandlungen des Abu Seid, Hamâsa, Rostem und Suhrab, morgenländische Sagen). Sein letztes Meisterwerk war „die Weisheit des Brahmanen“, voll von Sentenzen, aus denen uns das liebenswürdigste Gemüth und eine reiche Lebenserfahrung ansprechen.

Doch paßt der Titel nicht, denn überall verräth sich darin der Deutsche, der eine ganz andere Grundanschauung der Dinge hat, wie der Inder, und der z. B. seine Familie innig liebt, und sich für immer mit den Seinigen identificirt, während bekanntlich der Brahmane mittelst der Seelenwanderung durch eine Menge Körper hindurchzugehen glaubt, die ihn im Verlauf der Zeit mit einer Menge von Familien in Verbindung bringen, so daß er eine über der andern vergessen muß.

Ein hübsches und leichtes Talent besaß Wilhelm Müller, Bibliothekar zu Dessau, der (erst 32 Jahre alt) 1827 starb und dessen Werke Gustav Schwab herausgab. Am meisten gefielen seine Griechenlieder, in denen er kurz nach der Erhebung der Neugriechen deren Helden und Heldenthaten schilderte. Außerdem schrieb er muntere Müller-, Jäger-, Reise- und Tafellieder, einige recht nette Liebeslieder und erotische Scherze, Reiseerinnerungen aus Italien, Epigramme rc. Weniger Werth haben seine Prosaerzählungen.

1) Der Dreizehnte. Dreizehn Personen sitzen zusammen an der Tafel. Nach dem bekannten Aberglauben soll binnen Jahresfrist der Dreizehnte sterben. Die Freunde behandeln die Sache mit Ironie, aber der Scherz wird trauriger Ernst. — 2) Debora, eine schöne Jüdin, in die sich ein edler Spanier, Don Alonzo, verliebt. Schöne Jüdinnen, in die sich christliche Ritter, sogar Tempelritter verlieben, waren damals Mode, eine ekelhafte Ausartung der Romantik. Eine Nebenperson der Erzählung, ein Marquis, trägt Jahre lang einen Kirschkern, den einmal die Dame seines Herzens auf ihn geschnellt, im Munde, durch ein goldenes Kettchen an einem Zahne befestigt. Das ist weniger rührend, als ekelhaft.

Bei den Epigonen herrschte der poetische Universalismus vor. Sie wurden mehr von fremder Schönheit angezogen, als daß sie die des eignen Volks erkannt hätten, und kokettirten gern mit fremden Formen. Es waren meist passive, nicht aktive Geister, vollkommen angemessen dem tiefen Stand der religiösen und patriotischen Gesinnung.

Nach Wilhelm Müller beschäftigten sich vorzüglich Iken, Theod. Kind

und v. Schmidt-Phiselbek mit der Uebersetzung von neugriechischen Volks- und Freiheitsliedern, alle 1827.

Zu den bessern Lyrikern der Zeit gehörte **Schmidt** aus Lübek, dessen Gedichte 1821 erschienen; darunter das sehr verbreitete Lied: „Fröhlich und wohlgemuth hüpfet das junge Blut". Auch mehrere sinnige Romanzen. Ein sehr gewandter Lyriker war Wilh. **Gerhard** (1826), der nicht nur die serbischen Volkslieder, sondern auch viel aus dem Griechischen, Englischen meisterhaft übertrug, in den eignen Liedern aber zu viel tändelte und kindschte. Die interessanteste Dichterin jener Periode war die 1825 in St. Petersburg gestorbene, erst 17 Jahr alte Elisabeth **Kulmann**, deren liebliche Gedichte 1846 in vierter Auflage erschienen sind. Das geistvolle Mädchen machte schon im 11. Jahre allerliebste, gedankenreiche und wohllautende Verse und verbreitete sich, fast wie Hans Sachs über alle Zonen und Zeiten, um überall Poesie zu suchen. Obgleich sie nun alles mit Geist auffaßt, und nichts, was sie besingt, verdirbt, so sind doch immer ihre Naturschilderungen am lieblichsten. So die Lieder vom Sonnenuntergang, das herrliche Bild vom Sonnenlauf die Lieder vom Hagel, vom Blitz, vom Rauch, von der Heideblume, die Klage der Schwalbe 2c. Im Geist ihr nahe verwandt ist Minna von **Mädler**, geborne Witte, deren Gedichte (von 1848) ebenfalls Naturschilderungen, z. B. ein sehr schönes von den nordischen Tannen, und kleine nordische, auch indische Mythen in Romanzenform enthalten.

Im Jahr 1829 erschienen die Gedichte des damals noch regierenden Königs **Ludwig** von Bayern, welche von der revolutionsschwangern Zeit mißgünstig aufgenommen wurden, die aber, trotz einiger sprachlichen Härten und Sonderbarkeiten, sehr viel Schönes enthalten. Vor allem ist sein deutscher Patriotismus zu preisen. Er singt:

Trauriges Bild des Reichs der Deutschen: zweiköpfiger Adler,
Wo zwei Köpfe bestehn, ach da gebricht es am Kopf.

Mit Arndt wetteifernd, sang der Prinz (1807):

Auf ihr Deutschen, auf, und sprengt die Ketten,
Die ein Corse euch hat angelegt 2c.

Sodann zeichnen diese Lieder, wie die Friedrichs des Großen, königliche Gedanken aus, die ihm Niemand, der nicht König ist, vordenken würde. Und was die Nachwelt mehr als die neidige Mitwelt schätzen

wird, ein großer Freimuth, der eigne Schwächen nicht verhehlt. Wo alle Wünsche sich erfüllen, tritt erst die rechte Armuth ein, diesen echt königlichen Gedanken drückt sein Lied „Sehnsucht nach Sehnsucht" aus. Im Uebrigen hat der König-Dichter die meiste Poesie in das gelegt, was er von Italien, von den schönen Italienerinnen, von Kunst und Alterthum im schönen Welschland und ferner von Griechenland, seiner herrlichen Natur, seinen Ruinen und seinen jungen Freiheitshoffnungen singt.

Die Gedichte des Freiherrn von Feuchtersleben (1836) haben einen lehrhaften Charakter, empfehlen Besonnenheit und Praxis und enthalten auch hübsche Naturschilderungen, z. B. vom Morgen und Abend, einem ausgehauenen Forste rc.

Eckermann, Göthe's dienstbarer Geist, ahmte in seinen Gedichten (1838) Göthe nach, freilich sehr schwach. Mit ungleich mehr Feuer schloß sich Matzerath an Schiller an. Seine Gedichte (1838) enthalten antikisirende Romanzen (der sterbende Ajax, die Apotheose des Herkules, die Tochter von Tarent rc.), auch nordische und deutsche Volkssagen und Romanzen, endlich Naturbilder, am eigenthümlichsten in dithyrambischer Form, so besonders ein sehr schönes Lied an die Wolke. Endlich Elegieen und Idyllen in Hexametern. Ueberall hören wir bei diesem Dichter Schillers Rhythmus und hohen Schwung. Eben so in den Gedichten von J. G. Fischer (Stuttgart 1854). Die Gedichte des Straßburger Drechslermeisters Hirtz sind interessant als Beweis, wie im Bürger dieser Stadt noch ganz deutsches Gemüth gefunden wird. Weiter abwärts am Rhein begann 1841 Wolfgang Müller gar frische Lieder zu singen, theils zärtlichen Inhalts, theils schöne und treue Landschaftsmalereien. In demselben Jahr sang Nathusius ein schönes Weinlied, eine schöne Elegie vom Schwan in antikem und Balladen in romantischem Styl. Die Gedichte des Freiherrn von Pechlin tragen einen frommen Charakter, besingen dann Holstein und seine Natur, das Meer, die Jagd und schließen mit einer Bearbeitung der Psyche des Apulejus.

Otto von Deppen entrüstet sich in seinen Gedichten (1842) gegen die Holländer, stellte damals schon für Preußen das Gotha'sche Programm auf, es solle sich nicht an Rußland, sondern an das westliche und südliche Deutschland halten, gibt sich übrigens als einen heitern Lebemann und lustigen Tänzer zu erkennen.

Wir heben aus der Unzahl von lyrischen Dichtern einige hervor, die sich vorzugsweise als Dichter der Liebe ausgezeichnet haben. Es gibt wohl keinen, der nicht von Liebe gesungen hätte, es ist das Recht und bisweilen auch der Fehler der Jugend. Unter den Dichterinnen jener Periode steht Louise Brachmann in Weißenfels als echte deutsche Sappho obenan. Die Tochter eines niederen Beamten, arm und nicht schön, in früher Jugend durch den Umgang mit Novalis und dadurch, daß Schiller ihre Erstlingsgedichte in die Horen aufnahm, gesteigert, machte sie zu hohe Ansprüche an die Männerwelt, von der sie gemieden wurde. Ihr feuriges Herz täuschte sie noch im 43. Lebensjahr, als sie aber erkannte, sie könne nicht mehr oder habe nie so geliebt werden können, wie sie verlangte, gab sie sich selber den Tod durch einen Sturz in die Saale, 1822. In ihren lyrischen Gedichten hat sie den tiefen Liebesschmerz ausgetönt, trotz der griechischen Sappho. Hier nur eine sie ganz charakterisirende Stelle:

Tausendmal wünscht' ich schon, ihn nimmer gesehen zu haben,
Wünschte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor.
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Und Vergessen, mein Herz wählte sein Bild und den Tod.

Um das Unglück ihres Lebens voll zu machen, mußte sie aus Armuth für die Buchhändler arbeiten, Erzählungen schreiben, was sie mit formellem Talente that, aber ohne Erfindungsgabe. So schrieb sie auch ein schwaches Rittergedicht „das Gottesurtheil". Vergessen wir diese bleichen Kerkerblumen und schmücken ihr Grab mit der unvergänglichen Blume des Ruhmes, die ihre sapphischen Thränen bethaut haben!

Die Empfindsamkeit herrscht noch bei den ältern Dichtern vor. Ein Karl Borromäus Freiherr von Miltitz (Amida's Thränen, Orangeblüthen rc.) seit 1819 konnte noch singen:

O Thränen, Thränen, fließet fort,
Daß draus ein Strom entsteh,
Auf dem ich schwimme zu dem Ort,
Wo ich dich wiederseh.

Zarte Liebesgedichte von ganz eigenthümlicher Süßigkeit des Tons enthalten des Schweizer Rudolf Tanner „heimathliche Bilder und Lieder" (1829). Sehr zärtliche Liebeslieder mit Gaselen verbunden dichtete

Hermann von Hermannsthal (1830). Verliebte Trunkenheit in der lustigsten Bräutigamslaune charakterisiren die Gedichte von Heinrich Wenzel (1836). Den römischen Elegien Göthe's sehr ähnlich sind die in antiker Form behandelten Gesänge der Liebe von Peters (1840). Ein gewisser Eginhard gab 1840 einen „Marienkranz" heraus, den er seiner geliebten Maria aus zahlreichen Romanzen gewunden hat, die von der h. Maria, Maria von Burgund, Maria Stuart etc. und vielen andern in Geschichte und Sage berühmten Marien handeln. Eine eigenthümlich glühende Zärtlichkeit liegt auch in den „Cypressen" von Foglar (Wien 1841), Gedichte, in denen tiefe Schatten, dunkle Umrisse, traumhafte Gestalten, bei zweifelhafter aber glühender Beleuchtung uns fremdartig ansprechen, wie eine Landschaft in tiefster Abenddämmerung. Die Gedichte des Fürsten von Lynar (1843) enthalten reizende Genrebilder von glücklicher Liebe. Etwas frivol wird hier die Liebe aufgefaßt in dem Gedicht „Amors Münze".

Amor frägt, ob es nicht räthlicher sey, anstatt einer einzigen schweren Goldmünze (dem Ehestande) lieber tausend kleine Stückchen Scheidemünze (die freie Liebe) zu wählen.

Derselbe Fürst schrieb ein Trauerspiel „der Ritter von Rhodus", ein Ideal der Treue, der Herz, Freiheit und Leben opferte für sein Wort und die Ehre.

Zärtlich, schwärmerisch, ein wenig zu weltschmerzlich ohne Noth und in orientalischen Bilderschwulst eingehüllt geben sich die Gedichte des Ritter von Levitschnigg (1846), die er selbst „weströstlich" nennt, als bunte Saifenblasen vornehmer Launen und Erinnerungen zu erkennen. Nur deutsch, aber glühend von reiner und hoher Freude sind die Liebeslieder des Sigismund von Riesberch (1848) in sehr wohllautenden Versen. Die tiefste und zarteste Empfindung aber, gepaart mit einer sanften Melancholie findet man in Feodor Löwe's Gedichten (1854).

Wir gehen nun noch eine Reihe von Lyrikern durch, welche vorzugsweise die Natur feiern.

Karl Mayer in Tübingen, ein Freund von Uhland, gab 1833 Lieder heraus, die in meist nur engern Rahmen eine ganze reiche Galerie der lieblichsten und treusten Landschaftsbilder enthalten. Zuweilen sind es nur vier Zeilen, in denen er uns eine ganze Gegend, einen Wald im

Sonnenschein, eine alte Burgruine im Regen, eine reizende Blumengruppe ꝛc. malt. Ueberall aber liegt in diesen Bildern zugleich der Reiz der reinen und edlen Empfindung dessen, der sie gemalt hat. Der Pfälzer K. J. Schuler kam auf Ewald von Kleist zurück und ergänzte dessen Frühling durch einen Sommer (1833), Herbst und Winter, die sehr reiche und zarte Naturschilderungen enthalten. In den Gedichten von Fr. W. Rogge (1839) glauben wir zu sehen, wie der buhlerische Frühlingswind in den Blumen wühlt.

Hübsche Naturbilder enthalten auch die Gedichte von Eduard Vogt (1839), noch reizender dadurch, daß ein frommer Ton durchklingt, wie die Glocke des „Waldkirchleins", dem eines der schönsten Lieder gewidmet ist In den „Wellenschlägen" von Georg Schirges (1840) hören wir das Meer rauschen und seine bunten Muscheln auswerfen, aber wir sehen es auch überzogen von schwarzen Wolken und darin düstere blutige Bilder, die von des Dichters Trübsinn zeugen. Die Naturgemälde in den Gedichten Rudolph Kulmanns (1841) sind reich, aber nach orientalischer Art zu schwülstig mit Metaphern überladen. Aus Tirol erhielten wir eine Reihe von schönen Alpenbildern, zuerst in den Gedichten von Beda Weber (1842), ein Bild des Ortler, des Alpengebirges, ein Blick am Strom hinab, Erinnerungen an die Heldenkämpfe des Bergvolkes. Dann in den „Leierklängen" des A. G. von Lindenberg (1843) Frühlingsbilder, eine Mondlandschaft, Herbstbilder ꝛc. aus der Alpenwelt. In den Gedichten von Ignaz Zingerle (des Tiroler Sagensammlers) schöne Landschafts- und Genrebilder (1853) aus dem Volksleben; in denen von Adolph Pichler und Johann Pfeiffer gleichfalls treue Tiroler Natur- und Volksgemälde. Aehnliche Bilder aus den Schweizergebirgen enthalten die Gedichte von Reithard (1842) und von Gottfried Keller (1846), die letzteren jedoch gemischt mit politischen Excursen. Hübsche Waldbilder sind in den Gedichten von Theobald Kerner (dem Sohn des berühmten Justinus) von 1845 das Anziehendste. Sehr eigenthümlich sind die Gedichte von Adolph Schirmer (1846), sofern der Dichter die Landschaft gewöhnlich auf eine geistreiche Weise personificirt, z. B. die Nacht als Mohrenkönigin, den Felsen als Riesen ꝛc. Die Gedichte von L. v. Morajn (1848) enthalten düstere Nachtbilder, sodann Romanzen und Liebeslieder. Die von Albert Werfer (1851) hübsche Frühlings-,

Herbst- und Wanderlieder; die von Storm (1852) norddeutsche Heide- und Meersturmbilder, ein schönes Osterlied ꝛc. Sehr schön sind die Gedichte von Hermann Lingg (1853), voll Malerei der Natur und Geschichte, großartig und von leidenschaftlicher Gluth.

Einige Dichter waren insbesondere Blumenmaler, verbanden aber mit der Charakteristik der Blumen etwas Sinnbildliches. So ein Dichter aus dem Anfang des Jahrhunderts, dessen Gedichte aber erst 1848 vollständig erschienen, Bernhard Trinius; ferner Karl Schimper, in dessen Gedichten (1840) auffallend die Rückert'sche Schwerreimerei nachgeahmt wird; und Pauline Klein, deren Parabeln (1841) überall nur sinnige Deutungen der Blumen geben.

Was die Volkslieder betrifft, so wurden nach Arnims und Brentano's Vorgang die älteren vorhandenen in immer reicherer Fülle gesammelt, die des Kuhländchens von Meinert 1817, die schlesischen von Hofmann von Fallersleben 1842 mit Melodien und Varianten, die österreichischen von Tschischka und Schottky 1844, die schwäbischen von Eduard Meier. Die am meisten kritische Sammlung deutscher Volkslieder gab Uhland, die umfassendste v. Erlach heraus, mit den Volksliedern anderer Völker verbunden auch Talvj (Therese A. L. geborne Jacob, verheirathete Robinson).

Auch entstanden immer noch neue Volkslieder unmittelbar im Volke, die aber in den Sammlungen (von Schröter 1833, von Erk 1841) in den zahlreichen Liederbüchern für Singvereine ꝛc. meist sehr vermischt sind mit nur sogenannten Volksliedern, welche durch die Gesangvereine dem Volk octroyirt wurden, oder beliebte Opernarien ꝛc. Ferner sind auch die echten neuern Volkslieder häufig schon dem Zeitgeist verfallen, indem allerlei Wissen und Meinen der Halbgebildeten darin anklingt. Sie haben daher viel von der frühern Naivetät verloren. Einige sind zu empfindsam, wie das:

Herz, mein Herz, warum so traurig?

Andere wieder zu kokett, z. B.:

Mädele, ruck, ruck, ruck!

Am liebenswürdigsten sind wohl die Handwerksburschen- und Soldatenlieder, in denen sich die bescheidene Resignation des Standes, eine natürliche Rührung in trockenem Ausdruck ohne empfindsame Thränen,

und ein eben so bescheidener Frohsinn der Armuth ausdrückt. Am unliebenswürdigsten dagegen die Tugend- und Freundschaftsprahlereien der Philister, Freimaurer, Studenten, Turner rc. und das ewige Besingen des Gesanges in den Sängervereinen. Hier fehlt überall die anspruchslose Naivetät und tritt eine Wichtigthuerei hervor, welche nur lächerlich ist.

7.

Der unabhängige Humor.

Wie die lyrische Poesie, aus ewig junger Quelle des Gemüthes fließend, sich frei erhielt von den Parteiungen der Zeit, so auch der gesunde Humor.

Der beliebteste Epigrammatist Deutschlands war seit 1791 Hofrath Haug in Stuttgart, dessen 100 Hyperbeln auf Wahls große Nase (1804) ein Meisterstück im grotesken Humor à la Rabelais sind.*) Er schrieb unzählige Epigramme auf alles Mögliche, er soll ihrer täglich zu Dutzenden verfertigt haben, die in vielen Sammlungen, am meisten aber zerstreut in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen. Eine Auswahl kam 1840 nach seinem Tode heraus, aber mit Weglassung gerade des Pikantesten, aus Anstand castrirt. — Von minderem Belange waren die Sinngedichte Weishuns (1790) und Kyaws (1809), die „Nachtgedanken Spiritus Aspers über das ABC“ von Hempel (1808), desgleichen Weisers satirische Werke (gesammelt 1818), der in scherzhaftem Ton meist nur unbedeutende, einem vorübergehenden Tagesinteresse angehörende Dinge leicht, aber zu weitläuftig behandelte.

Karl Weitzmann († 1828) erlangte als burlesker Dichter, hauptsächlich in schwäbischer Mundart einigen Ruf, aber auch durch seine Unflätereien, z. B. seines Sch—ßliedes. Er ähnelt am meisten Blumauer und Sebastian Sailer. Das Komische erzielt er oft durch Einmischung der griechischen Götter in unser gemeinstes Spießbürger- und Bauernleben.

Der pfiffige Michel soll Pfeffer und Ingwer holen, dreht den Teller um, um nachdem er den Pfeffer hat, den Ingwer auf die andere Seite zu legen.

*) Ein gutes „Buch von der Nase“ erschien noch anonym 1843 voll Witz.

Als er heimkommt, wird er gefragt, wo denn der Pfeffer sey? Da, sagt er, und dreht den Teller wieder um. — Schneider Windspiels versificirter Liebesseufzer, voll Humor. — Die Drechselbank im Olymp, ein längeres Gedicht in Blumauers Ton. Um bessere Menschen zu machen, wird eine Drechselbank im Himmel angelegt. Auf derselben schnitzelt Zeus zuerst einen Bauer, dann einen Bürger (einen Schneider), da diese aber gleich Händel bekommen, um ihre Händel zu schlichten, einen Advokaten. Das ist nun die ganze verbesserte Menschheit. — Das Weltgericht oder der schwäbische Jupiter in seinem Grimme, eine Bauernrache in schwäbischer Mundart, in der Manier Sebastian Sailers. Eine Menge Sünder müssen zuletzt in die Hölle hinab kutschiren in Galawagen, Chaisen, Bauernwägelchen ꝛc.

Carl Julius Weber in Langenburg, als Sekretär des Grafen von Erbach auf dem Rastadter Congreß, dann Hofrath des Fürsten von Ysenburg, mit dem er zerfiel, worauf er privatisirte, starb 1832 unverheirathet, als ein Sonderling im Besitz einer sehr großen und ausgewählten Bibliothek, durch die er zum Schriftsteller wurde, denn alle seine Werke sind Collectaneen, mehr oder weniger geistreich verarbeitet. Das Cäment aber ist ein trefflicher Humor. Er schrieb erst, als er schon über fünfzig Jahre alt war. Sein erstes Werk war 1819 die „Möncherei", eine im Allgemeinen historische, aber ganz von Satiren durchdrungene Schilderung des Mönchswesens, wimmelnd von pikanten Anecdoten, die von einer unermeßlichen Belesenheit des Verfassers zeugen, die Auffassung ist durchgängig die Voltaire-Wieland'sche, mit bedeutendem Wohlgefallen am Schlüpfrigen. — Diesem ersten Werke Webers folgte ein zweites über das „Ritterwesen" nach demselben Plan, aber weniger pikant durchgeführt, Dann sein berühmtestes Werk „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" 1826 in 4 Bänden, überaus reich an örtlichen Notizen, kleinen Sittenschilderungen, pikanten geschichtlichen Erinnerungen und Anecdoten, aus denen in der That die Eigenthümlichkeit der Stämme und Städte Deutschlands sehr lebendig hervortritt. Weber war selbst sehr viel in Deutschland gereist und hatte immer scharf betrachtet und fleißig gesammelt.

Erst nach seinem Tod erschien sein „Pabstthum", das Seitenstück der Möncherei, und sein vielbändiger „Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", worin der Verfasser unter allgemeinen Rubriken über alle möglichen Seiten des Lebens seine Menschenkenntniß, seine

Belesenheit und seinen Humor ergießt, aber auch cynischer ist, als in allen seinen älteren Schriften.

Der badische Staatsrath W. Reinhard gab noch im Alter (1838) „Ernst und Laune“ und „Bekenntnisse“ (1840) heraus, eine Sammlung von Erinnerungen aus seinem Leben, worin sich viel Interessantes und Witziges, aber auch gar Frivoles findet.

Z. B. ein katholischer Geistlicher verführt eine Protestantin und entschuldigt sich nachher, er habe es aus Religionshaß gethan, um die Ketzer zu beschimpfen. Arg ist des Verfassers „Lenchen im Zuchthause“, worin über die körperliche Züchtigung geklagt wird, aber um dieselbe mit faunischer Lüsternheit zu beschreiben.

Karl Heinrich, Ritter von Lang, bayrischer Regierungsdirector in Anspach, war ein tüchtiger fränkischer und bayrischer Geschichtsforscher, aber auch ein bitterböser Satiriker. Harmlos ist seine „Hammelburger Reise“, die seit 1817 in vielen Fortsetzungen erschien und von überaus geistreichen und ergötzlichen Anspielungen auf die politische und andere Philisterei im deutschen Vaterlande wimmelt. Dagegen sind seine erst 1842 erschienenen „Memoiren“ zwar voll Salz, aber auch voll Gift des persönlichen Hasses und der Verleumdungssucht.

Nur kurze Zeit erregte Theodor Heinrich Friedrich (ein preußischer Beamter) seit 1814 durch seine „satyrischen Feldzüge“ einem „Almanach lustiger Schwänke“ und „Sardellen“ rc. Aufsehen. Sein Witz ist sehr ordinär und würde weniger angezogen haben, wenn er nicht Berliner Persönlichkeiten darin porträtirt und sogar illustrirt hätte. Das machte ihm Feinde, weshalb er nach Hamburg zog, wo er 1819 starb.

Einer unserer gemüthlichsten Dichter war Kanzleirath Friedrich Ludwig Bührlen in Stuttgart. Seine Wanderungen durch den Schwarzwald, seine kleinen Erzählungen enthalten viele der Natur abgelauschte Reize. Am liebenswürdigsten ist seine humoristische Auffassung der Armuth. Er selbst war arm und brachte seine brave Familie nur mit Entbehrungen durch. Er mahnt daher oft an Jean Pauls Quintus Fixlein und Blumen-, Frucht- und Dornenstücke. Ein meisterhaftes Idyll ist sein „Enthusiast“ von 1832, worin sich Bührlen selbst schildert.

Blank, der Archivar, ein braver, gemüthlicher Familienvater, aber trotz seiner Armuth ein Bildernarr, der mit der glühendsten Leidenschaft nach dem

Besitz kostbarer und berühmter Bilder strebt. Die Tantalusqualen des Armen, der einem unerreichbaren Schatze gegenübersteht, die mannigfaltigen Täuschungen der Phantasie, die ihn verführen, in etwas Geringem etwas Vortreffliches zu sehen; die komische Hast und Neugier nach Bildern, endlich der Kampf in seiner Seele zwischen der Lust, Bilder zu kaufen, und der Angst, dadurch seiner Familie ihre Nahrung noch zu schmälern, sind mit unübertrefflichem Humor geschildert. Am anziehendsten ist die Katastrophe. Blank will in einer Auction ein Bild von Huysum erstehen, die Angst aber verblendet ihn so, daß er die Nummer übersieht und auf ein anderes schlechtes und noch dazu nicht ganz züchtiges Bild eine enorme Summe bietet. Man denke sich sein Entsetzen, als ihm das ekelhafte Bild zugeschlagen wird, während der ersehnte Schatz bereits, ohne daß er es bemerkt hat, um ein geringes Geld in eine andere Hand übergegangen ist. Doch der Käufer des Huysum tröstet ihn, schenkt ihm das Bild und vermählt seinen Sohn mit Blanks schöner Tochter. Dieser liebenswürdige Roman, einer der besten, den die deutsche Literatur besitzt, ist zu seiner Zeit wenig beachtet worden, wird aber dennoch fortleben.

Mises (eigentlich Gustav Theodor Fechner), Professor der Physik in Leipzig, schrieb seit 1822 eine Anzahl geistreiche Humoresken im Ton von Katzenbergers Badereise und Kerners Reiseschatten, voll Satire auf die Aerzte, aber auch mit einem zarten Anflug Jean Paul'scher Empfindsamkeit.

Er begann 1822 mit einem ironischen Panegyricus auf die jetzige Medizin. Seine Stapelia mixta von 1824 enthält sodann zerstreute Excurse voll guten Humors, eine Fabel vom Merkur, der dem Apollo die Leier wieder gestohlen hat (Satire auf den Materialismus der Zeit und auf die Abhängigkeit der Poesie von buchhändlerischer Industrie und Mode); eine Vergleichung der Cultur mit dem Magen, der nie zufrieden ist mit dem Guten, was er schon hat, sondern es verächtlich fahren läßt, um immer etwas Neues und sey es auch das Schlechteste, zu verschlingen. Ein Beweis, daß die Weiber eigentlich nur die Kleider, und daß die in den Kleidern steckenden Personen Nebensachen sind ꝛc. Die 1825 edirte „Anatomie der Engel" taugt weniger, weil sie aus den Engeln erst lebendige Planeten, dann Augen, dann gar nur sonnenklare Blasen machte. Diese ganze Witzelei widerspricht der edlen Vorstellungsweise, die man von Engeln haben muß. Ungleich besser waren wieder die kleinen Schriftchen „Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht" und „Schutzmittel für die Cholera", köstliche Satiren auf die Geschmacklosigkeit naturforschender Charlatanerie und auf die innere Rathlosigkeit der äußerlich so laut demonstrirenden und durch einander schreienden Aerzte. Die Gedichte von Mises (1841) ahmten den capriciösen Ton Chamisso's nach. Sehr witzig waren wieder 1846 die „vier Paradoxen", worin er bewies, der Schatten sey etwas

Lebendiges, es gebe noch Hexen und die Welt sey nicht vom schaffenden, sondern vom zerstörenden Princip ausgegangen (eine vortreffliche Satire auf die Sophistik und das negative Ergebniß der Hegel'schen Philosophie). In der „Nanna“ (1849) wollte Mises halb scherzhaft, halb ernsthaft beweisen, daß die Pflanzen eine Seele hätten.

In den „Memoiren eines Schornsteinfegers“ (1830) versuchte Louis Lax ein wenig zu jeanpaulisiren, aber mit wenig Glück.

Ein gewisser Prätzel schrieb seit 1815 viele Erzählungen heiterer, zuweilen auch humoristischer Art, in die Taschenbücher, auch Gedichte (besonders maurische), alles harmlos, aber schwach.

In der „Kynomachie“, einem humoristischen Heldengedicht von Brauns, Cassel 1824,

kämpfen die Hunde unter einander aus Eifersucht, indem ein alter Spitz einen jungen Pudel bei seiner Geliebten auszustechen bemüht ist. Sie bekommen alle Prügel, der sentimentale Pudel wird krank und clystirt. Die Liebe triumphirt inzwischen über die Intrigue und der weggebissene und weggeprügelte alte Spitz geräth zuletzt in Verzweiflung und erhenkt sich. Das Gedicht ist in Hexametern geschrieben und das sentimentale Pathos nimmt sich, auf die Hundeliebe angewandt, oft sehr comisch aus. Doch sind die Hunde als solche nicht charakteristisch genug durchgeführt, indem sie ganz wie Menschen handeln. Insbesondere liegt in der Art des Selbstmords am Schluß durchaus nichts Hündisches.

Geistreich ist „der Ameisen-Immenkrieg von Bereslas (1841) in Hexametern.

Der junge Bienenprinz und sein Hofmeister kommen zum wimmelnden Volk der Ameisen, deren Stadt dem hundertthorigen Theben verglichen wird. Der Ameisenkönig nimmt sie freundlich auf und bewirthet sie; aber sein Sohn, der Ameisenprinz, der früher einmal von Bienen beleidigt worden, tödtet den Gast. Die Bienenkönigin beschließt den Rachekrieg. Im Olymp selbst wird darüber berathschlagt. Die Götter streiten sich, welche Partei Jupiter ergreifen solle. Minerva beklagt sich über die Ameisen, von denen sie einst im Schlaf überfallen und kläglich gestochen worden sey. Merkur beschwert sich dagegen über die Bienen, von denen überhaupt hier mancher liebliche Mythenscherz erzählt wird. Inzwischen entscheidet sich Zeus noch nicht. Der Krieg beginnt. Die Ameisen waffnen sich mit Haferlanzen, Tannennadelschwertern, Gerstenhülsenpanzern, Glimmerschildern und Mohnkornhelmen; aber die Bienen siegen. Die Bienenkönigin rächt ihren Sohn, tödtet den Ameisenprinzen und trägt sein Haupt als Siegeszeichen davon. Da ruft Jupiter einen behaglichen Sperling

herbei, der nicht vor dem Gott, aber vor dem Adler jämmerlich erschrickt, da ihm aber der Gott Muth zuspricht, alsbald auf dessen Befehl zum Schlachtfeld der Ameisen und Immen hinunterfliegt und unter beiden Parteien aufräumt.

Wilhelm Hauff in Stuttgart, der sehr jung starb, trat 1825 mit einer launigen Persiflage gegen den sentimental-frivolen Clauren auf, „dem Mann im Monde", dem „Memoiren des Satan" folgten, die eben so leicht und heiter (für den Satan etwas zu schwach) gehalten waren. Ein freundliches Bild gewährten sodann noch seine „Phantasien im Bremer Rathskeller". Auch schrieb er hübsche Märchen für die Jugend. Dagegen verdiente sein historischer Roman „Lichtenstein" den großen Ruf, den er erlangt hat, weniger, weil das Charakterbild des Herzog Ulrich darin viel zu sehr verschönert und alles Böse desselben einem Kanzler aufgebürdet wird.

Im Jahr der Juliussonne (1830) ging auch der deutschen Literatur ein strahlender Stern auf in dem Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Er begann mit „Briefen eines Verstorbenen", worin er der plebejischen Welt alle geheime Schwächen, Sünden und Thorheiten der vornehmen Welt, zunächst der englischen Gesellschaft, mit einer geistreichen Medisance enthüllte, wie sie früher nur am Hofe Ludwigs XV. vorgekommen war. Obgleich selber ein Aristokrat von Geburt und überdies ein vornehmer Geist schmeichelte er doch dem Liberalismus der Zeit außerordentlich mit der Verhöhnung seiner Standesgenossen und seine witzigen Bücher hatten mithin nicht blos eine literargeschichtliche Bedeutung. In „Tutti Frutti" ging er sodann mit gleicher Schadenfreude an die Enthüllung deutscher Schwächen. Später reiste er im Orient und schrieb über denselben wohl zu viel, denn trotz seiner muntern Suade wurde er doch zuletzt ein wenig langweilig.

Eine der besten Satiren auf das Unwesen der Kunstakademien enthält die „Moderne Kunstchronik" des berühmten Maler Koch in Rom (1834).

Er stellt die freie Begeisterung und das angeborene Genie der sich spreizenden Mittelmäßigkeit und seelenlosen Schulmanier gegenüber und verspottet die Schmarotzer, die um jeden Preis nach Hofgunst buhlen. Am witzigsten ist „die Tiberfischerei". Die Akademie von S. Luca in Rom hat einen kürzlich auf einem Berge gefundenen Stein mit römischer Inschrift in den Tiber geworfen, um ihn in Gegenwart des Kaisers von Oesterreich herauszufischen,

als ob der Kaiser der glückliche Entdecker wäre. Der Stein wird ausgefischt, als der Kaiser aber nach der mit Schlamm bedeckten Inschrift fragt, zieht ein Spottvogel eine Abschrift derselben heraus und liest sie ihm vor.

In der „Ostsee", einem Gedicht von Gustav Gardthausen von 1847, wird eine Fahrt auf der Ostsee, die Seekrankheit, dann die Kleinstädterei an einem deutschen Ufer recht anmuthig geschildert.

Einer der geistvollsten Humoristen der jüngsten Zeit ist der Advokat Detmold in Hannover, der 1849 Reichsminister in Frankfurt wurde. Seine „Randzeichnungen" sind das Beste, was je über die deutsche Philisterei während der Restaurationsperiode geschrieben wurde.

In der Erzählung „die schwierige Aufgabe" handelt es sich in einem Club um die Reinigung der Gypsstatue einer mediceischen Venus, die vom vielen Streicheln der aus- und eingehenden Clubmitglieder nach und nach an einem gewissen Theile stark angeschwärzt worden ist. In den ernsthaften Vorschlägen zu einer zweckmäßigen Reinigungsmethode und den erschöpfenden Hin- und Wiederreden, endlich im Schlußvotum sind die Debatten deutscher Kammern, Gemeinderäthe und Comite's aller Art meisterlich persiflirt.

Dieselbe Ironie waltet auch in seiner „Anleitung zur Kunstkennerschaft (1845).

Hier mag noch der witzigen Satiren aus dem Frankfurter Parlament von 1848 gedacht werden, die geistreich in der Karikaturmanier des Genfer Töpffer illustrirten Abentheuer des Parlamentsmitgliedes Piepmaier.

Auch die „humoristischen Studien" von Karl Alt (1844) sind voll Witz.

Eine launige Zusammenstellung von Windbeuteleien der modernen Industrie, Neujahrsgedanken eines Zahnarztes. Humoristische Betrachtungen über den Neid. Eine artige Satire auf Wittwer und Wittwen. Die kleinen Leiden, z. B. eine sehr gute Schilderung des Gestörtwerdens im Schlaf durch nachbarliches Schnarchen. Endlich eine hübsche Naturgeschichte des Spiegels.

Friedrich Hebbel, der Tragiker, schrieb 1850 eine Humoreske in Prosa, „Schnock".

Schnock ist ein Schreiner von riesenhaftem Wuchs, aber mit einem kleinen kindischen Kopfe, der anfangs als Held auftritt, indem er einen Verbrecher einfängt, bald aber nur als deutscher Michel erscheint, sofern er sich aus Dummheit und Gutherzigkeit von Allen alles gefallen läßt und sich bei jeder Beleidigung, die er empfängt, so benimmt, als habe er selbst deßhalb um Verzeihung zu bitten. Der Charakter ist sehr gut angelegt, aber die Durchführung läßt merken, daß die Komik nicht des Dichters eigentliches Fach ist.

Das deutsche Lustspiel blieb auch in der jüngsten Zeit im Allgemeinen dem Charakter treu, den es von Schröder und Kotzebue empfangen hatte, d. h. es bewegte sich vorzugsweise in der Sphäre des Adels und der bürgerlichen Beamten und handelte von Liebesintriguen, wobei irgend eine mehr oder weniger originelle Charakterfigur, die ein guter Schauspieler durchzuführen hatte, das Hauptinteresse einflößte. Die Empfindsamkeit nahm immer mehr ab, das Verständigseynwollen, die glatte, aber dürre Conversation immer mehr zu. Die Erfindung war im Ganzen so arm, daß die deutsche Bühne mehr als je vorher von der französischen borgte, denn nur in Paris sprudelte die Komik aus unerschöpflicher Quelle.

In und nach den Freiheitskriegen sah man patriotische Lustspiele aufführen, die aber mehr guten Willen als poetische Gabe verriethen. Es waren dramatisirte Anecdoten von Blücher, Wellington, dem alten Fritz, ein paar Karikaturen auf Napoleon, Kosackennaivetäten rc. Den alten Fritz feierte besonders Carl Töpffer und St. Schütz. — Im gewöhnlichen Gleise Schröders und Kotzebue's blieben Heinrich Beck (die Quälgeister, Alles aus Eigennutz), Costenoble (Almanach dramatischer Spiele), Kurländer (dramatischer Almanach), Karl Schall (der Kuß und die Ohrfeige, die unterbrochene Whistparthie), Lebrun (dessen bestes Lustspiel Nr. 777 und die Fortsetzung dazu „die Verstorbene“).

Franz Ignaz von Holbein, Theaterdirektor in Wien, schrieb viele Bühnenstücke, eine Bearbeitung z. B. von Schillers Fridolin, ein schwaches Trauerspiel „Leonidas“, mehrere Lustspiele. Sein bestes sind „die beiden Blinden“: zwei die sich lieben und deren Blindheit glücklich geheilt wird, so daß sie endlich sich sehen.

Eine sehr fruchtbare Schauspieldichterin in Wien war Frau Johanna Franul von Weissenthurn. Sie schrieb außer ein paar schwachen Ritterstücken meist bürgerliche Schau- und Lustspiele, recht gut angelegt, aber ohne Tiefe der Charaktere und ohne Feuer der Handlung. Eines ihrer besten Rührspiele ist „die Fremde“.

Marie, die Tochter eines als Rebell hingerichteten polnischen Grafen lebt mit ihrer Mutter unter bürgerlichem Namen im tiefsten Elend. Die Mutter stirbt. Marie wird von einem ehrlichen Schuster ins Haus genommen. Vor dem Hause stürzt ein junger Graf vom Pferde. Marie verbindet seine Wunde

mit einem Schnupftuch, in welchem noch eine Grafenkrone eingestickt ist. Obgleich schon Bräutigam, verliebt er sich in Marien. Seine strenge Mutter untersucht die Sache und Marie macht sie zur Vertrauten ihres Unglücks. Da nun des Grafen Braut ebenfalls einen Andern liebt, hat der Wechsel keine Schwierigkeit und das arme Schustermädchen wird des Grafen Gemahlin.

Eines ihrer besten Lustspiele ist „der Brautschleier".

Caroline will den Hochzeitstag verschieben, weil ihr Brautschleier noch nicht fertig ist. Eduard, ihr Bräutigam, erkennt darin herzlose Eitelkeit und ist schon im Begriff, die ganze Verbindung aufzugeben, als Caroline den kostbaren Schleier erhält, aber Hingebung und Muth genug hat, ihn auf der Stelle zu zerreißen und ohne Schleier dem Bräutigam zum Altare zu folgen.

Recht anmuthige Lustspiele schrieb Amalie Heiter (Prinzessin Amalie von Sachsen, Schwester des König Johann), aus der bürgerlichen Sphäre (der Landwirth, Oheim, Verlobungsring, die Fürstenbraut).

Frau Charlotte Birch-Pfeiffer schrieb sehr viele Bühnenstücke, meist Bearbeitungen nach fremden Dichtern, nur einiges Originelle.

Unter Anderem stellte sie Kotzebue's beiden Klingsbergen, in welchem Vater und Sohn dieselbe Liebschaft haben, das Schauspiel „Mutter und Tochter" gegenüber, in welchem die Mutter Ottilie und die Tochter Helene denselben Artur lieben. Aus dem Leben der vornehmen Wiener Welt, wie die Klingsberge, aber noch widriger, wenn auch mit aller möglichen Delikatesse behandelt.

Doch hat sich Frau Birch-Pfeiffer, vielfachen Anfechtungen trotzend, das Verdienst erworben, den Sinn für das Gemüthliche und Rührende im Zeitalter herzloser Fadheit immer noch von der Bühne herab zu pflegen.

Ihr Pfefferrösel (nach Dörings Sonneberg), ihre Bearbeitung von Dorf und Stadt (nach Auerbach) und der Grille (nach G. Sand) werden immer dem unverdorbenen Publikum zusagen.

Der angesehenste Wiener Lustspieldichter wurde Bauernfeld, dessen Stücke sich jedoch nicht über das Niveau von Jünger und Kotzebue erhoben.

Das Königsstädter Theater in Berlin strebte Volkstheater zu werden, wurde es jedoch nicht ganz in der Ausdehnung, wie das Leopoldstädter in Wien, sondern behielt immer noch zu viel von Bildung und vornehmem Anspruch bei. Unter den Dichtern dieser Bühne zeichnete sich seit den zwanziger Jahren Louis Angely durch heitere Lustspiele aus.

Am beliebtesten wurden: Sieben Mädchen in Uniform, Schülerschwänke, das Fest der Handwerker, Schlafrock und Uniform, die Schneidermamsells.

Eben so Carl Blum.

Die beiden Brillen, die Brüder Philibert, der Sekretär und Koch, Mirandolina, die Märtel ꝛc.

Sessa, Arzt in Breslau, beobachtete dort die Juden und schrieb die berühmte Posse „unser Verkehr", die beste Satire, welche je auf Juden geschrieben worden ist. Sie wurde 1814 zum erstenmal in Breslau aufgeführt von den besten Schauspielern (Louis Devrient, Anschütz, dessen nachmaliger Frau geb. Boutenop, Schmelka ꝛc.) und alle Masken waren nach damals in Breslau lebenden Juden treu copirt. Das überfüllte Haus dröhnte vom Lachen und Jubel.

Jakob Hirsch wird von seinem Vater in die Welt hinausgeschickt mit der Lehre, „laß dich treten, laß dich anspucken, nur gewinne Geld!" Ein reicher Jude, dessen Tochter Lydia in der christlichen Kirche Arien singt und den Schöngeist spielt, nimmt ihn zum Bedienten, aber auch zum Schwiegersohn an, da Jakob das große Loos gewinnt ꝛc. Die Charakteristik aller Haupt- und Nebenfiguren in diesem Stück ist meisterhaft.

Dietrich Christian Grabbe aus Detmold kündigte sich 1827 mit „dramatischen Dichtungen" als ein verrücktes Genie an, immerhin aber als ein Genie. Vom tiefsten Ekel an dem damals in der Poesie sich mit seiner Vornehmthuerei breitmachenden Epigonenthum ergriffen, schlug er mit Sarkasmen um sich, wie Callot-Hoffmanns durch die Modemusik bis zur Verrücktheit geärgerter Kreisler, zuweilen aber auch mit eben so feiner Ironie wie Tieck im Zerbino. Unter dem unpassenden Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" schrieb er 1827 sein erstes vortreffliches Lustspiel.

Der Teufel sitzt in der Mittagshitze des August ganz in Pelz gehüllt da und erfriert. Naturforscher finden und untersuchen ihn. Es ist heller Tag, Sie zünden aber noch ein Licht an. Da erwacht der Teufel und steckt den Finger ins Licht, um sich ein wenig zu wärmen. Ein Baron nimmt ihn, der sich für einen Canonicus ausgibt, ins Haus. Des Barons schöne Tochter Liddy treibt Belletristik mit dem immer betrunkenen Schulmeister Loci, der ihr die neuesten Dichterwerke, als Makulatur um alte Heringe gewickelt, mittheilt. Unter andern Houwalds fade und süßliche Sachen, die erst durch die Umwicklung um den Häring Salz bekommen. Unter dieselbe scharfe Lauge wird viel Anderes genommen. Unter anderem durfte Grabbe damals schon

schreiben: „Judenjungen, deren Bildung im Schweinefleischessen besteht, spreizen sich auf den kritischen Richterstühlen; Schauspieler, die so langweilig sind, daß alles vor Freude klatscht, wenn sie endlich abgehen, heißen denkende Künstler. Die Muse der Tragödie ist eine Gassenhure geworden, die jeder deutsche Schlingel nothzüchtigt und mit ihr fünfbeinige Mondkälber zeugt." Liddy hat einen Herrn von Wernthal zum Freier, der sie aber nur um des Geldes willen heirathen will und sich vom Teufel eine beträchtliche Summe zahlen läßt, wofür er sie dem Herrn von Mordax abtritt. Diesem soll sie durch den Poeten Rattengift in die Arme geliefert werden, mit dem der Teufel eine höchst erbauliche Unterredung über deutsche Poesie hält. Aber ein früherer Liebhaber Liddy's tritt rettend dazwischen und der Schulmeister fängt den Teufel in einem Käfig, in den er Casanova's Werke gelegt hatte, die ihn unwiderstehlich, wie der Speck die Maus, anziehen.

In dem dramatischen Märchen „Aschenbrödel" behandelt Grabbe den bekannten alten Sagenstoff in seiner freien Weise.

Die beiden Schwestern der Aschenbrödel gehen auf den Königsball, finden aber statt des Königs nur dessen Narren, der seine Rolle spielt, indeß der König selbst sich dem von gütigen Feen geputzten und geschmeichelten Aschenbrödel zuwendet. Neben dem Narren spielt die komische Person noch einen Juden, dem der drei Schwestern Vater Geld schuldig ist. Als der Kutscher den Schuldschein von 80,000 verschlingt, will der Jude ihm den Bauch aufschneiden und kommt in Verzweiflung, als er es nicht durchsetzt.

Im Trauerspiel ist Grabbe zu grell, ja sein erstes Stück „Herzog Theodor von Finnland" hat etwas bluttriefendes wie die alten Haupt- und Staatsactionen. Es handelt sich um den Untergang des Hauses Gothland durch zwei feindliche Brüder unter gräßlichen Mordthaten und noch gräßlicheren Redensarten. Gothland ruft z. B.:

Ein Palast der Stürme ist
Mein Haupt, wie 'n tollgewordner Hund
Schlägt mein Gewissen seine Zähne in
Die Tiefen meiner Seele, meine Gedanken
Würgen sich —
Ich bin ein Haufe von zusammen
Gesperrten Tigern, die einander
Auffressen ꝛc.

Marius und Sulla von Grabbe blieb nur Fragment. Sein Hannibal dagegen ist zum großen Trauerspiel ausgeführt, aber mit viel zu viel Willkühr bis zur Frivolität mißbraucht.

Die Römer und Karthager, im furchtbarsten Kampfe um die Existenz ihrer Staaten und Nationalitäten begriffen, unterhalten sich hier viel zu lustig. Hannibal treibt beinahe Possen mit seiner Kriegslist und auch Scipio's Großmuth wird beinahe nur possenhaft aufgefaßt.

Grabbe schrieb auch zwei Hohenstaufenstücke, Friedrich Barbarossa und Heinrich VI., beide nach seiner Weise genial.

Im Barbarossa hebt er aber nicht den Gegensatz zwischen Papst und Kaiser, sondern vielmehr den zwischen den Völkerstämmen hervor, und zwar wie zwischen Deutschen und Italienern, so auch zwischen Süd- und Norddeutschen, wodurch insbesondere Heinrichs des Löwen Verrath am Kaiser entschuldigt wird. Auch im zweiten Trauerspiel tritt der Gegensatz der Normannen gegen die Schwaben hervor, der Italiener überhaupt gegen die deutschen Landsknechte und gegen die arabischen Söldner der Hohenstaufen, dann wieder der Gegensatz der östreichischen Philister, die den Richard Löwenherz gefangen nehmen, und der um ihren Heinrich den Löwen sich schaarenden Sachsen. Grabbe schildert alles mit größter Lebendigkeit, aber er fällt oft in Uebertreibungen.

Grabbe's kürzestes Trauerspiel „Nanette und Marie" ist sein bestes.

Graf Leonardo verliebt sich in die arme Nanette, die sich ihm mit naiver Unschuld und Liebenswürdigkeit hingibt. Obgleich er schon mit der stolzen Marie verlobt ist, macht ihm das keine Sorge, denn sie war immer spröde gegen ihn und nimmt seine Erklärung, er liebe eine Andere, scheinbar ganz leicht auf. Aber hinter dieser Maske verbirgt sie die glühendste Liebe für Leonardo. Ihr Bruder, der Marchese, kommt hinter das Geheimniß und läßt sich hinreißen, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Er tödtet die arme Nanette, aber der rasende Leonardo tödtet dafür Marien und zuletzt bringen sich Leonardo und der Marchese im Zweikampf gegenseitig um. Die Leidenschaft in diesem Stück und die so heterogenen Charaktere sind mit Meisterzügen geschildert. Das ganze Stück ist voll Gluth, noch concentrirter als im Julius von Tarent von Leisewitz. Es mahnt an Schillers Jugendarbeiten und an H. von Kleist.

Wahrhaft genial ist auch Grabbe's „Napoleon" von 1831.

Pariser Pöbel und Veteranen der großen Armee auf der Straße. Emigrantenadel wird verhöhnt. Obgleich Ludwig Philipp von Orleans populär erscheint und er „Einstkönig" genannt wird, fügt er doch hinzu, auch er werde nicht lange regieren. Der Hof Ludwigs XVIII. in Meisterzügen geschildert. Napoleon auf Elba, sein Gruß an das Meer, das ihn zum ersehnten Ufer Frankreichs tragen soll. In Paris langt die Nachricht seiner Landung an. Die Hofscene wieder meisterhaft, die Herzogin von Angouleme der einzige Mann in der Familie. Napoleons siegreiche Rückkehr. Dann die Schlacht

bei Waterloo. Die Scenen im preußischen Lager vortrefflich der Natur abgelauscht. Wie in allen andern Trauerspielen Grabbe's ist auch hier der Nationalcharakter in den schärfsten Umrissen skizzirt, das Ganze aber in großartiger, welthistorischer Weise aufgefaßt.

Grabbe's letztes Werk „die Hermannsschlacht", ein Drama in Prosa, behandelt die Geschichte des August, Varus, Arminius mit derselben Genialität, wie die Napoleons, aber der moderne Ton paßt doch nicht recht zu dem alten Stoffe. Ungern hören wir den Arminius seine Thusnelda „Neldchen" anreden. — Der unglückliche Dichter starb 1836.

Professor Moritz Rapp in Tübingen schrieb 1828 „dramatische Studien", worin er die Prager Schlacht darstellte und die Soldaten in ihren Mundarten reden ließ; ferner 1835 „Lustspiele von Jovialis" mit obligatem Eulenspiegel, und 1836 „Atellanen", aristophanisch, geistvoll, aber gar zu bunt.

Im „Wolkenzug" richtet sich seine Satire auf gar zu ephemere Tageshelden der zwanziger Jahre; das Witzigste darin ist eine Mahlzeit im Himmel, bei der noch die Seligen ihre Rangstreitigkeiten geltend machen. „Der Student von Coimbra" und eine Uebersetzung der Acharner sind ganz in schwäbischer Mundart geschrieben. Im zweiten Theil: Gustav Adolf, eine Zaubertragödie; des Kaisers Zorn, ein Lustspiel (Anecdote aus dem Leben Karls V.) und eine Umarbeitung des Göthe'schen Egmont. Verfehlte Arbeiten, der Dichter hatte Geist genug, aber er wählte seine Stoffe nicht glücklich.

Genées „Königreich der Weiber" 1834 zeigt eine gänzliche Umkehr der Geschlechter. Die Weiber herrschen, die Männer verrichten Weibergeschäfte, bis ein Paar Europäer ankommen, welche die Weiber dahin bringen, den Männern wenigstens den Schein der Herrschaft zu lassen.

Einer der harmlosesten Lustspieldichter ist Roderich Benedix, dessen dramatische Werke 1846 gesammelt erschienen. Die kleinen Schwächen der Männer und Weiber werden darin recht fein charakterisirt. Die handelnden Personen gehören meist der höheren Bürger- und Adelssphäre an. Recht anmuthig war „das Recht der Liebe", Lustspiel von Robert Prölß (1847) in Jamben.

Das bekannte Thema „Maske für Maske". Der Herr gibt sich für den Diener, die Dame für das Kammermädchen aus. Verwicklung und Lösung vom heitersten Liebreiz.

Freitag, dessen Roman allzuviel Ruhm erlangte, schrieb auch Schauspiele.

Die Valentine. Ein kräftiger Mann will seine Geliebte erobern, sie aber, eben so kräftig, will sich nicht erobern lassen; sondern frei wählen. — Graf Waldemar, ein ausgelernter Roué, dem nichts mehr neu ist oder Interesse einflößt, wird plötzlich kurirt und völlig verjüngt durch die Liebe. Er hatte bisher nur das Fleisch gekannt, aber nicht das Herz.

Viele Lustspiele beschäftigen sich mit den neuesten Erfindungen und Gebräuchen. Halm schrieb eine „Zeitungsbraut", die man durch Annoncen gesucht hat; v. Breitschwert schrieb „Eisenbahn und Telegraph" voll Witz, desgleichen „Frack und Crinoline". Die literarische Schwindelei, zuerst in Jul. von Voß „Künstlers Erdenwallen" trefflich gegeißelt, wurde noch oft auf die Bühne gebracht.

Schließlich betrachten wir noch die Lokalpossen.

Auf dem Wiener Volkstheater in der Leopoldstadt erhielt sich von Stranitzki's Zeiten her der Hanswurst, wenn er auch als Kasperle, Tiroler Wastl, Staberle 2c. verschiedene Moden durchmachte. Und mit ihm erhielt sich auch der romantische Zug, den außerdem nur noch die Puppentheater beibehielten, die Einmischung der Feen- und Geisterwelt. Am Ende des 18. Jahrhunderts schmückte Wenzel Müller die Wiener Volksstücke mit lieblichen Melodien. Eins der beliebtesten Stücke wurde „das Donauweibchen", von Hensler, einer Volkssage entnommen, die wir schon Th. I, S. 93 kennen lernten, mit obligatem Kasperl, tollem Spaß und reizender Musik. Beliebt war auch desselben Henslers „Teufelsmühle am Wienerberg". Neben romantischen Stücken dieser Art machte sich natürlich auch der moderne Geschmack geltend und auch Kotzebue's Manier wurde auf der Volksbühne ins Grob-Possenhafte hineingezogen. Von dieser Art wurden besonders des älteren Hafners „Schwestern von Prag" beliebt.

In einer gewöhnlichen Liebesintrigue gegen einen alten Polterer gerichtet, wird den Liebhabern von einem Bedienten und Schmiedegesellen geholfen, von denen jeder, ohne daß der andere es weiß, die Rolle einer aus Prag erwarteten Schwester spielt, und dann jeder sich einbildet, der andere sey die echte.

Stegmeyer in Wien schrieb 1811 den „Rochus Pumpernickel", der an die alten Stranitzki'schen Possen mahnt. Man darf nicht außer Acht lassen, daß die Wiener Posse von Anfang an in Wahlverwandt-

schaft stand mit der italienischen. Das Lustspiel geht hier in die tolle Lust und den mannigfachen Wechsel des Carnevals über. Die zahlreichen Stücke von Bäuerle (gesammelt 1822) stehen zwischen dieser Volksposse und dem etwas höheren bürgerlichen Lustspiel Kotzebue's in der Mitte, ohne Geist. Bäuerle hat zwar im Staberl eine neue Bühnenfigur geschaffen, dieser gutmüthige Wiener Philister ist aber geringer an Gehalt als der alte Kasperl. Meisl seit 1814 wurde der Vorläufer von Raymund, indem er Zauberpossen schrieb (der Männerfeind und die Männerfeindin, das Gespenst im Prater ꝛc.).

Unter den Dichtern der Wiener Volksbühne nahm Ferdinand Raymund den ersten Rang ein. Er war selbst Schauspieler und sehr beliebt, aber Hypochonder, so daß er sich 1836 im Wahn, er sey von einem tollen Hunde gebissen worden, erschoß. Seine Stücke sind moderne Märchen, worin die Wirklichkeit des Wiener Volkslebens mit der Feenwelt contrastirt. Ja Raymund wagte es, auch allegorische Personen, Tugenden und Laster, Jugend und Alter, die Jahreszeiten ꝛc. einzumischen, wie das in den älteren Jesuitenschauspielen in Wien üblich gewesen war. Die Charaktere, die er aus dem Volk aufgreift, sind, wenn auch ein wenig burlesk gehalten, doch immer treue Spiegel der Wiener, ihrer Fröhlichkeit, ihres Leichtsinns, ihrer Gutherzigkeit. Die Moral ist immer die, daß Unschuld, Ehrlichkeit, Treue zuletzt ihren Lohn finden. Wie es das Märchen erlaubt, dienen große Glückswechsel den Leidenden zum Ersatz, den Hoffärtigen zur Strafe. Raymunds Werke erschienen gesammelt 1837.

„Der Alpenkönig", nach einer alten Sage von Rübezahl. Der reiche Herr von Rappelkopf, ein Menschenfeind ohne Grund, plagt seine brave Frau, verweigert seiner Tochter die Hand ihres Geliebten, weil er nur ein armer Maler ist, zankt und rast beständig, daß Niemand mehr bei ihm aushalten kann. Da erscheint der Geist des Gebirges der klagenden Familie im Spiegel und sagt ihnen Hülfe zu. Dem Rappelkopf selbst aber hält der Geist einen andern Spiegel vor, indem er sich selbst in ihn verwandelt und nun vor seinen Augen in seiner alten Art schimpft und herumtobt, so daß es dem Rappelkopf zu viel wird und er selbst ihn zur Mäßigung ermahnt. Zudem von dienenden Geistern geneckt ist Rappelkopf endlich froh, seinen Leib wieder zu bekommen und von Stund an ist er ein sanfter Ehemann und zärtlicher Vater.

„Der Diamant des Geisterkönigs". Eduard, der Sohn eines verstorbenen Zauberers, gewinnt durch Treue, Muth und Ausdauer die Gunst des Geister-

königs und erhält zuletzt einen Diamant zum Lohn, der nichts anderes ist als das schönste und beste Mädchen. Geringe Erfindung, aber das Stück ist überaus lustig, denn am Hofe des Geisterkönigs redet und handelt alles burlesk, Eduards Diener, als komische Person, wird in einen Pudel verwandelt ꝛc.

Sinnreicher ist „Moisasurs Zauberfluch". Die Fee Alzinde, Königin des Diamantenreichs, wird durch den Fluch eines bösen Genius aus dem Himmel verbannt und in der Gestalt eines alten Weibes auf die Erde gesetzt. Arme Leute nehmen sich ihrer an. Sie weint vor Rührung und ihre Thränen sind — Diamanten; das merkt ein habgieriger Nachbar, schleppt die arme Alzinde heimlich fort und will sie zwingen, ihm Diamanten zu weinen. Aber sie weint nicht mehr. Die Sache wird ruchbar, die Gerichte schreiten ein und Alzinde soll als Hexe verbrannt werden. Da erscheint ihr Gemahl als Retter und sie kehrt triumphirend in die Feenwelt zurück.

Eben so reizend ist „der Bauer als Millionär, oder das Märchen aus der Feenwelt". Die Fee Lacrimosa ist genöthigt, ihre Tochter Lottchen, bei einem Bauern zu verbergen. Ihre Feindin, eine böse Fee, macht den Bauer zum Millionär, worauf er das arme Lottchen plagt und endlich verstößt, weil es nicht nach seinem Willen heirathen mag. Der reiche Bauer lebt im Uebermuthe fort, bis einmal die Jugend in Person zu ihm kommt und mit der zärtlichsten Lustigkeit von ihm Abschied nimmt, worauf das Alter auftritt, sich bei ihm häuslich niederläßt und ihn durch bloße Berührung zu einem zitternden Greise macht. Zudem verliert er auch seinen Reichthum und muß sich als Aschenmann vom Auffammeln der Asche in den Küchen nähren, bis seine Prüfungszeit vorüber ist und die Fee, deren Lottchen überdieß einen treuen Liebhaber gefunden hat, ihn erlöst.

Der „Barometermacher auf der Zauberinsel" ist das bekannte Märchen von Fortunat (vgl. Th. I. S. 406), nur mit trefflicher Laune in den Wienerischen Volkston übertragen.

„Die gefesselte Phantasie" ist etwas verkünstelt. Die Königin Hermione will den heirathen, der das beste Gedicht mache. Ihr geliebter Dichter Amphio wird aber gehindert, es zu machen, weil die Phantasie in Fesseln liegt. Ein elender Stümper ist schon im Begriff, der Königin Hand durch sein Gedudel zu erzwingen, als die Phantasie endlich frei wird und Amphio zum schönsten Liede begeistert.

„Die unheilbringende Krone", der alles sich beugen muß, bringt zwar, auf das Haupt eines Rebellen gesetzt, den rechtmäßigen König um den Thron, dem Usurpator zuletzt aber doch Unheil. Die komische Person in diesem Stück ist ein furchtsamer Schneider, welcher durch einen Zaubertrunk auf einmal Löwenmuth bekommt.

„Der Verschwender", ein gewisser Flottwell, welcher durch die Gunst einer Fee überaus reich, dann zu seiner Prüfung auch wieder bettelarm gemacht wird, wobei ihm sein Bedienter „Valentin" Dankbarkeit und Treue bewahrt. Die

Fee stellt sein Glück wieder her. Der gutmüthige Charakter Valentins, der auch seine etwas herbe Frau umstimmt, ist recht österreichisch und war die letzte Rolle, in welcher Raymund die Wiener entzückte.

In dem Maße, wie man in Berlin eine der Wiener ähnliche Volksbühne mit stehenden Masken einzuführen bemüht war, nahm man auch in Wien unerwartet etwas Berlinisches an. In Berlin schuf Carl von Holtei den „Nante", wie er selbst triumphirend (in seinem Theater 1845, S. 325) ausruft. Dieser Eckensteher Nante sollte für Berlin werden, was der philiströse Staberl (den Bäuerle geschaffen) in Wien. Aber dem Berliner Pöbel war die Bonhommie des Wiener doch nicht abzulocken, während die Wiener Lokalpossen mehr und mehr von ihrer bisherigen Unbefangenheit verloren und sich in Bewußtseyn, Suffisance, Wortspielerei stark verberlinerten. Sie spiegelten nicht mehr das heitere Volk der Phäaken, noch weniger bemühten sie sich, auf sein gutes Herz einzuwirken; sie schmeichelten nur noch den Clacqueurs, Flaneurs und der Saphir'schen Spaßmacherei, die echt berlinisch und jüdisch obendrein nicht das Mindeste mehr gemein hatte mit dem gesunden Humor einer christlichen Bevölkerung. Man darf in dieser Beziehung Nestroy nicht unter die Verbesserer der Bühne zählen.

Johann Nestroy steht unter Raymund, dem er nur nachahmt, indem er die gemeine Wirklichkeit des Wiener Lebens mit dem Märchenzauber durchdringt. Am beliebtesten wurde seine Märchenposse „der böse Geist Lumpacivagabundus oder das lüderliche Kleeblatt", 2. Aufl. 1838.

Die Feen wetten, ob es der Fortuna möglich seyn werde, dem Lumpacivagabundus (Genius der Lüderlichkeit) von drei lüderlichen zwei zu entreißen, wenn sie sie trotz allem Verschleudern immer wieder reich macht und dadurch endlich zum Insichgehen bringt. Es werden nun die drei lüderlichsten Handwerksburschen auserlesen und beglückt, der Tischler Leim ist noch der bravste, viel schlimmer der Schneider Zwirn, der hartnäckigste aber der Schuster Knieriem, dessen ewige Besoffenheit gewiß von Raymund nicht auf die Bühne gebracht worden wäre. Die beiden letztern bewähren sich als unverbesserlich und Fortuna hat ihre Wette verloren, aber Amorosa, die Fee der Liebe, rettet die schon Verdammten, indem sie ihnen Liebe einflößt und sie durch Häuslichkeit zur Ordnung zurückführt. Die Erfindung ist nicht übel, auch die Charakteristik des lüderlichen Kleeblattes sehr treu, nur ist das Gemeine zu wenig vermieden.

Zu ebener Erde und erster Stock, Lokalposse von Nestroy, 1838.

Der schöne Adolph, ein gemeiner Tagschreiber und Pflegsohn des armen Tandlers Schlucker zur ebenen Erde, liebt die schöne Emilie, Tochter des Millionärs Goldfuchs im ersten Stock, und wird wieder geliebt. Natürlich darf er nicht daran denken, öffentlich um sie zu werben und ist in großer Noth. Da erhält er Nachricht, er sey der Sohn eines unermeßlich reichen Kaufmanns in Indien, während Goldfuchs durch die Verschwendungen seines Sohnes und allerlei Unglücksfälle ruinirt wird, und am Schluß des Lustspiels zieht der arme Tandler mit Familie triumphirend in den ersten Stock hinauf, der reiche Goldfuchs aber in das Parterre hinunter. Beide Etagen aber versöhnen sich durch die Heirath Adolphs und Emiliens.

Auch Carl Haffner, dessen „österreichisches Theater“ 1846 erschien, hat Raymund in possenhaften Geistermärchen nur nachgeahmt, ohne seine Zartheit und Gemüthlichkeit zu erreichen. Ein höchst vorzügliches Stück von Haffner ist dagegen ein Wiener Lebensbild, Therese Krones, treu nach einer wirklichen Begebenheit.

Therese, eine schöne Schlesierin, wurde die beliebteste Soubrette des Leopoldstädter Theaters und zwar ein Original, freigebig mit ihren Reizen ohne Rückhalt, aber auch freigebig mit ihrem Gelde. Eine Menge Anekdoten ihrer seltenen Großmuth gingen um. Da kam sie in ein Verhältniß mit einem polnischen Grafen, der bei einem Gastmahl, das er ihr gab, plötzlich als Raubmörder verhaftet und bald darauf gehenkt wurde. Sie durfte nun lange nicht mehr vor dem Publikum erscheinen, that es zwar noch einmal, starb aber aus Kummer. Haffner hat das schöne, leichtsinnige, aber gutmüthige und geniale Mädchen auf die zarteste Weise ins glänzendste Licht der Liebenswürdigkeit gesetzt.

Die österreichischen Lustspiele neuester Zeit von Feldmann, Kaiser, Baumann sind alle nicht mehr recht volksthümlich, sondern schon mehr im modernen Zeitgeschmack. In Frankfurt a. M. tauchte 1834 Malß mit seiner Hauptfigur Hampelmann in mehreren Lokalpossen auf.

Abgesehen von Lustspielen machte sich der lokale Witz auch in anderen Formen Luft.

Ignaz Friedrich Castelli war einer der beliebtesten Humoristen, der seit 1816 eine Menge witziger Kleinigkeiten, Sinngedichte, Anecdoten (Wiener Bären), gesellige Gedichte, Gedichte in niederösterreichischer Mundart, dazu Operntexte (zur Schweizerfamilie), eine Satire auf die Schicksalstragödien (der Schicksalsstrumpf) rc. schrieb, ein überaus heiterer und harmloser Spaßmacher, der aber zuweilen schon in die fade Wortspielerei fiel, die bald darauf Saphir zu seiner Hauptaufgabe machte.

Saphir, der Wiener Jude, der seit dem Jahr 1821 eine ungeheure Menge von angeblich humoristischen, in Wahrheit aber nur burlesken Sachen schrieb, war eine für die damalige Zeit höchst charakteristische Person, nämlich unter Metternichs langem geistlosem Regiment der privilegirte Spaßmacher, der den Leuten, wenn sie etwa heimlich zu murren Lust bekamen, die Zeit vertreiben und alles zum Lachen bringen mußte. Ein versteinertes Lachen, eine Maske des Momus der künftigen Revolution entgegengehalten, gleich den zungenausstreckenden Lallenkönigen an den Thoren der alten Schweizer Städte. Mehr unheimlich als wirklich lächerlich. Den armen Saphir charakterisirt der moderne Juden- oder Wortwitz, der sich durch seine Windigkeit von dem Kern- oder Sterlingswitz der alten Zeit so auffallend unterscheidet. Er spielt nämlich nur mit Namen- und Sylbenähnlichkeiten, ein Spiel des Zufalls, kindisch, nur möglich, wenn man die Langeweile tödten will, und doch selbst langweilig.

Nur einige Titel von Saphirs Werken: Dumme Briefe (ein Potpourri über Leben, Literatur, Theater), Conditorei des Jokus, humoristische Abende, humoristische Glasperlen rc. Auch gab er mehrere humoristische Zeitschriften heraus, worin er sich zum Witz forcirte. Hier einige Proben. Zur Zeit der polnischen Revolution schrieb er „die Freiheit ist ein Magnet, der bei den Polen am schärfsten zieht". Zur Zeit der constitutionellen Kämpfe: „Die Arche Noä war die erste Pairskammer, denn jeder Verschlag faßte ein Paar." Diese Witze gehören noch zu seinen besten. Meist sind sie die werthloseste Spaßmacherei über Theater, Stadtneuigkeiten und Klatsch aller Art.

Die „wilden Rosen" Saphirs von 1838 sind lyrische Gedichte zärtlichen Inhaltes, die zwar auch viel Spielerei in Metaphern enthalten, im Ganzen aber ein feines und warmes Gefühl zeigen, das Beste, was Saphir je geschrieben.

Seit 1830 ahmte ihm ein anderer Jude Oettinger nicht ungeschickt nach in einem satirischen Taschenbuch „das schwarze Gespenst", ferner in „fashionablen Dummheiten, im confiscirten Eulenspiegel, Marabouts, Joujoux, einem Narrenalmanach" rc. Auch schrieb er kleine dramatische Desserts (Lustspiele), Liebesblicke (Gedichte) und einen größeren humoristischen Roman „Onkel Zebra", dessen Witz sehr forcirt, aber ganz harmlos ist. Im „Reich des Nostradamus" von 1845 wühlt Oettinger zu tief in den Erinnerungen der colossalen Sittenlosigkeit des altfranzö-

fischen Hofes. — Hermann Marggrafs humoristischer Roman „Fritz Beutel“ (1856) ist unerlaubt geistlos, indem er den ewig fliehenden Witz bei den Haaren zurückzerren möchte und nur Abgeschmacktheiten enthält. Zur Probe:

Fritz Beutel gewinnt die Schlacht an der Alma und stürmt Sebastopol, indem ihm Guitarria, Cichoria, Cigarretta zu Hülfe kommt. Unterhaltung des Kaiser Fritz Beutel mit seinem Marineminister über Eigenthumsrecht und den alten Adam, für Juristen von größter Wichtigkeit rc.

Glasbrenner, der sich Brennglas nannte, schrieb seit 1834 eine große Menge witziger Humoresken aus Berlin und über Berlin.

Berlin wie es ißt und — trinkt. Guckkastenbilder. Buffey in der Kunstausstellung. Der politisirende Eckensteher. Antigone in Berlin rc., alles treu nach dem Leben und oft sehr witzig, so daß seit Julius von Voß keiner den Berliner Wind sicherer aufzufangen wußte, wie Glasbrenner.

Glasbrenner begann mit etwas phantastischen Sachen: Aus den Papieren eines Hingerichteten und Leben eines Gespenstes. Später schrieb er eine Walpurgisnacht und einen modernen Reinecke Fuchs voll politischer Anspielungen. Er fand bald Nachahmer in Berlin selbst an Wehl (Berliner Stecknadeln, der Teufel in Berlin, 1844), in Leipzig an Senff (buntes Leipzig 1842), sogar in Wien an J. C. Moser (seit 1842).

Die seit 1846 in München von Braun und Schneider herausgegebenen „Fliegenden Blätter“ enthalten einen reichen Schatz von echt volksthümlichem Humor. Wenn auch untermischt mit großstädtischen Witzeleien im gewöhnlichen Styl der Wiener und Berliner Witzblätter, besteht doch der Inhalt der Fliegenden Blätter größtentheils aus guten Schwänken, Charakterzügen und Bonmots, die dem bürgerlichen und ländlichen Leben, dem eigentlichen Volk entnommen sind und gegen alle Art von Ueberbildung und Modethorheit Opposition machen. Sie stehen hoch über allen andern illustrirten Witzblättern, die fast in jeder größern Stadt aufgetaucht sind.

8.

Neue Keime volksthümlicher Dichtung.

Hatte man sich auch von der Romantik, wegen ihrer phantastischen Ausschweifungen, abgewandt und war die politische Begeisterung von 1813 erloschen, so erhielt sich doch ein nüchternes und behagliches Heimathsgefühl. Man hatte nun doch einmal sich selber achten gelernt.

Zur volksthümlichen Reaction gegen die Ausländerei und Classicität gehörte zunächst die Wiedererweckung der mundartlichen Dichtung. Kunstdichter fingen an, sich der Bauernsprache ihrer Heimath zu bedienen, um im Ton der Volkslieder oder in Idyllen, Volksmärchen und Schwänken das Volk in seiner ganzen Natürlichkeit bald mehr gemüthlich ernst und empfindsam, bald mehr humoristisch darzustellen. Diese Dichtungsart hatte aber häufig etwas Kokettes, Gemachtes und eben deßhalb nichts Natürliches, oder sie faßte das Volk gar zu gemein auf. Schon Usteri und Joh. Heinr. Voß hatten Idyllen, dieser in Schweizer, jener in niedersächsischer Mundart geschrieben, die jedoch zu sehr classischen Mustern nachstreben, um natürlich und volksmäßig genannt werden zu können.

Joh. Peter Hebel von Laufen bei Schopfheim am Fuß des Schwarzwalds, Kirchenrath und Prälat in Karlsruhe, schrieb seine berühmten „Alemannischen Gedichte“ 1803 in der lieblichen Mundart des südlichen Schwarzwaldes, und einen nicht minder berühmten und beliebten Volkskalender, den Rheinischen Hausfreund, dessen beste Schwänke nachher im „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“ gesammelt wurden. Viele seiner Gedichte sind von liebenswerther Naivetät und das Volksthümliche dringt darin mächtig zu Tage. Allein widerlich entstellt sind andere durch Einmischung moderner, sentimentaler Gefühls- und Ausdrucksweisen der gebildeten Welt, ja sogar durch die Einmischung des loyalen Beamtengeistes. Eine Anzahl besteht aus kleinen Idyllen in Hexametern, aber die bäuerliche Naivetät und Rohheit paßt nicht in die prachtvoll strömenden Verse Homers. Gleich auf der ersten Seite heißt es:

> Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
> d' Wiesen luegt, und chek go Todtenau aben ins Thal springt,
> schwebt mi muntere Blick, und schwebe mine Gedanke.

Wo wird es je einem wirklichen Schwarzwälder Bauern einfallen, in solchen gebildeten Phrasen und mit so viel Bewußtseyn von der Munterkeit seiner eigenen Blicke und seiner schwebenden Gedanken zu reden? Wir schlagen keine Seite bei Hebel auf, ohne daß uns diese unnatürliche Verbindung der Bildung höherer Stände mit der Sprache der niederen auffällt. Seine Muse ist eine Stadtdame im Costum einer Schwarzwälder Bäuerin. — Auch die Lieder Hebels, die nicht in Hexametern, sondern in der gewöhnlichen deutschen Liederweise gedichtet sind, entbehren meistens des echten Volkstons. In „den Irrlichtern“ heißt es:

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
Wohl Engel um, mit Sterneblume bchrönt ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In „dem Morgenstern“ heißt es:

Woher so früheih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer gewäschen im Morge-Thau?

Das ist nicht volksthümlich.

In der „eine Frage“ heißt es:

Sag, weisch denn selber au, du liebi Seel,
Was 's Wienechtschindli isch, und heschs bidenkt?
Denk wol i sag ders, und i freu mi druf.
O 's isch en Engel usem Paradies
Mit sanften Augen und mit zartem Herz ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In dem „Käfer“ heißt es:

Der Käfer fliegt der Ilge zu,
es sitzt e schönen Engel dört,
er wirthet gwiß mit Blumesaft
und 's chostet nit viel, hani ghört ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In dem „Jenner“ wird von Bauersleuten der Jenner als allegorische Person weitläuftig nach allen seinen Eigenschaften beschrieben, was ganz und gar gegen die Natur der Bauerneinbildungskraft geht. — Auch die

ländliche Liebe wird von Hebel mit einer Absichtlichkeit, mit einer über dem Gefühl schwebenden Reflexion und in Ausdrucksweisen behandelt, die jede Naivetät und volksthümliche Wahrheit ausschließen. Man lese z. B. „die Ueberraschung im Garten“.

Nur in den wenigsten Liedern Hebels klingt der rechte Volkston an. Hin und wieder in den Idyllen, so daß man wohl sieht, der Dichter hätte das Lieblichste dichten können, wenn er nur die Affectation, in Hexametern zu schreiben, hätte lassen können. So der Scherz mit dem kleinen, sich versteckenden Mädchen. Auch in dem „Hexlein“, wo ein Bauer von einem hübschen Mädchen behext wird, sind volksmäßige Anklänge. In „der Mutter am Christabend“ ist die Naivetät der häuslichen Scenen aufs widerlichste gestört durch die Reflexion. Anstatt daß der Dichter die Mutterliebe nur in ihren Aeußerungen hätte malen sollen, spricht er emphatisch über „den zarten Muttersinn“, das „Mutterherz“, die „Mutterliebe“, was vollends im bäuerlichen Costüm unerträglich wird. — Am meisten dem echten Volkslied ähnlich sind „Hans und Verene“ und „der Schwarzwälder im Breisgau“, obgleich auch nicht ganz rein. Das einzige Gedicht aber, das in jeder Beziehung vortrefflich ist und auch ganz gut unter die romanzenartigen echten Volkslieder eingereiht werden kann, ist „der Bettler“, worin der Geliebte, als Bettler verkleidet, zur Geliebten zurückkehrt und sie überrascht. Hier ist alles natürlich und innig.

Höchst eigenthümlich und vom liebenswürdigsten Humor eingegeben sind die Schwänke des Hebel'schen Schatzkästleins, eines der besten Schwankbücher, die wir besitzen.

In der Schweiz schrieb Kuhn 1806 „Volkslieder im Schweizer Dialekt“ und schon in Hebels reflectirender Manier. Viel gemeiner dagegen die Schweizer Volkslieder von Häffliger 1813. In der „Alemannia“ gesammelten Liedern von Dorn, Schneider, Hagenbach und Eichin herrscht die Hebel'sche Art vor und findet sich auch manche Humoreske. Von den alemannischen Gedichten, welche E. von Bülow 1851 aus verschiedenen neueren Schweizerdichtern zusammentrug, gilt dasselbe. Hier ragt Minnich hervor, aber auch er reflectirt zu viel und übersetzt nur die Gedanken eines gebildeten und empfindsamen Herrn in die Bauernsprache.

Von derselben Hebel'schen Art ist auch Corrodi's „der Herr Professer“ (1857) in vortrefflichen Hexametern.

Einzig in ihrer Art waren die Lustspiele des Schultheiß Wagner (seit 1823) in schwäbischer Mundart, durchaus realistisch, die ganze Grobheit der Bauern zur Schau tragend, ohne alle empfindsame Beschönigung, nur mit zu viel Verachtung des ungebildeten Standes, der nicht blos jene rauhen Seiten hat.

In der „Schulmeisterswahl zu Blindheim“ mit einer Fortsetzung werden die Dorfintriguen mit trefflichem Humor geschildert, die Schleichwege der Bewerbung, die Bestechungsarten, die Politik der Mütter heirathsfähiger Töchter rc. „Die Gemeindedeputirten zu Leer“ und „der Zinspacht“, so wie „die Repräsentantenwahl zu Dippelsburg“ legen die Verstocktheit der Bauern gegenüber von weisen Verfügungen, und die Dummheit der Bauern gegenüber von schlauen Intriganten und dadurch „die Unmündigkeit des Volks“ gegenüber den liberalen Anforderungen der Zeit dar. Das Meisterstück aber ist „der Handstreich bis auf Spitz und Knopf“ mit einer Fortsetzung, womit Wagner seine Leistungen schloß (1827). Der Bauer Strobel will seinen Sohn Friederle mit des Bauern Hansobbet Tochter Judith verheirathen und schon ist die Verlobung fast am Ende, als die beiden groben Väter wegen einer Aussteuerkuh, die dem andern zu mager ist, in Hitze gerathen und fluchend und tobend auseinandergehen. Das gereicht aber zum Vortheil des Friederle, der längst eine andre liebt. Diese andre bekommt er auch, aber erst, als sie durch eine Erbschaft plötzlich reich wird. Die Bauerncharaktere sind mit Meisterhand gezeichnet und selbst von Bitzius nicht übertroffen.

In der Nürnberger Mundart gab schon 1798 Joh. Conr. Grübel Gedichte heraus, die aber mehr sprachlich merkwürdig, als poetisch sind.

Er schildert zwar den Spießbürger in seiner Behaglichkeit, Gutmüthigkeit und Beschränktheit recht treu, aber es fehlt ihm die eigentliche vis comica. Solche Selbstbespiegelungen des deutschen Philisterthums bedürfen einer starken Würze von genialem Humor, um nicht zu langweilen.

In der Auffassung eher Grübel, in der Mundart eher Hebel ähnlich schrieb Daniel Arnold 1816 „den Pfingstmontag“, ein Drama im Straßburger Dialekt.

Unterdeß hatte auch im deutschen Norden Bornemann 1810 plattdeutsche Gedichte herausgegeben, die 1854 in sechster Auflage erschienen. Man hat ihn sehr gepriesen, ich mag ihn aber nicht, denn er ist ein Muster unerträglicher Koketterie und Wichtigthuerei.

Grandeer (Grenadier) bin ick ut Poamerland
Soldoat in Lust und Freb.

Dieses ewige Selbstlob, welches Bornemann den Pommerschen Bauern in den Mund legt, die ewige Selbstausposaunung ihrer Biederkeit, Tapferkeit, Unschuld und Naivetät ist nur ekelhaft. Sehr gering sind auch die Gedichte in obersächsischer Bauernmundart von Döring (1821). Dagegen viel besser, gesünder, volksthümlicher die plattdeutschen Gedichte des Claus Groth von 1823, die unter dem passenden Namen Quickborn (lebendiger Quell des Volksgefühls) erschienen. Man findet hier den ganzen süßen Wohllaut, der die plattdeutsche Sprache auszeichnet, zum erstenmal zu poetischer Geltung gebracht und auch den Inhalt der Dichtungen ungleich zarter und doch auch volksthümlicher behandelt, als bei Bornemann. Groth schließt sich aufs genaueste an das echte Volkslied an und bringt viel Volkssagen und Geschichten. — Später erschienen noch plattdeutsche Gedichte von Jung (1849), Gedichte in der Aachener Mundart von Jos. Müller (1840), in der Luxemburger Mundart von A. Meyer. Im „Lappenkorb“ des Clement (1848) finden sich allerlei Sprichwörter, Sagen, Genrebilder aus Friesland, desgleichen in Goldschmidts kleinen Lebensbildern (1844) aus Oldenburg. Die reichste Sammlung mundartlicher Lieder, Sagen ꝛc. aus allen Gauen Deutschlands begann Firmenich in „Germaniens Völkerstimmen“ zu sammeln, theils echte alte Volkslieder, theils Neues.

Castelli gab 1828 Gedichte in niederösterreichischer Mundart heraus, welche vielen Beifall fanden. Obgleich sie nur auf die Unterhaltung der Wiener berechnet sind, gibt ihnen Castelli's eigene Gutmüthigkeit und treffliche Laune doch einen gewissen Reiz des Natürlichen. Franz Stelzhamer schrieb 1837 Lieder in Obderensischer Mundart (vermehrt in seinen Gedichten 1855), theils im Tone der von Tschischka und Schottky herausgegebenen österreichischen Volkslieder, theils empfindsam im Tone Hebels. Dazu kommt noch ein Element von Wienerischer Blasirtheit und schlechtem Witz. Die Mundart ist nur ein Mittel, um das Wiener Publikum zu amusiren. Von einem wahren tiefen Volksgefühl und von dem heiligen Ernst, mit welchem ein tüchtiges, schönes, frommes Bergvolk aufzufassen wäre, ist da keine Spur. Besser sind die 1838 von Seidl in Wien herausgegebenen „Flinserln“, denen er 1844 noch Gedichte in

niederösterreichischer Mundart folgen ließ. Kartsch gab 1849 österreichische „Feldbleameln" heraus.

Unter allen Lyrikern, welche volksthümlich und mundartlich gedichtet haben, gebührt dem Münchener Franz von Kobell der erste Rang, denn keiner ließ so alle Affectation hinter sich und dachte und redete so ganz rein aus dem Volk heraus. Seine Gedichte in oberbayerischer und pfälzischer Mundart (mit einigen hochdeutschen verbunden) von 1839 zeigen uns die Oberbayern und Pfälzer im treuesten Spiegel. Ein Bild aus dem bayerischen Gebirge.

Es schlaft a Diendl untern Baam
Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag is warm, bei'm Baam is's kühl,
Sie schlaft so süeß, so guet. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
A alter finst'rer Mon,
Der schaugt dees Diendl in sein Schlaf
Grad in Vorbeigehn on.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz steht er lang vor ihr,
Auf's Mieder schaugt er, g'fallt ihm g'wiß
Da dran dees reichi Gschnür.

Er werd' ja do koa Räuber seyn
Und werd' ihr ja nix thoan,
Is ja a bluetjunges Diendl no
Und grau is scho der oan.

Na schau, er geht und thuet ihr nix
Und do hat 'n was druckt,
Er hat si hinter'n Ohrna kratzt
Und 's Huetl hat er g'ruckt. —

Echte Waldluft athmet auch das Lied vom Auerhahn.

Der Jäger bedauert das dumme Thier, das, von Liebe verblendet, den Feind nicht kommen sieht, versinkt aber selbst dabei so in die Erinnerung seiner eigenen Liebe, daß er den Vogel vergißt, der sicher davonfliegt.

Ein Bild aus der Pfalz:

Lische, Lische,
Halt a bische,
G'schwind a Kißche! —

„Nee, wann's Jemand sehe thät" —
Ei wie so,
'S is Niemand do
Als der Bu, der nix versteht!

(Kuß.)

Und dem Kuß guckt eener zu,
Und des war a kleener Bu!

Auch unter den hochdeutschen Gedichten Kobells finden sich sehr schöne z. B. das herrliche Weinlied mit majestätischer Melodie: „Ein König ist der Wein!" — Minderen Werth haben Pangkofers Gedichte in altbayerischer Mundart (1842).

Hübsche ländliche Genrebilder enthält das Buch „unterem Schindeldach" von Waldmüller (1851).

Eine neue Seite gewann Bogumil Goltz in Thorn (seit 1849) dem Volksgeiste ab, indem er in seinem „Buch der Kindheit" den geheimnißvollen Rapport der Kinder mit der sie umgebenden Natur und überhaupt die ganze Romantik der Kinderwelt enthüllte. Dabei kam er auf die tiefste Grundlage des deutschen Nationalcharakters. Sein Buch wurde schnell berühmt, wird aber auch noch für die Nachwelt von Bedeutung bleiben. In der schönen Begeisterung für seinen Gegenstand, in der edeln und freien Auffassung steht Goltz dem Jean Paul am nächsten. Er schrieb nachher noch mehrere Werke, ein „Jugendleben", eine „Reise nach Aegypten" rc., alle voll Geist. Weniger poetisch, durchaus nüchterner faßte gleichzeitig Professor Riehl in München das Volksleben, zunächst seiner hessischen Heimath auf, und schrieb im Sinne der patriotischen Phantasien des alten Justus Möser viele treffliche Bücher über die Grundlagen des deutschen Nationallebens und Nationalwohls, die Familie, den Bauernstand rc.

Gustav von Putlitz machte mit einem kleinen Buch in poetischer Prosa „Was sich der Wald erzählt" großes Glück, indem es rasch hinter einander zwanzig Auflagen erlebte (bis 1857). Er hat offenbar dem Buch der Kindheit die Natursprache abgelauscht und mag dabei auch ein wenig an Tiecks Märchen gedacht haben.

Die Blumen im Walde reden mit einander und erzählen einander ihre Entstehung. Desgleichen der Waldbach, der seinen Ursprung aus empfindsamen

Thränen herleitet, der alte Tannenbaum, der vom Winter erzählt, der bemooste Stein 2c., alles sehr preziös.

Am meisten Beifall und Verbreitung erlangten die sogenannten Volksromane, Dorfgeschichten 2c. Man kam endlich von den historischen Romanen, die sich unter allen Zeiten und Völkern ihren Stoff gesucht, zu Romanen zurück, die ausschließlich im deutschen Volk zu Hause blieben, von den Damenromanen „aus der Gesellschaft" zu Schilderungen des Landvolks, und von den mehr oder weniger enthusiastischen Tendenzromanen voll Illusionen und Gedanken zu der gemeinen Wirklichkeit. Diese merkwürdige Wendung erfolgte im Culminationspunkt der antikirchlichen Schwärmerei, in der Mitte der dreißiger Jahre, als eben Strauß, Ruge, Feuerbach 2c. das Christenthum zu stürzen wähnten, und zugleich im Culminationspunkt des literarischen Judenthums, des Heine- und Börnecultus. Wie aber in den neuen Volksromanen und Dorfgeschichten die Wirklichkeit des deutschen Volks sich gleichsam mit derben Ellbogenstößen Platz machte, so erfolgte gleichzeitig auch die katholische Reaction in Köln. Der erste Volksroman von Bitzius erschien im Jahr der Kölner Wirren, 1837. Der große Durchbruch des neuen Geistes erfolgte in der nationalen wie kirchlichen Richtung.

Die Wendung wurde wie ein elektrischer Schlag oder wie ein Erdbebenstoß weithin gefühlt. In Frankreich selbst, mit dessen destructiver Poesie wir damals überschwemmt waren, blieb der mächtige Rückschlag aus Deutschland nicht lange ohne Folgen. Unter den geistreichsten Klerikern that sich eine altfränkische oder gothische Schule auf, welche, zum Geist Montesquieu's zurückkehrend, den eigentlichen Kern, die Ehre und den Stolz der französischen Nationalität nicht mehr im gallisch-römischen, sondern im fränkisch-burgundisch-westgothischen Elemente fand, und die gothischen Formen des Mittelalters wieder hervorsuchte, weil sie dieselbe dem katholischen Wesen für angemessener hielt, als die Formen der Renaissance. Und die berüchtigte Madame Dudevant, das geistreichste Weib in Frankreich, die unter dem Namen G. Sand bisher nur glauben- und sittenzerstörende Romane geschrieben hatte, warf sich, nach unsers deutschen Bitzius Vorgang, auf einmal auf Dorfgeschichten und schilderte in unübertrefflich reizenden Idyllen den alten frommen Glauben, die alten

guten Sitten, Treue und Unschuld des vom Pesthauch der Städte unberührt gebliebenen Landvolkes.

Gehen wir in unserer Literatur zurück, so finden wir, daß eigentlich der beliebteste Kinderschriftsteller, Domherr Christoph Schmid in Augsburg, die ländliche Idylle zuerst in der Einfachheit und Natürlichkeit in Prosa auffaßte, wie wir es in den späteren Dorfgeschichten finden, nur daß er für Kinder und nicht ohne religiöse Weihe schrieb. Seine berühmtesten Erzählungen sind „die Ostereier“ (1816) und „Heinrich von Eichenfels“. Die schönste seiner Idyllen ist aber seine Selbstbiographie, herausgegeben und vollendet von seinem Neffen Werfer. Hier athmen wir die reinste Bergluft des Allgau.

Die erste eigentliche Dorfgeschichte ist der Irwisch-Fritz, eine Novelle der Adelheid Reinbold, die unter dem Namen Franz Berthold schrieb und schon in früher Jugend starb. Ihre hinterlassenen Novellen, die sich durch frische Farben auszeichnen (russische Scenen, die Nebenbuhlerin ihrer selbst 2c.) und ihre größeren Romane, König Sebastian (in welchem eine Christin für den wahren, eine Muhamedanerin für den falschen Sebastian begeistert ist), gab Tieck heraus (1839). Der Irwisch-Fritz erschien zuerst in dem Taschenbuch Urania, später in den Novellen 1842.

Fritz, ein armer junger Bauernbursch, bekommt den Uebelnamen vom Irwisch, weil ihn seine Mutter unter freiem Himmel, vom Irwische verlockt und verirrt, in Todesangst geboren hat und darüber gestorben ist. Er wird aber der schönste Jüngling im Dorfe und gewinnt die Liebe eines reichen Mädchens, die er im Felde aufsucht. Eine überaus lieblich ausgemalte Idylle, deren einzelne Züge sich in der kleinen Fadette der G. Sand wiederspiegeln. Der reiche Vater will dem Burschen die Tochter nicht geben, ihre jüngere Schwester, ein verzogenes Kind, macht ihr noch mehr Plage durch Angeberei und Eifersucht. Sie soll endlich mit einem Andern getraut werden und auch Fritz eine Andre heirathen, aber durch Zufall wird die Trauung in der Kirche bis zur Dunkelheit verspätet und fehlen die Lichter. Da werden die Paare verwechselt; Fritz, einmal mit seinem Lieschen getraut, behält sie und alles endet im besten Humor.

Die Erfindung ist zwar arm und der Schluß unwahrscheinlich, aber die Charaktere und Situationen sind meisterhaft natürlich und mahnen schon ganz an Bitzius, durchaus verschieden von den koketten Mimilis einer erlogenen Ländlichkeit.

Eine ganz neue Gattung von eigentlichen Volksromanen gründete

Albert Bitzius, der sich Jeremias Gotthelf nannte, reformirter Pfarrer im Canton Bern, indem er 1837 seine Schilderungen aus dem Berner Landleben begann. Er spiegelte einfach das Volk ab, wie es war, in Gemälden, die sich durch ihre Naturtreue bald den allgemeinsten Beifall erwarben. Nur Poesie vermißt man darin, weil der Dichter weniger im Sinne hatte, gebildete Leser zu ergötzen, als das Volk selbst zu bessern. Er stellte ergreifende, oft schreckliche Beispiele des Verderbens auf, dem das Landvolk zum Opfer fällt, wenn es die angeborene Barbarei nicht mehr durch christlichen Glauben und gute Sitte zügelt, sondern sich der berühmten Schweizerfreiheit und der modernen radikalen Errungenschaften nur bedient, um der Genußsucht zu fröhnen, zu spekuliren und sich zu ruiniren.

Sein erster Roman „der Bauernspiegel“ von 1837 enthält die Geschichte eines armen Bauernknaben, welcher, früh verwaist, die niedrigsten Knechtsdienste thun muß, das Mädchen, welches er zärtlich liebt, nicht heirathen kann, französischen Soldbienst nehmen muß und endlich heimkehrt, um Privatschulmeister, Dorfrathgeber und vielleicht noch Gemeindeschreiber zu werden. An diesen einfachen Faden reihen sich sehr ernste Betrachtungen über die Herzensverhärtung, Geldgier ꝛc. auf dem Lande.

„Uli, der Knecht“ von 1842 ist ein Seitenstück dazu, nur daß hier der Knecht aus Charakterschwäche ins Verderben rennt, bis ihn seine Geliebte, das treue und verständige Vrenele, wieder auf den rechten Weg bringt.

„Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet“ von 1844 ist eines der besten Gemälde von Bitzius. In einer reichen Bauernfamilie regiert die Frau Anna Bäbi. Ihr sanfter Sohn Jakobli verliebt sich in Meyeli, eine blutarme Magd, die im härtesten Dienst und in der rohesten Umgebung aufblüht wie eine Lilie im Sumpf. Er kennt die Gesinnung seiner Eltern und weiß, wie ungern sie eine so arme Schwiegertochter im Haus aufnehmen würden, aber er kann es nicht über das Herz bringen, ihr zu entsagen. Indem er, in Träumen verloren, zu ihr gehen will, stößt er an einer Ecke mit ihr selbst, die rasch daherkommt, so zusammen, daß ihr der Korb voll Rüben vom Kopf fällt. Er aber reicht ihr die Hand und begehrt sie zum Weibe. Sie wird durch ihn der Hölle, in der sie bisher gelebt, entrissen. Die Schwiegereltern und deren Gesinde nehmen sie zwar nur hart und unfreundlich auf, aber „ihre innere Wärme trotzte“ und besiegte die Kälte ihrer Umgebung.

„Der Geldstag“ von 1846 schildert einen jungen dürftigen Gastwirth, der eine reiche Frau nimmt, die stolze Eisi, einen neuen Gasthof errichtet, prahlt, trinkt, spielt, sich als Freigeist geberdet, die radikale Mode der Zeit mitmacht ꝛc., bis er voller Schulden in Folge der Trunksucht stirbt. Da wird

er vergantet und die stolze Sisi muß zusehen, wie alle ihre Fahrhabe verauctionirt und ihr großer schöner Spiegel von einer spöttisch auf sie herabblickenden Nebenbuhlerin erstanden wird.

„Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz“ von 1846 zeigen uns den Gesellen in Zürich, Bern, im Waadtlande ꝛc. unter den verschiedensten Einflüssen des Radikalismus, Straußenthums, Communismus ꝛc. jener Zeit. Er wird auch halb verführt, macht aber sehr bittere Erfahrungen und ist von so guter Art, daß er umlenkt und als frommer und fleißiger Handwerker in die Heimath zurückkehrt.

„Geld und Geist“. Ein junger Bauer liebt ein braves Mädchen, deren Vater aber einen zweiten, widerwärtigen Freier, blos weil derselbe noch reicher ist, begünstigt. Der junge Liebhaber kommt mit schmucken Rossen selber im besten Putz dahergefahren und das Herz des Mädchens pocht ihm liebevoll entgegen, aber der Vater empfängt ihn mit einer Miene voll Essig und Galle, nimmt an, er sey nur gekommen, eine Schuld einzukassiren, zahlt ihm das Geld in den kleinsten und schlechtesten Münzsorten auf den Tisch und heißt ihn gehen. Zum Vorwand der Abweisung muß auch der Umstand dienen, daß der junge Mann noch nicht selbstständig ist. Er soll erst Herr des väterlichen Gutes, Vater und Mutter ins Hinterstübchen verbannt seyn, worauf er aus kindlicher Pietät sich nicht einläßt. Auf solche Weise nun tritt das gemeinste Geldinteresse einer in jeder Beziehung passenden ehelichen Verbindung in den Weg, und die beiden jungen Leute werden selbst durch Mißverstand und vermeintliche Kränkung einander im Herzen entfremdet, bis günstigere Umstände eintreten, die dem Jüngling unter den Augen seiner guten sterbenden Mutter die Versöhnung mit seiner Geliebten und eine glückliche Heirath möglich machen.

„Zeitgeist und Berner Geist“ von 1852. Hans, ein reicher Bauernsohn, wird durch die Radikalen aus der Stadt beschmeichelt, verführt und gänzlich ruinirt. Treues Spiegelbild des schändlichen Treibens der damaligen Berner Radikalen.

„Erlebnisse eines Schuldenbauers“ von 1854. Hans Joggi übernimmt ein größeres Gut mit Schulden, wird selber nicht bezahlt und wird von arglistigen Menschen so lange ausgesaugt, bis er Haus und Hof verliert, tröstet sich aber in einem soliden Hausknechtsdienst, in dem er sorgloser lebt, als früher.

In kleineren Erzählungen versuchte Bitzius zuerst 1842 im „Sylvestertraum“ Jean Paul'schen Schwung der Phantasie, dann 1843 in den „Bildern und Sagen aus der Schweiz“ romantische Volkssagen wiederzugeben, wovon er aber wieder abging. Die „Erzählungen aus dem Volksleben“ von 1852 enthalten wieder nur ländliche Charakterbilder, z. B. das einer reichen Bäuerin, die einen jungen Freier ihrer Tochter aus der Stadt abfertigt, eines dörflichen Piepmeiers, der es mit allen Parteien hält, eines deutschen Flüchtlings, der Schweizergnadenbrod mit Thränen essen muß ꝛc.

„Die Frau Pfarrerin" ist die letzte Erzählung von Bitzius (1855), eine Idylle von großem Reiz. Die Pfarrerin ist eine einfache, bescheidene, schüchterne Natur. Sie verliert Vater und Gatten und bleibt kinderlos, einsam, bis sie eines Tages unvermuthet einschläft und stirbt. Kein Verwandter trauert um sie, nur ein kleiner Vogel, den sie liebreich gepflegt, setzt sich auf ihre Achsel, auf der er so oft gesessen, und stirbt mit ihr.

Wenn das Rauhe und Peinigende in der Schilderung des Wirklichen bei Bitzius viel mehr vorschlägt, als eine der Einbildungskraft schmeichelnde Idealisirung, so war es doch äußerst nützlich und zeitgemäß, daß nach so viel magenverderbender Leckerei endlich wieder einmal derbe Hausmannskost auf den Tisch kam.

Mehrere Schweizer ahmten Bitzius nach. A. Hartmann trat ihm mit seinen Kiltabendgeschichten (1853) offen als Concurrent entgegen, ohne alle Berechtigung, denn er behielt von Bitzius fast nur dessen Fehler bei. Bescheidener, aber nicht gehaltreicher sind Bitters Geschichten aus dem Emmenthal (1857). Ungleich besser sind die Erzählungen von Th. Meyer-Merian: „der verlorene Sohn", die Geschichte eines in der vornehmen Welt sich verirrenden, aber zur rechten Zeit in sein natürliches Geleis zurücktretenden Handwerkers, und „Kienseppli", die rührende Lebens- und Todesgeschichte eines unglücklichen Auswürflings der Gesellschaft, der sich zuletzt aus Dankbarkeit für seinen Wohlthäter bei einer großen Ueberschwemmung aufopfert (1853 und 1855).

Bitzius bester Nachahmer wurde ein aus dem Schwarzwald gebürtiger Jude, Berthold Auerbach. Derselbe schien anfangs dieser sinnigen Vertiefung im christlich-deutschen Bauernleben durchaus fremd zu seyn. Er begann mit zwei Romanen, „Spinoza" (1837) und „Dichter und Kaufmann" (1840), welche beide darauf berechnet sind, den „freien Geist" des modernsten Judenthums im Gegensatz gegen jeden positiven jüdischen, wie christlichen Glauben, zu verherrlichen. Auf dieser Bahn wäre Auerbach versunken, wenn nicht die Romane von Bitzius heimathliche Jugendgefühle in ihm geweckt und ihn unwiderstehlich zur Nachahmung getrieben hätten. In den „Schwarzwälder Dorfgeschichten", deren erste Bände Auerbach 1843 drucken ließ, verräth sich überall die Bezauberung, in welcher derselbe sich befunden, seitdem er Bitzius gelesen. Noch führt der Schüler nicht mit voller Sicherheit den Pinsel des Meisters, aber

überall blickt dessen Manier hervor. Der Schauplatz ist nur aus dem Canton Bern in den katholischen Schwarzwald verlegt. Die harten, groben Bauern, die Dorflöwen, die dummen Rüpel, die Mütter und die jungen zarten Dulderinnen im ländlichen Mieder sind dieselben, nur in sehr wenig verändertem Costüm. Das Rauhe herrscht, wie bei Bitzius, noch auffallend vor und das Zarte, Süße, Befriedigende der Idylle weicht scheu zurück wie des Acis und der Galathea Liebe vor dem gräßlichen Polyphem.

In den Dorfgeschichten tritt zuerst der Tolpatsch als der gehänselte, dumme, aber gutherzige deutsche Bauernjunge (der echte deutsche Michel) charakteristisch hervor. Dann der rauhborstige böse Schloßbauer, zu dessen Füßen seine schöne Tochter Befele wie die Felsennelke aufblüht und verwelkt; der gottlose Frieder, der sich im Gefängniß henkt; der durch den modernen Schwindelgeist zu tollen Speculationen verführte Diethelm, der zuletzt böswillig sein versichertes Gehöfte anzündet und im Zuchthaus endet; der durch die Hoffarth verführte Dorflöwe Florian, der, nachdem er aus dem Strafhaus entlassen ist, als Scheerenschleifer umherziehen muß, aber durch die treue aufopfernde Liebe seiner Crescenz getröstet wird; der wilde Luzian, der sich an dem Pfarrer vergreift. Die beste unter diesen harten Dorfgeschichten ist „der Lehenhof". Hier sehen wir Vater und Sohn, Bruder und Bruder im furchtbaren, handgreiflichen Kampfe um Theilung des großen Bauernguts, und obgleich die Söhne zu Grunde gehen, tröstet sich der kinderlose Vater noch mit Stolz, daß er die Untheilbarkeit des Gutes doch erhalten habe. Das ist uralt alemannisches Gefühl. Das knüpft die jüngste Gegenwart an Eticho's Zeiten an. Eben so treu aus dem Leben gegriffen und rührend ist die „Erdmuthe", das arme Opfer einer Vergantung. Am rührendsten ist die Erzählung von dem armen „Tonele mit der gebissenen Wange". Das hübsche Bauernmädchen wird von ihrem Liebhaber in der verliebten Wuth wirklich angebissen, stößt ihn daher mit Abscheu von sich und nimmt die Liebe eines ehrlichen Jägers an, der aber im Zweikampf von dem tollen Nebenbuhler umgebracht wird. — Heiteren Charakter haben nur die Erzählungen von „Ivo, dem Hairle", das Stillleben eines jungen, nachher den Stand ändernden Vicars; „der Lauterbacher", das Stillleben eines Anfangs von den Bauern verachteten, aber durch ein braves Weib getrösteten und mit den Bauern versöhnten Schulmeisters; „Lorle", das Stillleben einer vom Land in die Stadt an einen Professor verheiratheten, aber geschieden zurückkehrenden Frau, und die Liebe des fleißigen und treuen Maurers Brosi.

Nach dem Beispiel von Hebel und Horn zerblätterte Auerbach seine Dorfgeschichten auch in Calenderweise, zuerst im „Gevattermann". Sein

Trauerspiel in Prosa „Andreas Hofer" fiel schwach aus. Dahin paßt er nicht. In seinem Roman „neues Leben" von 1852 hat er keine Fortschritte gemacht, sondern schwankt noch. Inzwischen eignete sich, nachdem 1847 das Buch der Kindheit von Bogumil Goltz erschienen war, Auerbach dessen warme Auffassung an und lernte von ihm, die Natur mit frischen kindlichen Augen ansehen. Nicht nur in seinen „deutschen Abenden" plaudert des „Waldschützen Sohn" mit den Bäumen und Vögeln des Waldes, sondern auch im „Schatzkästlein des Gevattermanns" verräth sich vielfach die Goltzische Manier. Ungefähr gleichzeitig mit dem Buch der Kindheit erschien la petite Fadette der Madame Dudevant (George Sand) in Paris,

die rührende Geschichte eines armen zerlumpten Mädchens, schimpflich Grille genannt, die aber durch ihr gutes Herz und durch ihren glänzenden Verstand die Liebe des schönsten und reichsten Bauernsohns gewinnt.

Nach diesen Mustern nun dichtete Auerbach 1856 seine liebliche Idylle „Barfüßele", entschieden sein bestes Werk.

Amrei (Anna Maria) und ihr Bruder Dami (Damian) verlieren ihre Eltern früh. Sie dürfen nicht einmal in das elterliche Haus zurück, an das sie oft klopfen, um die, wie sie glauben, noch lebenden Eltern zu rufen. Sie wachsen im Elend auf. Amrei muß immer barfuß gehen, daher man sie nur das Barfüßele nennt. Sie muß die Gänse hüten, der niedrigste und verachtetste aller Dienste. Aber unter freiem Himmel verkehrt sie sinnig mit den Sternen, Wolken, Bäumen, Kräutern und Thieren und lauscht der Natur ihre zartesten Geheimnisse ab. Die schwarze Marann, eine phantastische Wittwe, bei der sie allein wohnt, bestärkt ihren Hang zum Sinnen und Schwärmen. Endlich kommt Amrei als Magd auf eines reichen Bauern Hof. Hier wird sie von Rosel, der hoffärthigen Schwester des Bauern, viel geplagt. Einmal darf sie mit auf eine Hochzeit in dem benachbarten Dorf Endringen. Da erregt sie die Aufmerksamkeit eines bildschönen und wohlgekleideten fremden Bauernsohnes (Johannes); während sie als arme Magd ohne Tänzer dastehen und den reichen Burschen und Mädchen ihres Dorfes die überflüssigen Kleider, Tabakspfeifen ꝛc. halten muß, geht er auf sie zu, fordert sie zum Tanz auf, tanzt mit ihr zu Aller Bewunderung, denn sie sind das schönste Paar zusammen, verläßt sie aber schnell, nachdem er erfahren hat, sie sey nur eine arme Dienstmagd und nachdem er einen kurzen wehmüthigen Abschied genommen hat. Sie sieht ihn nicht wieder und weiß nicht, wer er ist. Ihr Herz ist schwer. Neuer Kummer kommt über sie durch ihren Bruder, dem alles mißlingt und für den sie immer von neuem sorgen muß. Da meldet sich ein Freier für die Rosel und mit Entsetzen und Wonne zugleich erkennt Amrei in ihm den Tänzer

von Endringen. Ihr Herz pocht zum Sterben. Sie kann nicht schlafen. Sie irrt in der Nacht im Felde und Walde und zieht sich dadurch einen dicken Backen zu. Dieser aber schützt sie nun, daß Johannes sie nicht erkennt. Er wendet sich an sie, als die Magd des Hauses, um über Rosels Charakter Erkundigungen einzuziehen. Ihre großmüthigen und verständigen Antworten erfreuen ihn, während ihn gar manches an Rosel selbst abstößt. Er ist nur auf Probe gekommen, seine Eltern haben ihm alle Freiheit gelassen, sich selbst eine Frau zu wählen, und er ist klug. Am Abend, als Rosels ganze Verwandtschaft eingeladen ist, erscheint Amrei, wie ihr die Bäurin geheißen, in ihrem Sonntagsstaat. Das will Rosel nicht leiden, ahnend, der Fremde könne jetzt erst ein Auge auf sie werfen. Amrei rechtfertigt sich, aber Rosel wirft sie zu Boden und schlägt sie ins Gesicht. Da plötzlich steht Johannes zwischen ihnen, deckt Amrei, die noch am Boden kniet, mit seiner Hand und — erklärt sie zu seiner Braut. Er begleitet sie in ihre enge Kammer und zur schwarzen Marann', die, indem sie in Johannes ihren verlorenen Sohn wiederzusehen glaubt, vor Freude stirbt. Nachdem Amrei für die Todte gesorgt, setzt sie sich hinter Johannes auf seinen Schimmel und sie reiten in die schöne Sommernacht hinaus, in heller Wonne, zunächst in den Wald zum höchlich überraschten Dami, der hier als Köhler lebt. Dann am Morgen reisen sie zu Wagen weiter nach des Johannes Heimath. Amrei geht allein voraus auf den Hof und gewinnt durch ihren überlegenen Geist und durch die edle Offenheit ihres Benehmens der reichen Eltern Gunst, so daß sie mit Freuden als Schwiegertochter anerkannt wird.

Ein zweiter Nachahmer des Bitzius, der Pfarrer Wilh. Oertel zu Horn im Hundsrück, der sich W. O. von Horn nannte, gab seit 1846 einen Volkskalender voll kleiner Dorfgeschichten unter dem Namen „Spinnstube“ heraus, später „Rheinische Dorfgeschichten“, „des alten Schmiedjakobs Geschichten“ rc. Er spiegelt das Bauernleben auf dem Hundsrück, an der Mosel, Ahr und im Nassauischen ab. Da das rheinländische Blut leichter fließt, begegnen wir bei ihm keinen so ungeschlacht groben Gestalten, wie im Oberlande; er zeichnet seine Leute sehr treu und weiß auch durch Geschichten armer Kinder das Herz zu rühren; im Allgemeinen aber süßelt er ein wenig zu viel in der Manier der Düsseldorfer Genremaler. — Aehnlich die „Geschichten und Erzählungen“, „aus der Rockenstube,“ „aus dem Altmühlthal“ rc. von Karl Stöber (seit 1841).

Besonders lieblich sind darin die Schilderungen armer und frommer Kinder, welche Segen ins Haus bringen, und sehr treffend die komische Bestrafung

eines Juden, der zum erstenmal in ein bis dahin von Luxus und Corruption jeder Art verschontes Gebirgsdorf kommt.

In Belgien gab Hendrik Conscience Dorfgeschichten in vlämischer Sprache heraus, welche zuerst der ehrwürdige Bischof Diepenbrock 1845 in's Deutsche übersetzte. Seitdem hat man alle seine übrigen Romane ebenfalls übersetzt.

Sie schildern das altvlämische Leben im Bürger- und Bauernstande und zwar im Gegensatz gegen die moderne Bildung, in den Krisen der Revolution, in den Bedrängnissen des „Geldteufels" rc. und zeichnen sich wie durch edle Einfalt, so durch tiefe katholische Frömmigkeit aus.

Von Josef Rank in Wien erhielten wir 1843 Schilderungen „aus dem Böhmerwalde", worin Leben und Sitten eines wenig bekannten, aber kerndeutschen Volkes trefflich charakterisirt waren. Dagegen fielen die Dorfgeschichten, welche Rank nachher von jenem Urstoff abzog, zu breit und empfindsam aus. So die: Weißdornblüthen, Florian rc.

Joseph Friedrich Lentner, ein junger Bayer, der sich meist in Tirol aufhielt, dessen Berge ihm lieb geworden waren, starb frühe an Schwindsucht und hinterließ „Geschichten aus den Bergen", in denen seine Schwermuth sich spiegelt. Die hier mitgetheilten kleinen Novellen sind zum Theil sehr rührenden Inhaltes. Ich hebe nur die am meisten charakteristischen hervor:

Ein Zithermacher aus Tirol hört, seine Geliebte habe einen andern geheirathet, überfällt sie im Wahnsinn und will sie ermorden, wird aber noch verhindert. — Ein frischer Tiroler, Florian, betrachtet vom Gletscher herab das Dorf, in dem er bald seine Hochzeit feiern will, und läßt in seines Herzens Freude einen Juhschrei laut durch die Berge hallen. Da von dem Schrei wird der Schnee erschüttert und löst eine Lawine sich ab, die ihn begräbt. — Die Mutter eines unehelichen Kindes, das sie verloren, windet ihm immerfort Kränze. — Ein Schwärzer (Schmuggler) rettet seinen Todfeind, einen Zollbeamten, den er erstarrt im Schnee findet. — Ein bayrischer Assessor soll im Jahre 1809 eben von den Tiroler Bauern erschossen werden, als ein Bauernmädchen auf ihn zustürzt und den andern zuruft, es sey ihr Schatz. Da schonen sie ihn, er will dem Mädchen danken, aber sie verschwindet. — Eine Mutter glaubt, ihr Kind habe sich an einem Kraut vergiftet und ißt den Ueberrest, um mit ihm zu sterben, denn sie hat sonst Niemand auf der Welt; aber das Kraut erweist sich als unschädlich.

Weniger anziehend sind Lentners historische Dichtungen, „Ritter und

Bauer" aus dem 12. Jahrhundert und „der Tiroler Bauernspiegel" vom Jahre 1809. Unbehaglich düster das Novellenbuch (1848), voll Erinnerungen an die Zeit der politischen Verfolgungen, unter der auch er gelitten.

Unter andern muß hier Euphrosine, die Geliebte des verfolgten Clemens Müller, einen verhaßten Beamten heirathen. Ihr Geliebter wird vor ihren Augen von ihrem Manne mit Hülfe eines großen Hundes, der ihn niederreißt, verhaftet und in Ketten gelegt. Dann in langer Untersuchung ergötzt sich der Beamte, nicht nur den Gefangenen, sondern auch seine eigne Gattin moralisch zu martern. Am Ende aber stirbt er und der glücklich Befreite heirathet noch seine Wittwe. — In einer andern Novelle läßt sich der treue Wastel für den Bruder seiner Geliebten fünf Jahre lang als Wildschütz ins Zuchthaus stecken, während sie von einem ruchlosen Freier umschlichen und bedrängt wird. Aber er wird noch frühe genug entlassen, um sie zu retten und zu heirathen.

Der „Bauernschinder" von H. E. Marcard (1844) ist ein treues, ganz aus dem Leben gegriffenes, aber schauererregendes Bild der aus dem modernen „Fortschritt" ausgeborenen Harpyen, die an Leib und Seele des Bauern nagen, der Wucherer, Güterschacherer, treulosen Creditgeber, Schuldscheinmäkler, Verführer zu Luxus, Verspotter der guten *alten* Sitten und Redlichkeit 2c.

Der Roman zeigt, wie durch solche höllische Künste unter dem Schutz der Gesetze der ehrlichste und bravste Bauer um Haus und Hof, Ehre und Seligkeit gebracht werden kann.

Mit mehr religiösem Auge und Trost faßte Friedrich Ahlfeld und Glaubrecht (R. L. Oeser) jener in fränkischen, dieser in wetterauischen Dorfgeschichten die Sünde und Corruption des Volkes auf. Die „norddeutschen Bauerngeschichten" von K. Ernst (1850) sind sehr grell.

Da kommt ein „ganzes Dorf voll Schurken" vor, ein Sohn, der unwissend seinen Vater erschießt; eine Hochzeit, auf welcher sich die Braut als schon von einem Andern in guter Hoffnung erklärt 2c. Nichts als Criminal- und Polizeigeschichten.

Hieher gehören noch die erzgebirgischen Dorfgeschichten von Wildenhahn, eine niedersächsische von Schirges, die „aus dem Volksleben" von Fr. Friedrich 2c.

Im norddeutschen Torfmoor wird ein junger Mann, der seinem Bruder

eben Geld bringen wollte, damit er heirathen könne, vom Vater der Braut ermordet und beraubt ꝛc.

Heinrich Pröhle, der die schönen alten Volkssagen des Harzes sammelte, schrieb 1851 die „Walddrossel".

Das ist eine schöne muntere Försterstochter, an deren einfache Liebesgeschichte sich die traurige Betrachtung der immer mehr durch Schulmeisterei und Einfluß des modernen Staats verschwindenden alten Volkssitte knüpft, mit der auch der tiefere innere Seelenfriede verschwindet.

Pröhle's Vater sammelte alle noch im Volk bis jetzt erhaltenen alterthümlichen Sitten und Gebräuche, um wenigstens, ehe sie vollends untergehen, ihr Andenken zu erhalten. Die Geschichten „aus dem Volk" von Edmund Hoefer (1852) suchen das Interesse mehr in der Wahrheit, als im romantischen Reiz.

Am einfachsten und rührendsten ist die Dorfgeschichte „verhandelte Treue" worin zwei Liebende getrennt und an Ungeliebte verheirathet werden. Das „Verlassene Haus" zeigt uns einen dörflichen Virginius, der seine Tochter erschießt, um sie vor der Verführung eines Grafen zu retten. Dazu Soldatengeschichten, Erzählungen eines alten Tambour.

Hoefer schrieb noch Geschichten aus alter und neuer Zeit, bewegtes Leben, Norien (Erinnerungen einer alten Frau), Schwanwiek (ein norddeutsches Natur- und Sittengemälde).

Vieler Beliebtheit erfreuen sich auch die schwäbischen Sittengemälde von Ottilie Wildermuth (1852), die sie seitdem nur zu fleißig fortgesetzt hat. Sie gehen weniger auf romantischen Reiz, als auf Naturwahrheit in Schilderungen des häuslichen Lebens aus. Am eigenthümlichsten sind ihre „schwäbischen Pfarrhäuser". Sie schließt den heitern Scherz nicht aus. Ernster, von tiefster Gemüthlichkeit und sehr fromm sind die Erzählungen der jung verstorbenen Frau Marie Nathusius, unter denen „das Tagebuch eines armen Fräuleins" von 1853 am beliebtesten wurde.

Das arme Fräulein wird aus großer Noth und Armuth durch einen wackern Edelmann gerettet, der sie heirathet. Voll Demuth und Anspruchslosigkeit weiß sie selber nicht, wie liebenswürdig sie ist und welchen Eindruck sie auf das Herz des Edelmanns gemacht hat. Das ist eines der reizendsten Charakterbilder unserer neueren Poesie.

Neben ihren übrigen Erzählungen zeichnen sich die „alte Jungfer"

und „Elisabeth“ am meisten aus, treue Bilder des weiblichen Lebens außer und in der Ehe.

Eine hübsche Dorfgeschichte „der Weihnachtsfund“ schrieb Hermann Kurz in Stuttgart 1856, nachdem er schon für eine gelungene Uebersetzung des Tristan und für seine Karlsschüler (Scenen aus dem Jugendleben Schillers) Beifall geerndtet hatte.

Eine fromme und brave Bauernmagd, Justine, wird verführt und betrogen, muß deshalb ihrem eigentlichen Geliebten, einem wackern Handwerksgesellen, entsagen, ohne daß er die Ursache ahnt, gebiert dann heimlich ein Kind und lebt in Ehrbarkeit fort, bis ihr Geliebter wiederkommt und sie ihm nun erst alles Vorgefallene gesteht. Er erkennt ihre Unschuld, heirathet sie und nimmt sich väterlich ihres Kindes an.

In dem Roman „Hieronymus“ von Maler Lucian Reich (1853) wird das Leben, Sitten, Tracht ꝛc. des Hebel'schen Heimathlandes in der Baar und im Schwarzwald zugleich in Schrift und im Bilde dargestellt. Die Zeichnungen sind sehr lieblich und treu.

Hieronymus ist ein armer Wäldler, an dessen Abentheuer sich die Schilderung des Landes und Volkes zwanglos anknüpft. Das Buch ist nicht blos Dorfgeschichte, sondern auch eine Quelle für die Sittenkunde.

9.

Wiedererstarkung der Religiosität.

Die unbedingte Herrschaft der Aufklärung währte nur bis zu dem großen Kriege im Jahr 1813. Damals im Unglück lernten die Gebildeten in Deutschland zum erstenmal wieder beten. Auch die katholisirende Romantik hing genau mit der patriotischen Reaction gegen Frankreich zusammen. Während der Restauration wurde dagegen sowohl in Oesterreich unter Metternich, als in Preußen unter dem verhegelten Ministerium Altenstein die kirchenfeindliche Frivolität gehegt und gepflegt. Nun ließ sich aber die einmal erwachte Sehnsucht edler Herzen nach der verlorenen Kirche nicht mehr unterdrücken und unter Protestanten, wie Katholiken wurde der Drang zur Kirche immer mächtiger. Davon gaben die Altlutheraner in Schlesien 1825 und edle Kämpfer für den Glauben

wie Harms, Scheibel, Hengstenberg ꝛc. und noch viel energischer seit 1837 der Erzbischof von Köln, Görres ꝛc. Zeugniß. Nach langen Kämpfen des Unglaubens mit dem Glauben führte das tolle Jahr 1848 einen nicht geahnten Triumph des letzteren herbei, denn aus Angst vor der Anarchie fingen nun auch die Bureaukraten und Philister an, der Kirche wieder Achtung zu erweisen.

In der Poesie haben sich diese Kämpfe nicht ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Tiefe nach abgespiegelt. Das Leben war hier (wie eigentlich immer) viel reicher als die Phantasiewelt der Dichter. Auf dem protestantischen Gebiete schafften die rationalistischen Consistorien am Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfang des unsern die alten frommen Gesangbücher ab und führten neue ein, worin die Stichwörter der alten Gläubigkeit (Christus, Herr) vermieden und moderne Surrogate (Vorsehung, Himmel, Weisheit) dafür gesetzt, auch die besten alten Lieder weggelassen und durch lehrhafte Altklugheiten ersetzt wurden. In Wilh. Bauer's Kirchenlied (1852) ist die ältere und neuere Methode in ihren Contrasten am besten charakterisirt. Die rationalistischen Kirchenlieder wurden zu Freimaurerliedern herabgewürdigt. Da sang man z. B.:

Vernunft, du sollst mich immer mehr
Die wahre Weisheit lehren.

* * *

Er thut, was Wohlstand ihm gebeut,
Doch trügend Spiel und Ueppigkeit
Heißt ihn die Klugheit meiden ꝛc.

Auch das Lied von Salis „das Grab ist tief und stille und deckt ein unbekanntes Land" wurde in die Gesangbücher für die Kirche aufgenommen, der jenes Land nicht unbekannt seyn darf. Eine Menge literarischer Spekulanten drängten sich damals auf, um den Herren und Damen die nicht mehr genießbare Bibel und Orthodoxie mit einer glatten, niedlichen und biegsamen Toilettentheologie zu ersetzen, Witschel seit 1798 mit seinen empfindsamen Morgen- und Abendopfern, Zschokke mit seinen weit verbreiteten Stunden der Andacht, hundert Andere mit galanten Frömmeleien für gebildete Töchter ꝛc.

Nach den großen Kriegen bemühten sich die wieder frommer und ernster gewordenen Consistorien, das Unkraut der Aufklärungszeit aus den

Gesangbüchern wieder auszutilgen und den alten Glauben im Kirchenliede herzustellen. Auch fanden sich viele neuere Sänger der Kirche. Ich werde sie hier nicht alle besprechen, so wenig wie alle älteren. Nur muß ich bemerken, daß bei den meisten die Frömmigkeit immer noch zu viel mit Selbstgefühl gepaart erscheint und daß in den neuen geistlichen Liedern das Wort Ich zu oft vorkommt. Auch haben die modernen Frommen mit den früheren Rationalisten in der Zurechtmachung der Toilettentheologie nur zu viel gewetteifert und in unzählbaren Communionbüchern, Hausandachten aller Art das Goldkorn des Wortes Gottes breit geschlagen zu Goldschaum und Modeflitter.

Einer der besten evangelischen Liederdichter ist Albert Knapp in Stuttgart, Sammler der alten Kirchenlieder (Liederschatz 1837). Seine eigenen geistlichen Lieder zeichnen sich durch die tiefste Frömmigkeit aus, werden aber oft zu wortreich. In seinen Hohenstaufenliedern (1839) besingt er den schönen Berg, auf dem einst die Burg unserer großen Kaiser stand, und knüpft daran stolze und wehmüthige Erinnerungen. — Sehr schön sind auch viele Lieder von Spitta: dessen „Psalter und Harfe", ein Buch, welches seit 1833 schon 22 mal aufgelegt und sehr verbreitet wurde. Sie sprechen durch tiefe Innigkeit des Gefühls und durch die Ruhe gläubiger Zuversicht an. — Aehnlich sind die schönen Lieder des Joh. Fr. von Meyer („Hesperiden") von 1836, voll hoher Andacht, Anbetung der Majestät Gottes, himmlischem Heimweh und Sehnsucht nach dem Frieden Gottes. Echt herrnhutische Lieder, nur etwas geschmackvoller, als die älteren, dichtete Karl Bernh. Garve.

Die Helden der Reformation wurden überaus oft gefeiert, besonders an der Jubelfeier von 1817 und 1830, aber meist prahlerisch, hochtrabend, geschmacklos. Keine Dichtung auf Luther erreichte an poetischem Werth das verrufene, aber am Ende doch geistreiche Schauspiel von Zach. Werner. Nur die epische Dichtung „Luther" von Bechstein (1834) nahm einen höheren und genialeren Schwung. Geringer waren die Schauspiele „Luther" von Klingemann, Haupt, Köster. Fröhlich feierte in epischen Dichtungen Zwingli und Hutten, Rellstab und Duller den Sickingen, in Schauspielen Schier den Huß; Schöne, Gehe, Fr. Förster den Tod Gustav Adolfs 2c.

Fr. Adolf Krummacher, ein angesehener Geistlicher Bremens,

hielt den Ton von Claudius und Herder ein. Seine „Parabeln“ von 1805 erlangten großen und verdienten Ruf durch ihre edle Einfachheit und Frömmigkeit. Aber der Dichter neigte etwas zu sehr zur weichen, empfindsamen Familienseligkeit hin.

Die Kinderwelt, 1806. Festbüchlein. Die Liebe, ein Hymnus. Apologien und Paramythien. Johannes, ein Drama. Bilder und Bildchen. Das Täubchen rc.

Das Epos „Jesus“ von G. A. von Halem (1810) ist eine Ergänzung zu Klopstocks Messias, indem es da aufhört, wo dieser anfängt, sentimental und langweilig.

Großen, nicht durchaus verdienten, Ruhm erlangten die Glockentöne von Friedrich Strauß, 1815. Derselbe faßte im frommen Wupperthale die Eindrücke seiner nächsten Umgebung als Scenen aus dem Leben eines jungen Geistlichen zusammen, in einem äußerst salbungsvollen, kokett frömmelnden Tone, viel zu süßlich. Erscheint auch das Bestreben, die gebildete Welt wieder frömmer zu stimmen, an sich löblich, so sollte es sich doch anderer Mittel bedienen, als dieser eiteln Selbstportraitirung. Die Liebe zu Gott darf nicht verschwimmen mit der eigenen Beliebäugelung im Spiegel. Die Glockentöne verschafften dem jungen Dichter eine Hofpredigerstelle in Berlin. Er schrieb noch zwei geistliche Romane „Helons Wallfahrt nach Jerusalem“ und die „Taufe im Jordan“, beides nur belehrende und zugleich etwas sentimentale Sittengemälde aus der Anfangszeit des Christenthums.

Sämundis Führungen, ein Roman von J. A. Kanne mischt Christen- und Maurerthum.

Sämundis reißt sich aus den heidnischen Mysterien los, um sich in die christlichen einweihen zu lassen. Die ersteren, sowohl des Typhon als des Bacchus, sind in ihrer wilden Sinnlichkeit wenigstens kurzweiliger als die letzteren, in denen die Geheimbündlerei und maurerische Phrasenmacherei und Moralitätsprahlerei sehr langweilt. Fast komisch ist die Zuziehung der Frauenzimmer. Es muß sich in diesem sittlichen Roman alles paaren.

R. A. von Boguslawski schrieb ein Epos Diocles (Berlin, 2. Aufl. 1817) in Hexametern, zur Verherrlichung des Christenthums, gut gemeint, aber zu empfindsam.

Diocles (Kaiser Diocletian) hat Frau und Tochter verbannt, weil sie sich

zum Christenthum neigen, entsagt später als Philosoph der Regierung, verirrt einmal in der Einsamkeit des Gebirges, wird aus Lebensgefahr durch einen ehrwürdigen Greis gerettet und von demselben in die Geheimnisse des Christenthums eingeweiht, erkennt dessen Vortrefflichkeit an und findet nun auch Frau und Tochter wieder.

Besser waren Hesekiels Blüthen heiliger Dichtung und dessen Bilder aus dem Leben eines Studirenden (1822), und Theremins Abendstunden, Stimmen aus Gräbern, Adalberts Bekenntnisse (1828).

Ein wenig seltsam war der Roman „Joseph Sannazar" von Theod. Melas (1837),

sofern sich hier zwei irdisch Liebende bei jedem Händedruck und Kusse einbilden, Christus müsse zwischen ihnen stehen und jedes von beiden liebe und küsse eben nur den Herrn. Das ist gut gemeint, aber geschmacklos und eine unstatthafte Herbeiziehung des Heiligen.

Ein Extrem von Weichlichkeit stellten die übrigens recht frommen „Klänge aus der Welt des Gemüths" von Wilhelm St. Paul (1839) dar.

Der Dichter verlangt, wir sollen alle wieder Kinder werden, nur in der Kindheit allein könne der h. Geist wieder geboren werden.

Hieher gehören noch zwei fromme epische Dichtungen von D. Pape (die Sterne 1837 und Christus 1840).

Eine merkwürdige Erscheinung waren 1843 die Gedichte Friedrich Becks, weil sie den damals die Literatur durchtobenden Heiden und Juden das Kreuz vorhielten und sie mahnten, das Kreuz werde siegreich über dem Erdenrunde stehen bleiben. Auch neigte dieser Dichter zur Form der alten Minnesänger hin.

Eine Rose blühte, so lieb war keine mir;
Ich pflegte mit sorglicher Hand sie für und für,
Bald aber senkte das Haupt sie welkend nieder,
Und mußte scheiden;
Meine Leiden
Sah sie und sprach: im Lenze kehr ich wieder.

Im Jahre 1841 hat Stehling ein „jüngstes Gericht" gedichtet,

worin die Welt nicht in der Fülle ihrer Kraft und Sünde durch Gottes Zorn zerstört wird, sondern gleichsam nur an Alter und Entnervung abstirbt, wie eine alte Uhr stockt und stehen bleibt. Die Sonne läuft nicht mehr, das Meer

trocknet aus. Als letzter Mensch bleibt der ewige Jude übrig. Da brausen Meteore hervor und stecken die Erde in Brand. Der Jude stürzt hinein. Die verbrannte Erde bleibt als Schlacke zurück, in der Satan nunmehr bequem seine Residenz aufschlagen will. Da eröffnet Gott das Weltgericht, alle Todten stehen auf; der Tod selbst, der entwichen war, kommt zurück, um — Satan zu tödten und stirbt dann selbst. Zum Schluß allgemeine Amnestie und Versammlung der Menschen in einer neuen Welt ohne Uebel. — Obgleich diese Dichtung in der That sehr viel Schönes und Ergreifendes enthält, ist sie doch nicht kirchlich. — Derselbe dichtete „Deutschlands Freiheitskämpfe“ in einem langen Epos (1845).

In mehreren Tendenzromanen wurden die religiösen Gegensätze der Zeit gespiegelt.

In dem Roman „Wahl und Führung“ von Heinr. Wilhelmi (1818) wird der gläubige Protestantismus gegenüber vom Katholicismus und Unglauben erhoben.

Der Katholik Leopold wird von dem Bewußtseyn gequält, einen Meuchelmord veranlaßt zu haben. Die bekannten Heilmittel seiner Kirche gewähren ihm keinen Trost. Erst Theodorus, der sanfte, allliebende, tolerante Protestant, gibt ihm die Seelenruhe zurück, hauptsächlich durch den Beweis, daß der scheinbar Gemordete noch lebe. Alle versammeln und versöhnen sich dann am Grabe dieses Theodorus, der ein wenig Lessings Nathan nachschlägt und eher ein Theophilanthropist, als ein Christ ist.

Wilhelmi schrieb noch mehrere ähnliche Romane. Im „Cölestin“ stellt er dem Priester den Menschen entgegen. Der berühmte Theologe de Wette schrieb 1821 den Roman „Theodor oder des Zweiflers Weihe“ und 1829 „Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeist“. Beide lehrhaft.

Im ersteren beschreibt er den Bildungsgang eines protestantischen Geistlichen unter Erwägung aller damals vorkommenden theologischen Richtungen, im zweiten den Bildungsgang eines Laien unter Erwägung der damals herrschenden wissenschaftlichen und ästhetischen Ansichten. Ungefähr im Geist Herders gedacht, ein sittlich-gemüthlicher Rationalismus unter ausdrücklicher Verwahrung gegen Pfaffenthum und Pietismus. Im Melchthal fällt widrig auf, daß es eine Dame ist, von der alle theologische Weisheit ausgeht.

Merkwürdige Tendenzromane schrieb Professor Succow in Breslau unter dem Namen Posgaru, 1829 die „Liebesgeschichten“,

worin ein Graf einen fein epikuräischen in Göthe's Namen versammelten kleinen Freundeskreis um sich bildet, in welchen ein männlicher und sittlich

reiner Baron als Gast eintritt, sich bald aber unwillig wieder entfernt. Plötzlich aber wird der Kreis zerrissen, indem der Bruder eines vom Grafen arglistig verführten Mädchens diesen ermordet.

Bald darauf fügte Succow den „Germanos“ hinzu, eine Apotheose des Protestantismus oder vielmehr der Zukunftskirche.

Eine durch Zwietracht und Verbrechen zerrissene italienische Fürstenfamilie versöhnt sich in dem neuen Glauben (zur Zeit Karls V). Der alte Germanos erblickt in einer Vision eine allegorische Umdeutung der alten Schöpfungstage und zugleich der Apokalypse in die neue Schöpfungszeit der Reformation, worin die letztere 1) dem „Es werde Licht“ und 2) sogar dem großen Auferstehungsmorgen gleich gesetzt wird.

Als die Kölner Wirren aus Anlaß der gemischten Ehen ausbrachen, (1837), schrieb Oberconsistorialrath Bretschneider in Gotha, ein fanatischer Rationalist, einen Tendenzroman „der Freiherr von Sandau“.

Ein protestantischer Hauptmann liebt ein katholisches Mädchen, die Tochter des Freiherrn von Sandau. Ein katholischer Pater mißbilligt diese Verbindung und intriguirt dagegen, aber ein bejahrter katholischer Weltpriester findet sie entschuldbar und hilft sie dem Fräulein erleichtern. Alles in der Manier Kotzebue's. Liebe geht über Religion. „Sie (die katholischen Priester) lieben nicht, die süßesten Menschenfreuden sind ihnen verpönt; von Rom ist keine Barmherzigkeit zu hoffen.“

Eben so ist ein Trauerspiel von Angelstern (1839) gedacht.

Angelica von Detmaringen, eine Protestantin, die glückliche Gattin des katholischen Grafen Sigismund, wird von dem katholischen Priester Molina verfolgt, und als sie nicht katholisch werden will, der Untreue verdächtigt. Ihr Mann, ganz in des Priesters Hand, hört auf sie zu lieben und bedrängt sie mit falschen Beschuldigungen. In der Angst sucht sie Rettung bei einem protestantischen Jugendfreunde Walther, der einst den Grafen vom Tode gerettet hat. Aber ihr Verhältniß bleibt nicht rein. Aus Verzweiflung vergiftet sie sich, Walther aber wird vom Grafen erschossen.

Eine antiprotestantische Tendenz hatte dagegen der Roman des zur katholischen Kirche übergetretenen W. Meinhold (der getreue Ritter oder Sigismund Hagen).

Unter den Romanen, die eine Vermittlung zwischen Katholicismus und Protestantismus anstrebten, steht Tiecks Aufruhr in den Cevennen (siehe oben S. 309) voran, blieb jedoch ohne Ausgang. Friedrich von Uechtritz schrieb 1853 den Roman „Albrecht Holm“,

worin Agnes, eine ehemalige Nonne, als Gattin des einseitig protestantischen Holm zwischen diesem und seiner früheren Geliebten, der einseitig katholischen Lucrezia, stehend, den Gegensatz beider friedlich ausgleicht und den Beweis liefern soll, daß das Edelste beider Glaubensformen wohl in einem Wesen könne verschmolzen werden.

Gotthilf Heinrich von Schubert, Professor in München, verband mit reichem naturwissenschaftlichem Wissen eine tiefe und sanfte Frömmigkeit. Alle seine gelehrten Werke sind von der letztern durchdrungen, vorzugsweise die astronomischen und die psychologischen.

Seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" von 1803, seine „Symbolik des Traums" 1814, sein großes Werk über „die Seele, die Seelenkrankheiten" rc. haben Epoche gemacht.

Er schrieb auch Erzählungen, worin eine Art pietistische Richtung doch keineswegs zu Kopfhängerei führt, sondern der Jugend sehr praktische Lehren ertheilt werden und unter anderm auch vor dem falschen Pietismus gewarnt wird (in der Geschichte des Jakob Werner). Auch seine Lebensgeschichte, seine Reisen rc. zeigen diesen frommen und zugleich verständigen Geist.

Einer der edelsten Dichter der frommen Richtung ist Victor v. Strauß, fürstlich Lippe'scher Geheimerath. Seine lyrischen Gedichte gehören zu den schönsten der Neuzeit, z. B. das vom Kölner Dom, die Anrede an sein Roß, die Dampffahrt rc. Meister des Wohllauts ist der Dichter auch geistreich, wie der schöne Mythus vom Dampf beweist.

Hephästos sitzt, grollend über Aphroditens Untreue, am Meere. Da verwundet ihn Eros mit einem Pfeil und macht ihn in die schöne Galatea verliebt. Gierig stürzt nun der Feuergott in die kalte Fluth und zeugt mit Galatea (dem milchweißen Schaum) den Atmos (Dampf), welcher seines Vaters Liebling und von ihm in seiner Schmiede mit mächtigen Waffen ausgerüstet wird (der Dampfmaschine).

Im „Kirchenjahr im Hause" von 1845 hat Strauß fromme Betrachtungen in Versen an alle hervortretenden Tage des Kirchenjahrs angeknüpft; 1856 gab er noch weitere weltliche und geistliche Gedichte und ein Osterspiel „Judas Ischarioth" heraus.

In dem Schauspiel „Gudrun" machte Strauß den merkwürdigen Versuch, einen altnordischen Stoff in der Sprache des Sophokles zu behandeln, und in der That paßt diese ernste, würdevolle Sprache, in welcher

der sieben- mit dem fünffüßigen Jambus wechselt, sehr gut zu den hohen Charakteren des Gedichts. Diese Form sagt dem Stoff besser zu, als die, welche Fouqué und Oehlenschläger wählten. Dabei versuchte sich Strauß auch in einer classischen Tragödie „Polyrene", ein schönes, würdevoll ausgeführtes Charakterbild.

Die unglückliche Tochter des Priamus wird auf dem Grabe des Achilles, dem sie hätte vermählt werden sollen, geopfert.

In dem Trauerspiel „Katharina" (schon von 1828, seinem ersten) zeichnet Strauß mit Meisterschaft die geheime Liebe eines demüthigen und tugendhaften Mädchens, die an ihrem Schmerze stirbt, ohne ihn zu verrathen.

Das bedeutendste Werk des Dichters ist ein Epos „Robert der Teufel" von 1854.

Kinderlose Eltern wenden sich, um ein Kind zu bekommen, endlich an den Teufel und die Frau gebiert Robert, der von seinen schlimmen Eigenschaften der Teufel zubenannt wird. Nach ungeheuren Freveln bekehrt er sich und thut Buße. Nach altfranzösischer Sage. Strauß hat sowohl den verteufelten Sünder und Wütherich, als später den reuigen Büßer mit den lebendigsten Farben geschildert. Neben ihm nimmt seine Mutter mit ihrer Angst das Interesse am meisten in Anspruch. Die Reue in diesem Mutterherzen ist von ergreifender Wahrheit. Wie Robert Frevel auf Frevel häuft, wie seine Barone sich zusammenschaaren und ihn mit constitutionellen Vorstellungen zähmen zu können glauben, was ihnen kläglich mißlingt, das alles ist vom Dichter sehr gut gezeichnet. Die Bekehrung erfolgt endlich durch den Anblick der schönen Kaiserstochter Aweline, welche Robert unterwegs überfällt, um sie zu berauben, und deren ganzes Gefolge er erschlägt. Ihr Anblick bezaubert ihn, wie die Dämonen der Manichäer der eines Engels. Sein ganzes Wesen wird umgewandelt, nur einmal noch tobt er seine alte Wuth aus, aber nur an den Gefährten seiner Wildheit.

Von ganz anderer Art ist das schon 1841 erschienene Epos „Richard", indem es ganz den durchsichtig klaren Ton und die Ruhe, wie Göthe's Dorothea, einhält.

Richard, ein junger Liberaler, der eine Zeitlang sogar auf die Festung gesetzt wurde, ist gleichwohl so loyal, die empörten Bauern zu beruhigen, wird im tapfern Kampf für seinen Fürsten verwundet, gewinnt aber dadurch die Gunst dieses wohlwollenden Herrn und die Hand seiner Geliebten.

Strauß hat in seinem Roman „Theobald" (1839), welcher in der

bewegten Zeit der Freiheitskriege spielt, hauptsächlich das zarte Verhältniß zweier Geschwister zu einander geschildert.

Durch einen Ruchlosen sind die Geschwister Theobald und Marie ihren vornehmen Eltern und ihrem reichen Erbe entrissen und zugleich von einander getrennt worden. Sie finden sich wieder, ohne sich zu kennen, Marie als die angebliche Tochter des ruchlosen Räubers, der endlich entlarvt wird. Nicht minder zart wie zur Schwester ist Theobalds Stellung zu seiner Geliebten Hildegard und ihrer Schwester Clara.

Im „Erbe der Väter" 1850 schildert der Dichter die Verschuldung und Buße eines jungen Mannes im Revolutionsjahr 1848.

Die „Erzählungen" von Strauß (1846 und 1854) enthalten treffliche Gemälde nach dem Leben, z. B.

die rührende Geschichte eines verloren gegangenen Knaben, der sich unter den niedersten Volksklassen in größter Verwilderung umtreiben muß, aber durch eine Erinnerung an seine bessere erste Jugend und später durch Gottvertrauen und Frömmigkeit getragen, sich edler ausbildet, als er es vielleicht als reicher Jüngling vermocht hätte. — Der Contrast zwischen einem alten frommen Schulmeister und einem modernen, im Seminar hochgeschraubten Herrn Lehrer. — Die rührende Geschichte Sophiens, einer armen von ihrem Vater roh mißhandelten Tochter, welche durch himmlische Geduld, durch Wohlthaten, welche sie ihren Feinden erweist rc., endlich des Vaters Herz bezwingt und ihn bekehrt. — Triumph des religiösen Pflichtgefühls in der Ehe über Neigungen des Herzens. — Die Bekehrung eines Communisten, nachdem er in die ganze Verwilderung seiner Anhänger hineingeblickt. — Die Bekehrung eines dem Pantheismus verfallenen Theologen rc.

Ignaz Heinrich, Freiherr von Wessenberg, als Verweser des Bisthum Constanz vom Papst nicht bestätigt, Bruder des österreichischen Ministers, schrieb seit 1800 viele Gedichte, auch religiöse, sittliche, kunstgeschichtliche Schriften. Unter den Gedichten stehen die epischen voran.

„Julius oder die Pilgerfahrt eines Jünglings" zeigt uns Julius in Begleitung des älteren Eudor, ungefähr wie Seume, aus Schmerz um das damals unter Napoleon leidende deutsche Vaterland, nach Italien pilgernd, wo sie sich in den großen Erinnerungen der Vorzeit zerstreuen. Julius bewahrt in treuem Herzen seine Liebe zu einem deutschen Mädchen, findet sie aber nicht eher wieder, bis er noch in Spanien hat kämpfen müssen.

„Irene", die letzten Kämpfe des siegenden Christenthums, ein sehr lebendiges Gemälde des römischen Reichs, Athens und Jerusalems, wo sich die letzten Blüthen des antiken mit den ersten des christlichen Geistes berühren. Die Tendenz des Dichters gibt sich als tolerant zu erkennen.

Sie, deren Ideal uns Christus zeiget,
Hält alles Wahre, Gute, Schöne werth,
Das Kleinod auch, im Heidenschacht erzeuget ꝛc.

„Franz und Paul oder die Wehen im Thal“ ist ein kleineres, minder bedeutendes Gedicht. Das Thal wird von einer großen Plage befreit, aber die Losung ist „der Freiheit Bahn sey fortan Liebe“.

„Padilla oder der letzte Freiheitskampf Castiliens“ ist eine Jambentragödie zur Verherrlichung der Maria Padilla, der spanischen Freiheitsheldin, die hier völlig wie ein weiblicher Marquis Posa redet.

Herr von Wessenberg schrieb auch sehr viele lyrische Gedichte, theils geistliche zur Ehre Gottes, theils Naturbilder, Reisebilder, vornämlich aus Italien, Lieder der Freundschaft, Lehrhaftes und Epigramme. Ueberall eifert er für edle Sitte, deutsche Tugend und Reinheit, Humanität und christliche Liebe, Duldung und Versöhnlichkeit. Der sterbende Fechter, die weltberühmte Statue auf dem römischen Capitol, veranlaßt ihn zu einem seiner schönsten Gedichte.

Wer bist du, Fechter! der so zierlich stirbt,
Der mit der Glieder Stellung und Geberde
Um weicher Römer schnödes Lob noch wirbt,
Da mit dem Blut das Leben strömt zur Erde?
Wie lustberauscht jetzt aller Augen blinken
Bei deines Haupts schön abgestuftem Sinken!

O Schmach der Knechtschaft, zu der Menschheit Hohn!
Barbaren, auf! eilt mit des Sturmes Flügel!
Nicht ungerächt sterb' eurer Wälder Sohn
Zum Zeitvertreib des Volks der sieben Hügel!
Seht, jetzt erblaßt er. Hört von allen Stufen
Unmenschlich Jubeln laut der Rache rufen!

Wessenberg steht den frommen Protestanten noch ziemlich nahe. Dagegen hat die strengere Richtung des Katholicismus nicht minder ihre Vertreter in der Poesie gefunden.

Des feurigen Görres milder Sohn Guido dichtete seit 1838 zarte Marienlieder, ein Weihnachtskripplein, ein Leben der h. Cäcilie in Gesängen und ein Paar hübsche Märchen (Schön Röslein und der Hörnene Sigfried). Der Zug zum kindlich Frommen charakterisirt ihn. Es ist etwas Morgendliches, frisch zum Leben Aufathmendes in seinen Dichtungen. Ihm zunächst steht sein Münchner Freund Graf Pocci, dessen

Dichtungen 1843 gesammelt wurden (Romanzen, Legenden, Märchen, Kinderlieder), von zarter Gottesminne, warmer Vaterlandsliebe und einem edeln Sinne für das Einfache. Einen bedeutenden Ruf erwarb sich auch Wilhelm Smets 1840 mit seinen schönen Gedichten, die den gothischen Horizont heraufführen und die Glockentöne vom Kölner Dom her sinnig deuten. Doch ist auch vielerlei Weltliches in diesen Liedern, in denen noch besonders die Beziehungen auf seine Mutter, die berühmte Schauspielerin Sophie Schröder, merkwürdig sind, sofern er erst im 20. Jahr erfuhr, daß sie seine Mutter sey.

Sehr interessant sind die frommen Lieder einiger jungen Kleriker. Michelis, der nicht unberühmte Caplan des Erzbischof von Köln, Droste zu Vischering, während der Kölner Wirren, saß lange in einer Festung gefangen und sang hier die zartesten Lieder, die erst nach seinem Tode 1857 gedruckt erschienen. Eines der lieblichsten ist ein Marienlied. Aber er vergißt über persönlichem Leid und Kummer der Gefangenschaft nie die Kirche, die er vertheidigt, und das Vaterland. Seine Gedanken gehen hoch. Er hört in seinem Kerker die feierlichen Töne der alten Glocke vom Magdeburger Dome und ruft:

Hoch auf der Thürme Wolkenthron
Prangt noch die alte Kaiserkron.
O schöne Zeit, wo noch im Bund
Das Reich mit Gottes Kirche stund,
Eh hier erlosch der heil'ge Glaube
Und dann das Reich zerfiel zu Staube.

Diesem edlen Sänger, der früh in's Grab sank, steht der Jesuit Georg, Fürst von Waldburg-Zeil, würdig zur Seite. Seine 1856 gedruckten Gedichte sind voll kindlicher Andacht.

Unter andrem singt er auch einmal von seinem berühmten Ahnherrn, dem Georg Truchseß, der im Bauernkriege die Bauern zu Tausenden niederhauen ließ, und fügt hinzu: auch er kämpfe wider die rebellischen Bauern (1849), und in denselben Gegenden, aber nicht mit dem Schwert, sondern als Missionär mit dem Worte Gottes. In einem andern Liede gedenkt er des wüthenden Hasses, der seinen Orden überall verfolge, und preist sich glücklich, die Schmach auf sich genommen zu haben, denn tapferer sey doch keine Schaar auf Erden, als zu deren Banner er geschworen.

Auch Pater Morel von Einsiedeln gab 1852 Gedichte heraus voll

Frömmigkeit und heiterer Sicherheit. Am anziehendsten sind seine Schilderungen des katholischen Alpenvolkes, das in alter Treue nie von den Altären gewichen sey.

Mitten im Sturmjahr 1849 tauchte ein junger Dichter auf, Oscar von Redwitz, dessen episch-lyrisches Gedicht „Amaranth" ungemeines Aufsehen erregte, so daß schnell ein dutzend Auflagen davon vergriffen waren. Besonders die durch die Revolution geängstigten adeligen Damen fanden einen Trost darin und verbreiteten es in ihren Kreisen.

Der edle Walther freit um die schöne Ghismonda. Sie aber ist das emancipirte Weib, der Freigeist, die Personification der gesammten modernen von Gott abgewandten Bildung, weshalb er sie verläßt, um seine Liebe der bescheidenen Amaranth zuzuwenden, welche tief im Schwarzwald am Spinnrocken sitzt und die alte gute fromme Zeit personifizirt. Der epische Faden des Gedichts verbindet aber nur einen Kranz von kleineren Gedichten, die bald romanzenartig erzählen, bald canzonenartig in Rede und Gegenrede wechseln, bald in Sonetten, Waldliedern 2c. rein lyrisch bleiben und in einem eigenen, gleichsam süß träumerischen Ton geschrieben sind, der zuweilen an Tiedge mahnt, und dessen musikalische Wellen uns manch reizendes Bild entgegentragen.

Dieses erste und beste Gedicht von Redwitz wurde zu sehr gelobt. Die katholische Presse glaubte in ihm eine Art von Messias der Poesie zu sehen, welcher die heidnisch gewordene wieder christlich machen werde. Zu einem so großen Werk war seine Kraft zu schwach und sein Talent zu spielend. Die lyrischen Gedichte, die er 1852 herausgab, waren gering. Er sprach darin mit unangenehm auffallender Eitelkeit mehr von sich, als von Gott. Gänzlich verfehlt aber war sein mit großer Ostentation angekündigtes Schauspiel „Sieglinde".

Sieglinde, die fromme Tochter des bösen Schenken von Limburg, der am Morde Kaiser Albrechts betheiligt ist, wird gezwungen, den noch bösern Wildgrafen von Stein zu heirathen und hat sich bereits entschlossen, das schwere Opfer zu bringen, als ein deus ex machina sie rettet. Man entdeckt nämlich, der Wildgraf sey schon verheirathet mit einer Person, die er unglücklich gemacht hat. Nun ist aber der Wildgraf im Besitz eines Briefes, der den Schenken compromittirt, bedient sich desselben und droht, die ganze Familie in Ketten und Banden zu bringen. Nur ein Mittel kann sie retten: Sieglinde soll sich dem Wildgrafen ergeben. Aber auch aus dieser Noth wird sie durch einen zweiten deus ex machina gerettet. Sie hat nämlich einen seufzenden Liebhaber, den jungen Arthur, der zufällig hört, die Kaiserin Wittwe

reise in der Nähe. Zugleich gibt sich eben dieser Arthur als Prinz von Frankreich zu erkennen und sagt Sieglinden, seine Mutter willige ein, sie als Schwiegertochter aufzunehmen. Nun scheint alles Leid überwunden zu seyn, aber Sieglinde besteht darauf, nur von einem Knecht begleitet und zu Fuß zur Kaiserin zu gehen, um ihren Eltern Gnade zu erbitten, selber aber zu sterben. Der Prinz — läßt sie wirklich gehen; nun läuft sie, läuft, daß der Knecht kaum nachkommen kann, und holt sich einzig durch dieses unvernünftige und durchaus unnütze Laufen wirklich den ersehnten Tod. — Da ist alles Unnatur. Die Kaiserin hat nie einem Mörder ihres Gemahls verziehen. Ein französischer Prinz hat nie eines in Ketten liegenden armen deutschen Edelmanns Tochter gefreit, oder hätte er sie gefreit, würde er sie auch gerettet haben. Sieglinde selbst mußte entweder beim Prinzen bleiben und ihn heirathen, oder, wenn sie der Welt entsagen wollte, ruhig in ein Kloster gehen. Ihre Einbildung, sie müsse sterben, um das verstockte Herz ihrer Eltern zu erschüttern, ist lächerlich, und eine solche Bizarrerie mit dem Opfertode des Heilands zu vergleichen, aus Sieglinde einen weiblichen Christus zu machen, wie Redwitz z. B. S. 73 thut, ist ein arger Mißbrauch.

Später schrieb Redwitz ein historisches Drama „Thomas Morus“, verständiger angelegt, aber ohne besondere Vorzüge, und eine „Philippine Welser“, die ich noch nicht gesehen habe.

Paul Heyse brachte 1858 die Legende von der h. Thekla in ein Epos in Hexametern,

welches viele Schönheiten enthält, aber in der Hauptsache verfehlt ist, weil es an die Stelle der christlichen Demuth die Hoffarth des Hegel'schen homme-dieu setzt.

Eine nicht glückliche Nachahmung des Messias von Klopstock war 1843 die Mariade von Ferdinand Wirth. Auch dieser katholische Dichter weicht von der kirchlichen Tradition willkührlich ab.

Am Schluß fährt die Madonna auf, aber nicht zu einem gold- und rosenwolkigen Himmel, aus dem sie Engel anlächeln oder der ewige Sohn oder der Vater, oder die Dreieinigkeit ihr die himmlische Krone reicht, wie die Maler es darzustellen pflegen; sondern sie macht zuerst eine Reise nach dem Monde, wo sie von den ungetauften Kindern empfangen wird. Es ist nun wohl eine schöne Sage, daß im Monde die ungetauften Kinder sich bis zu ihrer Erlösung aufhalten; doch entsprechen ihr keine andern Sagen von andern Planeten, wodurch die Himmelsreise der Madonna irgend motivirt werden könnte. Auf dem Planeten Vesta wird die „Virginität“ repräsentirt, die „Generation“ auf der Juno, die „Reproduktion“ auf der Ceres, die „Zufriedenheit“ auf der Pallas, die „Inspiration“ auf dem Jupiter, die „Attraktion“

auf dem Saturn, die „Geistesdisciplin" auf dem Uranus. Das ist alles überaus willkührlich und ein gewiß unnöthiger Aufenthalt der Madonna auf ihrer Himmelfahrt.

Viel besser ist „der Christbaum" von P. B. Piringer (1848).

Ein lyrisches Lehrgedicht, welches an den Christbaum, seine Lichter 2c. eine poetische Betrachtung der ganzen Welt anknüpft, wie in Schillers Glocke, voll schöner Schilderungen, nur daß alles von christlichem Ernst durchdrungen ist.

Aehnlich „die Welt ein Epos" von Sebastian Brunner (1844), den wir schon unter den Bekämpfern der revolutionären Dichtung kennen lernten.

Der Dichter sieht in der ganzen Natur, in jedem kleinsten Dinge den Spiegel des Schöpfers und die Widerlegung der Zweifler. An diesen Grundgedanken reiht er schöne Naturbilder.

Zum Humor geneigt, wie Brunner, hat Alban Stolz zu Freiburg im Breisgau doch hauptsächlich durch den tiefen christlichen Ernst seines „Calenders für Zeit und Ewigkeit" Ruhm erworben. Sein Humor polemisirt gegen Protestantismus und Aufklärung in seinen Streitschriften gegen Schenkel und in seinem Reisewerk „Spanisches".

Die katholische Kirche fand eine Sängerin ersten Ranges in Annette von Droste-Hülshoff (1851).

Auf meiner Stirn dies Kreuz
Von Asche grau;
O schnöder Lebensreiz,
Wie bist du schlau
Uns zu betrügen!
Mit Farben, hell und bunt,
Mit weiß und roth
Deckst du des Moders Grund;
Dann kommt der Tod
Und straft dich Lügen.

Dies ihre Weltanschauung, dies ihre Sprache. Die Frühverstorbene hinterließ in ihrem „geistlichen Kirchenjahr" einen Schatz der schönsten und frömmsten Lieder. Am nächsten kam ihr Frau von des Bordes, geborne Brentano de la Roche in ihren geistlichen Liedern (1853), in denen der Ton inniger Liebe und Hingebung vorherrscht.

Die jüngste Dichterin der Kirche ist Emilie Ringseis in München, deren beide kleine geistliche Schauspiele „Veronica" und „die Sibylle von Tibur" von einem so heiligen Ernst, von einer so altkirchlichen Strenge sind, daß sie von keinem Manne hierin übertroffen worden wäre.

Indem ich schließe, muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich nicht alle neueren Dichter, die es verdient hätten, genannt habe. Auch beim besten Willen ist es nicht möglich, die ungeheure Menge der Dichter zu übersehen. Es liegen mir an zweitausend verschiedene Sammlungen lyrischer Gedichte, alle aus den letzten vier Jahrzehnten, vor und das sind noch lange nicht alle, es sind ihrer noch mehr gedruckt worden. Es muß daher entschuldbar erscheinen, wenn auch einmal ein besserer Dichter vergessen wird. Ich kann nur den Wunsch ausdrücken, Autoren oder Verleger oder überhaupt Freunde der Dichtkunst möchten mich durch ihre Bemerkungen oder Zusendungen von übergangenen irgend werthvollen Werken in den Stand setzen, in einer zweiten Auflage meines Buches das etwa Versäumte nachzuholen.

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

II.

Dichter.

Seite

Berichtigungen und Zusätze.

Band I. S. 254 ist durch einen Zufall das Blatt nicht abgedruckt worden, welches von Heinrich Suso, genannt Amandus, handelte. Dieser zu Constanz geborene, zu Ulm gestorbene Mönch des 14. Jahrhunderts schrieb mehrere mystische Werke (herausgegeben von Diepenbrock 1829), worin er seine Liebe zum Heiland als Roman seines Lebens mit seltener Kindlichkeit, Innigkeit und süßer Gluth schildert.

S. 433 ist nachzutragen: Strickers Märe von den Gäuhühnern (herausgegeben von Pfeiffer 1859). In diesem kurzen Gedicht spricht sich der ganze Trotz der niederösterreichischen Bauern (im 13. Jahrhundert) gegen den Adel aus.

Band II. S. 92 Zeile 3 von oben lies: Raffinement. Zu S. 502 ist zu bemerken, daß Stranitzki's Reise aus Salzburg, die ich nicht bekommen konnte, wahrscheinlich dasselbe Buch ist, was noch einmal von seinem Nachfolger, dem beliebten Wiener Hanswurst Prehauser, ohne Jahrzahl edirt wurde, mit einem Anhang „Hanswurstische Träume", ganz im ähnlichen Humor. Hier träumt der Hanswurst z. B., er werde in ein Kammermärchen verwandelt und müsse einer bösen Dame dienen. Doch sind alle diese Sachen schwächer als Stranitzki's olla-patrida (nicht olla potrida), die in der Gesprächsform an des Erasmus colloquia, in der Sprache an P. Abraham a St. Clara erinnert, aber in die schlechtesten Sitten der Zeit hineinblicken läßt. Am witzigsten ist S. 208 das Gespräch zweier Mägde.

Band III. Seite 1 Zeile 11 von unten lies Freienthal. S. 6 Z. 13 von oben l. des Koluthos. S. 42 Z. 7 v. o. l. Querzüge. S. 114 Z. 15 v. o. l. Wenzel Falk. S. 140 Z. 9. v. u. l. Buhlerinnen. S. 142 Z. 15 v. u. l. parvenu. S. 173 Z. 2 v. u. l. Kunz statt Kurt. S. 174 die Kapitelzahl 2 st. 3. S. 190 Z. 10 v. o. l. Rathenau. S. 241 Z. 17 v. u. l. Amphitruo. S. 243 Z. 17 v. u. l. Ständchen. S. 258 Z. 18 v. o. l. grellen Contrasten S. 343 Z. 11 v. u. l. 16 st. 15. S. 372 die Kapitelzahl 6 st. 3. S. 385 Z. 5 v. o. l. Sachen st. Sagen. S. 388 Z. 2 v. u. l. Krone st. Kram. S. 440 Z. 3 v. o. l. seine Romane. S. 458 Z. 10 v. u. l. Wochenstube. S. 472 Z. 13 v. u. l. von der Heyden.

9